München, 5. Januar 1944
49. Jahrgang / Nummer 1

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Roosevelt in Sizilien

(Erich Schilling)



„Ist das der ganze Sieg der Demokratie, Mr. Roosevelt?"
„O no, wir liefern noch viel mehr davon!"

Roosevelt in Sicilia: "Ed è questa tutta la vittoria della democrazia?„ — "O no, possiamo fornirvene ancor molto di più!„

Der Eisplatz - Patinaggio (J. Hegenbarth)



DIE SITZUNG

VON WALTER FOITZICK

„Liebes Weibchen, ich habe heute abend eine wichtige Sitzung ...", so fangen 87345 sogenannte Witze an, und am Schluß stellt sich heraus — nein, wie komisch! —, daß diese Sitzung gar keine Sitzung ist, sondern eine Ausrede des lieben Männchens.
Hierzu habe ich zu bemerken, daß kein Mann auf der ganzen Welt zu seiner Frau jemals liebes Weibchen sagt. Liebes Weibchen ist eine neckische Erfindung der Witzfabrikanten. Ich möchte aber feststellen, daß es Sitzungen wirklich gibt, ungefähr 87345 pro Stunde, und daß sie für diejenigen, die daran teilnehmen, eine sehr wichtige Sache sind.
Merkwürdigerweise ist bei so einer Sitzung das Sitzen nicht die Hauptsache, sondern nur akzessorisches Merkmal. Man könnte dabei auch liegen, und den meisten wäre dies sogar noch angenehmer. Unumgänglich notwendig sind aber die weißen Papierblätter und der Bleistift auf dem Platz jedes Teilnehmers. Was mit diesen Dingen eigentlich geschehen soll, steht noch nicht fest. Die Erfahrung aber hat gelehrt, daß sie vornehmlich dazu dienen, damit die Sitzenden aufs Papier Männchen malen. Hieraus erhellt, welch ungeheurer Formwille im reiferen Manne wohnt, der nach Sitzung schreit.
Bisweilen schreibt auch einer oder der andere etwas sehr Wichtiges auf das Papier. Nachher läßt er es aber liegen, weil es nach der Sitzung nicht mehr so wichtig ist.
Die Herren machen ernste Gesichter, wenn sie eine Sitzung zelebrieren und sprechen etwas tiefer, als sie es sonst gewohnt sind; das wirkt wie Würde und Vollbart. Leute, die sich sonst mit Meier oder Eder schlechtweg anreden, sagen Herr Meier und Herr Eder, denn Sitzung hebt die gegenseitige Achtung und gibt Distanz zwischen besten Freunden. Man thront auf einsamer Höhe und ist sich der Wichtigkeit seines Tuns voll und ganz bewußt. Wie schön, wenn man aus dem Protokoll erfährt, daß man Bedeutungsvolles gesagt hat. Das Protokoll kommt in ein Archiv und wird aufgehoben, und ferne Generationen werden erfahren, wie man die Welt mit ein paar markigen Worten weitergebracht hat.
Sehr gut macht sich auch eine gefüllte Wasserkaraffe mit einigen Gläsern, die in der Mitte des Tisches stehen. Wasser wirkt anregend auf Redner. Ich kenne jemand, der fängt sofort an, eine Rede zu halten, wenn man ein Glas Wasser vor ihn stellt, eine Reflexerscheinung auf Grund jahrhundertealter Sitzungstradition.
Nach der Sitzung erheben sich die Herren, schütteln einander ziemlich feierlich die Hände und fragen, wohin man nachher geht. Das interessiert niemand, aber es gehört zum Zeremoniell.

MEIN FREUND JOHANNES

Wir waren noch recht jung und hatten große Pläne für die Zukunft. Die anderen waren sich alle schon darüber klar, was sie dereinst einmal werden wollten. Recht beachtliche Dinge hatten sie sich vorgenommen, und keiner von uns zweifelte daran, daß sie sie auch schaffen würden. Nur ich war mir noch unschlüssig.
„Was ich werden soll, weiß ich noch nicht. Aber das eine steht fest, es muß etwas sein, womit ich der Menschheit und vor allem euch, meine Freunde, dienen kann", erklärte ich.
„Dann werde doch Uhrmacher", sagte Johannes. „Ich habe immer so viel Scherereien mit meiner Armbanduhr."

J. Bieger

Mißglücktes Tauschgeschäft

Ich bot: einen Smoking, noch gut erhalten,
eine Buckskinhose mit Bügelfalten,
einen fast wie neuen Seidenzylinder,
sechs Illusionen für reifere Kinder.

Ich suchte: den Weg zu mir selber sowie
ein winziges Quentchen Euphorie
und war, falls dieses erwünscht und nötig,
zum Ausgleich des Wertes gerne erbötig.

*

Viel Wegzeiger wurden mir offeriert.
Ich hatte sie alle längst ausprobiert.
Und auch der Artikel Nummer zwei
war bei den Angeboten dabei.
Nur waren die Lettern, einst festverwurzelt,
im Sturm der Zeit durcheinandergepurzelt,
und Euphorie war allerorten
zum gellenden Feuerio geworden.

Ratatöskr

Neujahrsempfang beim Sowjetbotschafter in London

(E. Thöny)

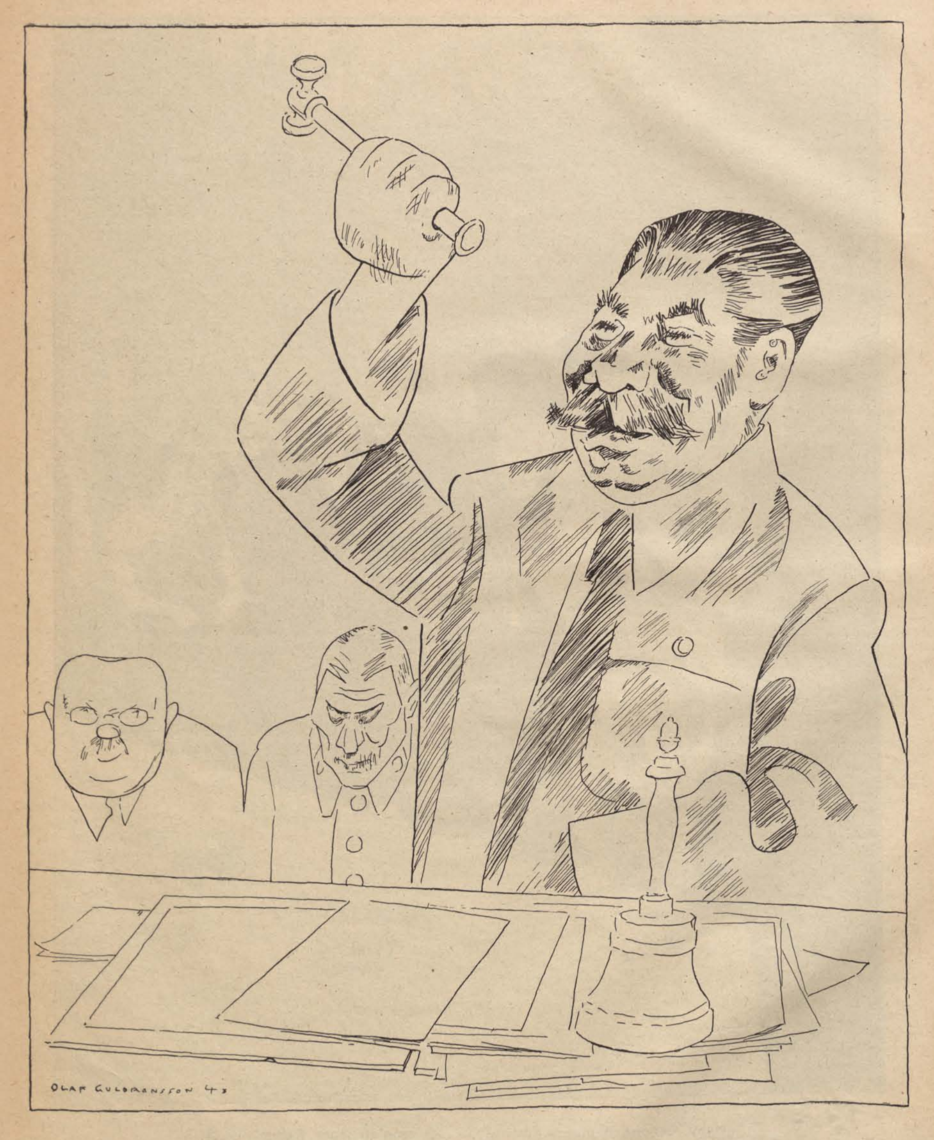


„Nanu, Genosse, in diesem Kostüm?“ — „Ich kann dir sagen, Kommunismus garniert mit ein paar Popen ist jetzt der große Schlager in England!“

Ricevimento di Capodanno presso l'ambasciatore sovietico a Londra: "E che, compagno, in tale costume?„ — "Ti posso dire che il comunismo, fornito di qualche pope, adesso fa furore in Inghilterra!„

Die Weltauktion

(Ö. Gulbransson)



„Und hier habe ich noch einen Restposten Kleinstaaten! — Niemand mehr? — Dann behalte ich sie selbst!"

Il mondo all' asta: "Ed ecco un altro resto di Piccoli Stati! ... Nessuno più? ... Ebbene, allora me li tengo per me!„

Zuspruch - Conforto (O. Herrmann)



„Nein, liebe Mathilde, das Leben ist der Güter höchstes nicht!"
„Aber, Emil, wo du doch so 'n recht saftiges Schweinsschnitzel mit Reibeklößen so gerne hast!"

"Ah no, Matilde, la vita non è il più alto dei beni!„ — "Ma come, Emilio, se ti piacciono tanto le succose costolette di maiale coi gnocchi!„

ERFOLG BEI FRAUEN

VON JO HANNS ROESLER

Vier Wochen war Otto in Budapest gewesen. Dann kam er zurück und ließ sich von seinen Freunden feiern. Das Wiedersehen fand in einer kleinen Weinstube statt. Was kümmerte die lauten Männer der einzelne ältere Herr am Nebentisch? Sie hatten ihren Otto wieder und wenn Otto erzählte, nahm er den Mund so voll, daß er fast an den Lügen erstickte. Aber was tat es? Sie hatten ihren Spaß daran.
„Was hast du erlebt, Otto?"
„Ich könnte Bände erzählen!"
„Wie sind die Frauen in Budapest?"
Otto sah sich in der Reihe um, ein Olympiasieger der Liebe!
„Ein Kavalier genießt und schweigt!", sagte er stolz.
„Unsinn, Otto! Berichte!"
„Wo könnte ich beginnen!", prahlte Otto
„Hast du eine Frau geküßt?"
„Eine? O ihr Stümper!"
„Gar zwei, Otto?"
„Zwei? O ihr Träumer!"
„Wieviele, Otto, wieviele?"
Da wölbte Otto die Brust, daß die Knöpfe krachten, und rief: „Alle Frauen Budapests habe ich geküßt! Jawohl! Alle!"
„Wirklich, Otto?"
„Da war nicht eine Frau, die nicht mir gehörte!"
„Du hast alle Frauen Budapests umarmt?"
Otto sah sich triumphierend um:
„Alle Frauen! Alle!"
Der Herr am Nebentisch faltete langsam seine Zeitung zusammen, erhob sich und ging gemächlich auf Otto zu.
„Verzeihen Sie — ich hörte, Sie waren in Budapest?"
„Ja, mein Herr."
„Und Sie sagten, wenn ich mich nicht täuschte, Sie hätten alle Frauen Budapests geküßt?"
Otto wurde ein wenig verlegen, aber was blieb ihm anderes übrig, als nach kurzem Zögern zu antworten:
„Gewiß, mein Herr."
„Das höre ich ohne Vergnügen", sagte der Fremde freundlich, „ich bin nämlich in Budapest verheiratet. Wenn Sie nun alle Frauen Budapests geküßt haben, muß ja wohl auch meine Frau darunter gewesen sein. Und da Sie meine Frau geküßt haben, bleibt mir nichts anderes übrig, als Ihnen zwei kräftige Maulschellen zu verabreichen."
Er tat dies auch. Dann ging er ruhig, als wäre nichts geschehen, zu seinem Tisch zurück. Otto floh über alle Berge.

— — — — — — — — — — —

Als der Fremde allein war, faßte sich einer das Herz, trat auf ihn zu und sagte höflich:
„Kränken Sie sich nicht! Wie wir unseren Otto kennen, hat er weder Ihre noch überhaupt eine Frau geküßt. Er ist ein Schwätzer, ein Angeber. Sie müssen sich also keine Gedanken um Ihre Frau machen."
„Ich mache mir auch keine Gedanken —"
„Nein?"
„Ich bin überhaupt nicht verheiratet."
„Nein?? Aber warum haben Sie dann —?"
Da sagte der ältere freundliche Herr:
„Warum? Warum? — Nun, einer mußte es doch tun!"

AUF DEM WEGE NACH CORCOBADO

VON KONRAD SEIFFERT

Auf der Straße kam mir einmal ein nettes junges Mädchen entgegen, lächelte mich an, legte das Köpfchen schief und fragte: „Ach, Verzeihung, Sie sind doch Herr Doktor Schmidt?"
Ich machte meine Verbeugung und sagte: „Leider nicht, gnädiges Fräulein, nein, leider bin ich nicht der Herr Doktor Schmidt!" Auch ich lächelte, und es tat mir dabei wahrhaftig sehr leid, daß ich nicht der Herr Doktor Schmidt war. Das Mädchen errötete ein wenig und entschwebte. Aus.
Sehen Sie, lieber Herr, das war falsch, ganz falsch war das von mir. Bei dieser Begegnung mit dem hübschen Mädchen hätte ich auf jeden Fall, auf Biegen und Brechen, der Herr Doktor Schmidt sein müssen. Heut bin ich überzeugt davon, daß die junge Dame sehr zufrieden gewesen wäre, wenn sie in mir diesen Herrn Doktor Schmidt getroffen hätte. Ach, es war ein sehr nettes Mädchen. Schade!
Dem Ramon konnte so etwas nicht passieren. Ramon erfaßte die Situation besser und schneller als ich. Ja, er kam auch mal in so eine ähnliche Sache hinein. Ich will Ihnen das hier erzählen. Und Sie werden zugeben müssen, daß sich der Ramon da ganz richtig verhielt.
Wir, der Ramon und ich, wir ritten von der Mina Exploradora hinunter nach Corcobado, um die Lohngelder zu holen. Der Weg schlängelte sich zwischen Bergwänden in einem Tal dahin, in dem ein Flüßchen floß, wenn der Schnee hoch oben schmolz oder wenn es geregnet hatte. Zu anderen Zeiten gab es da nur Steine.
Wir befanden uns auf diesem Wege etwa in der Mitte zwischen der Mina und der Stadt, dort, wo er etwas breiter wurde, als uns ein Reiter entgegenkam. Es war eine Reiterin, wie wir dann bald sahen.
Diese Reiterin winkte uns schon von weitem zu. Als wir bei ihr waren, lachte sie, legte das Köpfchen schief und rief dem Ramon zu: „Sie sind doch Señor Mejillones, nicht wahr?"
Und der Ramon riß den Hut vom Schädel, machte seine Verbeugung und sagte, ohne zu erröten: „Zu dienen, Señorita, jawohl, ich bin Mejillones, Diego Mejillones!"
Ich erschrak heftig, das können Sie glauben, lieber Herr. Denn dieser Diego Mejillones sah anders, ganz anders aus als Ramon. Vorhanden? Natürlich war er vorhanden. Er war auch in der Mina Exploradora beschäftigt. Und heut hatte er, nicht der Ramon, nach Corcobado reiten sollen, um die Lohngelder zu holen. Im letzten Augenblick war etwas dazwischengekommen. Er mußte bleiben. Ich ritt mit Ramon. Mejillones hatte aber bereits telefonisch sein Kommen in Corcobado angesagt. Er war da gut bekannt mit der Familie Loa. Und nun hatte er mir aufgetragen, dieser Familie in der Stadt Bescheid zu sagen, daß er nicht kommen konnte. Nun können Sie sich denken, in welch einer Klemme ich war. Hier mußte verschiedenes unangenehm für mich werden. Denn daß dieses junge Mädchen, die Reiterin, zur Familie Loa gehörte, das war mir klar. Was sollte ich tun?
Sollte ich sagen, der Ramon sei ein Schwindler? Er sei gar nicht Diego Mejillones? Don Diego sei oben in der Mina? Das konnte ich schlecht tun. Und der Ramon hätte es mir sehr übel genommen. Also tat und sagte ich nichts.
Ramon dagegen bemühte sich sehr um das junge Mädchen. Es war ein hübsches Mädchen mit verwegenen schwarzen Locken und vielversprechenden dunklen Augen. Sie hieß Rita, Rita Loa. Das sagte sie uns. Nein, dem Ramon sagte sie es. Und sie behauptete, sie freue sich sehr, ihn endlich kennenzulernen. Den Diego Mejillones. Selbstverständlich. Ach, für mich wurde die Geschichte immer verwickelter, wahrhaftig.

Nachdenklich, sehr nachdenklich ritt ich hinter dem Mädchen Rita und dem Ramon her. Diese Rita erzählte nun, sie, jawohl, sie sei es, die nach dem Wunsch ihres Onkels und ihrer Tante ihn, den Diego Mejillones, heiraten solle. Eltern habe sie nicht mehr. Onkel und Tante hätten für sie bereits alles besprochen. Und vor einigen Tagen sei sie aus der Hauptstadt hierhergekommen, um ihn, den Diego, kennenzulernen. Ich erschrak zum zweitenmal sehr heftig. Was sollte nur aus dieser Geschichte werden?
Ramon aber war wie aus dem Häuschen vor Freude. Er behauptete, er sei der glücklichste Mensch auf dieser Erde. Er warf seinen Hut hoch in die Luft. Er machte einen Handstand im Sattel während des Weiterreitens, was der Rita sehr gut gefiel. Sie war begeistert von ihrem ‚Verlobten'. Jawohl, das konnte ich sehen.
An der Stelle, an der wir aus dem Tal herauskamen und an der die Grenze der Cañafelder war, sah sich Ramon nach mir um und sagte: „Du könntest schon immer vorausreiten zur Bank und dort alles erledigen. Ich komme bald nach. Wir treffen uns im Hotel an der Plaza!"
Was blieb mir schon übrig! Auch Sie, lieber Herr, hätten getan, was icht tat. Ich verabschiedete mich sehr höflich von dem hübschen Mädchen Rita, warf dem Ramon einen bitterbösen Blick zu, trieb mein Pferd an und trabte allein zwischen der Caña dahin. Umgesehen? Nein, umgesehen habe ich mich nicht. Und Sie hätten das vielleicht auch nicht getan.
Unterwegs versuchte ich mir Mut zu machen. Der Ramon, sagte ich mir, ist schon aus schlimmeren Geschichten heil oder fast heil herausgekommen. Er wird auch hier wissen, was er tun muß, damit es keine Schießerei oder Schlägerei oder noch lächerlichere Sachen gibt.
Ich nahm auf der Bank das Geld in Empfang. Ich ging hinüber zum Hotel an der Plaza. Ich versorgte mein Pferd. Ich fing an zu trinken. Ach, ich war wütend auf den Ramon, wahrhaftig. Und ich war dabei sehr unsicher. Was sollte ich nur dem Diego Mejillones sagen?
Er war ein Mensch, mit dem man auskommen konnte. Nein, so vorteilhaft wie Ramon sah er nicht aus. Er hatte dazu eine etwas schiefe Schulter. Auch schielte er. So etwas ist ja nicht weiter schlimm. Aber ich hatte und habe das Gefühl, als seien den meisten jungen hübschen Mädchen mit kühnen Locken und vielversprechenden Augen derartige Eigenschaften an Männern nicht allzu erwünscht.
Je mehr ich trank, desto wütender wurde ich. Auf den Ramon. Auf das Mädchen Rita. Auf Diego Mejillones. Auf mich. Ja, auch auf mich. Warum mußte ausgerechnet ich es sein, der hier in eine Sache hineingeriet, die ihn nichts anging? Es hätte ja heut an meiner Stelle ein anderer mit dem Ramon nach Corcobado hinunterreiten können!
Ramon kam. Er kam sehr spät. Er gab mir einen mächtigen Hieb auf die Schulter, umarmte mich, sah sehr zufrieden aus und lud mit lauter Stimme und mit einer großartigen Handbewegung alle anwesenden Caballeros ein, seine Gäste zu sein. Ach, diese Einladung war nicht viel wert. Außer mir saßen nur noch drei Herren da, die mit vielem Gerede einen Streit um zwei Toros aus der Welt zu schaffen versuchten. Sie waren sehr ungehalten über die Störung, tranken dann aber doch den Wein, den Ramon bezahlte.
Ich fand Ramons Benehmen höchst albern, und ich sagte ihm das auch. Ja, ich war wütend auf ihn und fuhr ihn mächtig an, das können Sie glauben, lieber Herr. Aber er trank und wollte nichts wissen von meinen Kümmernissen.
„Wie stellst du dir das nun eigentlich vor?" fauchte ich. „Was hast du dir denn gedacht, als du Diego Mejillones' Rolle spieltest, he? Nun soll ich alles in Ordnung bringen, was? Aber wie? Wie? frage ich dich. Kannst du mir da eine vernünftige Antwort geben?"
Ramon lachte nur und behauptete auch jetzt wieder, er sei im Augenblick der glücklichste Mensch auf der Erde. Diesen Eindruck machte er auch, wahrhaftig!
Und er sagte mir, es sei schon alles in Ordnung gebracht, ich brauche mir keine Sorgen zu machen. Er habe diesem entzückenden Mädchen, dieser Rita, später gestanden, daß er nicht Diego Mejillones sei.
„Später?" fragte ich.
„Nun ja, du weißt ja, wie das so kommt. Ich werde sie wiedersehen. Und daß sie den Diego heiratet, halte ich für ausgeschlossen. Sie wird ihren Verwandten erzählen, Diego Mejillones habe heut nicht kommen können. Das solltest du ihnen sagen. Nun sagt sie es ihnen. Es ist also alles in Ordnung, nicht wahr?"
„Und Diego Mejillones? Was wird der tun, wenn er erfährt — —"
„Nichts wird er erfahren! Rita wird ihm nichts erzählen, das ist selbstverständlich. Sie hat doch das größte Interesse daran — — —"
„— — — dich wiederzusehen und nicht den Diego! Feine Geschichte! Hast du dir denn nicht überlegt — — —"
„Nein! Wozu? Rita war sehr froh, daß sie mich unterwegs getroffen hat und nicht den Diego. Aber mach kein so dummes Gesicht! Du weißt doch, wie Diego Mejillones aussieht! Glaubst du denn, dieses hübsche Mädel könnte ihn so lieb haben wie mich?"
Ich mußte zugeben, daß das kaum der Fall sein konnte. „Aber", sagte ich, „komme mir nicht, wenn es nachher Schwierigkeiten gibt mit Diego Mejillones dieser dummen Sache wegen!" Ramon lachte und trank.
Und ich muß Ihnen sagen, lieber Herr: es gab keine Schwierigkeiten. Dem Diego Mejillones sagten wir die halbe Wahrheit. Wir erzählten ihm, wir hätten Doña Rita unterwegs getroffen und ihr berichtet, er habe in der Mina bleiben müssen. Nun können Sie sich ausrechnen, ob dies die größere oder die kleinere Hälfte der Wahrheit war. Diego Mejillones war später zwar nicht sehr erfreut, daß Rita so kühl war ihm gegenüber. Aber er hoffte, das werde sich schon noch ändern.
Ramon und Rita, vor allem Rita, sorgten dafür, daß sich alles reibungslos erledigte. Ja, das Mädel war sehr damit einverstanden, daß Ramon Diego Mejillons' Rolle weiterspielte.
Bis wir, der Ramon und ich, die Mina Exploradora und die Stadt Corcobado verließen.
Da kam es ja dann doch zu einer heftigen Szene zwischen dem Mädchen und Ramon. Rita weinte lange und mit Andacht. Aber damit muß am Ende ein Mann rechnen, der einem hübschen jungen Mädchen gegenüber behauptet, er sei der Doktor Schmidt, wenn er Lehmann oder Müller heißt.

DER GUTE RIESE

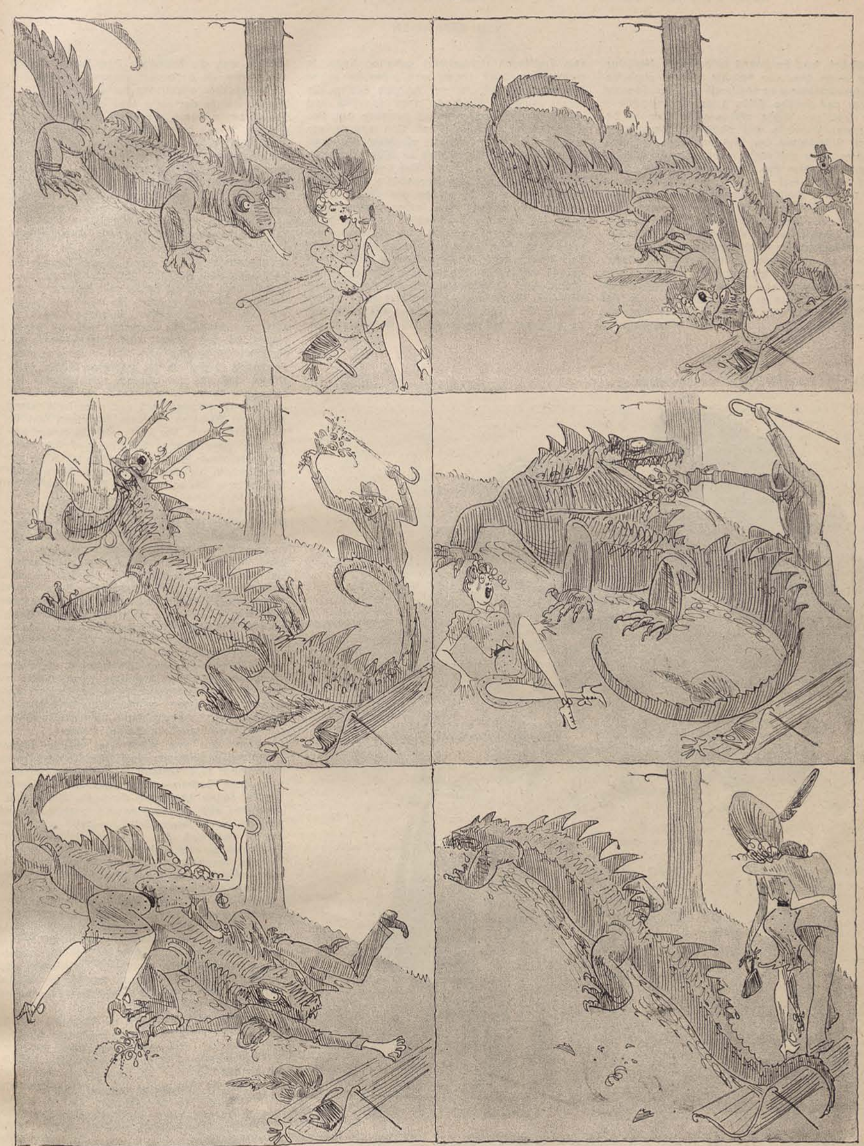
Wind Riese rüttelt an den Bäumen,
die seinen Wohnbezirk umsäumen,
wo sich die Tiere nachts begegnen;
wie da die Tannenzapfen regnen!

Die holen sich dann fleißige Leute
und freu'n sich der erwünschten Beute;
der Riese aber denkt vergnügt:
Mir lacht das Herz, und das genügt.

PETER SCHER

Die Siegerin

(Fr. Biløk)



La vincitrice

BARBARA IM ZEHNTEN STOCK

VON EFFI HORN

Alljährlich fand Ferdinand unter seiner Neujahrspost einen Brief von Barbara, den er ohne besondere Spannung zu empfangen pflegte. Es stand immer das gleiche darin, kaum abgewandelt in der Wahl der Worte, und war ein Gemisch behutsamer Vorwürfe und erhabener Resignation, leiser Bitterkeiten und Anspielungen auf Jahre, in denen man sich näher gewesen war als heute. Dies Jahr fehlte der Brief, aber ein paar Tage nach Neujahr traf dann noch eine Sendung ein mit Barbaras großen, etwas zu steilen Buchstaben, die so besitzerisch und herrisch malten: Herrn Dr. Ferdinand Wegmacher. Als Ferdinand den Umschlag öffnete, fiel ihm eine gedruckte Karte entgegen: Barbaras Vermählungsanzeige Einen Augenblick hielt er das leichte Stück Bütten abwägend in der Hand, dann ging er nachdenklich in sein Zimmer und las noch ein paarmal die wenigen Worte. „Schau an", sagte er dann laut und hatte das Gefühl, als löse sich in seinem Innern irgendein Krampf, der kaum spürbar, aber unentwegt all sein Empfinden umklammert gehalten hatte. Er meinte, ein Stück Leben wegfliegen zu sehen wie einen Vogel, der mit ruhigem Schlag die Flügel regte, nachdem er lange ängstlich und vergeblich flatternd gefangen gewesen war. Das war schön und tat nicht weh. Und weil er, wie er selber zu sagen pflegte, ein Materialist war, gedachte er den Augenblick zu feiern, indem er sich eine Zigarette und ein Glas Kognak gönnte. So eingesponnen in die Atmosphäre des Behaglichen begann er zu sinnen und dachte jener Barbara, die er vor zehn Jahren geliebt, dann kurze Zeit gehaßt und schließlich geduldet hatte. Sie war ein anmutiges und zartes Geschöpf gewesen, das er in erster Verliebtheit einem feinen Reh ähnlich fand, bis er merkte, daß ihr Geist gröber war als ihr Körper, ihre Schmiegsamkeit verborgene Herrschsucht und die Sprunghaftigkeit ihrer Wünsche nicht gemildert durch höhere Einsicht. An einem Silvesterabend schließlich war es gewesen, wo er, ohne daß Besonderes geschehen war, die Fremdheit ihrer beider Wesen und Welten als besonders quälend und letztlich unüberbrückbar empfunden hatte.

Damals war in der nicht allzu großen Stadt, in der sie beide lebten, ein neues „Kasino" eröffnet worden, dessen besonderer Reiz in einer unendlichen Vielfalt von Stockwerken bestand. Es war ein schmales, turmähnliches Hochhaus, durch dessen Höhen und Tiefen man mit Lift und Paternoster sauste, um aus dem Speisezimmer in den Kaffeeraum, von der Kaffee- in die Kakaostube, vom Kakao zum Tee, vom Tee zum Wein, weiter zu Sekt, Bier, Mokka und schließlich über Bar, Tanzraum und andere Säle auf eine Terrasse unter freiem Himmel zu gelangen.

Es galt für schick, in einem dieser Stockwerke Verlobung oder Hochzeit oder Silvester zu feiern und Barbara bestand darauf, mit Ferdinand dort das Neue Jahr zu beginnen. Sie rebellierte gegen die von ihm erwünschte „häusliche Gemütlichkeit" und wollte ihre Schönheit und ihre Besitzrechte an dem damals viel umschwärmten Dr. Ferdinand Wegmacher aller Welt zur Schau stellen. Ferdinand vergaß nie das warnende Gefühl tiefer Unlust, das ihm die mühsam zum Frohsinn gezwungene Stimmung verursachte, die ihnen schon im Parterre entgegenkam und ganz im Einklang stand mit Barbaras nervöser Erwartung und Erlebnisbereitschaft. Vor ihnen ging in einem weiten, gut geschnittenen Smoking ein nicht mehr junger, schwerer Mann, den Barbara mit aufgeregtem Zischeln als den Filmregisseur Franz Alden identifizierte, der seit längerer Zeit mit dem Stab seiner Mitarbeiter zu Aufnahmen in der Stadt weilte. Barbara war in ihrem apfelgrünen Abendkleid, an dem das dekorative Gefühl einer Modeschöpferin viel Silber verteilt hatte, hübsch genug, um die kleine Hoffnung zu hegen, dem Filmmann aufzufallen. Ferdinand merkte mit Staunen, daß ihr Gang sich wandelte, während sie den Regisseur zu überholen trachtete, daß sie etwas peinlich Lockendes in das sanfte Schwingen ihrer Hüften zu legen suchte und mit hochmütig triumphierendem Blick im Vorbeigehen das Gesicht des Mannes streifte. Der aber sah gleichmütig dawider, gewohnt von Backfischaugen bedrängt zu werden, und so zog sich Barbara, unbewußt der Deutlichkeit ihres Angebots wie ihrer Niederlage, zwanglos wieder auf den Boden ihrer gewohnten Beziehungen zurück und faßte Ferdinands Arm, um sich, anmutig daran hängend, von ihm zum vorbestellten Tisch führen zu lassen.

Ferdinand war empfindlich oder, wie er selbst zugestand, eitel genug, das kleine Zwischenspiel als peinlich zu empfinden. Aber während er sich noch über Barbaras Unbefangenheit wunderte, fand er selber Ablenkung durch ein älteres Ehepaar, das sich mit Tochter und frisch zu Weihnachten anverlobtem Schwiegersohn an ihrem Tische niederließ Sie schienen nicht eben in Feierlaune zu sein, denn der Vater lächelte hilflos den Jungen zu, indes die Mutter starr und mit bitter herabgezogenen Mundwinkeln sich von der Familie abhob.

„Was wolle' wir denn trinke'?" fragte der Mann und hatte den leisen Singsang schwäbischer Mundart. Die Frau tat, als habe sie nicht gehört, sah weiterhin geradeaus und scheute sich nicht, dem Schwiegersohn so alle Möglichkeiten künftigen Familienlebens vorzuführen. Vielleicht war es gut, ihn gleich daran zu gewöhnen, dachte Ferdinand und fand, daß die Nachbarn zu seiner eigenen Stimmung paßten.

„Kannst du net wenigstens zu Silvester ein anders G'sicht aufsetze'?" sagte der Mann schließlich, aber die Frau entgegnete fest: „Nein — deshalb wirst du im Neue Jahr kei' bißle anders als im alte."

Er schien der Meinung zu sein, daß man ihn halt nehmen müsse wie er war, aber die Frau lehnte das ab Es muß schön sein, wie eine drohende Wolke über den blauen Himmel anderer Menschen zu segeln, dachte Ferdinand und wollte zu Barbara einen Spaß darüber machen, aber sie sagte nur kurz: Ja, ja, jetzt sei sie aber zum Tanzen hier, nicht zum Philosophieren Während er darauf mit ihr tanzte, schaute Barbara manch-

Bange Zweifel - Dubbio inquietante

(Hanna Nagel)



„Seit einer Stunde läuft der junge Mann da unten herum. Gilt das nun mir oder wartet er, bis der Zigarrenladen aufmacht?"

"È un' ora che quel giovanotto là sotto gira su e giù. Che sia per me o che aspetti che si apra la bottega di sigari?„


(A. W. Busch)

mal wie zufällig nach dem Regisseur hin, der sich mit einem platinblonden Mädchen unterhielt, das gern für einen Star gehalten werden wollte. Es war aber nur die dritte Regieassistentin, eigentlich sogar die vierte oder vielmehr die, die es werden wollte. Aber das brauchte niemand zu wissen und Barbara wußte es nicht und beneidete sie für alle Fälle. Sie stand damals im dritten Jahr eines nicht sehr aussichtsreichen Gesangsstudiums, träumte laut von einer großen Karriere und leise davon, als Frau Dr. Wegmacher nur für den eigenen Hausgebrauch zu singen. Ferdinand hatte lange auch so gedacht, inzwischen aber die einstigen Pläne still beiseitegelegt, als undurchführbar.
Barbara war von jener demütigen Herrschsucht, die einem alle Wünsche von den Augen abliest, um sie sofort bekämpfen und sozusagen im Keim schon ersticken zu können. Ward sie dabei ertappt, so drehte sie lange und geschickt alles hin und her, bis nicht mehr festzustellen war, wer dies und wer jenes gesagt, gewollt oder getan habe, fand sich aber gar kein Ausweg mehr, so senkte sie gekränkt den Kopf und sagte, sie wisse schon, daß sie nichts, aber auch gar nichts recht machen könne. Hinter all dem aber witterte Ferdinand den unbeugsamen Starrsinn eines Maulesels, der weder durch Bitten noch durch Drohungen zum Weitergehen zu bewegen ist, wenn er sich denn einmal vorgenommen hat, stehen zu bleiben. Und da sein Traum stets war, durch Vernunft zu überzeugen oder überzeugt zu werden, so stand er dem allem stets etwas erstaunt und verletzt gegenüber in dem Gefühl: so geht es doch nun einmal nicht.
An diesem Abend nun erschien ihm Barbara im Licht einer neuen, ihm unbekannten und zielstrebigen Koketterie, die ihn erschreckte. Er machte den Versuch, sie abzulenken und ein wenig teilnehmen zu lassen an dem kleinen Familienspiel der Tischnachbarn, aber er spürte, daß all ihr Sinnen dem Nebentisch gehörte, an dem der Regisseur saß. Als es auf Mitternacht zuging, kam leise Unruhe in den Raum, da alles auf die Terrasse fahren wollte, um das Neujahrsfeuerwerk zu sehen. Ferdinand ging, um Barbaras Mantel zu holen und als er wieder hereinkam, sah er sie neben dem Regisseur stehen, der sie zum Tanzen geholt hatte. Barbara nahm unbefangen den Mantel und sagte: „Ich habe mit Alden getanzt."
„So", sagte Ferdinand und wartete.
„Ja", sagte sie ein bißchen stolz, „seine Damen waren schon im Aufbruch und er sagte, er habe sich vorgenommen, jeden dritten Tanz zu tanzen. Er betrachte das als Gymnastik. Da konnte ich natürlich nicht ablehnen..."
„Natürlich nicht", sagte Ferdinand und wunderte sich, daß er keinen Ärger empfand. Dann standen sie im engen Lift, wo dicke Männer mit Pappnasen eine ungeheure Stimmung zu erzeugen gewillt waren, und fuhren durch alle Stockwerke dem Freien zu.

Über der Terrasse war ein Sternhimmel von tröstlicher Weite und Unendlichkeit, unter dem das Geschwätz und Gelächter verrann wie ein Krug laues Seifenwasser im Meer. Das ältere Paar vom Tisch stand an der Brüstung wortlos nebeneinander, als Ferdinand und Barbara auch ans Geländer traten.
„No, jetzt versöhnet euch", sagte die Tochter.
„I bin net schuld", beharrte die Mutter.
„I au net", betonte der Vater.
„Ha no, dann gebet euch einen Kuß", schlug der Schwiegersohn vor. Er führte die beiden voreinander hin und sie küßten sich gehorsam.
„I hab das ganze net wolle", sagte hierauf die Frau.
„I au net", der Mann. „No also", stellte die Tochter fest. Ferdinand wurde ein bißchen traurig. Aber dann schrie jemand „Prost Neujahr", ein Witziger machte das Quieken eines glückbringenden Schweines nach und eine Gefühlvolle sagte, was das neue Jahr wohl bringen werde. Ferdinand merkte zu spät, daß Barbara die Gefühlvolle gewesen war und fühlte dunkel eine Forderung an sich. „Das weiß kein Mensch", sagte er abbiegend ins Banalste, und gab ihr schnell einen Kuß. „Ein gutes neues Jahr, Barbara".
„Dir auch, Wucki", sagte sie und er wußte, daß sie wußte, daß er den Namen Wucki nicht ausstehen konnte und sich darüber ärgerte. Aber sie brauchte ihn trotzdem und sehr sanft, daß er wie eine besondere Zärtlichkeit klingen sollte. Ringsum küßten sich andere Paare ebenso, und Ferdinand hatte plötzlich das Gefühl, daß sie alle viel lieber wo anders gewesen wären, daheim in bequemen Hausschuhen oder am Stammtisch oder im Kino oder bei einem Buch oder mit jemand anderem zusammen oder verliebt allein. Aber es war ja so schick, Silvester im zehnten Stock zu feiern.
Beim Herunterfahren war Alden im gleichen Lift und sagte höflich zu Barbara, ob er auch im neuen Jahr um einen Tanz bitten dürfte, mit Erlaubnis natürlich. „Gern", sagte Barbara und Ferdinand nickte wohlerzogen.
Dann begannen zwei Stunden unvergeßlichen Wirbels, in denen Barbara ihn zwang, bald im ersten, bald im elften Stock zu sein, seinen Magen mit süßen Likören zu kränken, Würstchen zu essen, Mokka zu schlürfen, sich an heißem Kakao die Zunge zu verbrennen, auf einem Barstuhl zu schaukeln, eine klebrige Mischung durch einen Strohhalm zu suzeln und somit alle Etagen voll zu genießen. Ferdinand wunderte sich nicht, daß sie dabei immer wieder in den zehnten Stock zurückzukehren verlangte, wo Alden mit seiner Gesellschaft noch saß und Barbara beim Tanzen nach ihm ihre Blicke warf.
„Was willst du eigentlich von dem Mann?" fragte Ferdinand schließlich. Barbara erwiderte kampflustig: „Er ist eine interessante Persönlichkeit und außerdem ist es für eine Künstlerin immer gut, Beziehungen zum Film zu haben.

„Bist du eine Künstlerin, Barbara?" fragte Ferdinand vorsichtig, doch ohne Spott.
„Ja", antwortete sie leidenschaftlich. „Aber dir hätte ich meine Karriere geopfert — nur dir."
„Ich habe nie gerne Opfer angenommen", sagte Ferdinand nachdenklich. „Weil du Angst vor Verpflichtungen hast", erwiderte Barbara schnell.
„Prost Neujahr", sagte Ferdinand und trank sein Glas aus. „Also da wären wir nun endlich so weit. Aber es geht nicht, Barbara, ich hab's heute Abend endgültig eingesehen."
„Du bist eifersüchtig", sagte sie triumphierend.
Er schüttelte den Kopf. „Ich wollte, ich wär's. Aber es ist etwas in mir zu Ende und darum bin ich nur müde... Aber das sehr."
Unvermittelt hatte Barbara Tränen in den Augen.
„Also doch", sagte sie, als fände sie nun etwas bestätigt, über das sie lange nachgedacht hatte.
„Und ich habe mich so auf den Abend gefreut, hier mal schick im zehnten Stock mit dir."
„Ich nicht", sagte er ehrlich, „aber es hätte noch ganz gut werden können, wenn du das wenigstens im Lauf des Abends gemerkt hättest."
„Ich bin nicht schuld", sagte sie hartnäckig.
„I au net", antwortete er im Tonfall des Familienvaters vom Tisch, um sie zum Lachen zu bringen. Doch es gelang ihm nicht und bald darauf brachen sie auf. So sehr aber schloß der Schmerz Barbara nicht von der Umwelt ab, daß sie nicht noch einmal hoheitsvoll zum Tisch der Filmleute hinübergegrüßt und beim Abgehen ihre Hüften wieder in jenen sanft lockenden Schwung versetzt hätte, der heute schon einmal Ferdinands Staunen erregt hatte.
Von der Enttäuschung dieses Abends, an dem eigentlich nichts geschehen war, als daß Barbara sich, wie Ferdinand es ausdrückte, auf die Seite der anderen gestellt hatte, konnten sich ihre Beziehungen nie mehr erholen. Barbara kämpfte mit allen Mitteln, aber Ferdinand zog sich immer mehr zurück. Er fürchtete Barbaras Auftauchen an seiner Tür, seinem Telefon, in seiner Kanzlei, seinem Leben überhaupt. Darum nutzte er eine günstige Gelegenheit, um sein Arbeitsfeld in eine andere Stadt zu verlegen. Barbara, für die er immer noch ein wenig sorgte, schrieb weiter, telefonierte, drohte und quälte, bis sie auf einmal still wurde. Dann kamen nur noch diese Neujahrsbriefe und nun als letztes ihre Vermählungsanzeige. Sie war nun Anfang der Dreißig und immer noch sehr hübsch, und er wußte, daß sie ein wenig noch hoffte, ihn mit dieser förmlich-kühlen Ankündigung zu treffen. Aber es traf ihn nicht. Es nahm nur den letzten Druck von ihm, der immer noch mit dem Namen Barbara als mit etwas Unabgeschlossenem verknüpft war. Und er wünschte, daß sie es gut getroffen haben möchte und einen Mann bekommen, der ihr erlaubte, in aller Demut über ihn zu herrschen oder der zumindest ähnliches Vergnügen wie sie daran fand, kleine Freuden oder großes Glück eher im zehnten Stock als sonstwo zu vermuten und zu suchen.

Leidenschaft

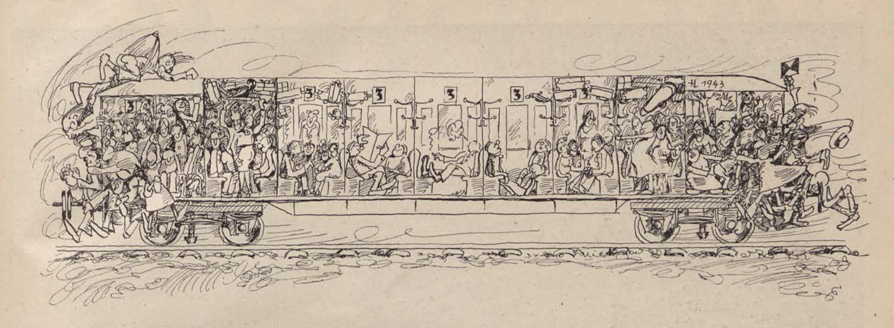
(R. Kriesch)



„Ganze zweihundertdreiundsiebzig Seiten braucht die Frau in diesem Roman, bis sie sich endlich küssen läßt. Ich wäre schon nach der zehnten verrückt!"

Passione: "Questa donna abbisogna di duecentosessantatre pagine di romanzo, per lasciarsi finalmente baciare! Io invece dopo solo dieci pagine impazzirei!„

Schnitt durch einen Eisenbahnwagen - *Sezione traversale d' una carrozza ferroviaria* (H. Leptin)



SEINE GROSSE ILLUSION

VON KNUT OVING

Die Liebe im allgemeinen und die Ehe im besonderen, das war das Thema, auf das wir zu sprechen kamen, als ich vor ein paar Tagen wieder einmal bei meinem Freund Emil zu Gast war.
„Ach ja", meinte Emil schwärmerisch und seufzte, „auch in meinem Leben hat es einmal eine Frau gegeben. Eine herrliche Frau! Und sie liebte mich! Das taten die Frauen damals ja wohl alle, doch Evas Liebe war von einer solchen Tiefe und Innigkeit, die es heutzutage überhaupt nicht mehr gibt."
Ich nickte. Ich wartete ab. Und Emil sprach weiter mit sonderbar wehmütigem Blick.
„Jetzt sind es fünfzehn Jahre her. Vollschlank, blond und blauäugig, war Eva für mich das Ideal. Sie kam jede Woche zweimal zu mir in die elterliche Wohnung, um mir Klavierunterricht zu erteilen. Ach, das war eine Zeit — ich schwebte jedesmal in Freuden und Wonnen . . ."
Er hielt schwärmerisch inne und setzte die Pfeife in Brand.
„Na, und was wurde daraus?" fragte ich gespannt.
„Nichts", entgegnete Emil und schaute auf einmal ganz trübe drein. „Und ich hätte ihr dabei bloß den kleinen Finger zu reichen brauchen. Doch ich gab sie auf. Warum? Geduld, ich will es dir erzählen.
„So oft Eva kam, saßen wir da, hielten uns bei den Händen und schauten uns in die Augen. Hin und wieder klimperte ich ein bißchen auf dem Klavier, damit mein Vater nichts argwöhne. Wir schwuren uns ewige Liebe und Treue. Daß aus einer Heirat zwischen uns trotzdem nichts wurde, das lag, wie gesagt, einzig an mir — —"
Ich mußte wohl ein reichlich dummes Gesicht machen, denn Emil nickte mir zu. „Geduld, höre nur weiter.
Ich empfand Evas Liebe als ein Geschenk des Himmels. Nun war ich aber damals noch ein armer Teufel, der nichts war und nichts hatte. Ich setzte mich also hin und schrieb ihr einen Brief. Ich sagte ihr, daß ich gar nicht so reich sei, wie sie vielleicht annehme, doch ich sei bereit, ihr das zu bieten, was ihr ja auf Erden am liebsten und kostbarsten sei — mich selbst. Und ich bat sie, mir umgehend mitzuteilen, was sie darüber denke und fühle. In dem Falle jedoch, daß ihr das Opfer, einige Jahre in Einfachheit und Sparsamkeit zu leben, zu groß sein würde, solle sie nicht antworten."
Emil tat einen tiefen Zug aus der Pfeife und starrte ins Leere, als schaue er in eine längst versunkene Welt. Dann aber sprach er wieder.
„Ich war ja so felsenfest davon überzeugt, daß Eva mich meinetwegen und nicht des Geldes wegen liebte. Und so überraschte es mich denn auch gar nicht, daß postwendend die Antwort eintraf . . ."
„Ja, aber warum wurde denn kein Paar aus euch?" schaltete ich ein. Ich wurde endlich ungeduldig.
„Ach so, du meinst, weil ich doch die erwartete Antwort erhalten hatte? Geduld, mein Lieber, ich werde es dir gleich erklären. Du wirst mich gewiß einen komischen Kauz heißen, wenn ich dir sage, daß mich da auf einmal so etwas wie Reue überkam.
Denn plötzlich kam es mir zum Bewußtsein, daß ich doch eigentlich ein Hungerleider war, der es gar nicht wagen durfte, das Schicksal eines solch engelhaften Geschöpfes an das seine zu binden. Während ich also so mit dem Brief in der Hand zögernd dastand, hörte ich draußen meinen Vater näherkommen. Das brachte mich vollends aus der Fassung. Der durfte den Brief natürlich nicht sehen. So rollte ich ihn rasch zusammen und schob ihn in die Vase dort."
Emil zeigte auf eine lang- und dünnhalsige Vase, die auf der Kommode stand. Ein anscheinend kostbares Stück. Dann erzählte er weiter:
„Als mein Vater wieder gegangen war, wollte ich den Brief wieder hervorholen. Doch da mußte ich zu meinem Schrecken feststellen, daß ich ihn zu tief in die Vase gesteckt hatte. Er war den Hals hinabgerutscht und hatte sich am Boden aufgerollt."
„Ja, das war Pech", pflichtete ich ihm bei.
Er nickte trübe. „Das kann man wohl sagen. Aber nun sind ja fünfzehn Jahre darüber vergangen. Ich unternahm es auf jede erdenkliche Weise, den Brief herauszufischen. Doch vergebens!"
„Dann liegt er also noch heute darin?"
„Ja. Die Vase aber ist ein altes Familienstück, das ich aus Pietät natürlich nicht zerschlagen konnte. Im übrigen habe ich es auch gar nicht gewollt. Denn der Gedanke, daß darin untastbar etwas verborgen liegt, das mich an meine große Jugendliebe erinnert, ist mir noch heute heilig."
Ich war aufgestanden, hatte die Vase zur Hand genommen und betrachtete sie eingehend.
„Gib Obacht!" mahnte Emil. Dann aber fuhr er fort:
„Ich antwortete natürlich nicht auf ihren Brief. Schweigen schien mir das einzig Richtige. Und da ich auch bald darauf mit meinen Eltern ins Ausland übersiedelte, fand ich es so zudem taktvoller. Auf diese Weise kam sie doch leichter darüber hinweg und die Trennung würde ihr weniger schwer fallen, überlegte ich."
„Gewiß", pflichtete ich ihm zerstreut bei und besah mir weiter aufmerksam und in Nachdenken versunken die Vase.
Doch da geschah es! Ehe ich es mich versah, glitt mir das teure Stück aus den Händen und zerschellte am Boden. Verwirrt stand ich da und sah auf das nieder, was ich angerichtet hatte.
Da erblickte ich plötzlich ein mattgelbes Kuvert, das aus den Scherben hervorschimmerte. „Der Brief!" durchfuhr es mich. Ich bückte mich und nahm ihn auf.
„Der Brief!" rief auch Emil aus und nahm den Umschlag entgegen. Aufgeregt öffnete er ihn, entfaltete den verblichenen Bogen und las.
Tiefes Schweigen. Doch plötzlich wurde die Stille durch ein heiseres Lachen unterbrochen. Emil blickte starr vor sich hin, und ich konnte es mir nicht versagen, einen Blick über seine Schultern zu tun.
„Rechnung über 18 Stunden Pianounterricht à vier Kronen, insgesamt 72 Kronen", konnte ich da lesen. „Um umgehende Begleichung vorstehenden Betrages wird höflichst gebeten." — —

(Aus dem Schwedischen von Werner Rietig.)

LIEBER SIMPLICISSIMUS

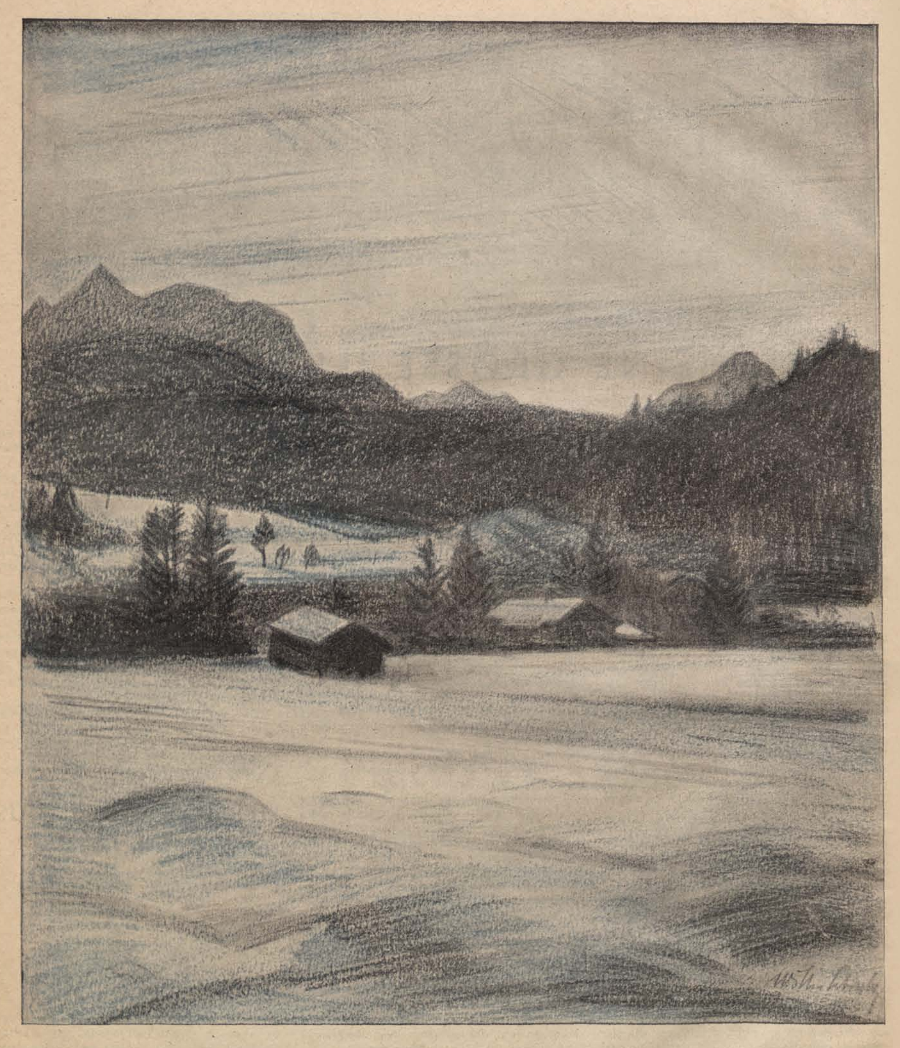


Hinter Passau liegt ein schönes Jagdgebiet. Und wenn es im Herbst Treibjagden gibt, erhalten die Jäger der Umgebung vom Schloß eine kurze Postkarte:
„Kommt! Das Treiben geht auf!"
Die alten Jagdfreunde wunderten sich über die lakonische Kürze der Einladung.
„Wo hast du denn deine schönen handgemalten Einladungskarten zur Treibjagd von früher, Graf? Sind s' aufgebraucht?"
Der Jagdherr schüttelte den Kopf.
„Aufgebraucht sind s' nicht", sagte er, „aber die brauche ich jetzt für die Treiber — Jäger gibt's genug, aber die Treiber san rar —" Rösler

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —
Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

IM WINTER

(Wilhelm Schulz)



Erscheint dir öd und leer die Welt
in diesen Wintertagen,
so daß sie dir nicht mehr gefällt,
sei still und laß dir sagen:

Ganz heimlich unter Schnee und Eis
sich tausend Wunder rühren.
Hab nur Geduld, rundum im Kreis
wirst du es balde spüren.

Da wird die Welt so weit, so weit
mit Blumen reich sich schmücken,
daß, wer ein Liebchen hat zur Zeit,
ihr kann ein Sträußlein pflücken.

WILHELM SCHULZ

München, 12. Januar 1944
49. Jahrgang / Nummer 2

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der böse Geist im englischen Schloß

(E. Thöny)

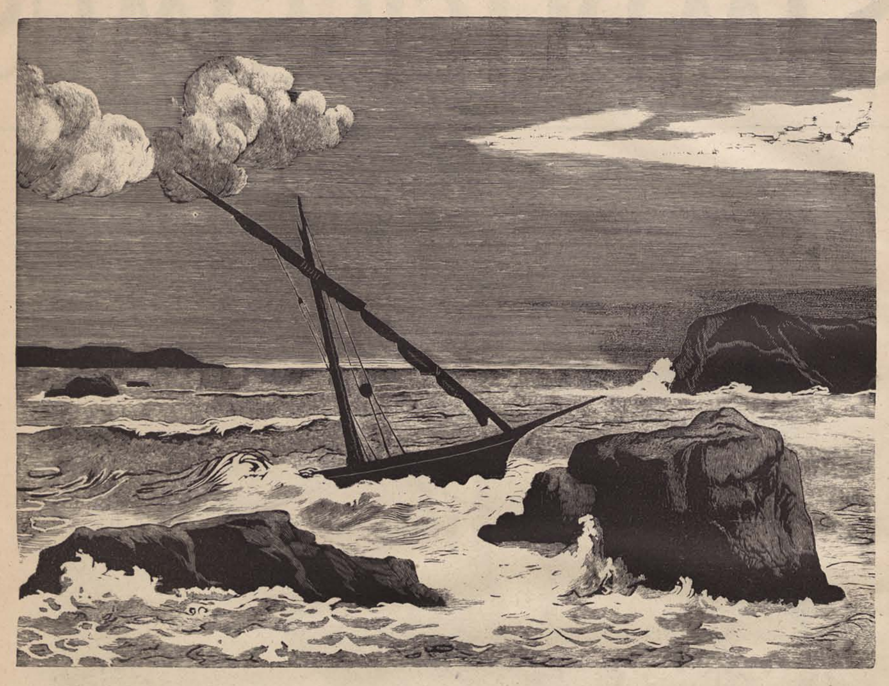


„Ich gebe es auf, mit dir kann ich nicht konkurrieren, du wirst noch mehr Unheil anrichten als ich!"

Lo spettro maligno nel castello inglese: "Io mi ritiro; con te non posso gareggiare. Tu porterai ancor più sfortuna di me!„

Das gestrandete Schiff - Il battello incagliato

(K. Rössing)



DIE STIFTUNG

VON WALTER FOITZICK

„Fünfzig Mark kann ich nicht wechseln", sagt der Straßenbahnschaffner und geht zum nächsten Fahrgast. Der Mann mit den fünfzig Mark sieht sich empört um. Was wird jetzt geschehen? Der Schaffner kommt wieder. „Ich kann nicht wechseln, Sie müssen aussteigen." Der Schaffner ist gewiß in seinem Recht, aber der Mann will keineswegs gerne aussteigen, es ist Abend, er will nach Hause und Geld hat er ja auch. Die anderen Fahrgäste sind auf den Kampf zwischen Behörde und Mensch aufmerksam geworden. Sie denken: der Mann hat ein menschliches Recht, der Schaffner hat eine behördliche Vorschrift.

„Können Sie mir nicht entgegenkommen", sagt der Mann, „morgen werde ich zahlen. Ich bin Geschäftsmann und muß meinen Kunden auch entgegenkommen." Der Schaffner zuckt die Achsel. Er ist froh, daß weitere Fahrgäste einsteigen, mit denen er sich beschäftigen kann. Aber dann kehrt er immer wieder zurück zu dem schwebenden Fall. Es kommt nichts Neues in die Debatte. Die andern denken: was wird jetzt geschehen. Wird hier brachiale Gewalt eintreten, oder wird der Himmel einstürzen, weil einer ohne Fahrschein fährt? Jetzt könnte ein Kontrolleur kommen und er würde den Schaffner auf seine Pflichtverletzung aufmerksam machen. Alle sind gespannt. Im Schaffner ringt der Mensch mit dem Beamten. Da geschieht das Natürliche von der Welt. Ein anderer Fahrgast sagt zu dem mit den fünfzig Mark: „Ich gebe Ihnen die zwanzig Pfennige."

Der Schaffner ist erlöst, er kassiert und gibt den Fahrschein. Die Fahrgäste denken: das hätte ich auch machen können.

Der Fünfzigmarkmann dankt und fragt nach der Adresse des anderen. „Ach, lassen wir das, man muß sich gegenseitig helfen." Aber der Unterstützte ist ein Geschäftsmann, er will die zwanzig Pfennige nicht auf seinem Debetkonto sitzen lassen. Da kommt dem Hilfreichen ein guter Gedanke. „Wissen Sie was", sagt er, „wenn mal wieder einem Fahrgast ein Zehnerl fehlt, dann helfen Sie aus." „Abgemacht!" Der Gemeinschaftsgeist schwebt leise durch den Raum der Straßenbahn.

Nun wird das Trambahnzehnerl weiterwirken, vielleicht Generationen lang. Man kann sich vorstellen, daß noch nach einem Jahrhundert jemand einem andern aushilft, auf Grund dieser namenlosen Stiftung.

ABFUHR

Man versucht es auf dem Land auf tausend Arten. Der Städter wieselte um eine Bauernmagd herum. „Schönes Kind! Schönes Kind! Kann ich heute nacht an dein Fenster kommen?"

Die Magd drehte ihm mit Schwung den Rücken. „Na!" sagte sie, „mir brauchen unsere Butter selber!"

J. H. R.

EINLADUNGEN

Ein Mensch, der einem, den er kennt,
Gerade in die Arme rennt,
Fragt: »Wann besuchen Sie uns endlich?!«
Der andre: »Gerne, selbstverständlich!«
»Wie wär' es«, fragt der Mensch, »gleich morgen?«
»Unmöglich, Wichtiges zu besorgen!«
»Und wie wär's Mittwoch in acht Tagen?«
»Da müßt ich meine Frau erst fragen!«
»Und nächsten Sonntag?« »Ach, wie schade,
Da hab' ich selbst schon Gäste grade!«
Nun schlägt der andre einen Flor
Von hübschen Möglichkeiten vor.
Jedoch der Mensch muß drauf verzichten,
Just da hat er halt andre Pflichten.
Die Menschen haben nun, ganz klar,
Getan, was menschenmöglich war
Und sagen drum: »Auf Wiedersehen,
Ein andermal wird's dann schon gehen!«
Der eine denkt, in Glück zerschwommen:
»Dem Trottel wär ich ausgekommen!«
Der andre, auch in siebtem Himmeln:
»So gilt's, die Wanzen abzuwimmeln!«

Eugen Roth

Der Kampf um die Kugel

(Wilhelm Schulz)

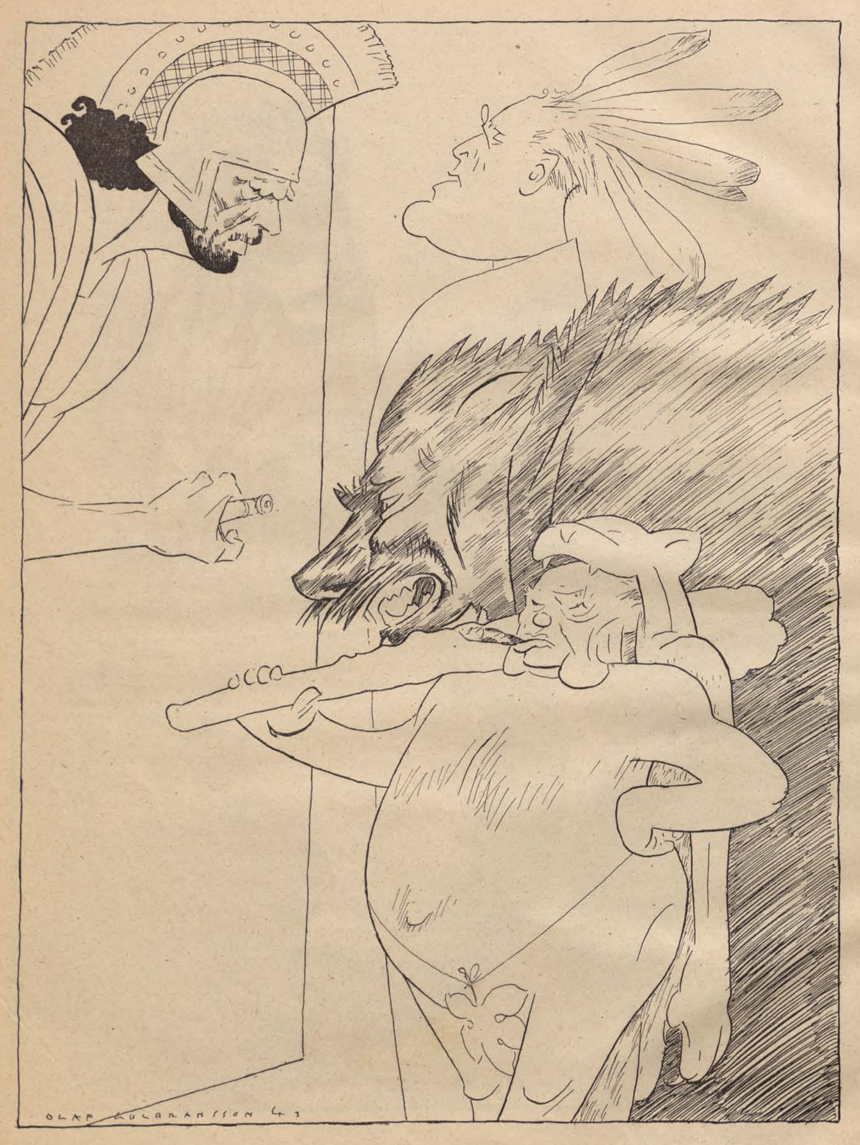


„Herunter von der Kugel, jetzt werde i c h einmal die Welt-Attraktions-Nummer übernehmen!“

La lotta pel globo: “Giù dal globo! Adesso il numero ‘Attrazione mondiale, l’ assumerò i o!„

Mars in der Garderobe der Alliierten

(O. Gulbransson)



„Sie kostümieren sich zu früh, die entscheidende Rolle spiele vorläufig noch ich!"

Marte nella guardaroba degli Alleati: "Voi Vi mettete il costume troppo presto; la parte decisiva pel momento la faccio ancor sempre io!„

BERG IN SÜDALBANIEN

Du Riese unter den Bergen Albaniens,
Zum Sitz der Götter erhoben,
Doppelhäuptiger Tomor,
Mondelang hockt schon mein staubiges Zelt
dir zu Füßen,
Doch meine Augen, sie werden nicht müde,
Staunend hinüberzuwandern zu dir
Stärker denn je
Ziehst du den Blick empor.

Klein hinter deinem gewaltigen Rücken
Schiebt sich die Sonne hinauf,
Aber wie groß erglühst du an ihr!
Nähert das Tagesgestirn sich dem blauen Zenith,
Hüllst du dich jäh, wie geblendet, in Dunst.
Nur noch die niedrigen Kuppen an deinen Flanken
Heben mit weichgeschwungenen Linien
Gegen den Aether sich ab.

Abends im Widerschein der stürzenden Sonne,
Eh' die kühl atmende Nacht
Geisterblau dich umwebt,
Zeigst du, Erhabener,
Gleichsam von innen her leuchtend,
Abermals deine Gestalt,
Daß ich die eigene Kleinheit
Schaudernd verspüre.

Tausend und aber tausend Sonnenuntergänge
Wirst du erleben, weißlohende Berge
Herbstlicher Wolken
Auf deine heiligen Schultern noch laden — —
Wenn meine Asche
Längst schon in alle Winde zerstreut,
Rühren dich Götterflügel noch an,
Steingewordener Riese.

HEINZ FRIEDRICH KAMECKE

TORSO

VON SCHLEHDORN

Woher die Bezeichnung Torso kommt, möchten Sie wissen?
Also, das war zu der Zeit, wo die Römer das taten, was gewisse Leute von Übersee später häufiger versucht haben: sie fuhren übers Meer und brachten Statuen mit, die sie nicht richtig bezahlt hatten, ganze Wagenladungen von Göttern, Helden und heimatlos gewordener Schönheit. Und der gutsituierte Römer kaufte sich billig Kultur und schaffte sich einen neuen Stil an. Der besiegte Hellenismus wurde herrschend in Latium. In den besseren Häusern baute man Peristyle an, mit Säulen und Bildern an den Wänden: Jupiter, Zeus und Io, Zeus und Leda, Zeus und Danae, Venus und Mars, Venus und Adonis, Apoll und Daphne usw.; außer dieser religiösen gab es auch manchmal profane Malerei.
In einem solchen Säulenhof seines Hauses saß der Dichter C. Pulcherrimus Splenis. Er achtete nicht seiner drei Hunde — die damals noch nicht ‚Nero', geschweige denn ‚Cäsar' heißen durften — und die so stilvoll waren, daß der eine nur an dorischen, der andere nur an ionischen, der dritte an korinthischen Säulen das Bein hob; den kleinen struppigen vierten hatte man abgeschafft, weil er sich an einer gemalten Säule (im zweiten pompejanischen Stil) vergessen hatte. Er war eben nicht stuben-, will sagen peristylrein, wahrscheinlich nicht einmal rasserein gewesen.
Der Dichter rief auch nicht nach seinem griechischen Koch Kolrabides, daß er ihm die Lehre des Zenon erkläre, denn jener war daheim Stoiker von Beruf gewesen und war es jetzt aus Notwendigkeit. Auch nicht nach der griechischen Sklavin Excentris, die, ein blaues Band in den hochfrisierten Locken, die Flöte spielte, daß man glaubte, in Arkadien Schäfer zu sein.
Der Dichter starrte vielmehr seit einer Stunde auf eine Statue, die man, mit Hölzern gestützt, vor ihm aufgestellt, weil sie bei der Überfahrt gelitten hatte. Da fehlten die Beine, die Arme, und das Köpfchen war auch verloren.
Dennoch war sie voll Grazie, diese Mädchengestalt, die sich fast lebensgroß vor dem Hintergrund des grünen Lorbeers und des innigblauen Himmels abzeichnete, — eben erblüht, und sich selbst ein Geheimnis. Venus, bevor man ihr gesagt, daß sie Venus sei. Sie war von jener Reinheit, die uns Männer so reizt, sie zu beschützen und zu zerstören. Der Dichter streichelte mit den Augen zärtlich an der feinen Linie der Hüften entlang. Unter der satten Sonne schimmerten die Schultern in Anmut und Demut. Und weil er lange genug hingeschaut, begann der Marmor zu atmen. Splenis fühlte mit dankbarem Erstaunen: er war verliebt.
Während er also Gedichte träumte, die nicht geschrieben werden und deshalb die besten sind, kam ein kräftiger Schritt durch das Atrium und das Tablinum, und eine störende Stimme rief hinter ihm: „Salve!"
Es war M. Falsarius Torso, ein Bildhauer, das heißt kein Handwerker der selbst den Meißel führte, sondern der Besitzer einer „Fabrik echt griechischer, garantiert selbst aus Hellas eingeführter Plastiken". Diese Reklame stimmte, denn der Meister, der für ihn schaffte, war ein griechischer Sklave und dem hatte er die Überfahrt bezahlt. Der Sklave Sosias kannte alle Meister von Praxiteles bis Pasiteles und machte sie nach, wie echt. . Aber seit einiger Zeit gingen die Geschäfte schlechter. Die übermäß'ge Einfuhr von Originalen drückt den Preis auch der besten Imitation.
„Donnerwetter", sagte der Besucher, oder vielmehr: „Potz Jupiter, was hast du da?" Er taxierte mit schnellen Augen den Wert. „Schade", stellte er fest.
„Schön", sagte der Dichter.
„Kaputt", bedauerte der Besucher.
„Vollendet", begeisterte sich der Besitzer. „Sieh mal diese beseelten Füßchen, zu fein für Sandalen . ."
„Aber die hat ja nicht einmal Beine."
„Und die Hände, nicht wahr, sie hält einen Kranz, um sich zu schmücken . ."
„Sie hat doch keinen Kopf."
„Hat deine Tullia einen?" fragte der Dichter bissig.
„Nee, die hat bloß ein Gesicht."
„Aber hier", fuhr der Dichter fort, „das Köpfchen, das man sich dazu denken kann . . reizend. Und jeden Tag ein anderes! Eine Frau, die jeden Tag anders ist, könnte meinetwegen alle Tage dieselbe sein."
„Was hast du getrunken?" fragte der gute Freund.
„Schönheit, Torso. Das Schönste an der Schönheit ist nämlich immer unsere schöne Phantasie."
„Na ja", der Händler grinste, „was da ist, ist schön."
„Das Schönste ist immer, was nicht da ist. Sieh nur, sie atmet."
„Sie wird noch singen."
„Sicherlich, wenn du gehst."
Der Händler wollte noch eine schmutzige Bemerkung machen über Hauptsachen, die ja da wären, aber der Hausherr wies nur mit dem Daumen hinter sich zur Tür.
„Der ist verrückt", stellte der Besucher zu seiner Beruhigung fest, indem er abging.
Auf dem Heimweg kam ihm ein Gedanke. Er rief seinen Sklaven und Meister, den ergrauten Griechen Sosias: „Hör mal", sagte er, „die Leute sind hierzulande heutzutage Ästheten — sie lieben Dinge ohne Hand und Fuß. Die Leute sind Phantasten — sie brauchen keinen Kopf und denken sich das Beste zum Guten dazu. Also werden wir eine Vereinfachung unseres Fabrikationsverfahrens vornehmen. Du haust künftig keine ganzen Figuren mehr aus. Der Kopf bleibt weg. Arme und Beine kriegen sie auch nicht mehr. Dann ist auch keine Gefahr, daß die Nase schief wird oder ein Finger abbricht beim Transport. Kurz, wir stellen nur Rümpfe her. den Götterboten Hermes ohne Beine, die zärtliche Aphrodite ohne Arme und meinetwegen den Zeus von Otricoli ohne Kopf. Dann sagen wir, sie wären einmal ganz gewesen, und verkaufen sie als besonders alt zu besonderen Preisen."
Sosias erschrak — denn er war ein Künstler.
Dann verstand er den Trick — denn er war ein Grieche.
Dann lächelte er: „Ja, Herr", — denn er war ein Sklave.
„Halt, noch die Hauptsache", schloß der Fabrikant, „und dieses neue Produkt meines Betriebs nennen wir nach dem Erfinder und Hersteller: Torso. Fein, was?" Er rieb sich die behaarten Hände. „Darauf würde ich mir ein Patent erteilen lassen, wenn es heute sowas schon gäbe." — —
So entstand die Bezeichnung Torso Ähnlich wie für jene Säulen, mit denen Ernst Litfaß zusammen mit dem Zirkusdirektor Renz seit 1854 die Straßen der Städte schmückte, die Bezeichnung ‚Litfaßsäulen' Sie sind gar nicht dorisch, noch ionisch, aber praktisch und enthalten den konkaven Anzeigenteil der ‚Neuesten Nachrichten' um einen leeren Raum herum. Auch andere haben ihrer Erfindung ihren Namen gegeben, so Draise der Draisine, der Großmutter unseres Fahrrades, Dynamo seiner Maschine, Leibniz den Keks, Bismarck den Heringen. Volt heißt es noch heute in Fällen der Spannung und Celsius, wenn es im Zimmer zu kalt ist. Genau so Torso, wenn etwas antik und entzwei ist. Bei Porzellan sagt man besser ‚Bruch'.
Nun können mir alle im archäologischen Fach Zünftigen entgegenhalten, diese These sei laienhaft, womit sie gleich ihre kritische Gelehrsamkeit beweisen, und etwa behaupten, die Bezeichnung stamme von Gianfrancesco Torso aus Arezzo, der für Papst Julius II. und Leo X. alles Antike aufkaufte, was Beine und keine Beine hatte. Hei, dann werden wir Broschüren schreiben, hin und her und die Wissenschaft ist um eine ausbeutungsfähige Kontroverse reicher.
Aber das wird keinen Torso kümmern, weil er keinen Kopf hat für Kontroversen, keine Hände für Broschüren und keine Füße, um in das sonnige Land zurückzukehren, wo er zu Hause ist.

ES WAR EINMAL

Es war einmal ein Mann, der hatte versehentlich seinen Koffer im Hotelzimmer stehengelassen. Er eilte also in das Hotel zurück und trat zum Portier. „Ich möchte meinen Koffer holen." — „Ihr Koffer steht noch im Zimmer. Das Zimmer ist leider bereits vermietet." — „Das macht nichts. Ich werde hinaufgehen und ihn holen."
Der Mann stieg hinauf. Vor der Zimmertür bleibt er stehen. Er hört zwei zärtliche Stimmen.
„Ei, wem gehört denn das reizende winzige Händchen?" „Deiner Marianne, Schatzeli!"
„Ei, wem gehört denn das verträumte blaue Auge?" „Deiner Marianne, Schatzeli!"
„Ei, wem gehört denn der zuckersüße rote Mund?" „Deiner Marianne, Schatzeli!"
Dann konnte es der Herr vor der Tür nicht länger für sich behalten er klopfte an und rief:
„Wenn Sie bei dem großen braunen Koffer neben dem Bett angekommen sind, Herr Schatzeli, dann brauchen Sie nicht erst lange fragen — der Koffer gehört nämlich mir!"

J. H. R.

DAS MÄRCHEN VOM KLEINEN SCHWEIN

VON OTTO HOFMANN-WELLENHOF

Herr von Hamperl, Uraltpensionist, saß in seiner stillen Behausung und blätterte versonnen in einem dicken Märchenbuch. Es waren freilich nicht die Märchen der Brüder Grimm, sondern die der Frau von Rokitansky, und sie begannen auch nicht mit „Es war einmal ein Königssohn . . .", sondern: „Man nehme von zehn Eiern das Gelbe . . .", und sie hießen daher auch nicht „Deutsche Volksmärchen", sondern „Süddeutsche Küche".

Herr von Hamperl durchstrich das Zauberreich der Suppen und Soßen, das Schlaraffenland der „Aufläufe und Ubergüsse", verweilte mit Innigkeit in den Bezirken der Braten und Fischgerichte nebst Zutaten, und als er mählich in die Gefilde der Mehlspeisen, der „kleinen Desserts" und des „Gefrorenes" vordrang, überlastete „diese Fülle der Gerichte" — wie man variierend sagen könnte — seinen wachen Verstand und seine gesunde Urteilskraft. Vielleicht schlief er auch vollends ein und träumte. Festzuhalten bleibt jedenfalls, daß Herr von Hamperl sich plötzlich in einen tiefen Wald versetzt wähnte, in eine Gegend, in der wohl eher Grimmsche Königssöhne als Rokitanskysche Königskuchen zu Hause sind.

Hamperl mußte gar nicht lange warten, als ihm schon das erste Abenteuer zustieß. Er kam an eine Höhle, vor der ein drachenartiges Gebilde lag, alt und zahnlos, eine gewisse Ähnlichkeit mit seiner Hauswirtin, der Frau Schostal, war nicht von der Hand zu weisen. Was aber Herr von Hamperl im Innern der Höhle gewahrte, ließ seinen Herzschlag in holdem Entzücken stolpern: tatsächlich, Freunde, ein Schweinchen! Jung und rosig und doch schon von beglückender Vollschlankheit. Diese zarten Seiten sich mit Sauerkraut vorzustellen und die rundlichen Schinken geselcht und im Rüsselchen eine Zitrone und zu den graziösen Füßchen eine entsprechende Portion Kartoffelsalat gelegt und die Karbonadelchen und das Leberlein, so wunderfein!

v. Hamperl erschauerte in Seligkeit und seine innere Bewegung war so groß, daß sie dem wachsamen Drachenauge nicht entgehen konnte. Es knurrte.

Herr von Hamperl, 52 Jahre im Schalterdienst, also im „Parteienverkehr", tätig gewesen, wußte, wie man Menschen und Märchenwesen zu nehmen hat. Er verneigte sich höflich und sprach: „Ich habe fixe Pension und ehrbare Absichten."

Der Drache errötete und spielte kokett mit seinen Rückenhöckern. „Ihr Antrag ehrt mich sehr", erwiderte er würdig, „und wenn es Ihnen recht ist, will ich nur rasch meine nötigen Papiere zusammensuchen."

„Sehr recht", bestätigte von Hamperl erfreut, da er nun sicher sein durfte, den Drachen mindestens ein halbes Jahr lang vollauf beschäftigt zu wissen. Kaum hatte sich das Untier in begieriger Eile entfernt, hüpfte das liebe Schweinchen selig aus der Höhle und zwitscherte: „Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll, mein Herr!"

Herr von Hamperl erschrak heftig und zugleich grub sich eine tiefe Falte des Unwillens in seine Stirn. Er hielt nichts von Schweinen, die redeten. Schweine sollen still und fett sein. Wer viel spricht, setzt keinen Speck an und ein Schwein ohne Speck ist wie eine — — ihm fehlten schickliche Vergleiche in seinem Groll.

„Was wollen S'?" schnauzte er, jäh von der Sonnseite seiner Schalterpraxis zu deren Barschseite wechselnd. „Red' ma net lang, geh ma!"

„Sie irren sich, mein Herr!" verzog das Schwein stolz den Rüssel. „Ich bin nicht das, wofür Sie mich halten mögen. Ich bin eine verzauberte Prinzessin."

„Um Gotteswillen!" entfuhr es Hamperl ehrlich. „Tun S' mir nur das nicht an! Was sollt' denn ich mit einer Prinzessin anfangen, wo ich in Untermiete bei der alten Schostal wohn'?! Aber ein Schweinderl, hinten im Hof unterm Holler bau' ich Ihnen einen Stall wie a Villa", lockte er süß, „und vom ganzen Achtzehner-Haus sind Ihnen die Abfäll' sicher und wir sind 34 Parteien! Gehn S', sind S' so gut", bat er treuherzig, „und tun S' mir den Gefallen und bleiben S' ein Schwein!"

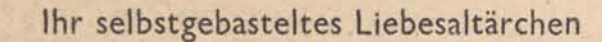
Da wurde aber die verschmähte Prinzessin zornig. Sie stellte sich — nicht nur bildlich, sondern in der Tat — auf die Hinterfüße und stieß mit dem Rüssel nach dem freßlustigen Ritter und schrie — —

„Sind S' doch wieder vor dem Essen eing'tunkt, Herr von Hamperl", rief in vorwurfsvoller Schärfe Frau Schostal. „Wird ja alles eiskalt. Ewig schad um das schöne Schweinsgulasch!"

Halb befangen in den Gaukeleien der Traumbilder, murmelte Herr von Hamperl: „Schweinsgulasch? Von der Prinzessin?"

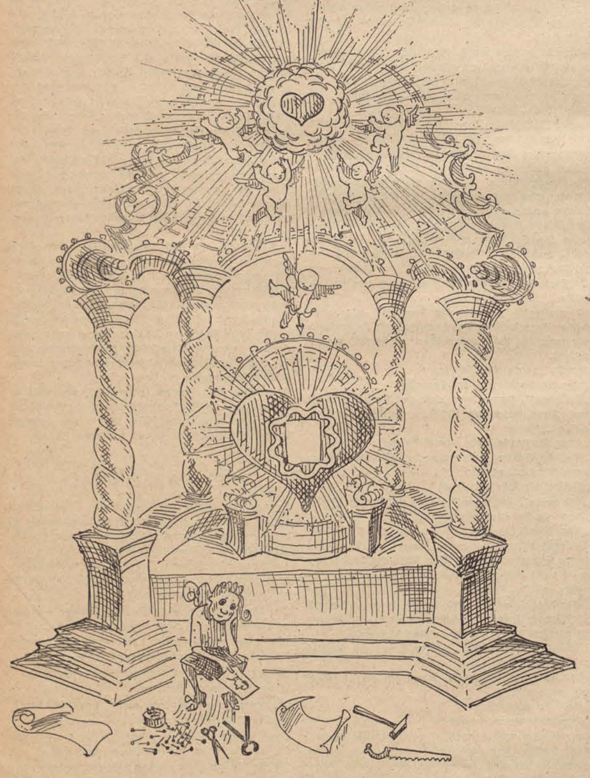
„Ah, was reden S' denn!" schnappte ihn die Wirtin scharf ab. „So was Blödes, wo sollt' denn da a Prinzessin herkommen!?"

„Warum net?" verteidigte sich Hamperl unerschrokken. „Der Drach' ist ja schließlich auch da!" — —



Ihr selbstgebasteltes Liebesaltärchen (Fr. Bilek)





Altarino d' amore, raffazzonato con le proprie mani

Wohlwollen

(R. Kriesch)



„Mach rasch, Trude, der Chef wird gleich kommen!"
„Wenn schon, der arme Mann braucht dringend 'n bißchen Ablenkung!"

Compiacenza: "Spicciati, Geltrude! Il principale verrà tosto!„ — "E che importa? Il poveraccio ha bisogno urgente d' un pò di distrazione!„

DIE NEUE

VON JO HANNS RÖSLER

Ehefrauen verzeihen dem Ehemann vieles, nur eines nicht in der heutigen Zeit: das Hausmädchen zu verstimmen, zu verärgern oder gar zu vergrämen. Denn wer erst einmal ohne Hausmädchen in seinen häuslichen vier Wänden sitzt, sitzt lange. Nur einem seltenen Glücksfall ist es dann zu verdanken, wenn man erfährt, wo ein Mädchen gerade seinen Posten wechselt. Dann läuft man hin, daß es nur so stiebt, kommt ohne Hut und Mantel und Luft an und wenn man vor der Tür mit dem ersehnten Namen steht und die Portiersfrau geht gerade vorüber, dann versagt fast die Stimme vor Erregung, wenn man fragt:

„Wohnt hier Frau Anna?"

„Ja. Wohnen tut sie hier."

„Und ist sie noch frei?"

„Frei ist sie auch noch", antwortet die Hausmeisterin und betrachtet kritisch die aufgeregte Hausfrau Emilie Flink, „aber ob sie Ihnen als Herrschaft nimmt, das ist ein anderes Kapitel — momentan ist sie beim Friseur — aber wenn Sie in ihrer Kammer auf sie warten wollen — sie kommt gleich wieder —"

Oh, wie gern wartet Emilie. Sie tritt also in die kleine Kammer ein, auf deren Tür der Name der Gesuchten steht, und da sie eine gute Hausfrau ist und nicht gern müßig sitzt, nimmt sie von der Kommode den Flickkorb Annas und stopft Strümpfe. Nein, sie tut es wirklich nicht nur um des guten Eindruckes willen oder um sich einen Stein im Brett zu sichern, es ist schon so ihre Art, wenn auch ihr Tun nicht des erwähnten Hintergedankens entbehrt. Denn wer unter uns nützte nicht die Gelegenheit, sich ins gute Licht zu setzen, wenn es darauf ankommt, im guten Licht zu sitzen?

Nun aber wollte es ein schelmisches Geschick, daß just zur gleichen Stunde die Hausfrau Amalie Fluggs von Anna und ihrer freien Tüchtigkeit erfuhr. Und wenn Frau Fluggs auch nicht so geschwind wie Frau Flink war, so rasch war sie dennoch, um noch vor Annas Heimkommen vom Friseur in Annas Kammer zu erscheinen, und da sie dort eine Frau über den Strümpfen gebeugt sitzen sah, nahm sie mit Recht an, dies wäre die gesuchte Wirtschafterin Anna. Kann man es aber umgekehrt der wartenden Emilie Flink verdenken, wenn sie die eintretende Amalie Fluggs für die erwartete Anna hielt? Die beiden Damen in ihrem glückseligen Irrtum befangen, eilten also hocherfreut aufeinander zu und riefen gleichzeitig:

„Gott sei Dank, daß Sie da sind!"

Und jede, froh als erste der gesuchten Anna gegenüberzustehen, überquoll vor Liebenswürdigkeit, was schon bei der ersten Begrüßung begann:

„Aber behalten Sie doch Platz!" rief Frau Fluggs.

„Bitte! Nach Ihnen!" rief Frau Flink.

„Nein. Nach Ihnen!"

„Aber ich bitte Sie!"

Und jede freute sich über die andere, wie unerhört höflich und gut manierlich die Neue schon von Anbeginn war. Frau Fluggs hielt sich nicht lange mit Vorreden auf, sondern ging ohne Umschweife auf ihr Ziel zu.

„Ich komme hoffentlich nicht zu spät wegen des Postens?" fragte sie.

„Im Gegenteil", antwortete Frau Flink freundlich, „ich warte ja hier auf Sie und habe ein wenig Strümpfe gestopft."

Frau Fluggs nickte hocherfreut:

„Sehen Sie! Das war mein erster Eindruck! Ich habe daran sofort erkannt, daß Sie die richtige Frau für mich sind!"

„Wie will man auch zusammen wirtschaften, wenn jeder nur seinen abgezirkelten Teil Arbeit tut", antwortete Frau Flink bescheiden.

„Das ist auch meine Meinung. Ich habe überhaupt den Eindruck, wir zwei werden sehr gut miteinander auskommen."

„Das gleiche Gefühl habe ich auch."

„Dann wären wir also im Prinzip uns einig?"

„Wenn Sie wollen — an mir soll es nicht liegen."

„Die Sache ist also zwischen uns abgemacht?"

„Das Engagement ist perfekt."

Und sie schüttelten sich die Hand, jeder glücklich, so schnell ein neues Mädchen gefunden zu haben und noch eine wahre Perle dazu.

„Das wird ein gemütlicher Haushalt" fuhr Frau Fluggs froh fort, „wir werden zusammen in der Küche stehen —"

„Wir werden zusammen kochen —"

„Zusammen abwaschen —"

„Zusammen abtrocknen —"

„Kurz, wir machen alles zusammen. So habe ich es immer gehalten. Freilich, wenn der andere Teil nicht will, übellaunig ist —"

„Und brummig —"

„Und knurrig —"

„Immer gleich beleidigt —"

„Dann kann es natürlich nicht gehen! Aber wir zwei —"

„Wir vertragen uns!"

„Es ist wunderbar, wie wunderbar wir uns vertragen! Ich bin eine große Sorge los!"

„Und ich erst!" antwortete Frau Flink selig, und wieder schüttelten sich die beiden Frauen die Hand. Plötzlich fragten sie gleichzeitig:

„Was nun den Eintritt anbelangt —"

Sie lachten und fuhren fort:

„Wann dachten Sie?"

„Je eher, desto besser!"

„Am liebsten schon morgen!"

„Noch lieber heute!"

„Sie sprechen mir aus der Seele! Also heute!"

Und zum drittenmal besiegelten sie ihren neuen Bund mit einem Händedruck und Frau Flink und Frau Fluggs wußten sich vor Glück kaum zu fassen, ein wie reizender neuer Hausgenosse Anna war.

Und während sie sich noch die Hände schüttelten und sich treuherzig ins Auge sahen, da ging die Tür auf und die richtige Anna, frisch vom Friseur, erschien in der Tür. Aber ehe sie noch den Mund aufmachen konnte, rief Frau Fluggs schnell:

„Wenn Sie etwa wegen der Wirtschafterin Anna kommen, meine Liebe —"

„— — da hätten Sie ein wenig früher aufstehen müssen, meine Beste!" ergänzte Frau Flink zufrieden lachend, und die beiden Damen marschierten, ein Herz und eine Seele, an der verdutzten Anna vorbei hinaus ins Freie. Seht, so kann es gehen in der Welt!

Drohung - Minaccia (Maçon)



„Also Herr Nachbar, dös sell sag' i Eahna: bal Sie net zum Ersten das Haisl verlassen haben, erheb' ich Räumungsklage!"

"Dunque caro confinante ve lo dico chiaro e tondo: Se col primo non avrete lasciato la casetta sporgerò querela disgombero!„

Der Rattenfänger - L' acchiappatore di topi (A. Kubin)



Die Bedächtige

(K. Heiligenstaedt)



„Wenn ich wüßte, ob das Fenster gefroren ist, und wenn ich überdies wüßte, ob die Eisblumen nicht ganz undurchsichtig sind, dann könnte ich ruhig den Vorhang aufziehen!"

La circospetta: "Se sapessi che la finestra è gelata ... e se inoltre sapessi che i fiori dei cristalli non sono affato opachi, allora potrei alzare tranquillamente la tendina!„

KASPAR BRANDHOFERS HOCHZEITSTAG

VON H. DÖRR

Der Tag hatte schon gut angefangen. Am frühen Morgen, als der erste Sonnenstrahl fürwitzig in seine Kammer guckte, sprang Kaspar aus den Federn und ging auf bloßen Sohlen in den Hof hinaus, um sich am Brunnen zu waschen. Er hatte eine gründliche Reinigung vorgesehen, denn schließlich feierte man nicht jeden Tag Hochzeit. Doch gerade als er seinen Kopf in das klare kalte Naß stecken wollte, glitt er aus irgendeinem unerforschlichen Grunde aus und schlug mit der Stirne so hart an den steinernen Brunnenrand, daß ihm im selben Augenblick trotz des lachenden Sonnenscheines ein Heer von funkelnden Sternlein aufblitzte und himmlische Engelschöre traute Hochzeitsweisen in seine Ohren zu singen schienen. Er kam erst wieder in die rauhe Wirklichkeit zurück, als ihm eine feuchte Zunge kosend über das Gesicht fuhr und das warme Blut, das aus einer mächtigen Beule an der Stirne langsam hervorsickerte, gewissenhaft ableckte. Es war der schwarze, struppige Köter Nero, der ihm in unwandelbarer Treue diesen Liebesdienst erwiesen hatte und nun leise winselnd, mit furchtsam eingezogener Rute vor ihm stand. Mit einem kernigen Fluch, wie ihn eben ein alpenländischer Holzknecht nicht milder und maßvoller hervorbringen kann, raffte sich Kaspar auf und betastete sorgsam seinen Schädel. Gottlob, er war soweit ganz geblieben.

„Ich hab' es ja immer gewußt, die Bärbel ist nicht die Richtige für mich, die Regina hätte ich nehmen müssen. Es ist schon ein rechter Wink des Himmels, daß er mir gerade heute eines aufs Dach gegeben hat, was, Nero?" philosophierte er zu dem aufmerksam lauschenden Hund, der eifrig mit dem Schwanz wedelte, zum Beweis, daß er, wie immer, mit den Worten seines Herrn einig ging.

Verdammt, die Beule an der Stirne war schmerzhaft, noch schmerzlicher aber war für Kaspar die Erkenntnis, daß er wahrscheinlich im Begriffe stand, eine nie wieder gutzumachende Dummheit zu begehen, wenn er die Bärbel wirklich heiratete. So wollte er, mit sich und der Welt unzufrieden, wieder ins Haus zurückgehen. Da aber ein Unglück bekanntlich nur ungern allein kommt, oder aber, weil ihm das Schicksal wohlmeinte und ihm einen zweiten deutlichen Wink versetzen wollte, sprang in diesem Augenblick der Hund Nero, verrückt vor Freude, daß sein Herr wieder aufrecht ging, an ihm hoch und dann zwischen seinen Beinen hindurch und brachte Kaspar dadurch neuerlich zu Fall. Diesmal war es unglücklicherweise sein Gesichtsvorsprung, der in heftigster Art mit der Steinplatte vor seiner Haustüre Bekanntschaft geschlossen hatte.

Der Fluch, den Kaspar jetzt vom Stapel ließ, hätte auch dem rauhsten Seebein zur Ehre gereicht. Doch allmählich glätteten sich die düsteren Wogen auf seinem Gesicht und machten einem fast vergnügten Schmunzeln Platz. In diesem Zustand, mit geschwollener Nase und verbeulter Stirne konnte er doch nicht unter Menschen gehen und Hochzeit machen, das war klar. Und nachdem der Tag ja doch einmal zum Feiern bestimmt war, genehmigte er sich vorerst einen tüchtigen Korn auf all den Schrecken, und hinterher einen Wacholder, und dann stieg er wieder ins Bett.

Es war schon ein gutes Gefühl, seinen Hochzeitstag einfach zu verschlafen, wollte er gerade mit Befriedigung feststellen. Doch dann besann er sich und erschrak doch einigermaßen. Geheiratet mußte ja auf jeden Fall werden. Es hatte sich nämlich ereignet, daß seine ältere Schwester, die ihm bisher die kleine Wirtschaft bestellt hatte, es ganz plötzlich mit der Angst bekam, übrigzubleiben, und daher den Erstbesten, der um sie freite, zum Mann genommen hatte. Somit war Kaspar ebenfalls vor die Lage gestellt, nach einer Frau Ausschau zu halten, denn während er im Sommer weithin hallend die Axt schwang und im Winter mit dem Kufenschlitten das Holz zu Tal fuhr, mußte daheim die braune Liese im Stall und das zahlreiche Federvieh versorgt werden. Außerdem war er nahezu dreißig Jahre alt und auch sonst den Freuden des Ehestandes nicht abgeneigt. Er wollte allerdings nicht die Erstbeste nehmen, darum hatte er lange und sorgfältig zwischen zwei Mädchen gewählt, die ungefähr so verschieden waren wie Tag und Nacht, oder besser gesagt, wie Himmel und Hölle.

Flachshaarig, klein und zierlich gebaut und von sanftem Gemüt, dabei aber bettelarm, war die Magd Regina. Dunkelhaarig, mit blitzenden Augen, groß und stattlich von Wuchs und mit einer ebenso stattlichen Mitgift versehen war die Krämerstochter Bärbel. Daß sie bis heute noch zu haben war, lag nicht an den schönen Wiesen und Feldern, die sie außerdem noch mitbekam, sondern einzig und allein an ihrer unguten, herrischen Art, die schon mehr als einen Freier rechtzeitig hatte abbiegen lassen.

Den Kaspar, mit seiner großen, sehnigen Gestalt und dem braungebrannten stets lachenden Gesicht mochten beide Mädchen gut leiden, das merkte er an Reginas jähem Erröten, wenn er ihr in die Arme lief, und am leuchtenden Blick ihrer blauen Augen, und das sagte ihm Bärbel in ihrer unbekümmerten, freien Art so mitten ins Gesicht, daß es an ihm lag, rot zu werden.

Je nun, auf die Haarfarbe war Kaspar bei einem Mädchen nicht versessen, dagegen war die runde Summe, die Bärbel mitbekam, eine nicht zu verachtende Draufgabe, und die Widerhaken, die sie auf ihren blanken Zähnen trug, die würde er ihr in der Ehe schon ausreißen, wenn es notwendig war, auch samt den Zähnen.

So hatte er gedacht, als er sich endgültig für die Bärbel entschieden hatte. Aber schon während des kurzen Brautstandes dämmerte es ihm manchmal erschreckend, daß es mit dem Gradbiegen der Bärbel eine krumme Sache werden dürfte. Die zwei Schicksalswinke an seinem Hochzeitsmorgen schienen seine trüben Ahnungen übrigens nur zu bestätigen, dachte er gerade noch im Einschlafen.

Er wurde erst durch ein kräftiges Rütteln am Arm wieder aufgeweckt. Bärbels kleiner Bruder stand vor ihm und schnappte erst tüchtig nach Luft, so sehr war er gelaufen.

„Kaspar, ja du bist verrückt? Du liegst im Bett und schlafst, und bei uns daheim warten schon die Hochzeitsgäste voll Ungeduld. Und die Bärbel, die ist fuchsteufelswild und hat schon drei irdene Töpfe zusammengeschlagen. Das wird einen feinen Hochzeitstanz geben, wenn du nicht bald kommst", grinste der sommersprossige Knabe übers ganze Gesicht.

Kaspar kratzte sich am Kopf. Hm, höllisch wild war die Bärbel also schon? Da mußte er sie fürs erste zu beruhigen trachten. Er sprang aus dem Bett und gab dem Buben eine hölzerne Kassette, in der, in blauen Samt gebettet, zehn funkelnde Silbermünzen, ein Erbstück seiner Mutter, lagen. „So, das bring' einstweilen der Bärbel, es ist meine Morgengabe für den heutigen Tag, und sag ihr, ich käme gleich nach!"

Als der Junge weggelaufen war, zog er bedächtig seinen Feiertagsrock an, auch wenn ihm dabei gar nicht wohl zu Mute war. Dann machte er sich auf den Weg ins Dorf, das von seinem am Berghang gelegenen Haus etwa eine halbe Gehstunde entfernt war.

Am Weg dahin begegnete er als drittem und ausschlaggebendem Schicksalswink der lieblichen Regina. Ihr Haar schimmerte wie die goldgelben Ähren im wogenden Weizenfeld, nur ihre Augen waren heute trüb und glanzlos. Sie streckte ihm aber die Hand entgegen und sagte:

„Will dir gleich als erste zum heutigen Tag gratulieren. Aber, was ist mit dir geschehen, Kaspar?" fragte sie erschrocken und strich ihm behutsam über die verletzte Stirne.

Ah, das Mädchen hatte eine gute Hand, und er war ein verdammter Idiot, sich an Bärbel verkauft zu haben. Noch war es aber nicht zu spät, so etwas Ähnliches mußte er Regina gesagt haben, denn wenige Augenblicke später lag sie schluchzend und glückselig an seiner Brust.

Soweit wäre also alles in Ordnung gewesen, aber vorerst mußte noch die Sache mit Bärbel in Ordnung gebracht werden, und dann wollte er ihr auch die Morgengabe, die er ihr so voreilig ins Haus geschickt hatte, wieder abverlangen.

Kaspar schritt also rüstig aus und traf bald darnach im Hochzeitshaus ein. Dort zog ihn Bärbel für einen Augenblick in ihre Kammer, um ihm den Brautkuß zu geben, meinten die Leute. Wenig später traten die beiden einträchtig Arm in Arm heraus, und nur böse Zungen konnten behaupten, daß der schallende Schlag, den man eben aus der Kammer vernommen hatte, in irgend einem Zusammenhang mit der flammenden Röte auf Kaspars linker Backe stand.

Es war aber auch wirklich schnell und überraschend für ihn gekommen. Kaum hatte er den Mund aufgemacht, um Bärbel in aller Form sein Wort zurückzugeben und die Silberlinge zurückzuerbitten, war ihre Hand schon mit unheimlicher Geschwindigkeit in seinem Gesicht gelandet, und ebenso rasch hatte sie die Türe aufgerissen, ihn am Arm genommen und war mit ihm herausspaziert.

Es knallte übrigens noch ein zweites Mal an diesem Vormittag, das war, als der Bräutigam kurze Zeit später auf die Frage: „Kaspar Brandhofer, bist du gewillt, die hier anwesende Jungfrau Barbara Bachmaier zu deinem Weibe zu nehmen?" mit einem lauten und vernehmlichen „Nein!" antwortete.

Wäre Bärbel eine zartbesaitete Stadtdame gewesen, dann wäre sie in diesem Augenblick wahrscheinlich in Ohnmacht, zumindest aber in einen herzerschütternden Weinkrampf gefallen. So aber knallte es zum zweitenmal an Kaspars Hochzeitstag, und nun flammte auch seine rechte Wange in purpurnem Rot auf.

Kaspar war einen Augenblick arg verdutzt, dann aber ermannte er sich und langte nach seinem Bräutchen, daß der weiße, duftige Schleier in ihrem Haar nur so in der Luft herumwirbelte und die Brautjungfern vor Schreck laut aufkreischten. Und das war das Signal zur allgemeinen Festlichkeit. Hui, wie stürzten sich da Bärbels Freunde auf die seinen, wie krachten nun die Schädel lustig aufeinander und wie wohlgezielt saßen die Ohrfeigen und Nasenstüber auch im Gesicht manches friedliebenden Hochzeitsgastes, der da meinte, durch sein besonnenes Dazwischentreten die Festesfreude stören zu können. Letzten Endes aber landeten Freund und Feind, wenn auch zum Teil stark angeschlagen, gemeinsam im „Goldenen Löwen", wo der vorbereitete Hochzeitsschmaus auch ohne Hochzeit verzehrt und mit reichlichen Mengen goldenen Weines hinuntergespült wurde. Nur einer fehlte dabei, das war Kaspar Brandhofer. Der saß indessen auf der kleinen Bank vor seinem Haus und hielt die lachende, glückliche Regina fest an sich gedrückt und war eben daran, mit ihr seinen neuen, endgültigen Hochzeitstag festzulegen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Johannes trat zum Schreibtisch. Der Staub lag fingerdick.

„Kitty!"

„Schönster?"

„Auf meinem Schreibtisch —"

„Ja, Bester?"

„Ist wieder nicht Staub gewischt!"

Kitty sah Johannes vorwurfsvoll an.

„Da sieht man mal wieder recht, wie launisch du bist, Johannes — — da ist schon die ganze Woche nicht Staub gewischt — keinen Tag hast du etwas gesagt — nur heute!" J. H. R.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Mordverein

(Erich Schilling)



Nachdem ihn Stalin zum Maschall ernannt hat, ist Tito mit dem Band der britisch-amerikanischen Ehrenlegion ausgezeichnet worden.

"Società dell' assassinio,,: Dopo che Stalin lo ha nominato maresciallo, Tito è stato decorato col nastro della Legione d' onore anglo-americana.

München, 19. Januar 1944
49. Jahrgang / Nummer 3

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

(O. Gulbransson)

Onkel Sams Wunschtraum



Der Weltimperator

Il bel sogno dello zio Sam: Imperator mundi

Der Brief - La lettera

(R. v. Hoerschelmann)



DIE WAAGE

VON WALTER FOITZICK

Im Bahnhof der kleinen Stadt stehen die Automaten. Sie stehen da so herum und träumen von Schokolade, Pfefferminzstangen, Guteln und anderen süßen Dingen, und manchmal kommen Leute, die im Bahnhof auf und ab gehen, und träumen auch ein bißchen mit, da sie meist ziemlich viel Zeit haben, bis der Zug kommt.

Da ist aber auch ein Automat, der hat nichts Süßes zu vergeben, hatte es nie. Der gibt nur jedem, der es wissen will, sein genaues Gewicht an und bestätigt es ihm sogar schriftlich, mit Datum noch dazu. Er führt ein beschauliches Hiersein, dieser Wiegeautomat, und nur selten kam einer, der sich davon überzeugen wollte, daß er nicht zuviel zugenommen hatte in letzter Zeit. Aber heute wurde dieser Automat entdeckt. Ein Junge stand längere Zeit vor ihm und besah sich durchs Glasfenster das vernickelte Räderwerk. Er rüttelte da und drückte dort, wie Buben zu tun pflegen, wenn sie Zahnräder und Hebel sehen. Dann kramte er in seiner Tasche, stellte sich auf die Plattform, las noch einmal genau die Anweisung und steckte das Zehnerl in den Schlitz. Der Automat surrte, die Zahnräder drehten sich, der Automat funktionierte, wie es sich für einen Beamten auf einem öffentlichen Bahnhof geziemt. Er gab die Karte mit dem erzielten Lebendgewicht vorschriftsmäßig von sich. Der Junge war zufrieden mit der Technik. Das hatte ein Herr gesehen, ein Herr mittleren Alters. Er trat auch an den Automaten, las, zog sein Zehnerl und wog sich. Eine Dame kam auch hinzu, fand die Sache mit zehn Pfennig nicht überzahlt und erhielt ihr Gewichtsdokument. Nun, was drei tun, möchten mehr tun. Bedenken Sie, für ein Zehnerl! Was kann man sonst für ein Zehnerl haben? Und gar nicht hintenrum, sondern ganz offiziell und ohne Marken. Immer mehr Leute strebten herbei, jeder wollte die Gelegenheit beim Schopfe packen. Wahre Wiegeorgien brachen aus. Man stand am Automaten an, in Einerreihe und dann in Dreierreihen. Und da immer welche da sind, die auf die andern aufpassen, weil in ihnen der Drang zum Ordnungsmanne mächtig ist, erhob sich das Feldgeschrei: „Hinten anstellen!" Ich glaube, an diesem Tage ging hier keine ungewogen von dannen, ja ich habe sogar einige gesehen, die haben sich heimlich zweimal gewogen. Ist ja klar, man konnte nicht wissen, ob diese günstige und preiswerte Gelegenheit sobald wiederkäme. Jaja, man hatte schon manchesmal versäumt, sich rechtzeitig einzudecken. Aber hier wollte man mal richtig ins Geschäft einsteigen.

Ich habe mich natürlich auch gewogen, ich kann es nur empfehlen, Friedenspreise und in alter Qualität.

VIS MAJOR

Gott oder respektive Das,
was man so heißt, kennt keinen Spaß,
gibt nichts auf deinen Tatendurst,
und was du redest, ist ihm wurst.

Er hat dein Arrangement zerrupft.
Du bist beleidigt und verschnupft.
Du willst Galopp, er ist für Trab ...
Am liebsten schafftest du ihn ab.

Tja, wenn das nur so einfach wär'!
Wie du's auch anstellst, geht's verquer.
Bist halt ein Tröpflein bloß im Strom,
und Er allein ist autonom.

Ratatöskr

HERRLICHE MINUTEN

Es war noch vor dem vorigen Weltkrieg, wo es mit der sozialen Fürsorge noch sehr im Argen war und die bestellten Armenpfleger ihr Amt mit mehr Würde als Verstand und Herz verwalteten. Und so ein Armenpfleger war es auch, der einem armen jungen Kerl seines Bezirkes die heftigsten Vorwürfe machte, als er ein neugeborenes Knäblein anmeldete.

„Sie haben ja selbst nichts zu beißen, wie können Sie da noch Kinder in die Welt setzen?! Das wievielte ist es denn?"

„Das sechste, Herr Rat."

„Sechs Kinder?! Ja, das kann sich ja kaum der Kaiser leisten!"

Der Bittsteller drehte die Mütze verlegen in der Hand und sagte wie zur Entschuldigung:

„Sie mögen schon recht haben, Herr Rat — aber es gibt eben im Eheleben Minuten, wo sich jeder für mehr als einen Kaiser hält —" J. H. R.

Englische Wertschätzung

(E. Thöny)



„Ein schwächliches Volk, diese Italiener, nur vierzehn Tage ohne Nahrung und schon verhungert!"
„Yes, da lob ich mir unsere Inder, die sind besser trainiert, die brauchen drei bis vier Wochen dazu!"

Apprezzamento inglese: "Che popolo gracile questi italiani! Dopo due sole settimane senza nutrimento, già muoiono di fame!„ — "Ah, yes. Sia lode ai nostri Indiani che sono meglio allenati e ci resistono tre quattro settimane!„

ACKERBAU UND VIEHZUCHT

VON KONRAD SEIFFERT

Vielleicht füttern Sie sich ein Schweinchen. Vielleicht haben Sie sogar ein paar Kuhherden, die über Ihre Weiden ziehen. Vielleicht aber sind Sie mehr für die Karnickel und die Ziegen. Vielleicht wollen Sie Schafe scheren. In jedem dieser Fälle sind Sie Viehzüchter.

Und Sie klagen und stöhnen, weil Sie mit dem Viehzeug so viel Arbeit haben. Und wenn man nicht dauernd die Ohren steif hält, dann gibt es weder Speck und Schinken noch Milch und Wolle. Das wollten auch Sie sagen, lieber Herr, nicht wahr? Ach, sagen Sie es nicht! Sagen Sie es vor allem nicht mir. Denn ich könnte Ihnen etwas ganz anderes erzählen. Ja, bei uns in Südamerika gibt es ein Sprichwort, das lautet: „Wer Vieh züchtet, braucht nicht zu arbeiten!" Das ist die deutsche Übersetzung. Wahrhaftig!

Sie staunen da. Lassen Sie sich die Sache klar machen. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen. Von der Viehzucht. Jawohl.

Ramon und ich, wir hatten oft mit dem Vieh zu tun. Es ging uns ganz gut dabei. Arbeit? Natürlich hatten wir Arbeit, eine Menge Arbeit hatten wir. Dauernd waren wir hinter dem Vieh her.

Wir bewachten die Potreros, sorgten dafür, daß die Tiere gemolken werden konnten, daß sie nicht zu viel und zu wenig fraßen, daß sie genügend zu saufen hatten, daß sie nicht gestohlen wurden, daß sie sich nicht verliefen und so weiter. Wir fingen die Jungtiere ein. Wir markten sie, damit jeder Mensch an dem Zeichen, das wir ihnen ins Fell brannten, erkennen konnte, wer ihr Besitzer war. Wir suchten die schlachtreifen Tiere aus und trieben sie viele Kilometer weit zu den Stellen, an denen sie zu Gefrierfleisch oder zu Fleischextrakt verarbeitet wurden.

Wir waren immer auf dem Sprung, schlugen uns mit Banditen und andern Ehrenmännern herum, wurden von wütenden Stieren angegangen, führten einen endlosen Kampf gegen das Ungeziefer, das ein viel größerer Feind des Viehs ist als eine gut organisierte Bande von Dieben oder als Schlangen und Raubzeug.

Wir, der Ramon und ich, schwitzten, hungerten, stöhnten, waren manchmal halbtot und sehr oft müde zum Umfallen bei unserer Arbeit mit dem Vieh. Gewiß: wir saßen im Sattel, fast immer. Wir ritten. Aber wir hatten doch so unsere Mühe mit den Herden, in der Regen- und erst recht in der Trockenzeit.

Die Herren, denen das Vieh gehörte, waren immer mit uns zufrieden. Und auch sie hatten Sorgen. Sie sahen oft nach dem Kurszettel, machten zuweilen recht lange Gesichter und packten herzhaft mit an. Ja, es waren patente Kerle darunter, wahrhaftig! So schlugen wir uns, der Ramon und ich, beim Vieh schlecht und recht durch. Wir waren ganz glücklich trotz der vielen Arbeit. Zuweilen aber geschieht es, daß der Mensch Abwechslung braucht. Also: Ramon sagte, als wir uns auf Agua del Carretón aufhielten, über ein halbes Jahr waren wir da beim Vieh: „Weißt du, ich möchte mal eine Weizenernte mitmachen. Weizen ist eine angenehme Sache. Beim Weizen wird eine Menge Geld verdient. Wir dagegen setzen hier kein Fett an!"

Das stimmte. Fett, nein, Fett setzten wir wirklich nicht an. Und es bestand gar keine Aussicht, daß es auf Agua del Carretón jemals dazu kommen konnte. Ich war mit Ramons Vorschlag einverstanden. Der Mensch braucht Abwechslung. Ich sagte es schon. Also erzählten wir Don Pablo, unserm Patron, daß wir weggehen wollten.

Er redete lange auf uns ein, sagte das Sprichwort auf, nach dem der Mensch, der Vieh züchtet, nicht zu arbeiten brauche, und dann wollte er uns ein paar Pesos zulegen. Ein paar Pesos! Als ob es uns darum gegangen wäre! Weizen wollten wir ernten! Wir hatten genug von der Viehzucht.

Die Ernte hatte gerade begonnen. So gelang es uns sofort, mitten in die Arbeit hineinzukommen, ohne daß wir lange danach hätten zu suchen brauchen. Wir kannten den Namen unseres neuen Patrons nicht. Es hieß, er lebe ständig in der Hauptstadt. Ja, wir verdienten ganz gut. Aber wir mußten auch kräftig arbeiten Per tanto. Akkord. Selbstverständlich. Die Berechnung unseres Lohns erfolgte nach der Anzahl der an einem Tage gefüllten Weizensäcke. Und ein Arbeitstag hatte sechzehn Stunden.

Die Sonne brannte. Das Essen war schlecht. Wir hatten kaum Wasser. Von den zwölf Mann, welche die Dreschmaschine bedienten, waren vier Neulinge, deren Arbeit die Geübteren zum Teil mittun mußten.

Wir gabelten, ölten die Maschinenlager, füllten die Säcke, nähten sie zu, trugen sie weg, stapelten sie zu Bergen auf, schafften das ausgedroschene Stroh weg. Und die Maschine lief, surrte, fraß Ähre und Halm. Der Motor brummte. Die Pausen waren kurz.

Ramon, ich, alle schliefen in den etwas kühleren Nachtstunden wie Tote. Der gellende Pfiff der Maschine riß uns in der Morgendämmerung hoch. Unsere Knie wankten. Und die Qual begann von neuem.

Jawohl, es war eine Qual. Wir erkannten das schon am zweiten Tage. Und Ramon sagte: „Viehzucht ist besser als Ackerbau! Beim Vieh bist du ein freier Mann. Hier aber bist du an die Maschine gefesselt. Sie tyrannisiert dich. Fütterst du sie nicht mit Weizen, dann brüllt sie so entsetzlich auf, daß du erschrickst. Dazu verlierst du noch deinen Verdienst!"

Und ich fragte, während ich keuchend einen Sack wegschleppte: „Hast du das nicht gewußt?" Ramon antwortete nicht.

Eine Woche hielten wir es beim Weizen aus. Als wir gehen wollten, kam die Polizei. Der Mayordomo des Patrons hatte sie holen lassen. Wir mußten bleiben und weiterarbeiten. Denn wir hatten uns verpflichtet, während der ganzen Dreschkampagne die Maschine zu bedienen. Wir taten es. Uns blieb nichts weiter übrig.

Auch die ärgste Plage hat einmal ein Ende. Der Tag kam, an dem es keinen Weizen mehr zum Dreschen gab. Wir waren von Getreideschober zu Getreideschober gefahren, mit der Maschine. Als uns gesagt wurde, daß der letzte drankomme, fingen wir alle an zu singen und vor Fröhlichkeit zu jubeln.

Für diesen letzten Getreideschober brauchten wir knapp die Hälfte der Zeit, die wir für jeden andern gebraucht hatten.

Als wir mit ihm fertig waren, saßen wir mit irren Augen, staubbedeckt, mit entzündeten Gesichtern, mit zerschundenen Händen, mit zerschlagenen Gliedern, mit ausgerenkten Schultern, mit zitternden Knien an der Seite der Dreschmaschine.

Wir sprachen nicht miteinander. Wir röchelten. Einer von uns krabbelte davon und holte die Cañaflasche. Das Gesöff schmeckte mir nicht. Es war mir zuerst, als müsse ich mich übergeben. Und Ramon rollte böse mit den Augen. Wir schliefen ein, ohne zu essen.

Am andern Tag zahlte uns der Mayordomo unseren Lohn aus. Er tat das mit verkniffenem Gesicht, sprach kein Wort dabei, und ich hatte den Eindruck, daß er sehr froh war, als wir gingen. Nein, es war da keine Freude, weder auf seiner Seite noch auf unserer. Und so sollte es nicht sein.

EDVARD MUNCH ACHTZIG JAHRE ALT

(O. Gulbransson)



Ungeduld

(R. Kriesch)



„Na, oller Beethoven, willste vielleicht bald kommen, oder soll ich mir wegen deiner ‚Neunten' den Rücken erkälten?"

Impazienza: "Ebbene, vecchio Beethoven, non ti spicci mica a venire ... o vuoi che per la tua 'Nona, io mi raffreddi la schiena?„

Strahlungen

(Erich Schilling)



„Es ist doch merkwürdig, Elleanor, seitdem ich unseren lieben guten Stalin-Josef in Teheran persönlich kennengelernt habe, kitzelt es mich so im Genick, wenn ich an ihn denke!"

Irradiazioni: "È pur strano, Eleonora; da quando conobbi personalmente a Teheran il nostro caro buon Giuseppe Stalin, quando penso a lui sento un solletico alla nuca!,,

Ramon und ich, wir saßen wieder im Sattel. Aber wir fühlten uns da noch recht unsicher. Doch das gab sich dann bald.
Und Ramon sagte: „So! Das war der Ackerbau! Das war eine Teufelei! Es geht nichts über die Viehzucht! Und es stimmt schon: wer Vieh züchtet, braucht nicht zu arbeiten! Kannst du dich erinnern, jemals gearbeitet zu haben, wenn du beim Vieh warst? Nicht eine Minute hast du da gearbeitet!"
Ich wagte doch eine leise Widerrede. Aber Ramon wollte kein Wort gegen die Viehzucht hören: „Alles, was wir da zu tun haben, ist ein Vergnügen, aber keine Arbeit! Jetzt erst ist mir das so richtig klar geworden!"
Ich sagte nichts mehr dazu.
Ohne daß wir es merkten, hatten wir den Weg nach Agua del Carretón eingeschlagen. Und ich mußte laut auflachen. Auch Ramon lächelte: „Nun wennschon! Don Pablo wird uns nicht wegjagen!"
Nein, er jagte uns nicht weg. Er freute sich über unser Kommen und rief: „Caballeros! Wie seht Ihr aus! Nun aber schnell aus den Sätteln! Wir wollen versuchen, Euch wieder hochzufüttern! Fett sollt Ihr hier bei mir ansetzen!"
Ach, wir setzten auch bei Don Pablo kein Fett an. Der Ramon und ich, wir gehören zu den Menschen, die nie Fett ansetzen, auch dann nicht, wenn massive Fleischtöpfe vor ihnen stehen.
Diese Töpfe standen vor uns. Wir waren wieder mitten in der Viehzucht.
Sie, lieber Herr, denken vielleicht einmal darüber nach, ob das Sprichwort recht hat, das ich Ihnen nannte.
Aber ich weiß schon: wenn Sie Vieh züchten, dann werden Sie sagen: „Das ist ein ganz alberner Schwindel!" Das werden Sie auch dann sagen, wenn Sie sich nur ein Schweinchen füttern, so zum Hausgebrauch gewissermaßen.

DER BLINDGÄNGER

VON KARL SPRINGENSCHMID

Auf kuriose Weise hat der Oberjäger Jörg Purtscheller von unserer Pionierkompanie seine Liebsgeschichte mit dem Küchengefreiten Holleis ausgetragen. Nit, daß der Holleis ein Mannsbild wär, an dem die Weiberleut etwas Besonderes finden könnten, bei Gott nit! Aber im Krieg, das weiß jeder, nehmens die Weiberleut nit so genau. Da gilt ihnen zur Not sogar ein kleiner, fetter Küchengefreiter, rothaarig und schief gewachsen noch dazu, als ein richtiges Mannsbild. Soll er! Der Mensch muß seine Freud haben, im Urlaub schon gar, und die Weiberleut auch, warum der Holleis nit? Aber nit beim Bärenwirt, nit bei der Moidl, der langen, der blonden!

Die Moidl, himmelseiten, die ist dem Jörg! Dem Jörg allein, der ein Mannsbild ist ein wirkliches, nicht bloß ein angezogenes, ein Mannsbild und Pionier, baumlang und eisenstark. Aber seit der Holleis vom Urlaub zurück ist, hockt er Tag für Tag heimlich auf der Zuckerkisten und schreibt der Moidl einen süßen Brief, malt zwei Herzen drein, seines für die Moidl, der Moidl ihrs für ihn, und zwei Täuberln drüber, die schnabeln, ganz verliebt.

Aus! Ein Pionier, wie der Jörg Purtscheller einer ist, kann oft bei einer Sach, und ist sie noch so kritisch, eine Weil ganz ruhig zuschauen. Er tut gar nichts dergleichen, als ging es ihn nichts an.

Das lernt der Pionier bei seinem Handwerk. So schaut er ruhig zu, als richtiger Pionier, und doch schon die Zündschnur in der Hand bereit, und es liegt an ihm allein, ob die Welt, die schlechte, im nächsten Augenblick untergeht oder nit.

Oder ist er, der Jörg Purtscheller, nit etwa ein Extrapionier, wie es keinen andern gibt in der Kompanie? Ist irgendwo etwas Besonderes los, etwas zu entschärfen gar, eine Granaten, eine Mine, gar eine Fliegerbombe, eine blinde, da holen sie allemal ihn, den Jörg. Also denkt er, daß es jetzt auch Zeit wird, die Liebesgeschicht mit dem Holleis zu entschärfen, ehvor was losgeht oder so.

Und so tritt der Jörg eines Tages, ganz unvermittelt in den Küchenbunker, sagt: „Servus, Holleis!" und hockt sich nieder. Wie der Holleis, rund und voll, aufschaut, sieht er, daß der Jörg etwas unterm Arm tragt, etwas Schweres, Eisernes. Richtig wahr, eine Granaten! Wie ein anderer Mensch einen Brotlaib tragt, so tragt er ganz ruhig die Granaten unterm Arm.

„Stemmeisen, Holleis, und Hammer!" sagt er freundlich, „i hab es grad gfunden, dös Granaterl, es hat höchste Zeit!", ruckt sich die Bank zurecht, nimmt die Granaten auf den Schoß und streichelt sie ganz zärtlich, ehvor, wie er allweil tut, wenn er etwas besonders Heikles in der Arbeit hat.

Der Holleis, mitten in seinem Brief, gibt ihm das Werkzeug hin, macht wieder den Bleistift naß an den Lippen und malt weiter an dem Herzen, aus dem die Flammen der Liebe aufschlagen, großmächtig. Aber er hat doch die rechte Ruhe nimmer.

„Ischt dös a Blindgänger?" fragt er, und schielt auf die Granaten hin.

„Ja, dös ischt a Blindgängerl" sagt der Jörg und setzt das Stemmeisen an.

„Ischt der no scharf?"

„Ja, der ischt no scharf", sagt der Jörg und haut drauf mit dem Hammer.

„So kann er no krepieren?"

„Er oder mier", sagt der Jörg ruhig, „je nachdem!"

Da steht der Holleis auf, kasbleich und würgt herfür: „I mueß das Brot holen gehn!" Aber der Jörg mit seiner Granaten sitzt ihm mitten im Weg. „Das Brot", sagt er freundlich, „das holen mier nacher mitnand, Holleis. Machst du dein Brief daweil fertig und i mei Granaten!"

Da hockt sich der Holleis wieder auf seine Zuckerkisten und starrt dem Jörg auf die Finger, wie er jetzt den Ring abschraubt an der Granaten, als wär das nichts Besonders.

Jetzt aber packt der Jörg direkt den Zünder an.

„Holleis, a Zangl!" sagt er.

Der Holleis reicht ihm mit spitzen Fingern das Zangl hin.

„Was schreibst denn nit weiter?"

„I schreib ja eh", sagt der Holleis, den nassen Bleistift noch immer in der Hand.

„Wem schreibst denn?" fragt der Jörg so nebenbei, und klopft ein wenig auf den Zünder.

„Lei so!" sagt der Holleis und wischt sich den Schweiß von der Stirn.

Da klopft der Jörg noch fester auf den Zünder drauf! „Wem du schreibst, frag i!"

„An Weibsbild halt", stöhnt der Holleis.

Da weiß der Holleis wohl, wieviel es geschlagen hat. „Rechts . . .", haucht er, „rechts . ."

„Guet, so drah i rechts", sagt der Jörg, „aber dös mirk dir: Was an Pionier ghört, dös soll so a Kuchlgfreiter nit anrühren!"

„I rührs eh nit mehr an!"

„Was, die Granaten?"

„Du nit die Granaten und i nit die Moidl!"

„Ischt guet", nickt der Jörg, „sünst könnt was losgehn!" Packt den Brief, den verliebten, wickelt den Zünder drein und gibt der Granaten, der leeren, einen Schupf, daß sie unter die Zuckerkisten rollt. „Suech dir was, das zu dir paßt, Blindgänger du windigerl" und geht.

Die Schaumgeborene — Sorta dalle onde spumeggianti

(O. Herrmann)

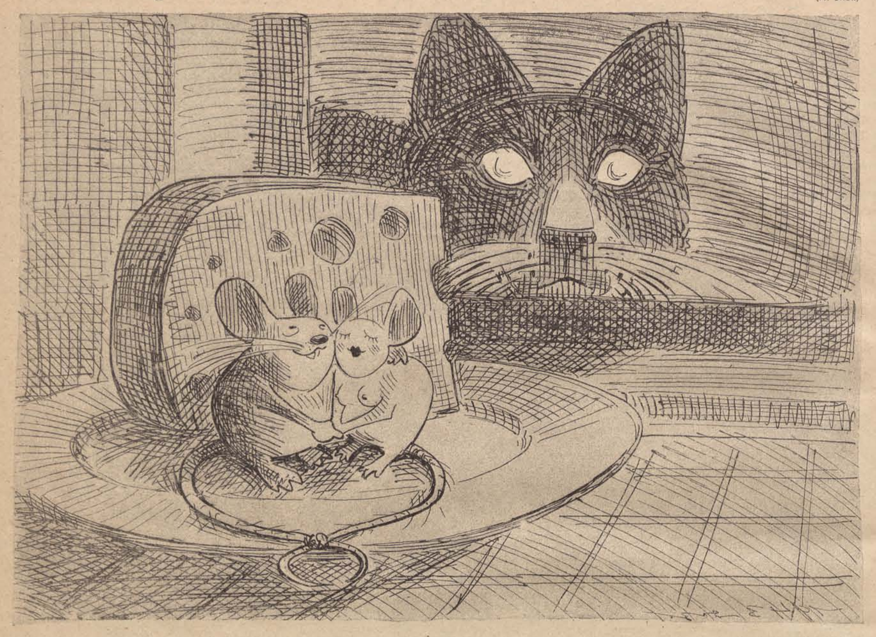


„Na, so stellt sich doch 'ne Venus nicht hin, Berta!"
„Warum — wenn sie 's juckt?"

"Evvia, Berta, Venere non posa mica così!,,
"Perchè no, se le viene il prurito?,,

Die Verlobung - Il fidanzamento

(Fr. Bilek)



MENSCHEN IN NOT

VON A. WISBECK

Seit vielen Tagen schon war Brage im mannstiefen Schnee durch den frostklirrenden Wald gestapft. In langen vereisten Zotteln hing der Bart von seinem breiten Kinn. Einmal nur war der Jäger zum Schuß auf eine Hirschkuh gekommen, doch konnte die erstarrte Hand den Pfeil nicht richtig fassen und verfehlte das Ziel. Nun krampfte sich der Magen vor quälendem Hunger zusammen. Die Höhle aber, in der es Fleisch und Wärme gegeben hätte, lag weitab, jenseits des Gebirges. Verzweifelnd schon an einer Rettung stieß Brage auf Sigurd. Der saß in einem Schneeloch und stöhnte. Eine Wildkeule lag vor ihm. „Mich hungert", sagte Brage kurz. Gierig griff er nach dem Fleisch und riß sich mit den Zähnen einen Fetzen davon ab. „Weshalb stöhnst du?" frug er den fremden Mann, nachdem er seinen ersten Hunger gestillt hatte. „Ich stöhne, weil ich verletzt bin", klagte Sigurd und wies auf eine tiefe Wunde des Schenkels, aus der dunkles Blut spritzte. Da griff Brage nach einem Beutelchen, das er am Hals trug, entnahm ihm ein Kraut und preßte es auf die Wunde. Bald verdünnte sich der Fluß des Blutes und versiegte schließlich. „Nun will ich uns eine Höhle graben!" sagte Brage. Gestärkt durch das Mahl ging er mit seinen rotbehaarten Händen an die Arbeit, und als die frühe Nacht anbrach, war bereits ein Unterschlupf geschaufelt, der den beiden Männern Schutz vor der Kälte bot. Am nächsten Tag gelang es Brage, einen feisten Bären zu erledigen. Sigurd hatte unterdessen Moos und Flechten von den Baumstämmen gekratzt und daraus ein Lager in der Höhle bereitet. „Du sollst mein Freund sein!" sagte Brage erfreut. Die beiden Männer sahen einander an und lächelten.

Tag und Nacht fiel der Schnee, es war, als wolle er die Welt und alles Leben ersticken. Im Gebirge aber zerkrachten die Fichten unter der Wucht des Sturmes. Beschirmt von ihrer Höhle sahen Brage und Sigurd in den Aufruhr. „Hast du Hunger?" frug Sigurd den Freund und legte ein gewaltiges Fleischstück vor ihn hin. „Wie steht es mit deiner Wunde?" erkundigte sich teilnahmsvoll Brage. „Schmerzt sie noch?" — Nein, sie war geheilt. — So lebten die zwei nebeneinander und halfen sich, wo sie nur konnten. Meisterhaft verstand es Sigurd, die beinerne Nadel zu führen und mit geschmeidigen Tiersehnen die zerschlissene Kleidung des Freundes auszubessern. Wo es aber galt, einen Knochen zu spalten oder den Eingang zur Höhle freizuschaufeln, da leisteten die haarigen Tatzen des Brage Erstaunliches.

Eines Morgens erhellt sich das graue Düster, und bis zum Mittag erstrahlt frostklarer Himmel über den letzten, sanft herabschwebenden Stäubchen. Wieder einige Tage, und es taut. Im lauen Wind klatschen die Fladen schmelzenden Schnees von den triefenden Ästen. „Der Frühling ist nah", sagt der wetterkundige Brage und blinzelt frohgemut in die Sonne. Nun konnte man schon vor der Höhle die steifen Glieder recken und sich im wärmenden Sonnenschein ergehen. Vorbei war die gemeinsame Not. „Mein Freund ist doch eigentlich ein rechter Schmutzfink", fällt es Brage plötzlich auf, während er sich das Gesicht mit Schmelzwasser säubert. „Seine Ohren scheint er sich seit Jahren nicht mehr ausgewaschen zu haben." — „Wie dieser Brage frißt, wie er kaut und schmatzt!" denkt sich Sigurd. „Kein Wolf würde seinen Fraß mit solcher Gier hinunterschlingen." — „Wieviele Bären frißt du so im Jahr?" frägt er mit Spott. — „Was geht's dich an?" antwortet Brage grob. „Habe ich dich vielleicht schon gefragt, ob du dir im Leben einmal den Dreck aus den Ohren geräumt hast?" Verstohlen greift Sigurd nach dem scharfen Feuersteinmesser, Brage spielt mit seiner gewichtigen Axt. Von dieser Stunde an sprechen die beiden kein Wort mehr miteinander. Eines Morgens ist Brage verschwunden. Seine Fährte weist nach Osten. Er hatte sich noch ein gewaltiges Lendenstück aus dem Bären herausgehauen. Sigurd belädt sich mit dem Viertel einer Keule und geht nach Westen seiner Wege.

— — — — — — — — — — —

Das Nordkap ist nichts anderes als ein Felsen, ein Felsenriff. Unzählige solcher Riffe gibt es auf der Welt, aber wenn dieses nicht zufällig an der Nordspitze des europäischen Kontinents stünde, wäre eine ganze Flotte von Luxusdampfern im Hafen vermorscht. „Wie zum Nordkap wollen Sie?" hieß es, und gleich warst du vom Geruch des Polfahrers umwittert. Gewiß, gnädige Frau, ich werde mein Möglichstes tun, einen hübschen Eisbären zu erlegen und wüßte mir kein anderes Bett, vor das ich ihn lieber hinbreiten würde, als vor das Ihre. Vielleicht könnte Ihnen aber auch eine halbierte Möve für Ihren Hut einige Freude bereiten, denn bis zum Wechsel der Eisbären müßte ich noch tausend Kilometer zurücklegen. Nein, Romantik bot die Eilfahrt dieser Luxusdampfer nicht, doch konntest du dem Nordkap mit einem Glas Champagner

zutrinken und Apfelsinenkerne in die Brandung spucken. Erlebnisreicher, wenn auch weit langwieriger war es, sich auf einem Handelsdampfer durch das Gewirr der Fjorde zu schlängeln. Immer wieder geht es in einen Königssee hinein und aus einem Königssee heraus. Am Strand hölzerner Städtchen lehnen schweigsame Männer an Heringstonnen und schmauchen im trüben Licht der Mitternachtssonne ihr Pfeifchen. Hier werden Kisten ausgebootet — der Kaffee für den Händler ist endlich angekommen, dort rollt ein Petroleumfaß aus der Luke, und in diesem Päckchen befindet sich das duftige Nachthemd aus Christiania für das Fräulein Petersen. Ponies werden an Deck gewunden. Ihre zottigen Beinchen strampeln in der Luft. „Nein, auf welche Dinge doch diese Menschen kommen!" denken sie sich und wiehern einen schmetternden Abschiedsgruß dieser guten, festen Erde zu.

In Bergen bestieg ich den kleinen Dampfer. Das Schifflein gefiel mir, und mein ungeschulter Blick hielt es für außerordentlich seetüchtig. Wie es so still und friedlich im öligen Wasser des Hafens lag, war ihm keinerlei Arg zuzutrauen. „Olav Trygveson" stand in verwitterten Lettern auf seinem schwarzen Leib. Dieser Olav war ein norwegischer König, und wenn er nicht schon im Jahre Tausend in einer Seeschlacht ertrunken wäre, hätte er sicherlich die Patenschaft meines Schiffleins abgelehnt. — Sanft, wie über Sammet gleitet das Dämpferchen aus dem Hafen der alten Hansestadt hinaus. Wenige Passagiere bevölkern das Deck, und neben einer Dame, deren blauer Schleier sich in der leichten Brise bläht, bin ich der einzige Vergnügungsreisende. Herrlich ist der Tag, in blitzenden Funken stäubt die Sonne über die schwach bewegte Flut. Ja, Wikinger gewesen zu sein, in kühner Fahrt wochenlang die Meere zu durchfurchen, an fremdem Strand ein hochbusiges Weib zu rauben — wie schal und farblos ist doch unser heutiges Leben! Nun beginnt der Olav ein wenig zu schwanken. Ach was, von den Schaukeln und Karussells des Münchener Oktoberfestes war man die überraschende Verlagerung des Schwerpunktes gewohnt. Tut nichts! Ganz angenehm und unterhaltsam sogar! Hm — — — —. Man darf nur nicht daran denken, muß sich ablenken. Wie mag wohl das Gesicht der Dame beschaffen sein? Ich stelle mir unter dem blauen Schleier engelhafte Schönheit vor. Dunkle, von schwarzen Wimpern träumerisch beschattete Augen, ein nervös schnupperndes Näschen, granatfarbene Lippen. Aber halloh — was ist das? Plötzlich macht das Schifflein einen Sprung. Hoch hebt sich sein Vorderteil gegen den Himmel und klatscht dann mit dumpfem Knall in ein tiefes Wellental. Sind wir vielleicht über einen Stein gefahren? Nun legt sich der Olav ein wenig auf die linke Seite, macht ganz kurze, zitterige Bewegungen. Es ist, als sei er erschöpft und wolle sich von dem anstrengenden Sprung erholen. Noch ein bißchen auf der rechten Seite ausruhen und Kraft für den nächsten Sprung sammeln! Da ist er schon wieder. Aber diesmal nimmt das Schiff bereits Anlauf zu einem Salto. Mein Stuhl kippt um, die Dame hat sich in die Reling verkrampft und keucht durch den Schleier. Dieses dumme Steuer belästigt mich, denkt sich Olav, und sucht, ihm bald nach rechts, bald nach links zu entspringen. Steil, wie ein Ziegenbock, hüpft er auf die höchsten Wellenberge, schüttelt sich und fegt wieder in das Tal. Mein Gehirn scheint sich, dem Gesetze der Beharrung folgend, von der Schale getrennt zu haben. Nun hält es sich in der Gegend des Genickes auf, um gleich darauf einen Ausweg durch die Nase zu suchen. Die Dame hat den Schleier abgelegt und beugt sich weit über die Reling. Auch mein Magen krampft sich zusammen. Wie kommt das Stückchen Smörebrot in meine Kehle, und warum schmeckt es nach Hammelbraten? Mit wankenden Schritten, blaß wie ein frisch gewaschenes Leichentuch verläßt die Dame das Deck und steigt zur Kajüte hinab. Jetzt neige auch ich mich über die Reling. Ob die Wikinger das auch taten? denke ich mir noch, dann fühle ich, wie der Magen in die Mundhöhle drängt und das Freie sucht. Nein, ich will dieses tückische Meer nicht mehr sehen, im Leben nicht mehr. Sei gebenedeit, du herrliches Festland! Taumelnd schleppe ich mich zur Treppe. Auf ihrer letzten Stufe hockt die Dame und wimmert leise vor sich hin. Ich nehme an ihrer Seite Platz, ergreife ihre Hand. Gemeinsame Not schließt die Menschen zusammen und überbrückt alle Formeln des gesellschaftlichen Lebens. Ein Köpfchen neigt sich an meine Brust. „Ich will sterben!" schluchzt es von ihm auf. „Nein, nicht sterben!" sage ich und bemühe mich, einen männlichen Eindruck zu machen. „Leben Sie für Ihre Kinder!" ermuntere ich forsch. „Was wird ohne Mammi aus ihnen werden?" — „Ich habe keine", stöhnt die Dame, „ich bin ein Fräulein." — „Tut nichts!" sage ich, „das kann sich ändern!" Die Dame schüttelt nur ihren Kopf. Ja, da sitzen wir nun nebeneinander, zwei einsame Menschen im weiten Weltmeer, krank beide und trostbedürftig! „Wie heißen Sie?" frage ich. — „Mädi!" lispelt die Dame mit der folgsamen Stimme eines Kindes. — „Wir wollen alles gemeinsam tragen und überstehen!" schlage ich vor und lege meinen Arm um ihre Schulter. Das Köpfchen schmiegt sich noch fester an meine Brust. Das Herz wird mir weich. Was ist schon das Leben so eines Junggesellen? Da sitzt er Abend für Abend einsam bei seiner Lampe, dann kriecht er in sein frostiges Bett, zählt ab, wieviele Knöpfe am Nachthemd fehlen und schläft darüber ein. Ist das ein Leben? Bedenke auch, lieber Freund, du wirst alt! Wie lange noch wird dein Auge scharf genug sein, beim Strümpfestopfen das Nadelöhr zu finden? Werden nicht auch schon deine Knie schwach beim Teppichbürsten? Und hat sich nicht erst kürzlich das Kalbsschnitzel in Kohle verwandelt, weil du über dem Braten eingenickt bist? Leicht auch kann dich eine Krankheit überfallen. Wer wird dir den heißen Umschlag über den Leib breiten, wer wird dich im Rollstuhl fahren? O grausames Los des Junggesellen! „Mädi", sage ich zu der Dame, „ein gütiges Schicksal hat uns auf diesem fürchterlichen Schiff zusammengeführt. Willst du alle Tage, die uns Gott noch gibt, bei mir bleiben? Willst du die treubesorgte Gefährtin meines Lebens sein, nach der ich mich seit fünfundzwanzig Jahren im Unterbewußtsein stets gesehnt habe? Immer ahnte ich: es kommt einmal der Tag, an dem ich mich entscheiden muß. Nun ist er da!" Das Köpfchen nickt, ein Arm legt sich um meinen Hals. „Du Guter!" höre ich flüstern. „Wie oft werden wir uns später an diese Stunde erinnern", sage ich, „und damit wir der gemeinsamen Not nie vergessen, soll unser erster Knabe ‚Olav' heißen!" „Olav — wie schön das klingt!" kommt es innig aus meinem Sakko. —

Während dieser Nacht glättet sich die See. Über einen geölten Spiegel gleitet das Schiff in den Morgen hinein. Ich sitze auf dem Deck neben der Dame und betrachte sie. Nein, schön ist sie nicht. Unter farblosen Borsten wölben sich milchig blaue, ausdruckslose Augen. Die Nase ist breit in das kugelrunde Gesicht hinein gelagert, und der Hals beginnt bereits bei der Unterlippe. Gleichwohl — man bleibt Kavalier und hielte es für nicht wohlanständig, seelische Beziehungen früher zu lösen, als es eine günstige Gelegenheit ergibt. „Nun, Mädi", sage ich deshalb und versuche es sogar, Wärme in meine Worte zu legen, „wie hast du geschlafen?" Die Dame sieht mich mit ihren Schellfischaugen kalt an und frägt scharf: „Wieso ‚du'?" Dann entnimmt sie ihrer Handtasche ein Strickzeug und beginnt an einem Strumpf zu arbeiten. Ich greife zu meinem Buch und lese. — In Trondhjem verläßt die Dame das Schiff, ohne sich von mir verabschiedet zu haben. Als ich ihr nachsehe, bemerke ich, daß ihre Hüften zu breit geraten waren. — — — — —

Wie ein Schwan zieht das Schifflein über stille grüne Wasser dem Norden zu. Nun will es nicht mehr Nacht werden. Überrieselt von silbrigem Staub, durchfurcht von den blauen Schatten seiner Klüfte und Schrunden stürzt der Fels in das Meer. Ein Band aus Messing umsäumt es. Wie voll der Wunder ist diese Welt! Übrigens: Sobald ich von der Reise zurückgekehrt bin, werde ich mir eine Bettflasche und einen Staubsauger beschaffen. Heidi!

DIE RABEN

Geschrieben nach dem Siebziger Krieg

VON ARTHUR RIMBAUD

O Herr, wenn rings die Wiesen kahl
Und hingeduckt die Dörfer frieren,
Drin sich des Angelus Klänge leis verlieren,
Und über die Natur, die einsam fahl,
Die großen Himmel sich gebreitet haben,
Dann schick' uns unsre lieben guten Raben!

Seltsames Heer! Mit heiserm Schrei
Könnt kaum dem Wind ihr euer Nest verbergen.
Auf Straßen, auf Kalvarienbergen,
An gelben Flüssen fern vorbei,
An Gräben, Löchern auf und nieder
Zerstreut und sammelt ihr euch wieder.

Zu Tausenden auf Frankreichs Flur
Müßt ihr der Toten Schlaf bewachen.
Im Winter wirbelt ihr im flachen
Feld und den Wandrer mahnt ihr nur.
Oh, schick den Ruf der Pflicht uns zu,
Du schwarzer Totenvogel du!

Nur eins, ihr Heiligen auf der Eiche Mast,
Die einsam dort im Abend trauert:
Für all' die Toten, die von uns bedauert,
Das Grasmücklein im Mai, das laßt!
Es singt für sie, die tief im Walde nun,
Besiegt, im Schoß der Erde ruhn.

Deutsch von Gerhart Haug

MEIN FREUND JOHANNES

Irene war nicht schön. Aber sie hielt sich dafür. Auch ihre Geistesgaben überschätzte sie erheblich. Man konnte es nicht gut lange mit ihr aushalten. Und doch, es fand sich einer, der für sie schwärmte. Allerdings hatte er sie nur ganz kurz auf der Durchreise kennengelernt. Im Kino. Da ist es ja die meiste Zeit dunkel, und nachher ist man noch eine Weile geblendet. Und was über den Film zu sagen ist, kann man schon vorher in der Zeitung lesen. Man braucht es nur auswendig zu lernen.

Irene bekam also Briefe, in denen ihr Verehrer sie anflehte, zu ihm zu kommen, da er die Zeit nicht habe, sie zu besuchen. Man hätte denken sollen, daß sie diese Gelegenheit dankbar begrüßt hätte. Aber nein.

„Der Kerl wird mir langsam lästig, mit seinen ständigen Bitten um ein Wiedersehen", erklärte sie. „Ich möchte ihn ja nicht einfach schonungslos zurückweisen. Sonst tut er sich noch was an. Was meint ihr, wie bringe ich ihn am besten zur Vernunft?"

„Fahre doch einfach hin", schlug Johannes vor.

„Und dann?" fragte Irene.

„Ach, dann wird er schon zur Vernunft kommen", meinte Johannes.

*

Die Gasversorgung funktioniert nicht. Frau Johanna war also gezwungen, auf dem Kohlenherd zu kochen, und das tat den Beständen an Feuerung für den Winter nicht gut.

Sie beschlossen deshalb, Urlaub zu nehmen und zu verreisen.

Als sie einen Tag fort waren, kam die Gasversorgung wieder in Gang. Bei ihrer Rückkehr berichtete ich es ihnen.

„Das ist ja zu dumm", meinte Johannes. „Die ganze Zeit haben wir uns gefreut, wie schön wir Kohlen sparten, und nun ist es damit ja eigentlich gar nichts gewesen." J. Bieger

Die Beilage

(K. Heiligenstaedt)



„Mein Mann sagt, die Hauptsache seien ihm die Vitamine!“
„Der meine sagt, die Vitamine ißt er halt so mit!“

Il contorno: “Mio marito dice che per lui le vitamine sono la cosa principale!„
“E il mio dice che le vitamine egli già se le ingoia con quel che capita!„

Die eifersüchtige Frau des Lyrikers - La gelosa moglie del lirico

(L. v. Horváth)



„Eine bacchische Ode — daß ich nicht lach'!“

"Un' ode bacchica? ... Roba da ridere!„

DER DERGL

VON JO HANNS RÖSLER

Wenn die Lampe in der Stube brennt und die Menschen ihre Arbeit getan haben, der eine schwerer und der andere leichter, trotzdem wohl jeder sein gepackeltes Bündel über den Berg des Tages zum Tal des Abendfriedens buckeln muß, so setzt sich die Familie zusammen, die Mutter greift nach dem Strickstrumpf und der Vater nach seinem Tabakbeutel und der Zeitung. Ach, wie geruhig ist doch so ein Abend am häuslichen Herd, wie mild das leise Knistern im warmen Kachelofen, die Katze schnurrt im Winkel, die Pendeluhr macht ihr Ticktack und man hört nur noch das Klappern der flinken Stricknadeln und das Rascheln der Zeitung. Da fragt wohl hin und wieder die Frau:

„Steht was Wichtiges in der Zeitung, Vater?"

„Ja — 's gibt Zwiebeln."

Und dann fährt nach einer Weile die Stimme des Mannes fort:

„Mutter! Ham mir an Dergl daham?"

„Was für a Ding?"

„Hörst schwer? — An Dergl!"

„Na! Mir ham kan Dergl!"

„Könnt'n mir an Dergl brauchen?"

„Wozu braucht man an Dergl?"

„Für die Feldbestellung! — Woaßt denn des net?"

„Na! — Wie heißt das Ding?"

„An Dergl!"

„Was ist denn dös nachher?"

„I woaß aa net. Aber hier in der Zeitung steht, daß man an Dergl nur gegen Bezugschein vom Wirtschaftsamt kriegen könnt!"

Da sagte die praktische Hausfrau, die Mutter vom Ganzen:

„Fahrst halt eini nach Fliesbach und gehst aufs Wirtschaftsamt und laßt dir an Bezugschein für an Dergl ausstellen! Ham tun mir koan und was ma kriegt soll ma in der heutigen Zeit mitnehmen —"

Und Xaver, der Vater vom Ganzen, fuhr nach Fliesbach hinein, stieg den steilen Berg hinan, auf dem das Wirtschaftsamt gleich gegenüber dem Amtsgericht lag, und betrat nach langem, umständlichem Suchen und nachdem er sich bei allen Leuten erkundigt hatte, die ihm in den weißen Gängen begegneten, das Zimmer, wo die Bezugscheine für landwirtschaftliche Geräte ausgefolgt werden.

„Grüßgottbeieinander! I bräucht an Bezugschein auf an Dergl!"

„Worauf?" fragte der Beamte.

„Auf an Dergl!"

„Was soll denn das sein?"

„Fragen S' net so lang, Herr Nachbar!", antwortete Xaver, schon gereizt, „i hab kan Dergl und bräucht an Dergl!"

Der Beamte sah sich einen Augenblick ratlos um, dann stand er auf und ging ins Nebenzimmer, wo ein anderer Beamter saß.

„Haben wir Bezugscheine auf Dergl?"

„Auf was?"

„Auf Dergl! Drüben bei mir steht einer und verlangt einen Bezugschein auf einen Dergl — —"

„Moment!"

Der befragte Beamte ging eine Tür weiter und trat nach vorherigem Anklopfen beim Vorstand des Wirtschaftsamtes ein.

„Bitte gehorsamst um Entschuldigung wegen der Störung, Herr Amtsvorstand — aber eine dringende Frage — ich bin nun einmal nicht aus der Gegend — im Zimmer beim Kollegen Stöhr ist ein Antragsteller und will einen Dergl!"

„Wie bitte?"

„Einen Dergl, Herr Amtsvorstand! Wissen Herr Amtsvorstand, was ein Dergl ist?"

Der Vorstand des Wirtschaftsamtes, im hiesigen Klima aufgewachsen und mit den Dialekten des Landstriches wohl vertraut, schüttelte den Kopf.

„Da kenne ich mich auch nicht aus, mein Lieber", sagte er gemütlich, „schicken S' mir den Mann herein — mit dem Diskurieren kommen die Leute zusammen — haben S' die Liebenswürdigkeit."

„Also, was haben S' denn für ein Anliegen?", fragte der Amtsvorstand, als Xaver vor ihm stand.

„An Dergl bräucht i halt, Herr Vorstand!"

„An Dergl?"

„Ja. Freili."

„Ist das vielleicht eine Art Schlepper?"

„Na! — A Dergl is a Dergl!"

„Aha! Wohl so etwas wie ein Mähbinder oder Heuwender?"

Xaver wurde schon ganz krawutisch.

„I brauch kan Mähbinder und schon gar net an Heuwender — an Dergl will i — sonst nix!"

Der Amtsvorstand, der grund seiner Erfahrung nicht zugeben wollte, daß er etwas nicht kannte, was seinen Schutzbefohlenen vertraut war, denn sonst wäre es bald gefehlt mit dem Respekt gewesen, griff zu einer gewohnten List.

„Leider sind Dergl knapp", sagte er freundlich, „wir haben schon mehr Dergl ausgegeben, als wir eigentlich durften — augenblicklich haben wir keinen einzigen Dergl mehr zur Verfügung —"

Da aber entrollte Xavers Brust ein dumpfer Groll.

„So?", hub er an, „habts kane Dergl nimmer? Warum schreibts ös denn nachher rein in die Zeitung, in dös Wurschtblattl, daß ma Dergl kriegen könnt am Wirtschaftsamt? Hä?"

„In die Zeitung? Wo denn?"

Da riß Xaver grimmig das Blatt aus seiner Jackentasche und hielt es dem Amtsvorstand unter die Augen.

„Da — wanns Augen im Kopf habts —", rief er aufgeregt und las langsam, Wort für Wort, den Teil der amtlichen Bekanntmachung vor, „hier — nur gegen Bezugscheine werden künftig abgegeben: Mähmaschinen, Sämaschinen, Ackerschlepper und Dergl. — — —"

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Wenn ein Schrebergärtner eine Sau füttert, da kommen die Schrebergärtner von nah und fern und schieben ihm über, unter und durch den Zaun ihre Abfälle zu, damit es ihnen am Tage des Schlachtfestes reichlich vergolten werde. Man verlangt es zwar nicht, aber man erwartet es mit Fug. Denn wer setzte magere Kartoffelschalen nicht gern in eine saftige Blutwurst um?

Als die Sau nun ihre zwei Zentner wog und der glückliche Besitzer mit amtlicher Erlaubnis sein Messer wetzte, tat er es leise und heimlich und verbot allen Familienmitgliedern, auch nur ein Sterbenswörtchen von dem fetten Tag verlauten zu lassen. Jedoch, zwei Stunden nach dem Stich stand schon alles am Zaun, selbst die unbekanntesten Gesichter, die nur einmal ein Schälein Brotrinden gebracht hatten.

„Du wolltest doch heimlich schlachten, Karle?" fragte der Freund, „wer hat denn sein Maul net halten können?"

Der Schrebergärtner seufzte traurig:

„Die Sau selber!" J. H. R.

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —
 — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Die Affen von Gibraltar

(Wilhelm Schulz)



„Nein, danke, wir lassen uns nicht ködern, wir sind keine englischen Hilfsvölker, wir hauen ab!"

Le scimmie di Gibilterra: "No, grazie; non ci lasciamo adescare. Noi non siamo un popolo ausiliario inglese e ce la svigniamo!„

München, 26. Januar 1944
49. Jahrgang / Nummer 4

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

John Bull, l' amico dei popoli

John Bull der Völkerfreund

(Erich Schilling)



„Wenn Ihr mir vertraut, werde ich Euch auf Händen tragen, und . . . . . . für Euere Zukunft ist gesorgt!"

"Se Voi vi fidate di me, io vi porterò in palma di mano, e . . . . . . pel vostro avvenire s' è già provveduto!„

Im Chiemgau - Nel Chiemgau (R. Sieck)



ERZIEHUNG

VON WALTER FOITZICK

Anderer Leute Kinder sind im allgemeinen laut und stören häufig, aber anderer Kinder Eltern sind meistens noch lauter und stören deshalb noch mehr, wenn sie der Erziehung obliegen. Die Erziehung geht nämlich nicht sehr leise vor sich.

Sehen Sie, das ist Paul, vielmehr Paulchen. Paulchen ist alles andere als leise, er ist zutraulich und geht zu den fremden Herren und erzählt ihnen etwas. Kaum hat das die Mutter gesehen, setzt die Erziehung ein. Dröhnend ruft sie Paulchen zur Ordnung: „Du sollst den fremden Herrn nicht stören!" Selbst leise Frauen geben im Augenblick der Erziehung sehr heftig Laut. Paulchen wird nachdrücklich erzogen. Der fremde Herr soll merken, wie gut Paulchen erzogen wird. Er soll es durchaus spüren, daß die Mama mit dem Benehmen ihres Sohnes nicht einverstanden ist. Der Mann soll erfahren, daß alles, was Paulchen tut, auf seinem eigenen Mist gewachsen ist und nicht auf dem Frühbeet der wohlerzogenen und wohlerziehenden Familie. Die Mama schlägt donnernd die blanke Zehn ihrer heftigen Erziehungsmethode auf den Tisch. Mit ihr sticht sie alles.

Flüchte, Fremdling, dort, wo Kinder zu artigen Kindern gemacht werden, ist es vorbei mit deiner Ruhe! Geradezu erholend ist dagegen das Geräusch, das beim Anlassen eines Motors entsteht. Einschläfernd wirkt gegenüber Erziehungsgeräuschen ein Radioapparat in voller Lautstärke. Mütter, die sich mit voller Wucht in die Speiche der Erziehung legen, übertreffen alles an Lärm.

Ha, was für Anweisungen fallen einer Mutter nicht gleichzeitig ein: Schlürf nicht so mit den Absätzen, putz dir die Nase, mach die Stirn nicht kraus, sprich leise (diese Aufforderung kommt wie aus einer Posaune), du hast wohl kein Taschentuch? Du sollst nicht immer Teer und Steine in die Tasche stecken, faß die Gabel länger an, Ellbogen vom Tisch, stoß nicht mit den Füßen an das Tischbein, widersprich nicht, außerdem spricht man nicht mit vollem Mund; setz das Glas hin, nachdem du getrunken hast; schneide keine Gesichter beim Essen; von wem hast du das wohl gelernt? Ich möchte dem Buben nicht raten, solche Fragen zu beantworten, sie sind rein rethorisch aufzufassen und sollen dem Fremdling zeigen, daß er solches nicht zu Hause gelernt hat. Auch ihm möchte ich raten, der Mama nicht zu antworten: „Verzeihen Sie, gnädige Frau, das hat das Bübchen nirgends gelernt, es ist ihm ganz von selber eingefallen, nur der Abwechslung halber."

Manchmals allerdings möchte ich tröstend zu der Mama sagen: „Verzweifeln Sie nicht an der Zukunft Ihres Sohnes, er ist ein gutes Kind, er hat einen friedfertigen Charakter, denn sonst könnte er nicht so viel Erziehung auf einmal auf sich herunterprasseln lassen. Er wird gewiß ein guter Staatsbürger werden und kann es bis zu den höchsten Stellen bringen."

Aber so etwas sage ich bestimmt nicht, denn dazu bin ich zu gut erzogen worden.

WIEGENLIED

Eusebius paßte die Zeit nicht Eusebius kann sich noch immer nicht daran gewöhnen, daß man ihm seinen Kammerdiener eingezogen hat und er sich jetzt seine Schuhe selber putzen muß.

„Mir ist auch nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich einst meine Schuhe putzen muß!" klagte er.

Der Freund lachte:

„Nun, das ist ja auch kein Thema für Wiegenlieder!" J. H. R.

Und die hellste hat der Hahn!

Hell ein Jubelruf: der Hahn!
Herrlich, wie sein Goldschrei blitzt!
Nachtgelichter! Die ihr sitzt,
Schwankend und vom Wein erhitzt:
Auf! Die Nacht verrann!

Schämt euch, daß ihr, statt zu schlafen,
Zechtet frech wie die Zuaven,
Die sich nachts beim Schenkwirt trafen,
Ungehorsam dem Koran!

Fort! Und rasch in eure Betten,
Um euch vor dem Licht zu retten,
Wie's die Eule schon getan –
Denn der Tag bricht mächtig an,
Schmetternd mit den Goldtrompeten,
Und die hellste hat der Hahn!

Georg Britting

Der motorisierte Tod

(E. Thöny)

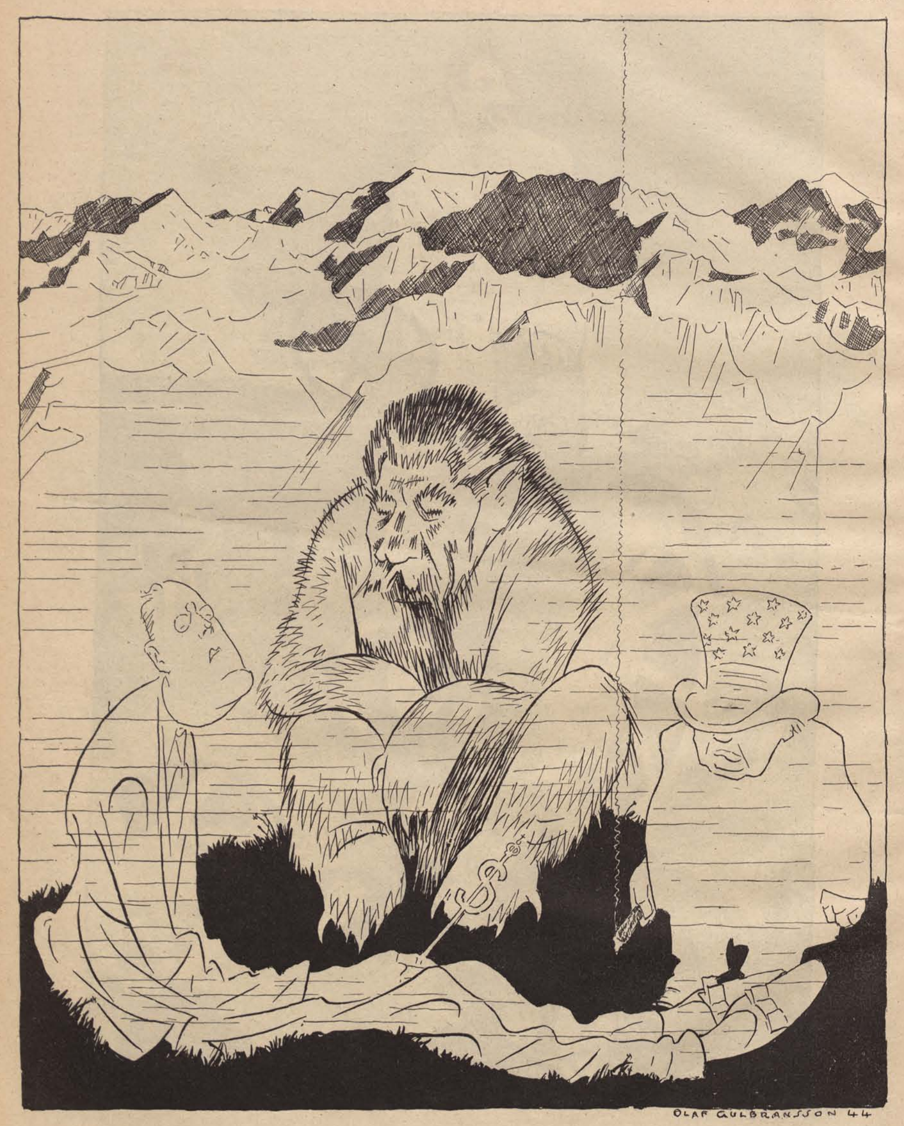


„Bei meinen Völkern mache ich es selber, da kommt der Tod nicht mehr mit!"

La Morte motorizzata: "Coi miei popoli faccio da me; qui la Morte non mi tien dietro!„

Das Konferenz-Echo

(O. Gulbransson)



„Jetzt haben wir so laut und so eindringlich gerufen, und doch bleibt das Echo aus!"

L' eco della Conferenza: "Ora abbiamo chiamato a voce sì alta e penetrante ... eppure l' eco non risponde!„

HERRN SWOBODAS FLUCH

VON BRUNO WOLFGANG

Herr Siegl und Herr Swoboda wohnten als Nachbarn in der Ulrichstraße. Siegl im eigenen Hause, Swoboda zur Miete. Siegl war klein, fett und knollig und litt an kurzem Atem infolge eines Herzfehlers. Herr Swoboda hingegen war lang und mager. Ihm fehlte es an der Leber. Der andauernde Ärger über die Geringfügigkeit seiner Pension hatte ihm tiefe Falten in sein gelbgraues Gesicht gezeichnet. Sein borstiger, schwarzgrauer Schnurrbart hing ihm über den großen Mund herab, der nach billigen Zigarren roch. Er besuchte Herrn Siegl ungefähr einmal in zwei Wochen. Sie tranken Kaffee und rauchten die besseren Zigarren Herrn Siegls. Sie waren fast Freunde, soweit zwischen Menschen so verschiedener sozialer Lage Freundschaft möglich ist.

So schienen hier zwei Lebensläufe friedlich neben einander im Sande der Alltäglichkeit zu versikkern. Aber es kam anders. Herr Siegl fand eines Tages, daß sein Besitz durch eiserne Gitter nicht genügend geschützt sei, und kaufte sich einen Hund, einen schwarzen Dobermann, mit spitzer Schnauze, kleinen, bösen Zähnen und bösen kleinen Augen. Das Tier langweilte sich und hatte die Gewohnheit, den ganzen Tag am Straßengitter zuzubringen und den Vorübergehenden aufzulauern. Sobald sich jemand nahte, schlich der Hund leise längs des gemauerten Sockels bis zum Gittertor, und wenn der Passant dort vorüberkam, fuhr er ihm überraschend mit scharfem, mißtönigem Gebell ins Ohr. Hinter den weißen Vorhängen saß das Ehepaar Siegl mit über dem Bauch gefalteten Händen und lächelte zufrieden. Denn der Hund erhöhte ihm das Gefühl gesicherten Besitzes und war ein Künder seiner Macht gegenüber den Nichtbesitzenden.

Herr Swoboda war sicherlich unter allen Betroffenen derjenige, dem das plötzliche Anspringen des Hundes am gräßlichsten in die Seele schnitt. Jedesmal setzte ihm der Atem ein wenig aus und die Wirbelsäule schraubte sich korkzieherartig zusammen, qualvoll bedrängt von dem Hundegebell, dem widerwärtigsten aller Geräusche, die die Natur geschaffen hat. Er führte Beschwerde bei Herrn Siegl. Doch dieser fand es sehr häßlich, gegen ein treues, schuldloses Tier aufzutreten. Er erwiderte mit spitzen, lieblosen Worten. Herr Swoboda sträubte wütend seinen borstigen Schnurrbart und ging. Er betrat das Haus des Nachbarn nicht mehr.

Eines Tages ging er seinen gewöhnlichen Weg. Der Hund schlich herbei. Wild schielte Herr Swoboda hinüber, sein Schnurrbart zitterte. Im geeigneten Moment fuhr der Hund los. Swoboda zuckte zusammen und knirschte mit den Zähnen. Diesmal aber ging er nicht sogleich weiter, sondern blieb einen Augenblick stehen, sah dem Hunde scharf ins Gesicht und sprach mit zornbebender Grabesstimme: „Stirb, Hund, am 15. März!" Dann ging er weiter.

Hinter dem Fenster regte es sich rundlich.

„Was hat er gesagt?" fragte Herr Siegl mit hochgezogenen Augenbrauen.

„Stirb, Hund, am 15. März."

„Ein gemeiner Mensch. Hab's immer gesagt."

Dann wandte sich das Ehepaar wieder dem Kaffee zu.

Abends, als es zu dunkeln begann, näherten sich von der entgegengesetzten Seite die wohlbekannten Schritte. Der Hund schoß los und wieder klang es langsam und eindringlich: „Stirb, Hund, am 15. März!" Am nächsten Tage früh wiederholte sich das gleiche. Zu Mittag abermals. Nervös ging Herr Siegl im Zimmer auf und ab, dann blieb er plötzlich stehen und rief erbost:

„Paß auf, Karoline, er meint gar nicht den Hund, sondern er meint mich. Das sieht diesem Lumpen ähnlich. Aber ich werde mir das nicht gefallen lassen." Und als abends Herrn Swobodas Baß mit teuflischer Pünktlichkeit ertönte, war Siegls Entschluß gefaßt. Am nächsten Morgen überreichte er bei Gericht eine Klage wegen tückischen Mordversuches. Als Verhandlungstag wurde zufällig der 15. März angesetzt.

Am Tage des Gerichtes begann Herr Siegl bebend in gerechtem Zorn:

„Hoher Gerichtshof! Ich bin ein kranker Mann, ich bin die Güte selbst, ich kann keiner Fliege ein Haar krümmen..."

„Das kann niemand!" brummte Herr Swoboda laut und höhnisch. Herr Siegl erbebte und suchte nach ätzenden Worten der Vergeltung. Der Richter winkte Ruhe.

„... ich bin ein armer Mann", fuhr Siegl fort, „ich habe nichts als mein bescheidenes Häuschen. Ich gehorche der jeweiligen Obrigkeit, zahle meine Steuern, ich rauche und trinke nicht, ich spiele nicht Karten, meine einzige Freude ist der Hund. Nun kommt dieser Mensch, der von Natur aus böse, rachsüchtig, hinterlistig, blutgierig..."

„Bitte, keine Beleidigungen", unterbrach ihn der Richter.

„Mein Hund hätte das Recht, den ganzen Tag zu bellen und niemand könnte es mir in meinem Haus verbieten. Wenn man alles zusammenrechnet, bellt er keine vier Stunden im Tag. Und wegen dieser Kleinigkeit hat dieser nichtswürdige Mensch einen solchen giftigen Haß gegen mich gefaßt, daß er mir täglich dreimal laut, auf öffentlicher Straße den Tod wünscht, und mir überdies den Titel Hund beilegt. Wenn das nicht Mordversuch ist, was dann? Ich bitte also den hohen Gerichtshof, die höchste mögliche Bestrafung über diesen Mann zu verhängen und ihn aus unserem Ort abzuschaffen, ehe er nicht wieder gutzumachendes Unheil anrichtet."

Herr Siegl setzte sich am ganzen Körper zitternd und schwer atemholend nieder. Herr Swoboda erhob sich und begann:

„Hoher Gerichtshof! Ich habe niemals ein Wort gegen Herrn Siegl gesprochen. Was ich über ihn denke, habe ich stets sorgfältig in meinem Innern verschlossen, denn meine Ansicht über ihn läßt sich ohne schwere Ehrenbeleidigung nicht ausdrücken. Daß ich dem Hund gewünscht habe und noch wünsche, er möge am 15. März sterben, ist nicht richtig. Ich wünschte vielmehr, er möge dies sofort tun. Ich setzte den späteren Termin nur, um diesem Vieh, nämlich dem Hund, und seinem Herrn, der ihn aufhetzte, Zeit zur Besserung zu lassen, wovon leider beide infolge angeborener Mängel des Charakters keinen Gebrauch gemacht haben. Ich bin ein Tierfreund, aber die Rechte der Hunde gehen bei uns zu weit. Stellen Sie sich vor, Herr Richter, ich würde die Rechte der Hunde hinsichtlich der Straßenverunreinigung für mich in Anspruch nehmen — ich käme mein Leben lang aus dem Gefängnisse nicht heraus. Das Ärgste ist aber das Gebell. Was Lärm jeder Art anbelangt, stehen unsere Gesetze, verzeihen Sie Herr Richter, noch unter dem Niveau menschenfressender Völker. Jeder boshafte Nachbar kann mir durch Musik, durch Rundfunk oder wie im vorliegenden Falle durch einen Hund das Leben zu einer Hölle machen. Herr Richter, ich bin ein kranker Mann. Wenn Sie meine Leber sehen könnten, würden Sie alles begreifen. Ich bin arm. Ich habe kein Haus, keinen Hund, nicht einmal eine Frau. Ich lege niemandem ein Steinchen in den Weg. Ich bin von Natur aus friedfertig und duldsam. Aber auch der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird. Jetzt wird sich zeigen, ob es noch Gerechtigkeit in Europa gibt. Hinter mir stehen Millionen von armen, aber anständigen Menschen, die auch leben wollen, und von den Hausbesitzern..."

Hier unterbrach der Richter Herrn Swoboda, dessen Schnurrbart wild zuckte und dessen Augen in düsterem Gelb sprühten. Er war sichtlich entschlossen, die gesamte soziale Frage zu seinen Gunsten in die Waagschale zu werfen. Das Urteil verkündete die Freisprechung Herrn Swobodas, da seine Absicht, Herrn Siegl zu töten oder auch nur zu

Belohnung · Compenso (J. Hegenbarth)



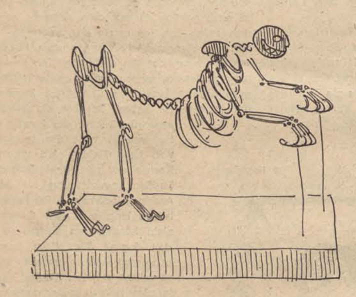
„Nachdem ich nun so den ganzen Tag stur darauf gesessen habe, soll er wenigstens abends auch 'n bißchen Spaß haben!"

"Giacchè io ci son rimasta seduta sopra immobile tutto il giorno, abbia anche lui un po' di divertimento almeno alla sera!,,

beleidigen, nicht bewiesen sei und Hunde bisher noch nicht ehrenbeleidigt werden könnten. Die Äußerung Herrn Swobodas stelle sich als ein bloßer Wunsch dar, der zwar nicht gerade liebevoll sei, aber andererseits keinerlei Erfüllungszwang begründe. Dann hielt der Richter den beiden erschöpften Gegnern eine kleine versöhnliche Rede, um ihre sozialen und persönlichen Gegensätze zu überbrücken. Die Gelegenheit war günstig. Denn beide hatten sich Bergeslasten von der Seele geredet und ihr Gemüt stand wie frisch geackerte Erde dem Samenkorn des guten Wortes offen. Sie reichten sich die Hände und verließen gemeinsam das Gerichtsgebäude. Als sie plaudernd in die Ulrichstraße einbogen und auf der gegenüberliegenden Seite schon das Haus Herrn Siegls sichtbar wurde, blieben sie einen Augenblick stehen. Denn Siegl erwog ernstlich die Frage, ob er nicht Herrn Swoboda zum Abendessen einladen solle. Da öffnete sich drüben die Gartentür, der Hund stürzte laut bellend hervor, um Herrn Swoboda an die Waden zu fahren. Doch auf der Fahrbahn kam in diesem Augenblick ein Auto in rascher Fahrt vorüber. Der Hund geriet unter die Räder, die ihn glatt in zwei Teile zerlegten. Es war der 15. März.
Herr Siegl wurde blaß und starrte Herrn Swoboda an. Dann wurde er wieder rot und öffnete den Mund zu einer Posaune ewigen Hasses. Aber er brachte nur ein gepreßtes „Oh!" hervor. Dann stürzte er in sein Haus. Zwischen ihm und Herrn Swoboda herrschte fortan unversöhnliche Feindschaft. Das Rad des Schicksals hatte sie getrennt mit der gleichen Unerbittlichkeit, die es zwei halben Hunden versagt, sich je wieder zu einem Ganzen zusammenzufügen.

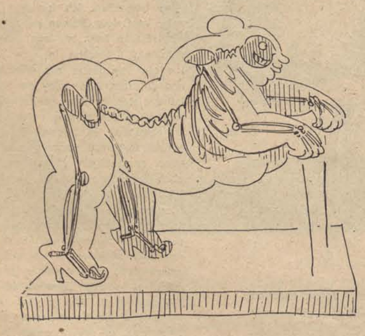
Das geheimnisvolle Skelett — —

(Fr. Bilek)



Lo scheletro misterioso . . .

— — und seine Rekonstruktion



. . . e la sua ricostruzione

Die vergeßliche Tante

Von Heinz Scharpf

Hannelore hängt mit großer Liebe an einem reizenden alten Fräulein, zu dem sie Tantchen sagt, obwohl keinerlei Verwandtschaft zwischen ihnen besteht. Die schlohweiße Dame stammt aus der Zeit, wo man noch klangvoll Hermine hieß und die Schönheit der Möpse noch nicht von der Häßlichkeit der Kakteen verdrängt war.
Hannelore ist, kaum flügge, dem Elternhaus entflogen und hat die Universität bezogen. Sie studiert dort Mathematik, eine Wissenschaft, die sie offenbar nur gewählt hat, um alles, was mit der Schlankheit der Frau tabellarisch zusammenhängt, genauest berechnen zu können. Wenn Tantchen sie in Berlin immatrikuliert wähnt, hat sie schon längst wieder ein Semester in Heidelberg belegt, so eine Maus ist das.
So oft sie auf Ferien heimkommt, flitzt sie zu Tante Hermine hinaus, mit einem fröhlichen Juchhu ihren Besuch schon auf Hörweite ankündend. Das überraschte Fräulein konstatiert dann jedesmal, daß Hannelore noch schöner geworden ist, noch klüger und den Männern noch gefährlicher, wobei sie unter Männer natürlich nur seriöse Heiratskandidaten versteht.
Und jetzt ist sie gerade wieder einmal da, die kleine Hexe, und der Schalk sitzt ihr wie immer im Nacken.
„Na, und wie steht es mit Gott Amor?" tippt die großmütterliche Freundin dem Kobold auf die Nase.
Hannelore errötet mit der unverfälschten Blutwelle der ersten Liebe. Darauf gesteht sie die Sache mit Ernst. Eine ganz poetische Angelegenheit.
Tantchen ist ganz Ohr. „Grüß' mir deinen Ernst!" küßt sie beim Abschied Hannelore auf die Stirn, und noch lange winkt sie ihrem Liebling versonnen nach.
Zu den Osterferien erscheint Hannelore wieder. Noch schlanker, intelligenzbetonter und springlebendiger. Und wes das Herz voll ist, des sprudelt der Mund über. Sie muß gleich damit herausplatzen, wie lieb ihr Karlheinz ist, wie er sie auf Händen trägt und zuweilen vor Eifersucht fast vergeht, der gute Junge.
Karlheinz? denkt Tante Hermine, sie hätte geschworen, er hieße Ernst. Ei ja, mit dem Namensgedächtnis geht es abwärts bei ihr, ein Jammer, wenn man alt wird.
Nach Semesterschluß trifft die muntere Studentin abermals zur fröhlichen Berichterstattung von der Universität ein.
Tantchen empfängt sie gleich mit der von allen Frauen gleichermaßen lebhaft gestellten Frage: „Also, wann heiratet ihr?"
„Heiraten?" zieht die Gefragte die schmalen Schultern hoch, „das geht nicht so rasch, erst muß Hans sein Staatsexamen machen."
„Hans?" Das alte Fräulein glaubt, sich verhört zu haben. Verlegen putzt es an seiner Brille herum. Hans? Nicht Karlheinz, oder Ernst? Gott sei's geklagt, senile Leute bringen doch alles durcheinander. Und mit einem nassen, einem heiteren Auge hört sie zu, was Hannelore über Hans Schönes zu erzählen weiß, das Schönste vom Schönen.
Im nächsten Halbjahr gibt dann Hannelore schriftlich ihre Verlobung bekannt. Mit Horst.
Horst? liest Tantchen und die Brille rutscht ihr von der Nase. Wieso Horst? Ihr war doch ein ganz anderer Name in Erinnerung. Du lieber Himmel, ganz benommen greift sie sich an den Kopf.
Dann ließ Hannelore längere Zeit nichts mehr von sich hören. Junge verlobte Mädchen vergessen allzu gern auf alte sitzengebliebene Tanten. Doch eines Tages flatterte eine Vermählungsanzeige ins Haus. Na also, Hannelore hatte ihren Horst geheiratet! Tantchen freute sich mächtig. Wie sie aber die Vermählungsanzeige näher studierte, hieß der Bräutigam nicht Horst sondern Jörg. Da es schwarz auf weiß dastand, hatte sich das vergeßliche Fräulein also wieder einmal an einen falschen Namen verloren.
Fünf Monate später bog ein Wagen in Tante Hermines stille Gasse ein und hielt vor dem Gittertor ihres Gartens. Tantchen begoß gerade die Rosen, die einen himmlischen Duft verbreiteten und dankbar die Köpfe der Abendsonne zuwandten.
„Juchhu", tönte es ihr vergnügt entgegen, Hannelore sprang aus dem Wagen und umarmte die Überraschte stürmisch. „Ich wollte dich nur rasch begrüßen", sprudelte sie hervor, „wir müssen leider schnell wieder weiter. Aber nächstens sollst du auch meinen Mann kennenlernen. Du wirst begeistert von ihm sein. — Ja, ich komme schon, Waldemar", rief sie nach dem Wagen hin.
Waldemar? vernahm die alte Dame mit Bestürzung. Hieß er denn Waldemar? Ihre Verlegenheit verbergend, schnitt sie geschwind eine Rose ab und reichte sie der Zappelnden. „Für deinen Mann, den lieben Waldemar", lächelte sie gütig.
„Aber Tantchen", prustete Hannelore heraus, „mein Mann heißt doch Jörg!"
„Jörg?" seufzte die vergeßliche Tante aus tiefstem Herzensgrunde, „ach, ich kann es mir von dem einen auf das andere Mal nicht merken."

Trost

(R. Kriesch)



„Autsch, Friedel, das gibt 'n blauen Flecken!"
„Ach was, so 'n Pavian muß das ganze Jahr damit herumlaufen!"

Contorto: "Ahi ahi, Friedl! Ti verrà fuori una macchia azzurra!„
"E che importa? Il babbuino deve pure portarsela in giro tutto l' anno!„

DER HUT

VON KURT GROOS

Die Welt steckt voller Seltsamkeiten.
Eines Abends ging ich über die Brücke am Wasserfall, und auf einmal, mitten auf dieser Brücke, hatte mich ein Etwas gepackt, ein Erregendes. Ich weiß nicht, wie ich das erklären soll, weil es mich so ganz grundlos überkam. Es war, um einen hinkenden Vergleich zu gebrauchen, als ob ein gefährlicher Bazillus plötzlich einen vollkommen Gesunden anfällt.
Über einen alltäglichen Tag hatte ich mich in einen alltäglichen Abend treiben lassen, eine sogenannte Stammkneipe besucht, dort mich mit ein paar Bekannten über belanglose Dinge unterhalten, eine halbe Flasche Wein noch nicht einmal ganz ausgetrunken und eine Kleinigkeit gegessen, um dann in einem ziemlich gelangweilten Gleichmaß nach Hause zu trotten.
Vor der Fischsteige am Wasserfall verweilte ich ein wenig, um zuzusehen, wie die Salme hochsprangen — ich dachte dabei an nichts anderes, als daß die Salme bei uns von Jahr zu Jahr weniger werden. Dann bog ich zur Brücke ein — und mitten auf der Brücke über dem rauschenden Strom überfiel es mich, dieses Zwingende, Bannende, ich möchte sagen: das Unbeschreibliche.
Als ich die Brücke betrat, war weit und breit kein Mensch zu sehen, es war auch nichts anderes zu hören als das Rauschen des Stromes unter mir. Ganz grundlos war mein Wille plötzlich vollkommen gehemmt, obgleich ich mir mit Bestimmtheit vorgenommen hatte, in einer Viertelstunde zu Hause zu sein, um dort ein in der Frühe begonnenes Buch zu Ende zu lesen. Nun aber bannte mich dieses Unbeschreibliche. Mitten auf der Brücke blieb ich stehen, und ich fühlte dabei, wie störrisch, ja dumm, dieses Stehenbleiben eigentlich war. Und doch hätte mich nichts dazu treiben können, meinen Heimweg fortzusetzen. Ich wartete wie jemand, dem etwas Großes und Wichtiges bevorsteht, wie jemand, der sich mit weiß wem verabredet hat. Es war mir dabei seltsam zumute, ich hielt angestrengt Ausschau und richtete mich schließlich direkt auf das Warten ein, indem ich mich gegen die Brückenbrüstung lehnte.
Nachdem ich kurze Zeit so verweilt hatte, zogen in unregelmäßigen Abständen zehn bis zwölf Radfahrer über die Brücke, trotzdem es schon gegen Mitternacht ging. Ich wunderte mich ein wenig darüber, wie viele Leute noch nachts mit dem Rad unterwegs sind.
Dann kam eine Frau mit einer leeren Korbkippe über die Brücke. Von dieser Frau wußte ich, daß sie im ersten Morgengrauen Pilze in den Forsten schnitt, die sie in der Frühe auf dem Markt verkaufte.
Danach überschritten zwei jüngere Leute die Brücke, Studenten anscheinend, die sich über den Begriff der Ewigkeit stritten.
Auf wen, bei Gott, wartete ich nun? Oder, besser gesagt, auf wen mußte ich hier warten, denn immer noch hätte mich keine Macht fortschlagen können von meinem Beobachtungsposten, von dem aus ich sozusagen ins Nichts blickte.
Eine Viertelstunde später sah ich aus der Ferne zwei phantastisch aussehende Pferde vor einem seltsam anmutenden, eigenartig in der Nacht schaukelnden Bogenwagen auf die Brücke zukommen. Vor der schwarzdunkelnden Waldwand am Horizont hob sich das Gespann in lebendigen und doch gespenstischen Konturen ab. Das aus dem Nichts auftauchende Gefährt erhielt sein Zauberhaftes, dieses geträumt und ganz unwirklich Erscheinende von einem matten, fiebernden grüngoldenen Schein, von dem es rückseitig umglänzt wurde. Wie faszinierten mich diese gespenstisch jagenden Rosse; dieses Gespann schien wirre Phantasmagorie und war doch durch Nacht und Licht seltsam verzauberte Wirklichkeit!
Aber wie die Bilder verblassen, wenn sie auf uns zukommen! Ein alter Mann jagte zwei magere, struppige Pferde vor seinem Torfkarren über die Brücke, und hinter ihm fuhr ein Radfahrer, dessen mühsam in Energie umgestrampeltes Dynamolicht Pferde und Wagen rückseitig angestrahlt und die alten Klepper in aufbegehrende, in eine Gloriole getauchte Zauberrosse verwandelt hatte.
War es nicht eigenartig, daß nicht einmal die alten Rosse dieses Erregende in mir zertrampelt hatten? Nein, meine Spannung ließ nicht nach, wenn mich auch das anfangs verzauberte und dann so billig entschleierte Gespann auf eine gewisse Art ernüchtert, kritischer gemacht hatte. Dabei redete ich mir zu, daß es ein Unsinn sei, nun noch länger auf dieser Brücke herumzustehen, die mich eigentlich einen Dreck anging. Hätte mich dieser eigenartige Bazillus nicht ebenso gut in der Höhe des Forsthauses oder bei Kilometerstein 313 anfallen können? Weshalb packte es mich gerade hier auf dieser Brücke?
Während ich mich noch mit dem Widersinn meines Wartens beschäftigte, ohne mich von ihm trennen zu können, geschah eine Kleinigkeit. Ein Mann hastete über die Brücke, ein jüngerer Mann mit offenem Rock und einem Hut aus grauem Velours auf dem Kopf; er schien sehr eilig. Dieser Mann fluchte lästerlich, aber er erschien mir anfangs trotzdem nicht ganz unsympathisch. Er torkelte ein wenig, und als er näher kam, sah ich, daß er betrunken war. Nicht weit von mir lehnte er sich, anscheinend ohne mich zu bemerken, über die Brüstung der Brücke und sprach mit Gott.
„Ach du mein Gott", sagte er, „wie kannst du mich in diesen Sudeldreck treiben, wo ich doch meine Else und das Kind habe; was soll noch alles werden, wenn du es nicht einsiehst!" So redete dieser Mensch, dann griff er in die Rocktasche, zog eine Flasche hervor, die er entkorkte und an den Mund setzte — und im gleichen Moment fluchte er wieder. Er beschimpfte sogar noch die Flasche, weil sie leer war, dabei warf er sie in hohem Bogen über die Brücke in

Schlangennest - Covo di serpi (A. Kubin)



Katzenjammer

(Wilhelm Schulz)



„Auch ich war ein Jüngling in lockigem Haar, an Mut und an Hoffnungen reich . . ."

Senso d' accasciamento: "Anch' io ero un giovane coi riccioli, tutto coraggio e speranze . . . „

Die Töchter

(K. Heiligenstaedt)



„Vielleicht hat Mama doch recht gehabt, daß sie mich immer davor warnte, mich zu verlieben!“
„Aber du weißt doch, Elsbeth, Mama neigt dazu, schlecht von Papa zu denken!“

Le figlie: “Forse la mamma aveva pur ragione d' ammonirmi sempre che non m' innamorassi!„
“Ma tu, Elisabetta, sai bene cha la mamma inclina a pensar male del papà!„

den Strom. Ein ganz und gar hemmungsloser Mensch.
Dann lehnte der Betrunkene den Oberkörper ganz weit über die Brüstung der Brücke und starrte unbeweglich in den Strom. Hin und wieder murmelten seine Lippen ein paar Worte, die ich nicht verstand; es schien auch mehr so, als bewege er nur die Lippen, ohne überhaupt zu sprechen. Ich überlegte, ob ich auf ihn zugehen und ihn auf das Gefährliche aufmerksam machen sollte, sich so weit über die Brücke zu lehnen, als ich hinter mir eine Frauenstimme hörte, die den über der Brüstung Hängenden anrief, der plötzlich erschreckt zusammenzuckte. Ich sah eine junge Frau auf ihn zukommen, an der Hand führte sie ein kleines Mädchen von vielleicht fünf oder sechs Jahren. Das Gesicht der jungen Frau war voller Angst und Sorge, und es war ein sehr schönes Gesicht — aber ich erkannte es nicht gleich.
„Karl, sei nun so gut, komm bitte mit uns!" rief die junge Frau, und der Mann machte Anstalten, sich zusammenzuraffen, er schien sehr schuldbewußt. Aber dann hatte er mich entdeckt, der ich Anstalten machte, der sicherlich unerquicklich werdenden Szene aus dem Wege zu gehen — auf einmal überkam ihn die bei Berauschten oft zu beobachtende Lust, sich dem Zuschauer gegenüber unangebracht stark und trotzig zu zeigen. „Einen Dreck gehe ich mit", schrie er die junge Frau an und schimpfte gleich darauf mit dem Kind, das bitterlich zu weinen begann. „Ich trinke bis ich genug habe — ich habe noch lange nicht genug", lallte er, „und wenn du mich nicht vor die Hunde gehen lassen willst, dann trink mit!" Nach diesen Worten wendete sich der Mann, wohl um seinen Entschluß gleich in die Tat umzusetzen. Doch vertrat ihm die junge Frau den Weg, nahm seinen Arm und redete mit flehender Stimme auf ihn ein. „Denk an morgen, Karl, denk doch an die Miete, du weißt, daß sie nicht länger warten!" Aber ihre Bitten nutzten nichts, im Gegenteil, sie schienen den Berauschten geradezu zu reizen, seinen Willen durchzusetzen. Er schüttelte die schmale Hand der jungen Frau von sich, daß sie zurücktaumelte und mit ganz fassungslosen Augen auf den hemmungslosen Menschen sah. Das Kind preßte sich ganz verängstigt an die Mutter und schluchzte laut auf. Durch dieses Schluchzen schien der Mann sich wieder einen Augenblick besinnen zu wollen, er herrschte die Frau an und sagte, daß sie ja selbst noch Geld haben müsse, erst vorgestern habe er es ihr gegeben. „Ich habe gar nichts mehr, Karl", sagte die junge Frau mit beschwörender, weicher und klangvoller Stimme, „du weißt doch, daß du in der vorigen Nacht deinen Hut verloren hast — für das letzte Geld habe ich dir heute morgen einen neuen Hut gekauft, entsinne dich doch, du hast den Hut ja auf deinem Kopf!"
Der Mann stierte wieder eine kleine Weile grübelnd vor sich hin, dann riß er den neuen Hut, einen grauen Velourshut, von seinem Kopf und drehte ihn unschlüssig in den Händen. Mir fiel im gleichen Augenblick ein, daß ich einen ganz ähnlichen, vielleicht sogar den gleichen Hut trug. „Nun komm, Karl, ich bitte dich sehr", sagte die Frau ganz ruhig, „es wird ja alles wieder gut mit dir werden, du sollst nur gleich schlafen und dann morgen wieder frisch sein!" Aber dieser Mann schien die Unvernunft selbst, vielleicht war es gerade das Gütige und Anständige in dieser Stimme, das ihn in seinem Zustand so gefährlich machte, weil es ihn die Schuld tiefer empfinden ließ. Er machte eine großartig sein sollende Handbewegung und schrie die Frau von neuem an: „Ich pfeife auf alles, ich pfeife auf dich, auf das Kind und auf den neuen Hut!" Gleichzeitig warf er den Hut in hohem Bogen über die Brückenbrüstung. „Du Unmensch", sagte die Frau, und jetzt kamen auch ihr, die sich bisher so tapfer zusammengenommen hatte, die Tränen. Sie weinte mit ganz unbeweglichem Gesicht, und das sah sehr traurig aus.
Der Mann kümmerte sich nun um nichts mehr; er schritt zur Brückenseite, die zur Stadt, zu den Wirtschaften, führt. Die junge Frau überlief ein Zittern, dann wendete sie sich und erkannte im gleichen Augenblick mich, den sie bisher nicht gesehen oder nicht beachtet hatte. Und auch ich erkannte sie jetzt genau; sie war es. Wie beschämte sie das alles, und wie beschämte es auch mich. Dann faßte sie sich, und sie schlug ihre großen Augen zu mir auf, die ich nun seit vielen Jahren nicht gesehen hatte, und sie sagte: „Ja, so weit ist es gekommen, so weit!" Sie hob das Kind empor, wohl um ihre Verlegenheit zu verbergen, und ich sah, daß dem Kind weiche blonde Locken auf die schmalen Schultern fielen, am stärksten aber erinnere ich mich der kleinen


(Fr. Bilek)

zarten Hand dieses Kindes, die es mir unter Tränen lächelnd reichte.
Da wurde es mir ganz seltsam ums Herz, und ich mußte fortsehen, ich schaute auf den weiten Strom, der im Mondlicht glänzte und rauschte, und ich sah, schon ganz weit weg von der Brücke, immer kleiner werdend, den neuen Hut auf dem Wasser treiben.
„Ich werde ihn zurückholen", sagte ich, das einzigste was ich an diesem Abend zu ihr sagte, und ich lief hinter dem Mann her, den ich auf der Höhe der Fischsteige einholte und ansprach. Ich verbeugte mich vor dem Hemmungslosen, ich stellte mich ihm vor und sagte, daß ich beobachtet habe, wie ihm ein Windstoß den Hut von dem Kopf fegte; er möge mir gestatten, ihm meinen Hut zu borgen, ich selbst wohne gleich hier hinter der Brücke, er aber habe wohl noch einen langen Weg, den er ohne Hut bei diesem Wetter schlecht zurücklegen könne. Es war ein Frohlocken in mir, als der Mann den Hut annahm und mir die Hand reichte und sich wendete und langsam zu der Frau und zu dem Kind zurückging, den Kopf gesenkt, die Hand am Hutrand, so als wolle er verhindern, daß er ihm davonflöge.
Dieses Wiedersehen hatte mich seltsam aufgewühlt. Ich ging noch immer nicht nach Hause. Wohl eine Stunde lang lief ich durch die Nacht und dachte über so mancherlei nach. Erst in der zweiten Morgenstunde erreichte ich meine Wohnung.
Ich tastete nach dem Schalter neben dem Wandspiegel auf der Diele und drehte das Licht an, dabei erst gedankenlos, dann aber mit vor Entsetzen sich weitenden Augen in das Spiegelglas starrend. Ganz nah trat ich an das Glas, und ich erkannte, daß mein Gesicht sich veränderte, verzerrte, bis ich auch das nicht mehr sah, bis meine flackernden Augen nur noch das Unbegreifliche erblickten: Den Hut auf meinem Kopf, den Hut aus grauem Velours.

DIE MEMEL

Grollend die „Stumme"
heißt dich der Russe,
Landflüchtge, dich,
Weil du zu anderem Volk läufst,
Fremd ihm und verschlossen.

Willkommen, Riesin, unserem Land!
Schweigsame, raste,
Eh du für immer verströmst!

Hinter Tilsit, der Ziegelstadt,
Kauerst du nieder im Moor,
Zaudernd und sinnend
Über alten, verlorenen Weg,
Zwischen Röhricht, unsäglicher Wildnis,
Einsam unter einsamem Gewölk.

Doch vor die Sonne sich neigt,
Rötlich im Todeshauch,
Neigst auch du dich zum Meer,
Freund jetzt der Nacht
Und dem steinernen Tod.

Fritz Knöller

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Selma sang gern am offenen Fenster.
Gegenüber war ein Neubau.
Eines Tages kam der Bauherr.
Er wandte sich höflich an Selma:
„Sie sind eine gottbegnadete Sängerin, gnädige Frau!"
„Erfreut Sie meine Stimme?"
„Und wie! Nur bitte ich Sie, den hohen Ton nicht so lange auszuhalten."
„Wieso, mein Herr? Warum? Weshalb?"
Der Bauherr kratzte sich den Hinterkopf:
„Ja, wissens — meine Leute drüben hören dann immer auf zu arbeiten, weil's glauben, das ist die Sirene zur Mittagspause." J. H. R.

*

Viktor de Kowa spielte Röslers Philine.
Zur Theaterkasse trat ein Mann.
„Einen Logensitz!"
„Für Philine?"
„Nein. Für meine Frau."

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

HEIMKEHR

(O. Gulbransson)



Heißt der Knirps Franz oder Fritz,
Der da wie ein Bauernspitz
Über alle Hänge tobte,
Womit er den Winter lobte?

Preist er etwa die Natur?
Keine Spur! Jetzt denkt er nur:
Gibt es Knödel oder Brei?
Einerlei! Nur herbei!

Hätte er gar die drei Käse,
Die er mißt, wie er die fräße!
Ist er satt, dann sagt er froh:
Morgen, morgen, wieder so!

S.

München, 2. Februar 1944
49. Jahrgang / Nummer 5

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Roosevelt braucht Geld

(E. Thöny)



„Ihr werdet es am besten verstehen, daß wir hundert Milliarden notwendig haben!"

Roosevelt ha bisogno di danaro: "Voi comprenserete meglio degli altri che noi abbisogniamo di cento miliardi!„

Der angenehme Kunde - Il cliente ben accetto

(J. Hegenbarth)



„Nein, mein Herr, Obstkuchen gibt es heute leider nicht!"
„So — und bei welcher Stelle kann ich mich darüber beschweren?"

"Ah, mi dispiace, signore; ma oggi la torta di frutta purtroppo non c' è!„
"Ah così? . . . E presso qual ufficio posso reclamare?„

Technik des Schlangestehens

Sind Sie Fachmann im Schlangestehen? Vermutlich. Alle müssen dann und wann mal schlangestehen; aber unter ihnen gibt es Leute, die kennen sich aus in der Schlange, teils aus Übung, teils aus Veranlagung. Das Ziel besteht immer darin, schneller vorzukommen als die andern. Nun, das ist natürlich kein Zeichen von besonders stark ausgebildetem sozialem Gefühl, aber man hat halt oft keine Zeit. Wer so in der Schlange steht, hat niemals Zeit. Bei manchem ist's auch Sport, den Vormann zu überrunden, purer Sport. Nur erwischen darf man sich nicht lassen beim Überrunden, sonst gibt's einen Heidenlärm.
Ich habe gesehen, daß Frauen auf diesem Gebiet besonders sportlich sind. Sie fangen es sehr geschickt an. Vor allem gehört dazu ein harmloses Gesicht. Machen Sie ein uninteressiertes Gesicht, so, als dächten Sie an den fernen Geliebten oder ans Strümpfestopfen. Kein Mensch soll ahnen, daß Sie sich bemühen, schneller dort vorne hinzukommen.
Wozu hat der Mensch die Ellbogen? Um Gotteswillen, gehen Sie behutsam mit Ihren Ellbogen in der Schlange um. Niemals mit Gewalt! Schieben Sie Ihre Ellbogen sachte, ganz sachte in eine kleine harmlose Lücke und dabei sehen Sie in eine andere Richtung. Und wo ein Ellbogen ist, da ist auch ein Weg, und wo ein Weg ist, da ist auch ein Plätzchen, wohin man dem Ellbogen folgen kann. Aber ganz vorsichtig! Benutzen Sie die Gelegenheit, wenn Sie aus dem Handtäscherl Ihr Taschentuch nehmen, na, da kann doch niemand daran Anstoß nehmen, wenn sich der Ellbogen bewegt. Dasselbe läßt sich auch mit den Füßen machen. Aber bitte rückwärtstreten, nur ein viertel Schrittchen, und dabei ins Weite schauen, auf die andere Straßenseite.
Das alles gilt nur für den Fall, daß die Schlange noch ungeordnet ist, ein chaotischer Haufen, der noch nicht zur richtigen gefährlichen Schlange geworden ist. In diesem Falle ist allerdings Hopfen und Malz verloren, denn da paßt jeder auf seinen Vordermann nur allzu genau auf.
Sehr praktisch dagegen ist die Schlange, die sich in Dreier- oder Viererreihen fortpflanzt. Grundregel: Man stehe immer an der Innenkurve, also als rechter Flügelmann bei der sich rechtsdrehenden Schlange und als linker Flügelmann bei der linksgedrehten. Lassen Sie sich nicht durch die Auflockerung an der Peripherie dorthin verlocken. Hier wirken zentrifugale Kräfte, und plötzlich sind Sie draußen. Tuchfühlung behalten!
Nun werden Sie mich für einen ausgekochten Schlangesteher halten. Ach nein, auch auf diesem Gebiet bin ich schwach, aber Franziska, die kann es. Sie kam eben mit strahlendem Gesicht und erzählte, daß sie drei Vordermänner übersprungen hätte. Es war ein glücklicher Tag für sie, und da gab sie ein wenig von ihrer Technik preis.

Foitzick

Abends am Fenster

Hock' nicht immer im Parterre!
Preff' den Kopf nicht in die Hände,
starre nicht aufs Schneegelände,
als ob das nun alles wär'!

Steige in den ersten Stock:
Rabelais haust da, Busch, Cervantes,
Lacher, Lächler und Verwandtes,
Herzenstrost - ein ganzes Schock.

Poch' die Toten aus dem Grab!
In den Fässern, tief inwendig,
gluckst's und regt es sich lebendig.
Zapf' dir einen Schoppen ab!

Schmeckt der manchmal etwas streng,
werde nur nicht gleich verdrießlich;
meistens liegt's an dir... Und schließlich
gibt's ja auch ein Souterräng,

wo bei Koks, Kartoffeln, Sand
jedenfalls noch gestern abend,
sich intakt erhalten habend,
eine Flasche Chablis stand.

Ratatöskr

An Lord Vansittard

(Wilhelm Schulz)



„Wir haben mit Interesse Ihre phantasievollen Anregungen gelesen und werden sie für unseren Betrieb nutzbar machen!"

A Lord Vansittard: "Abbiamo letto con interesse i vostri fantastici suggerimenti e ce ne gioveremo per la nostra azienda!,,

QUADRILLE

VON MARIA DUTZ-HUBER

Dunkelrot glühten die Fenster des Gutshofes in die dämmernde Nacht und die Küchenfenster nahmen es gut mit der Röte der scheidenden Sonne auf. Dafür hatte im Hühnerhof und in den Stallungen schon Tage vorher ein ahnungsvolles Sterben begonnen, mancher Puter und so manche fette Gans mußten den 70. Geburtstag der Gutsherrin unverschuldet mit ihrem Leben büßen.
Vollzählig hatte sich die Sippe eingefunden und es waren deren nicht gerade wenig. An die fünf Söhne trieben sich draußen in der weiten Welt herum, zwei Töchter waren auch da und mit ihren Männern anläßlich des Festtages eingetroffen. Die Töchter, zwar noch jung, aber doch schon seit einigen Jahren unter der Haube, hatten bei der Wahl ihrer Herzen einen grundlegend verschiedenen Geschmack gezeigt. Eine war mit einem Husarenrittmeister der benachbarten Garnisonsstadt vermählt, indes die ältere, eine auch heute noch viel bewunderte und vielleicht auch begehrte Schönheit, sich weniger martialisch gezeigt und Herz und Hand dem Pastor des kleinen Marktes anvertraut hatte.

Nach dem mehr als üppigen Abendessen, wobei es an gewürzten und scharfen Getränken nicht gefehlt hatte, hub ein scharfes Zechen an. Der Rittmeister, der sich in mehreren Feldzügen wakker herumgeschlagen hatte, wovon zahlreiche Narben in seinem kühnen Raubvogelgesicht zeugten, führte bald das Kommando in dieser unblutigen, aber heißen Schlacht und stand auch da seinen Mann. Die fremden Gäste zogen sich bald zurück und nun wurde auch der Ton freier und die Zungen lösten sich. Der Rittmeister, der auch jetzt noch bei den Frauen einiges gelten mochte, gestattete sich manchen freien Scherz, der von den Söhnen donnernd belacht, von den Frauen aber nur mit leisem Stirnrunzeln, wenngleich auch mit innerem Lächeln hingenommen wurde. Schließlich nahm er sich seinen Schwager aufs Korn und hatte diesen biederen, aber nicht sehr trinkfesten Pastor gar bald in die Klemme gebracht.
Der Arme leerte sein Glas öfter als ihm bekommen mochte, zumal er an solche Attacken im Reiche Bacchus' kaum gewöhnt war. Die Frauen wollten nicht weiter stören, waren vielleicht auch schon müde genug und zogen sich zurück, nicht ohne dem guten Kirchenmanne einige wohlgemeinte Ratschläge zu hinterlassen, die dieser aber, bereits vom Weine tüchtig angefeuert, leichtsinnig in den Wind schlug. Langsam wurde er einer der tollsten, sang alte Burschenlieder und prahlte mit seinen Abenteuern wie ein betrunkener Landsknecht. Die Uhr rückte vor, langsam wankte einer nach dem andern hinaus, um sich in den prallgefüllten Federbetten der Mutter nüchternzuschlafen. Als der Rittmeister, nach einem kurzen Aufenthalt in den Küchenräumen, wo er wohlwollend die Rundlichkeiten der einen oder anderen Magd betrachtet hatte, in das Speisezimmer zurückkehrte, fand er nur mehr den guten Pastor vor, der aber sein Heldentum schon abgelegt und sich in einen harmlosen Schläfer verwandelt hatte. Der Reiter, von Natur aus gutmütig, wenn auch ein wilder Draufgänger, nahm einen ganz großen Schnaps, dann seine Manschetten etwas zurück und seinen Schwager wie ein kleines Kind auf die Arme. So trug er ihn über die Treppen in das erste Stockwerk. Er wußte gut, wo die Gäste untergebracht waren, klinkte leise die Türe zum Zimmer des Schwagers auf, hörte die ruhigen regelmäßigen Atemzüge der Schwägerin, entkleidete ihren Mann vorsichtig und legte ihn mit einem sanften Ruck in das Bett. Niemand hatte etwas gehört, alles schlief weiter und der Rittmeister, stolz auf seine Tat, kehrte noch einmal in den Saal zurück. Hier beschloß er auf die bestandene Anstrengung noch ein Gläschen zu leeren und dann suchte er gleichfalls sein zugewiesenes Schlafzimmer auf. Um seine Gattin nicht zu stören, die er schlafend vermutete, entkleidete er sich ohne die Lampe zu entzünden, verhielt sich auch sonst ruhig, um die im Nebenzimmer ruhende Schwiegermutter nicht zu wecken und warf sich schließlich auf seine Liegestatt. Möglich, daß der Sprung in die Daunen etwas zu kräftig ausgefallen war, Reiter sind nun mal keine Zierpuppen, jedenfalls verriet ihm ein leises Hüsteln im Bette nebenan, daß seine Frau wachgeworden war. Da beugte er sich hinüber und verschloß ihr den Mund mit einem langen festen Kuß...
Der Rittmeister mochte nur kurze Stunden geschlafen haben, das Morgengrauen blickte schon sachte bei den Scheiben herein als er sich etwas erhob, um einen entglittenen Federpolster zu erhaschen. In diesem Augenblick ereignete es sich, daß diesem alten Haudegen, der dem Tode schon mehrfach in das leere Auge geblickt hatte und der nie im Leben vor etwas erschrocken war, das Blut in den Adern zu gerinnen und der Herzschlag zu stocken schien. Der Rittmeister — er hatte es im dämmernden Morgengrau unzweifelhaft festgestellt, lag im falschen Bett. Gestern in der vorgerückten Stunde mochte er wohl die Zimmer verwechselt haben, so daß er jetzt neben seiner noch friedlich schlummernden Schwägerin erwacht war. Blitzartig durchzuckte ihn der Gedanke, daß ja auch der Pastor, der bei seiner Gattin im Bette lag — aber gleich darauf war er in dieser Hinsicht wieder ganz beruhigt, der gottesfürchtige Mann war ja zu voll des süßen Weines gewesen! Der Husar wußte, jetzt kam das Allerschwerste. Ein kurzes Stoßgebet schickte er zum Himmel, dann verschwor er es bei dem hl. Michael und bei St. Georg, von nun an ein tugendhaftes Leben zu führen, wenn ihm diese beiden Schutzheiligen der Reiterei nur jetzt bei seinem Vorhaben behilflich sein wollten. Und sei es nun, daß diese beiden alten Herren heute ganz besonders gut aufgelegt waren und einen Waffenbruder auf der entfernten Erde nicht im Stiche lassen wollten, oder aber war es auch die scharfe Landluft, welche die beiden Schwestern noch besonders tief und fest schlafen ließ, jedenfalls es gelang. Es schwitzte der gute Rittmeister wohl Blut und Wasser, als er möglichst lautlos den schwierigen Transport begann, um den braven Gottesmann unbemerkt in das richtige Bett zu praktizieren. Von den Frauen hatte sich keine geregt und mit zitternden Knien legte er sich dann in sein ehrliches eheliches Bett, um nach der Aufregung noch eine Stunde Schlafes zu finden.
Später, als sich die große Familie um den Frühstückstisch versammelte, wußte es einzig und allein nur der Rittmeister, warum die brave Pastorenfrau sich heute so ganz besonders herzlich und innig ihres Mannes annahm.

Seltsame Liebhaberei - Strana passione

(Maçon)



„Wenn man so denkt, Alma, da gibt's jetzt Menschen, die fahren Ski zum bloßen Vergnügen!"

"E se si pensa, Alma, che c' è gente che scia per solo divertimento!,,

Der aufregende Roman

(K. Heiligenstaedt)



„Tante hat das Buch scheinbar nicht gelesen, sonst hätte sie sich den Fliedertee gespart!“

Il romanzo emozionante: “A quanto pare la zia non ha letto questo libro, altrimenti ella avrebbe fatto a meno del tè di fiori di sambuco!„

DÜWELETGEN

VON HANS FRANCK

In Holthusen — einem Dorf, das in der Nähe von Schwerin im Mecklenburgischen gelegen ist — lebte zu allen Zeiten eine Schulmeistersfrau. Die ging jeden Sonntag in Samt und Seide. Sie hätte auch am Alltag darin gehen können, wenn ihre Arbeit es zugelassen hätte Das war ja nun nicht der Fall. Denn sie hatte keineswegs nur ihr Hauswesen in Ordnung zu halten. Mit dem Mädchen zusammen mußte sie auch das Vieh im Stall und dazu obendrein noch den Garten und den Acker versorgen. Von den paar Talern, die ihr Mann jährlich an barem Gehalt bekam, konnten sie, obwohl keine Kinder da waren, nicht leben. Ihr eigentliches Einkommen sollte durch tägliche Arbeit, die mit dem Schulmeistertum nichts zu schaffen hatte, erst aus dem Acker und dem Vieh herausgeholt werden.

Diese Plackerei lag der Frau allein ob. Der Mann kümmerte sich nicht um die Wirtschaft. Zeit genug hätte er gehabt. Denn des Sommers, wo es draußen zu schaffen galt, brauchten alle Holthusener von dem ärmsten Tagelöhner bis zu dem reichsten Bauern ihre Kinder im Felde. So wurden während dieser Monate die Schultage nicht von etlichen Ferien, sondern die Ferien von etlichen knapp bemessenen Schultagen unterbrochen. Dem Schulmeister machte es trotzdem keine Gewissensbisse, daß die Frau sich allein abrackern mußte. Er war ein Träumer. Und ein Trinker. Wenn er sich ausnahmsweise einmal herbeiließ, auf der Hofstatt oder in den Ställen, in der Scheune oder auf dem Acker zu helfen, war die Schulmeistersfrau in der Regel heilfroh, sobald er wieder aufhörte und sich schmauchend auf das Kanapee ausstreckte. Denn er stellte sich bei allen Arbeiten der Hände so ungeschickt an, daß Meilen in der Runde die Spottrede umging: Der Holthusener Schulmeister lese, eh er Mist auf den Wagen zu laden beginne, erst in den Büchern nach, ob man die Mistgabel bei dem Stiel oder bei den Zinken anpacken müsse. Der Frau jedoch ging alles, was sie angriff, aufs beste von der Hand. So brachte sie im Laufe der Jahre etwas Rechtes vor sich und konnte nicht nur, was damals selbst die Bauernfrauen sich versagen mußten, des Sonntags in Samt und Seide gehen, sondern auch des Alltags eine Mütze mit einem Goldband tragen.

Niemand im ganzen Dorf mochte die Schulmeistersfrau leiden. Nach und nach kam die Rede über sie in Umlauf: Es ginge nicht mit rechten Dingen zu, daß sie in ihrer Wirtschaft nur Glück hätte. Der Böse müsse seine Hand im Spiele haben. Wie könne es sonst sein, daß ihr während all der Jahre nicht einmal ein Kücken umgefallen sei, geschweige denn — was doch jeden in Holthusen schon getroffen hätte — ein Stück des größeren Viehs? Am allerunbegreiflichsten aber war es ihren Neiderinnen, woher die Holthusener Schulmeistersfrau immer die beste Butter hatte, mit der sie unsinnig viel Geld verdiente. Daß die Geplagte, um noch vor der Schule zurück zu sein, um ihren Mann zur rechten Zeit wecken und ihm die Morgensuppe selber kochen zu können, sich des Sommers drei Uhr in der Früh auf den Weg machte; daß sie, während die eine Hand den Korb mit der frischen Butter trug, in der anderen Schuh und Strümpfe hielt und — da wohl die bloßen Füße, aber nicht Schuh und Strümpfe sich von selber flickten — bis vor die Tore Schwerins barfuß lief: Das sahen die Bauersfrauen, die um solche Zeit noch schliefen und sich vom Hofherrn oder schlimmstenfalls vom Knecht mit der Butter in die Stadt fahren ließen, natürlich nicht. Sie sahen nur, daß man in der Küche des herzoglichen Hofes von niemandem lieber Butter kaufte als von der Schulmeistersfrau. Sie beachteten nur, daß niemandem höhere Preise gezahlt wurden als der Schulmeistersfrau. So beschworen sie einander bald: daß es bei ihr, da eine Schulmeisterin das Buttern schlechter verstehen müsse als eine Bäuerin, nie und nimmer mit rechten Dingen zugehe.

Eines war in der Tat sonderbar: Bei der Holthusener Schulmeistersfrau butterte es immer. Selbst an Gewittertagen während des Hochsommers, wo allen im Dorf die Milch zusammenlief und es auch dann nirgendwo butterte, wenn man — nach einem derben mecklenburgischen Wort — ins Butterfaß — — —te, selbst an solchen Tagen hatte die Schulmeistersfrau keine Mühe, goldgelbe Butter zu gewinnen.

Sie ließ aber auch niemals das Mädchen an das Butterfaß heran. Draußen mochte die Arbeit noch so sehr drängen, — sie butterte selber.

Eines Tages indes konnte die Schulmeistersfrau nicht umhin, doch dem Mädchen das Buttern anzuvertrauen. In einem benachbarten Dorf war eine Verwandte des Schulmeisters gestorben. So mußte sie, welche aus einer anderen Gegend Mecklenburgs stammte und mit ihrer Familie keinerlei Verbindung aufrechterhielt, wohl oder übel mit ihrem Mann zur Beerdigung über Land gehen. Da sie aber für den nächsten Tag der herzoglichen Hofküche frische Butter versprochen hatte und diese, um gut gesalzen und geknetet werden zu können, mindestens eine Nacht in der Mulde zu stehen hatte, blieb ihr nichts anderes übrig, als zum erstenmal in ihrem Leben dem Mädchen das Buttern zu überlassen.

Die Schulmeistersfrau gab, ehe sie ging, der Daheimbleibenden die genauesten Anweisungen. Sie zeigte ihr, wie man stoßen müsse und erklärte — nicht einmal, sondern ein halbes dutzendmal —, wann und wie man die kleinen Butterteilchen, die sich an dem Faßrand und dem Deckel vor der Zeit festsetzen, herunterspülen müsse. Vor allen Dingen aber schärfte sie dem Mädchen immer und immer wieder ein: das Butterfaß unter keinen Umständen auch nur einen Zoll breit von der Stelle rücken und, wenn ihr das Leben lieb sei, beileibe nicht darunter sehen!

Als die Schulmeistersfrau mit ihrem Mann eine gute Weile fort war, begann Neugier die butternde Magd zu zwicken und zu zwacken. Für ihr Leben gern hätte sie gewußt, ob wirklich etwas Gefährliches unter dem Butterfaß verborgen war oder ob die Frau das nur so gesagt hatte, um sie dadurch einzuschüchtern und zur emsigen Arbeit zu zwingen. Anfangs butterte die Magd, so unablässig die Neugier sie plagte, tapfer darauf los und es ging auch alles nach der Gewohnheit. Dann aber hielt sie mit dem Buttern inne und redete sich, während sie die Hände müßig unter die Schürze steckte, nach und nach ein: Es werde ihr sicherlich nicht schaden, wenn sie das Butterfaß ein ganz klein wenig auf die Seite kippe und darunterblicke. Woher wollte die Frau denn wissen, daß sie nachgeschaut hatte, was unter dem Boden zu sehen wäre? Sie brauchte das Faß, sobald sie es vorsichtig aufkippte, ja nicht ein hundertstel Zoll vom Fleck zu rücken! So daß die Frau, auch wenn sie sich ein geheimes Zeichen für seinen Stand am Boden gemacht hatte, ihren Ungehorsam gar nicht merken konnte. Behutsam drückte also die Magd das Butterfaß ein ganz klein wenig auf die Seite und sah darunter eine schnickfette Kröte sitzen.

„Was hockst du, häßliches Lork" — so nannte man damals in Mecklenburg eine Kröte — „denn hier unterm Butterfaß?" ereiferte die Magd sich, die nichts anderes meinte, als die Kröte wäre zufällig dorthin gekommen. Sie ging zu dem Herd, holte eine Feuerzange, kippte — diesmal unbedenklich — das Butterfaß abermals auf, packte die Kröte mit der Zange und warf sie auf die Straße. Dann begann die Magd — froh, daß durch das Butterfaßkippen keinerlei Schaden geschehen war — wieder mit ihrer Arbeit. Aber ob sie auch stieß, daß ihr der Schweiß von der Stirn perlte; ob sie auch warm und kalt, wie die Frau es ihr gezeigt hatte, hundertmal hinunterspülte — alles Pumpern und Pantschen war umsonst. Diesmal butterte es in dem Holthusener Schulmeisterhause nicht.

Als die Frau, spät am Abend, mit ihrem Mann von der Beerdigung heimkam, lautete ihre erste Frage: „Ist die Butter fertig?", und da die Magd heulend „nein!" antworten mußte, fuhr sie diese an: „Dann hast du unters Butterfaß gekuckt. Gesteh's nur! Was hast du gesehn?"

„Nichts!" beteuerte die Magd, die noch immer nicht begriff, was vorgegangen war. „Nichts hab' ich gesehn, Frau! Nur eine häßliche Kröte war, ohne meine Schuld, unter das Butterfaß gekrochen. Der hab' ich aber gezeigt, wo der Zimmermann das Loch im Haus gelassen hat. Mit der Zange hab ich sie gepackt und auf die Straße geworfen. Gesehn hab' ich wirklich nichts unter dem Butterfaß."

Da gab die Schulmeistersfrau der Magd eine solche Ohrfeige, daß ihr der Schmerz in alle Glieder schoß und sie sich sogleich zu Bett legen mußte. Dann trat die Erboste vor die Tür, um die hinausgeworfene Kröte wieder in das Haus zu holen. Da es aber schon so dunkel war, daß sie mit den Augen das Tier am Boden nicht mehr erkennen konnte, auch wenn es nur einen Schritt weit von ihren Füßen hockte, begann sie — zärtlich wie eine Mutter, die ihr Kind ruft — leise in das Dunkel hinaus zu locken:

„Düweletgen! Düweletgen!|
Kumm taurück tau't Bodderfätgen!
Uns dumm Deern, de is unweten.
Hett die up de Strat rutsmeten.
Kumm, kumm, kumm, lew Düweletgen!"

Jetzt wußte die Magd, die in ihrer Dachkammer über der Haustür die Holthusener Schulmeistersfrau das Lork locken hörte, daß ihre Herrin eine Hexe sei. Die vertriebene Kröte, welche auf das Locken der Frau sogleich mit einem zärtlichen Ton antwortete, der sich wie das Klungklung einer Glocke anhörte, kroch aus dem Wagengeleise hoch und hüpfte der Frau vor die Füße. Die nahm sie von der Erde auf, streichelte sie und setzte sie wieder unter das Butterfaß. Jetzt begann die Frau zu buttern; und in noch nicht zehn Minuten war denn auch die beste Butter, die man sich wünschen kann, fertig.

Am anderen Morgen in aller Herrgottsfrühe knetete die Schulmeistersfrau die Butter, gab der Kröte davon die ausbedungene Kostprobe, säuberlich auf eine Weißbrotschnitte geschmiert, und brachte das versprochene Quantum noch so rechtzeitig in die Schloßküche, daß der Herzog, als er gegen Mittag sein erstes Frühstück ein-

Nacht im Ramadan

Die Moslems lagen ohne Schlaf und Trank
Auf ihren Matten, in den weißen Hütten.
Da kam die Nacht. Wie früh sie niedersank,
Das heiße Land mit Kühle zu beschütten!

Die Grillen zirpten schrill im hohen Mais,
Die Käuze schrien von den Walnußbäumen,
Die vielen Hunde wie auf ein Geheiß
Zerheulten uns das Schlafen und das Träumen.

Schildkröten krochen an des Zeltes Rand,
Moskitos zischten um die Netze lüstern.
Auf einmal fiel ein Dröhnen in das Land,
Und viele Luken blinkten hell im Düstern.

Alsbald verstummte jeder lose Hund.
Die Trommeln dröhnten dumpf. Es klang im Tale,
Als rufe Allah selber durch den Mund
Des Büffelfells die Gläubigen zum Mahle.

Schon wölkte aus den Hütten dicker Rauch;
Und Stimmen wurden laut bei dem Gelage,
Und ein Geruch von Hammelfett und Lauch
Zog bis ins Zelt: So ward die Nacht zum Tage.

Heinz Friedrich Kamecke

Bitte eintreten!

(Erich Schilling)



„Ja, sehen die polnischen Genossen denn nicht, daß die Türe zu einer vernünftigen Lösung weit offen steht!"

Prego, avanti! "Eh come mai, non vedono i compagni polacchi che la porta è spalancata per una ragionevole soluzione?„

genommen hatte, seinen Leibkoch hereinbefehlen konnte, um ihm sein allergnädigstes Lob über den Wohlgeschmack der genossenen Krötenbutter huldvollst auszusprechen.

Die Magd aber war — was auch sonst schon vorgekommen sein sollte, wenn die Frau sich mit der Butter auf dem Wege nach Schwerin befand — ohne anzuklopfen in die Schlafkammer des Schulmeisters gegangen und hatte ihm erzählt, daß seine Frau eine Hexe sei. Der Schulmeister, der Tag und Nacht in seinen sechs Schweinsledernen herumschmökerte, sprang aus dem Bett, holte hemdlings einen fürchterlichen Folianten und bewies — wieder im Bett — der Anklägerin durch Vorlesen von mehr als einem halben Dutzend Seiten, daß es keine Hexen gebe; vielmehr alles, was man davon erzählte, Lug und Trug sei. Dann schickte er die Magd, die keineswegs bekehrt war, sondern dem Schwall der gelehrten Worte, von denen sie nicht die Hälfte verstanden hatte, immer wieder den einen Satz in den Weg warf: „Was ich gehört hab', hab' ich gehört!", an die Arbeit. Als die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte, stieß der Unbeirrbare den Folianten auf die Erde, drehte das Gesicht zur Wand und schlief geruhsam, bis seine heimgekehrte Frau ihn zehn Minuten vor der Schule weckte.

Obwohl der Schulmeister seiner Sache völlig sicher war, beschloß er doch, ein wachsameres Auge als bisher auf seine Frau zu haben. Denn — sagte er sich — man könne niemals wissen, ob die Bücher in allen Punkten recht hätten. Selbst in Schweinsledernen sollten hier und da schon Unwahrheiten gestanden haben. Und wirklich: Eines Nachts, da die Uhr zwölf schlug, erwachte er durch ein Geräusch und sah, wie seine Frau

Der Hexenschuß - La lombaggine

(Ton. Bichl)



heimlich vom Lager aufstand. Der Schulmeister stellte sich, als die Aufgestandene sich forschend über sein Gesicht beugte, schlafend, um hernach mit zwinkernden Augen alles zu beobachten. Die Frau nahm den Schlüssel, den sie Tag und Nacht zwischen ihren Brüsten an einer Silberkette trug, und schloß mit ihm, den der Schulmeister bisher für ein unverwendbares Amulett gehalten hatte, leise ein verborgenes Fach am Boden des großen Koffers auf, den sie als einziges Gut in die Ehe gebracht hatte. Dann streifte sie ihr grobes Hemd ab, warf es in den Koffer und zog statt dessen ein schillerndes seidenes Gewand an, das sie dem Geheimfach entnommen hatte und, da es an ihrem Körper hing, immer und immer wieder liebkosend streichelte. Dies Gewand war so dünn, daß überall die nackte Haut hindurchschimmerte und man in Zweifel geraten konnte, ob ihr weißer Leib, wenn sie es anhatte, bekleidet war oder nicht. Darauf ging die Frau zur Küche. Dort — der Schulmeister, der nun auch aufgestanden war, gewahrte es durch das Schlüsselloch — dort nahm sie die Ofengabel, kippte mit der freien Hand das Butterfaß auf und kicherte:

> „Düweletgen! Düweletgen!!
> Dat giwwt hüt een feines Fetgen.
> Wenn se uns ook gern rinreten,
> Wann hefft wi er nich ansch — —?
> Hüpp, hüpp, hüpp, lew Düweletgen!"

Aus der Ecke, wo das Butterfaß stand, kroch die Kröte hervor, hüpfte auf die bereitgehaltene Ofengabel, die Frau nahm die Gabel zwischen die Beine und — hast du's gesehn? — sausten beide zum Schornstein hinaus.
Der Schulmeister sprang vor Schreck ins Bett zurück und zog sich, um besser über den Kasus nachdenken zu können, die Decke über die Ohren. Da er auch am Abend vorher seinen aus Bier und Branntwein sorgsam gemischten tagtäglichen Schlaftrunk nicht vergessen hatte, schlief er bei diesem Nachdenken ein. Als er — halb erstickt, in Schweiß gebadet — nach ein paar Stunden wieder erwachte, tastete er als erstes vorsichtig nach dem Lager seiner Frau. Er meinte nicht anders, als das Lager müsse leer sein. Aber, ruhig atmend, lag die Schulmeisterin neben ihm und schlief. Da schalt der Holthusener Schulmeister sich einen Narren und erklärte alles, was er in dieser Nacht in Kammer und Küche seine Frau hatte tun sehen, für einen Traum. Es wurde ihm nicht einmal schwer, sich das einzureden. Denn es war ihm in der letzten Zeit mehrfach widerfahren, daß er sonderbare Dinge — weiße Mäuse und sonstiges krabbelndes Getier, das bestimmt nicht wirklich war — am hellichten Tage gesehen hatte.

Die Magd aber war derweil mit dem Maul nicht säumig gewesen. Überall im Dorf hatte sie das Geheimnis von der Butter der Schulmeistersfrau erzählt. Natürlich bedurfte es für die Dorfleute keines weiteren Beweises, daß diese eine Hexe sei. Mit einem Schlage war alles, was sie seit Jahren vermutet hatten, erwiesen. So ballte sich über dem Holthusener Schulhause ein schweres Unwetter zusammen.
Als der Schultheiß den ahnungslosen Schulmeister darauf hinwies, lachte der ihn aus. Seiner Sache sicherer denn je, vermaß er sich, dem ganzen Dorf den Beweis zu erbringen, daß der böse Leumund seiner Frau eine Afterrede sei, die vor der Wahrheit nicht bestehen könne. Sie machten also das Folgende miteinander aus: Der Schulmeister wollte seine Frau in der Nacht zum ersten Mai in der Scheune bei gemeinsamer Arbeit festhalten. Wenn ihm das, wie der Schultheiß durch zwei versteckte Zeugen einwandfrei feststellen lassen solle, gelang, dann war die Unschuld der Verdächtigen erwiesen.
In der Walpurgisnacht mußten nämlich alle Hexen, auch falls sie noch so sehr behindert waren, zum Blocksberg, um sich Teufelskräfte für das nächste Jahr zu holen, die ihnen vom Bösen nicht etwa auf Lebenszeit, sondern nur von einem ersten Mai bis zum anderen verliehen wurden.
Der Schultheiß war es zufrieden. Der Schulmeister hatte aber bei der Abmachung noch den Hintergedanken, daß — wenn er sich vielleicht doch irren und sein böser Traum doch Wahrheit gewesen sein sollte — seine Frau auf diese Weise für immer von der Macht des Bösen befreit werden könne.
Denn die Hexe, welche es fertigbrachte, auch nur ein einziges Mal in der ersten Mainacht auf dem Brocken zu fehlen, hatte es mit dem Teufel verdorben. Unweigerlich stieß er sie aus der Zauberinnenzunft aus, und niemals, soviel sie auch bitten und betteln mochte, wurde sie in Gnaden wieder aufgenommen.
Am letzten April ging der Holthusener Schulmeister nach Schwerin. Als er spät abends, noch stärker als gewöhnlich benebelt, heimkehrte, sagte er seiner Frau: Er habe einem Schweriner Bäcker einen Faden Kleinholz um gutes Geld verkauft. Da selbiger, der es dringend benötige, morgen in der Frühe mit einem Wagen komme, das Holz abzuholen, und sie nur für ihren allernächsten Bedarf zerkleinert hätten, müsse sie ihm diese Nacht sägen und spalten helfen. Sie solle auch einen Taler von dem Kaufgeld abbekommen, für den sie sich erstehen könne, was sie möge.
Die Frau erwiderte: Wenn er in seinem Dusel unsinnige Geschäfte abschließe, so dürfe er auch sehen, wie er über Nacht seinen Faden Holz klein kriege. Sie hätte sich bei Tag, wo er sich müßig in der Stadt herumtrieb, müde gerackert. Sie ginge um die Stunde wie alle Tage zu Bett. Er könne ja trotzdem die Nacht hindurch Holz spalten und sehen, ob er — sein Wort einzulösen — von den Wichtelmännern oder von sonst wem Hilfe bekäme.
Der Mann indes ließ nicht locker. Und um die Zeit, wo man im Dorf sich schlafen legte, gingen der Holthusener Schulmeister und seine Frau, jeder eine Stall-Laterne in der Hand, über den Hof nach der Scheune.
Wütend fing die Schulmeistersfrau an zu arbeiten. Sie riß, als sie anfangs gemeinsam sägten, an der Säge, daß der Schulmeister in einer Stunde mehr Schweiß vergoß, als gemeinhin in einem Jahr. Sobald sie dann, weil genug auf Vorrat gesägt war, spalten mußten, hieb die Frau mit einem Ungestüm auf die Kloben ein, daß dem Schulmeister, der nun allein weitersägte, mehr als ein Stück Holz an die Schienbeine flog. Der ließ sich diesmal nichts verdrießen — keine Arbeit und keine Tücke —, sondern sägte, als gälte es das ewige Leben.
Aber so wüst beide auch scharwerkten — es gab keine Möglichkeit, das Holz vor Mitternacht kleinzukriegen. Kurz nach elf Uhr erklärte die Frau: Sie könne nicht mehr. Sie lege sich jetzt schlafen. Der Mann ging, statt eine Antwort zu geben, zu der Tür, schob von innen ein Schloß vor, sperrte ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.
Wieder spaltete die Frau wie besessen.
Nach einer Viertelstunde fauchte sie: „Spalten tu ich nicht länger! Wenn ich nicht in meinem Bett schlafen darf, so schlaf ich hier. Ich kann nicht mehr." Damit warf sie sich der Länge lang auf den Boden und tat, als wolle sie schlafen.
Der Mann schob ihr einen Klotz unter den Nacken, deckte sie mit seinem Rock zu und fragte mit erheuchelter Zärtlichkeit: „Liegt sich's gut so?"
Wütend schleuderte die Schulmeistersfrau den Rock, das Holzkopfkissen fort und sprang auf.
Wieder hatten Beil und Säge das Wort.
Als die Turmuhr anhub, die zwölfte Stunde zu schlagen, schrie die Frau den unentwegt Sägenden an: „Läßt du mich jetzt gehn?"
„Nein", antwortete der Mann, so gelassen wie er vermochte, und sägte weiter.
Da wurde der Böse in der Frau übermächtig. Sie erhob das Beil, um ihrem Mann den Schädel zu spalten.
Im selben Augenblick aber sprangen zwei Männer, die von dem Scheunenboden aus alles mit angesehen und angehört hatten, durch die Bodenluke die Leiter hinunter und packten die Hexe, ehe diese, völlig überrascht, ihnen mit ihrem bösen Blick schaden oder sich festmachen konnte. Sie wurde gebunden und unter sorgsamer Bewachung für den Rest der Nacht in das Gemeindehaus gesperrt.
Am anderen Morgen wurde von groß und klein ein Holzstoß aufgeschichtet und die Holthusener Schulmeistersfrau, von der nun für alle, selbst für den Schulmeister, unwiderleglich erwiesen war, daß sie eine Hexe sei, oben darauf festgebunden.
Als die Flammen sie umprasselten, schrie sie:

> „Düweletgen! Düweletgen!!
> Weest du hüt denn gor keen Rätgen?
> Lat doch von den'n Hew'n dalgeten!
> Sast ook nix as Bodder freten.
> Help, help, help, lew Düweletgen!"

Da stürzte ein beherzter Mann höhnisch davon, die Kröte zu holen.
Der Abgesandte des Dorfes brauchte indessen nicht bis zum Schulhause zu laufen. Sie kam ihm schon eilig entgegengehüpft. Er stieß sie aus dem Wagengeleise, das sie als Straße benützte, mit dem Fuß heraus, packte das Lork, lief zum Holzstoß zurück und warf es, unter dem Jubel der Holthusener und Holthusenerinnen, ins Feuer.
Sogleich begann sich ein furchtbares Gewitter zu entladen. Aber Gott fügte es so, daß der Regen, den die Kröte zu Hilfe befohlen hatte, auf dem Wege zur Erde sich in Schnee und Schlossen verwandelte und die Flamme nicht mehr löschen konnte. In der zufolgedessen die Holthusener Hexe mit ihrem lieben Düweletgen elendiglich verbrannte.

Neue Züchtungen

(Fr. Bilek)



„Ich weiß nicht, Amalie, aber irgend etwas scheint hier nicht zu stimmen!"

Nuovi allevamenti: "Non so, Amalia; ma mi sembra che qui qualcosa non s' accordi insieme!„

Auf dem Seil

(R. Kriesch)



„Meinst du, August, ich gefalle?" — „Na klar, Lolita, gegen deine Figur kommen dreihundert dressierte Tiger nicht auf!"

Sulla corda: "Credi, Augusto, ch' io piaccia?„ — "Ma certo, Lolita; 300 tigri ammaestrate non valgono la tua figura!„

DES IRRGÄNGERS STIMME

Genügsamkeit verklärt die Mittagsgluten,
Das wache Hirn bespiegelt blank den Tag,
Doch wenn die Sterne durch die Fenster fluten,
Steigt auf, was tief am Grund des Herzens lag,
Steigt auf gleich einem bergentrückten Helden,
Der heimkehrt in sein altes Herrscher-Amt ...
O wilde Jagd, von der die Sagen melden,
O dunkler Rest, der aus den Wäldern stammt!

Wenn zaunentlang die Weißdornfrüchte winken
Und Dörfer untergehn im Abendrauch,
Wenn Liebende der Nebelnacht entsinken
In einem Bett aus Moos und Haselstrauch,
Umspült der Wanderwind, von Träumen trächtig,
Den Muschelglanz, das Blond, den sanften Samt —
Im Blut der Mädchen regt sich übermächtig
Der dunkle Rest, der aus den Wäldern stammt!

Auch wo im Stahlgeklirr der Metropolen
Das Leben giftbetrogen durch die Nacht
Der Mörtelhöhlen wandert, webt verstohlen,
Doch wach wie je, die ferne Urwaldmacht.
Und springt sie mit des Luchses Schenkelschnelle
Auf spiegelndes Parkett, vom Tanz zerschrammt,
Erstarkt zu schaumgekrönter Brandungswelle
Der dunkle Rest, der aus den Wäldern stammt!

Wohl tausendwinklig wandern Weltenachsen
Durch unser Hirn, das müde wird und stumm —
Denn einstmals werden Anemonen wachsen
Aus unserm Staub: Ein Blütenspuk geht um
Und hat gar bald mit zartem Lenz-Erglänzen
Die große Heimkehr wunderbar entflammt,
Es lodert über unsern letzten Kränzen
Ein junges Licht, das aus den Wäldern stammt!

Herbert Fritsche

LUNDSTRÖMS WEG ZUR BESSERUNG

VON KNUT OVING

Felix Lundström hatte eine liebe und nette Frau. Er aber war alles andere als lieb und nett zu ihr. Nicht daß er ein schlechter Kerl gewesen wäre. Nein. Aber er gehörte zu jenen quängeligen Naturen, denen nichts recht zu machen ist.
Über alles, was Frau Berta sagte und tat, murrte und räsonierte er. Und fast ständig lief er mit mißvergnügter Miene umher. Einmal hatte sie ihn nach seiner Meinung zu früh geweckt und das Frühstück zu spät serviert, ein andermal war es wieder umgekehrt. Oder sonst war entweder der Kaffee zu kalt und die Suppe zu heiß — oder das Gegenteil war der Fall. Kurzum, er war ein Patentekel.
Und Frau Berta? Die Arme war so eingeschüchtert, daß sie zu allem nur noch ja und amen sagte und niemals zu widersprechen wagte.
So ging das jahrelang — Tag ein, Tag aus — von früh bis spät.
Bis dann eines Tages das Wunder geschah und sich mit Lundström eine höchst eigentümliche Wandlung vollzog.
Eines Nachts wachte er auf und konnte nicht gleich wieder einschlafen. Da lag er also und starrte einen einsamen Stern an, der ihm durch das Fenster freundlich entgegenblinkte. Und das wieder regte ihn zum Nachdenken an. Er grübelte nach über das Leben, das er bis jetzt geführt, und kam auf einmal zu der Einsicht, daß er seiner Frau gegenüber eigentlich nur als Grobian und nie wie ein guter Ehemann aufgetreten war. Die Arme, die Bedauernswerte! Aber das sollte anders werden. Jetzt sofort. Er mußte sich bessern und alles gutmachen und nachholen, was er bisher versäumt hatte.
Von diesem Entschluß beseelt, schlich Lundström sich am Morgen in die Küche.
„Ich will Berta eine Freude machen", sprach er vor sich hin. „Ich werde ihr den Kaffee ans Bett bringen."
Bald darauf stand er auch vor dem Bett seiner Frau und reichte ihr das Kaffeeservice.
„Guten Morgen", begrüßte er sie freundlich. „Ich stand heute ein wenig früher auf. Und da habe ich den Kaffee schon zubereitet. Ist er dir stark genug? Du solltest ihn trinken, solange er heiß ist, Liebling." Mit diesen Worten zog er sich in die Küche zurück.
Frau Berta sah ihm fassungslos nach. Dieser unerwartete Beweis seiner Liebenswürdigkeit erfüllte sie mit Verwunderung und Mißtrauen.
Wie merkwürdig er heute war! Da stimmte doch etwas nicht! Litt Felix vielleicht plötzlich an geistiger Umnachtung? War er etwa verrückt geworden? Zuweilen geschahen ja die merkwürdigsten Dinge zwischen Himmel und Erde. Wer konnte wissen? Dann war der Kaffee vielleicht sogar vergiftet?
Zitternd stand Frau Berta aus dem Bett auf, eilte ans Fenster und goß den Inhalt der Tasse hinab in den Garten.
Als sie aber kurz darauf in die Küche kam, wuchs ihre Verwunderung ins Grenzenlose. Felix hatte den Frühstückstisch bereits gedeckt und lud sie auf das liebenswürdigste ein, Platz zu nehmen.
Mit weichen Knien setzte sich Frau Berta. Tausend Fragen waren in ihr ohne Antwort. Aber Lundström sagte beim Essen die größten Artigkeiten und Schmeicheleien. Etwas, was noch nie dagewesen war. Und nach dem Essen ließ er es sich nicht nehmen, selbst das Geschirr fortzuräumen und es abzuwaschen.
Frau Berta ließ ihn gewähren — sie wagte ja nun erst recht nicht zu widersprechen. Und Felix sang und summte bei allem fröhlich vor sich hin. Ein Gebaren, das sie wegen seiner Seltsamkeit bloß noch mehr verängstigte.
Als Lundström sich dann endlich anschickte, ins Büro zu gehen, da küßte er sie und sagte: „Was meinst du, Schatz? Wollen wir heute abend nicht einmal im Restaurant Abendbrot essen?"
Frau Berta, eingeschüchtert wie sie war, antwortete natürlich: „Ganz wie du wünschest, lieber Mann." Im stillen aber dachte sie: O weh, er ist wirklich verrückt, denn so fängt es doch an. Wer weiß, was er noch alles im Schilde führt? Darum ihn rasch unschädlich gemacht!
Gedacht, getan. Bleich vor Erregung ergriff sie den ersten besten Gegenstand, der ihr in die Hand kam — das schwere Nudelholz — und schlug zu.
Auf der Stelle ging Lundström zu Boden und war ebenso schweigsam wie ungefährlich.
Frau Berta aber eilte ans Telephon und rief den Arzt herbei. Und als dieser gleich darauf kam, erklärte sie unter Zittern und Stocken:
„Herr Doktor, mein Mann ist plötzlich verrückt geworden. Jedenfalls benahm er sich auf einmal in höchst auffälliger Weise. Er nannte mich Liebling und Schatz und küßte mich. Sie müssen nämlich wissen, so etwas hat er seit fünfzehn Jahren nicht mehr getan. Dann deckte er sogar den Tisch und sang und pfiff dazu die neuesten Schlager. Kurz, sein verändertes Benehmen erschien mir immer verdächtiger, mir wurde angst und bange, daß er dahinter irgendwelche dunklen Absichten verbarg. So wurde ich dann kopflos und machte ihn unschädlich. Ich schlug vielleicht ein bißchen zu hart zu — doch ich glaube, er wird keinen ernstlichen Schaden erlitten haben. Wenn Sie ihn sich nun einmal ansehen wollen... Bitte schön, er liegt dort in der Küche unter dem Tisch —"
So gesehen, war das Ergebnis von Lundströms Versuch, sich zu bessern, ein recht klägliches. Er mußte über eine Woche lang zu Bett liegen, mit einer Beule am Hinterkopf, die so groß war wie ein Hühnerei.
Doch die Moral von der Geschichte? Ihr Herren Ehemänner, wenn ihr euch auch etwa einmal bessern wollt — und das tut gewiß sehr not — dann macht es allmählich und unauffällig und mit Vorsicht, denn sonst — — — Man weiß eben nie, was eine Frau tun wird.

(Aus dem Schwedischen von Werner Rietig.)

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Graf Bobby ist zu Besuch auf dem Gut der Baronin Schreckenstein.
Eines Nachts klopft es stürmisch an seiner Tür und er hört die flehende Stimme der Baronin: „Herr Graf! Herr Graf! Es brennt bei uns, retten Sie doch meinen Rubens!"
„Gern, gern", erwidert Bobby hilfsbereit, „wo schläft er denn?" F. H.

*

Schiläufer trafen sich.
„Seit wann kannst du Bogen fahren?"
„Seitdem meine Gläubiger Schi laufen!" J. H. R.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foltzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise. Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —
Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Wieder einmal

(O. Gulbransson)



„Der Lorbeerkranz, der für 1943 bestimmt war, Mr. Churchill, paßt nicht mehr. Wir müssen für 1944 neuerdings Maß nehmen!"

Un' altra volta ancora: "La corona d' alloro, Mr. Churchill, ch' era fissata pel 1943, non va più bene; dobbiamo prender di nuovo la misura pel 1944!„

München, 9. Februar 1944
49. Jahrgang / Nummer 6

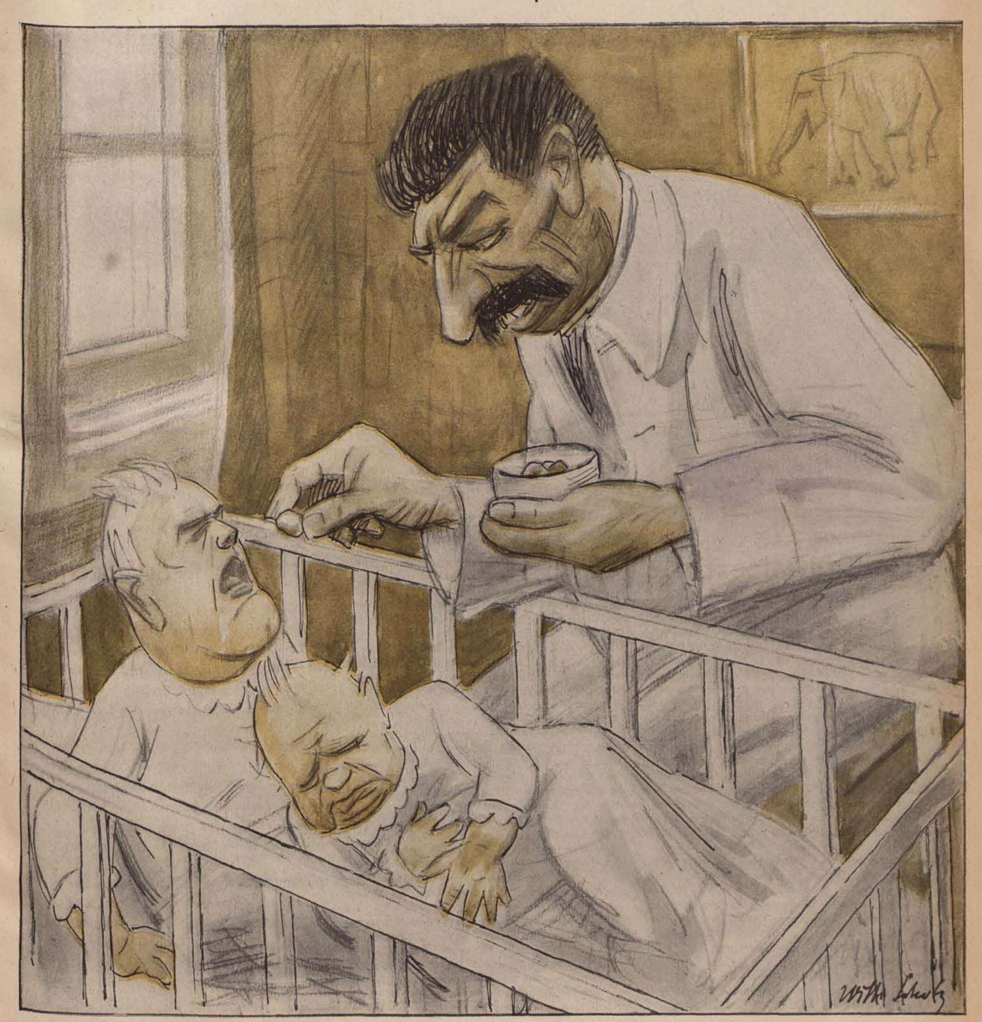
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die Invasionspille

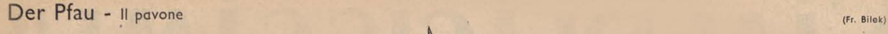
(Wilhelm Schulz)



„Und der Herr Doktor sitzt dabei und gibt ihm bittere Arznei!"

La pillola dell' invasione: "E il medico gli siede appresso e gli somministra la pillola amara!„

Der Pfau - Il pavone



(Fr. Bilek)

Die Endhaltestelle

Von Walter Foitzick

Inmitten der Stadt ist die Straßenbahn etwas Unpersönliches, eine öffentliche Einrichtung, die teils der Benutzung, teils der Kritik unterliegt. Vorne ist der Fahrer und hinten manchmal der Schaffner, wenn er nicht irgendwo eingeklemmt ist. Zwischen beiden läuft der Wagen. Gelegentlich kommt der Kontrolleur zur Verbreitung von Furcht und Mitleid bei den Fahrgästen, eine typische Figur der griechischen Tragödie.

Je weiter aus der Stadt die Straßenbahn fährt, desto menschlicher wird sie. Sie wird unsere Linie, mit der wir Freud, Leid, Verspätung und Störungen teilen. Ihren humanen Höhepunkt erreicht sie an der Endhaltestelle. An meiner Endhaltestelle ist ein Friedhof — Straßenbahnen enden gerne an Friedhöfen — und da der Friedhofsglöckner uns für Trauergäste hält, so läutet er ein wenig, wenn wir ankommen, und mahnt uns, die wir zum Mittagbrot oder zum Abendessen nach Hause kommen, daran, nicht nur an die irdischen Genüsse zu denken, sondern auch an die Vergänglichkeit dieser Güter. Bei den meisten ist diese Mahnung fruchtlos, weil der Hang zum Metaphysischen gewöhnlich erst nach dem Essen auftritt.

An der Endhaltestelle steigen Fahrer und Schaffner einige Augenblicke von der Plattform hinunter, nehmen die Mützen ab, kratzen sich ein wenig, wischen die Stirn und sagen zueinander, daß es heute warm oder kalt ist und daß es vielleicht noch zum Regnen kommt oder sprechen etwas Halbamtliches über die Bremse und die Zuleitungsstange. Dann sagt der eine: „So" oder „Jetzt", und der Fahrer drückt zweimal mit dem Fuß auf die Glocke um herankommende Fahrgäste zur Eile zu bewegen. So gemütlich ist es noch an der Endhaltestelle. Es wird sogar noch ein wenig gewartet. Sind allzumal Menschen, Fahrpersonal und Fahrgäste hier an der Endhaltestelle, das andere kommt erst später.

Zu bestimmten Zeiten steigen immer dieselben Leute ein. Die meisten haben eine Wochenkarte und manche sogar einen Stammplatz. Die Männer lesen Zeitungen, die jungen Mädchen Romane, die älteren Damen nichts. Alle haben eine Mappe unter dem Arm, für das Frühstück, die Zeitung und den Roman, auch viel Suppengrün sieht man in den Taschen.

Zu den regelmäßigen Fahrgästen gehören die Schulkinder. Am Morgen sind sie sehr ruhig, haben Bücher und Hefte auf den Knien und deklinieren oder konjugieren. Bei der Heimfahrt am Mittag versuchen sie störend zu wirken.

Mit Interesse verfolge ich die Fortschritte eines Gymnasiasten in der Lektüre von Ciceros Rede gegen Catilina. Oh, ich kenne diese Rede besser als manche Rede die später gehalten wurde. Ich habe sie seinerzeit schweißüberströmt Tag für Tag in einer Straßenbahn vorbereitet. Solche Reden vergißt man sein Leben lang nicht.

GEDANKEN IN DER NACHT

Gegrüßt die Kreatur, die einsam leidet,
ob sie ein Mann, ob nur ein Männchen sei,
ob eine Köchin, die des Nachts um zwei
den Kuchenteig verrührt, weil Schlaf sie meidet;
ich denke ihrer und ich leite Trost zu ihnen hin,
der ich, wie sie, in dunkler Hand ein Spielball bin.

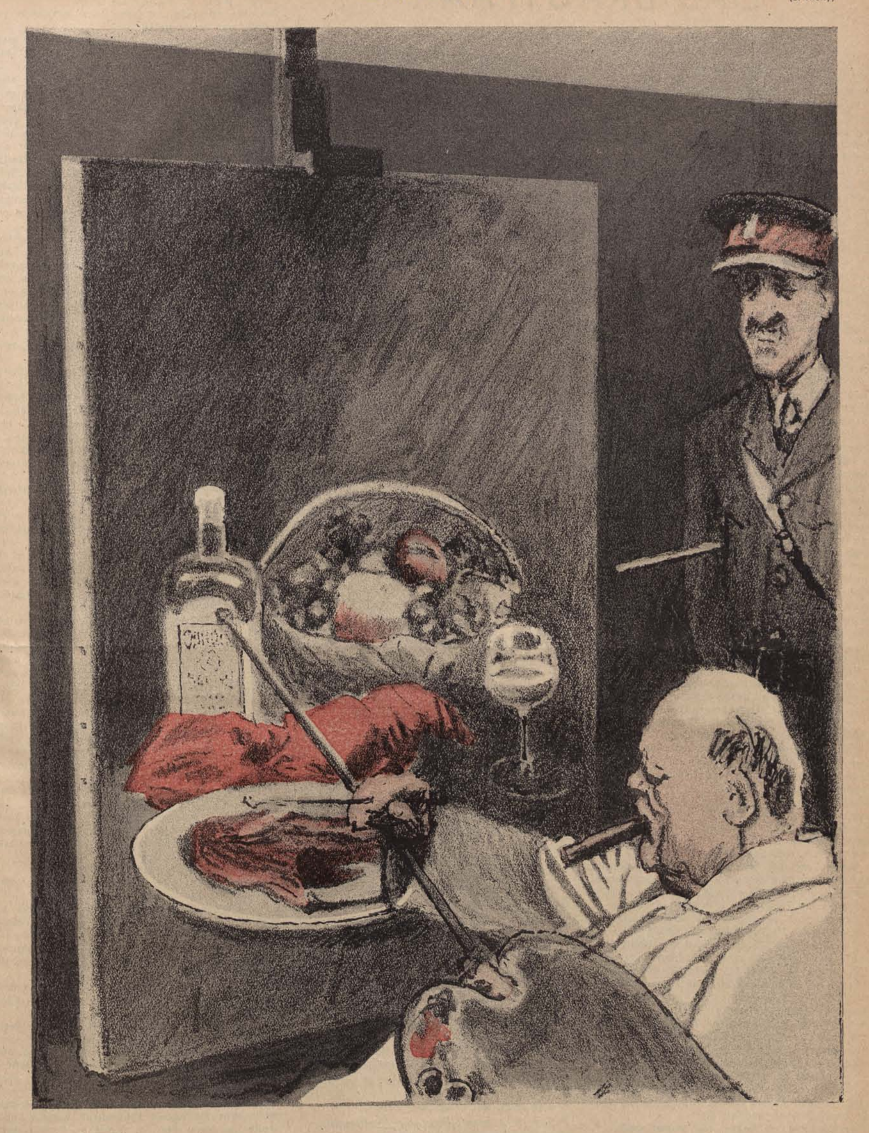
Der Mann, das Männchen, sie sind arm wie ich,
wenn mit sich selbst allein und vor dem Spiegel ...
die Köchin schlägt sechs Eier in den Tiegel –
des Nachts um zwei – bedenkt! – und fürchtet sich.
Wohin ich lausche, rauscht ein dunkles Meer
und Gottes Wolf ist hinter Gottes Schafen her.

Den Knurrbold, der den Strahlenden beneidet,
weil er nicht ahnt, wie Geltungsnot ihn drückt,
den Gierschlund, der die faulsten Äpfel pflückt –
euch alle grüß' ich, die ihr einsam leidet,
ich sehe euch durch Wände wie von Glas –
ich war's, der gestern in der Bahn euch gegenüber saß.

Peter Scher

Churchill malt

(E. Thöny)



„Sehen Sie, so stelle ich mir in Zukunft die Mahlzeit des kleinen Mannes vor!“

Churchill dipinge: “Vedete; così m' immagino in avvenire il pasto dell' uomo di bassa condizione!“

DAS BRAUTPAAR

VON SCHLEHDORN

Als Diogenes noch in den Flegeljahren war und noch nicht daran dachte, als Weiser eine Bruttoregistertonne zu bewohnen, strich er gern in den Anlagen des Alcibiadesparks (später Trasybulplatz) herum. Er setzte sich hinter einen Busch und beobachtete, wie an laulockenden Frühlingsabenden die Menschen paarweis wandelten, mit ehrlichen Absichten oder heimlichen Wünschen, der Ehe entgegen oder direkt dem Walde zu. Sie gingen, bei jedem Schritt sich zufällig berührend, oder Arm in Arm, oder gar umschlungen, und die kleine Glykera lehnte ihr Köpfchen mit den kitzelnden Locken im Schreiten an Pneumakions Schulter. Der Mathematiker Euklid hat daraus den „Neigungswinkel" berechnet, der gebildet wird aus zwei durch die Zwei hindurch gedachten Geraden: je kleiner der Winkel, um so größer die Leidenschaft. Gleichgültige Leute gehen als Parallelen nebeneinander her, die sich in der Unendlichkeit berühren — jedenfalls hier nicht. Diogenes hatte seine Freude an den tausend verliebten Geschichten, tausendmal der gleichen Geschichte. Er brauchte dazu die Laterne nicht, mit der er später bei Tage Menschen suchte. Er brauchte nur helle Ohren, denn im Dunkeln sagt der Mensch mehr, als er bei Licht besehen selber glaubt. Und wenn er verliebt ist, glaubt er Alles. Da gingen auch zwei ersichtlich im Zustand der Verlobung, die für den Betrachter so gratulierbar rührend und manchmal etwas komisch ist. Er war so häßlich, daß er fast wieder schön war: mit seinem breiten Gesicht, der stupsigen Nase, hervorquellenden Augen und Wulstlippen, und dem Ansatz zu Glatze und Bauch. Also fast ein Silen, aber streng nüchtern und hochbedeutend und mit jener tapferen Unbeholfenheit, die der Weise immer zeigt, wenn er verliebt ist.

Seine Begleiterin war, um es offen zu sagen, auch keine Schönheit. (Zwar haben die schönsten Frauen immer häßliche Männer, aber häßliche Männer nicht immer schöne Frauen.) Ihr Mund war etwas zu groß, wie seine Nase zu klein. Sie neigte zu trockener Schlankheit, wie er zur Fülle. Aber sie war jung (viel jünger als er), und Jungsein ersetzt mindestens zwei von den bekannten sieben Schönheiten des Weibes. Dazu intelligent, viel Temperament, häuslich erzogen, mit etwas Geld und mit einem roten Band im Haar. Jedesmal, wenn die beiden um das Rondell von Taxus und Lorbeer herumkamen, konnte Diogenes ein Stück ihres Gesprächs belauschen. Er sprach von Philosophie, sie vom Heiraten.

„Als Weiser, geliebte Xantippe", sagte er mit zärtlicher Stimme, „weiß ich dann, daß ich nichts weiß."

„Aber das weißt du dann doch, mein süßer Sokrates", wandte sie ein.

„Was?"

„Nun, daß du nichts weißt."

„Na, und?"

„Dann weißt du also doch was."

Statt ihr nun den Sophismus zu erklären, blieb er stehen und tat, was alle klugen Männer in solchen Fällen tun: er belehrte sie, daß das etwa ebenso sei, wie wenn einer an allem zweifelt — also auch am Zweifel — also nicht an allem — und damit doch wieder — usw. usw. Bis sie zuletzt gestand: „Das verstehe ich nicht."

„Na endlich", sagte Sokrates und war befriedigt, „das brauchst du auch nicht zu verstehen."

Dann waren sie außer Hörweite. Diogenes wartete, bis sie wieder um das Rondell aus Lorbeer und Taxus herumkamen.

„Aber Sokrilein", hörte er sie jetzt wieder, „wenn du sagst, ‚Tugend ist Wissen', darfst du doch nicht sagen, daß du nichts weißt. Denn dann wärst gerade du ohne alle Tugend, Schatz. Und davon, daß du tugendhaft bist, hängt zur Zeit meine Tugend ab. Mama sagt, die hübsche Lais, mit der ich nicht verkehren darf, hätte so wissende Augen. Ob sie damit wirklich meint, daß Lais besonders tugendhaft ist?"

„Ich weiß nicht, ob deine Frau Mutter weiß..." hörte man Sokrates noch sagen, dann war das Brautpaar verschwunden.

Als es wieder auftauchte, fragte die junge Xantippe (d. h. auf Deutsch: Blond-Pferd): „Weisheit lehren ist sicher ganz schön, — aber bringt Weisheit viel ein? Du solltest eine Stellung annehmen, Sokrateschen. Etwa bei der Stadtverwaltung. Da können sie Weisheit gebrauchen. Da kannst du dich dann mit deinen Kollegen über Weisheit unterhalten, manchmal sogar während der Dienststunden. Aber dann kommst du auch immer pünktlich zum Essen, und mir brennt nichts an. Dann hast du festes Einkommen, wenn auch bloß wenig, und ich kann mein Wirtschaftsgeld einteilen."

„Gewiß, Xantippekind, aber wenn ich so viel verwalten muß, komme ich ja nicht zum Weisesein."

Wieder zogen sie ihre Bahn wie ein Doppelgestirn um das Rondell herum. Als sie wieder aufgingen, sprach seine Braut noch immer auf ihn ein:

„Oder du solltest Bücher schreiben, wie der nette Oberleutnant Xenophon. Du ahnst nicht, wieviel Freude das macht, der Umgang mit den lieben Verlegern, mit den klugen Kritikern. Die Bücher wird dir deine Xantippe tippen. Oder sie hilft dir mit ihrer gesunden Kritik."

„Aber, Xantippelchen", rief Sokrates erschreckt aus. „Du verkennst völlig die Stellung der Frau in der Antike!"

Dann war das Paar im Schatten verschwunden.

Beim nächsten Vorüberwandeln hörte man sie schmeicheln: „Du, Sokri, warum sind Weise eigentlich so eitel? So eitel auf ihren schäbigen Mantel und ihre schlechten Manieren? Ich habe immer gedacht, Weise müßten zunächst einmal elegant sein und in die Welt passen, die sie belehren, und jedenfalls weise genug, ihrer eigenen Frau gefallen zu wollen. Warum ist es weise, nicht weltklug zu sein und eine schlechte Figur zu machen? Kann man nicht genial und gebürstet sein? Ich will dir auch gern immer alles aufbügeln, wenn wir verheiratet sind."

Sokrates versprach seufzend, sich aufbügeln zu lassen und ihr zu gefallen.

Es war dämmerig geworden. Als die beiden das nächste Mal vorüberkamen, waren sie von der Weisheit abgekommen. Nun hörte Diogenes — na endlich! — wie er sie etwas fragte. Es war die wahrscheinlich älteste aller Fragen. Die lautet nicht ‚Was ist das All?', wie bei den Eleaten, oder ‚Was bin ich?', wie bei den Sophisten, sondern einfach: ‚Liebst du mich?' Jene Frage, auf die man eine Antwort jedesmal fieberhaft erwartet und dann ohne Überraschung empfängt. Gleichwohl wird sie erstaunlich häufig wiederholt. So fragte auch Sokrates, der Weise, alsbald wieder: „Sag schnell, hast du mich lieb, Xantipperl, mein feuriges Blondpferd? Vor fünf Minuten hattest du noch."

Ihre Antwort konnte Diogenes nicht verstehen. Aber selbst die kritische Altertumswissenschaft dürfte hier, trotz völligen Mangels an Belegstellen, über ihren Inhalt ebensowenig zweifeln, als der junge Diogenes hinter seinem Busch es tat. Übrigens, dachte er bei sich, haben wir hier ein klassisches Beispiel der sokratischen Methode, — die sich auch in Fragen bewegt und auf Antworten zielt, die der aufmerksame Hörer meistens beinahe schon voraussagen könnte.

Da klang wieder Xantippes Stimme aus dem Dämmer: „Apropos, mein Lieber, der Lausikles, Sohn des Phrechdaxes, erzählt überall herum, er hätte dich gefragt, ob er heiraten solle, und du hättest geantwortet: ‚Heirate getrost. Gewinnst du ein gutes Weib, so wirst du glücklich. Bekommst du jedoch ein böses, so hast du Anlaß, ein Philosoph zu werden.' — Sag mal, Sokri, ist das sehr freundlich gegen die Philosophen?"

Sokrates antwortete nicht gleich. Dauernd gefragt zu werden, ging gegen seine Methode.

Als das Brautpaar nun wieder vorüberkam — es war jetzt ganz dunkel und der Himmel voller Sterne —, da sah Diogenes nur noch das, was er eben hörte. Was er zu hören bekam, ist in den Quellen (Plato, Apollodor oder Demetrios von Phaleron) nicht belegt. Indessen erlaubt eine Stelle in Xenophons „Gastmahl", wo Sokrates, sein eigenes Aussehen ironisierend, meint: von seinen wulstigen Lippen seien die weichsten Küsse zu erwarten, — mit einer gewissen Bestimmtheit auf den hier behandelten historischen Vorgang Schlüsse zu ziehen. Und Xantippe fand dabei, daß eine Nase, wie sie ihren Sokrates zierte, doch recht praktisch sei; die spitze Nase des Sophisten Phrasodor, der sich auch um sie bewarb, hätte sicher empfindlich beim Küssen gestört. (Es ist übrigens erstaunlich, daß diese Schwierigkeit von keinem der Alten philosophisch untersucht worden ist. Sollte es damit zusammenhängen, daß fast alle antiken Statuen abgestoßene Nasen haben?)

„Ach, liebenswürdigste Xantippe", schwärmte der Weise, „wenn wir erst verheiratet sind..."

In diesem feierlichen Augenblick ließ der Bengel Diogenes aus seinem Gebüsch ein lautes: „Mäh! Määh!" vernehmen, als ob er ein Bock oder Pan persönlich wäre.

Xantippe, das Blondpferd, scheute.

Sokrates stutzte: „War das etwa die Stimme meines Daimonions?"

Sie hatten sich tatsächlich verspätet, und er brachte sie nun über den Anaximanderdamm schleunigst nach Haus. Dort hat sie der Mama, die an der Aussteuer nähte, als Entschuldigung erzählt, man könnte Abends die Sonnenuhren so schlecht erkennen.

Diese verbürgte Geschichte vergessen wir immer, wenn wir dem Alphabet zuliebe oder einer Ehefrau zum Tort, von Xantippe reden.

Urteilen Sie selbst, lieber Leser, wenn Sie vielleicht ein Gelehrter sind: Was würde Ihre Frau Gemahlin sagen, wenn sie einen Haushalt mit drei Kindern und einen nichtbeamteten, außerordentlichen Mann ohne Einkommen hätte, der stundenlang mit Straßenhändlern über die Ehrlichkeit oder mit einer Hetäre, die gerade Modell steht, über die Tugend disputierte? Und die Arme wartet zu Haus und hat nichts zu kochen und auch das ist noch angebrannt. Was würde sie dann wohl sagen?

Ja, — höre ich Sie antworten, — ich weiß natürlich auch, daß ich nichts weiß. Aber das weiß ich: Xantippen gibt es. Nur Xantippe war vermutlich keine.

Das Gedicht vom Marmor

VON ANTON SCHNACK

Der gebrochene ist ohne Gesicht,
Nur der behauene redet,
Nur der zerfallene betet,
Nur auf verwettertem lastet Gewicht.

Man muß ihn ergriffen betrachten:
Er glüht vom Ruhm der Schlachten,
Von Blut, von Tod und Verschmachten.

Sein Weiß gesellt sich zum Meer,
Am Meer glänzt es beträchtlich
Und predigt stumm und verächtlich:
Es gibt keine Wiederkehr.

Gestorben ist Aphrodite,
Vertrieben der Titanide,
Verweht Apollos Friede.

Die Statuen stürzten, verderbt
Von den Peitschenhieben des Regens.
Vom Gewölbe des Tempelsegens
Blieben nur Säulen, längsseits gekerbt.

Sie hatten den Göttern zu dienen,
Nun lagert die Hirtin an ihnen,
Umsummt vom Goldlied der Bienen.

Seine Tafeln sind vielfach verwischt,
Die Namen, die Jahre, die Taten.
Keiner weiß die einst heiligen Zeichen zu raten.
Es verlor sich wie belangloser Gischt.

Waren es Tafeln für Weise?
Waren es Tafeln für Greise,
Für Gesetze oder Geheiße?

Wo er liegt, war Sieg oder Streit.
Wo er steht, war Glück oder Verhängnis.
Er ist der Stein der Vergängnis
Und der Stein einer ewigen Zeit.

Im Marmor schläft ein Phantom.
Siehe: Palastruinen in Rom
Und Gräberplatten am Dom.

Liebe im Schnee

(R. Kriesch)



„Sehr schön, so ein Spaziergang, Erna, aber ich finde doch, junge Frauen sollen Zimmertemperatur haben!"

Amore nella neve: 'Erna, com è bella questa passeggiata! Ma in realtà le giovani signore devono avere una temperatura di stanza!„

BÜROKRATIE

VON JO HANNS RÖSLER

Hugo hat ein Wort nötig. Hugo möchte gern wissen, wie man „Bürokratie" schreibt. Und da Hugo kein Lexikon hat und sich kein Lexikon kaufen möchte, beschließt Hugo, in die städtische Bücherei zu gehen und dort im Lexikon nachzusehen.

Hugo kommt in die städtische Bücherei. Vor dem Tor mustert ihn mißtrauisch der Portier. „Wohin?" fragt er. „In die städtische Bücherei." — „Geradeaus. Mittelster Gang. Rechte Tür."

Hinter der rechten Tür steht schon wieder einer. Der ruft: „Schirme und Stöcke sind abzugeben!"

„Verzeihen Sie", sagt Hugo, „ich will nur einen Sprung — ich will nur etwas nachsehen — ich komme sofort zurück —"

„Schirme und Stöcke sind abzugeben!" — „Aber ich beabsichtige doch nur —"

„Vorschrift ist Vorschrift! Hier ist Ihre Marke." Hugo wird der Schirm aus der Hand gerissen. Eine Marke wird ihm in die Hand gedrückt. Dann darf er weitergehen, den mittelsten Gang entlang, der mittelsten Tür zu. Da stößt wieder einer auf ihn zu. „Wohin?" — „In die städtische Bücherei." — „Da sind Sie! Was wollen Sie hier? Wohin wollen Sie hier?" — „Ich möchte etwas nachsehen. Ein Wort im Lexikon." — „Sie wollen also im Lexikon etwas nachlesen?" — „Ja." — „Lesesaal zweiter Stock, dritte Tür links."

Hugo steigt in den zweiten Stock und wendet sich der dritten Tür links zu. Der Mann am Eingang hält ihn auf. „Ihren Ausweis!" — „Was für einen Ausweis?" — „Ihre Lesekarte!" — „Ich habe keine Lesekarte." — „Ohne Lesekarte dürfen Sie hier nicht herein. Lesekarten bekommen Sie im dritten Stock, vierte Tür rechts!"

Hugo klettert in den dritten Stock.

„Sie wünschen?" — „Ich möchte eine Lesekarte haben." — „Für ein Jahr?" — „Nein. Für einen Tag." — „Für wann?" — „Für heute." — „Das geht nicht." — „Warum nicht?" — „Tageskarten werden nur vormittags zwischen zehn und elf Uhr ausgestellt." Hugo wird leise unruhig. Er sieht den Beamten kopfschüttelnd an. „Warum ist dann hier geöffnet?" — „Wir haben nur offen für Leute, die dringend eine Karte brauchen." — „Ich brauche dringend eine Karte!" — „Dann müssen Sie einen Dringlichkeitsantrag stellen", bekommt er zur Antwort. „Dringlichkeitsantragsformulare erhalten Sie fünfter Stock, zehnte Tür links. Dem Antrag ist beizufügen Geburtsschein, Einwohnermeldeschein, letzte Bürgersteuerquittung und Unbescholtenheitszeugnis."

„Aber verehrter Herr!" schrie jetzt Hugo erbost, „ich will doch hier nicht Ehrenmitglied werden! Ich will doch nur ein Wort im Lexikon nachsehen, ein einziges Wort!"

„Dazu brauchen Sie doch keine Lesekarte!"

„Aber der Beamte im Lesesaal —"

„Was wollen Sie denn im Lesesaal? Sie wollen doch nicht das Lexikon lesen, sondern nur im Lexikon etwas nachsehen. Das können Sie auch ohne Lesekarte im etymologischen Kabinett, Erdgeschoß, Tür A."

Hugo schleicht wieder die Treppen zum Erdgeschoß hinunter. Vor dem Kabinett A steht keiner vor der Tür. Hugo kann ungehindert eintreten und tritt zum Schalter. „Kann ich ein Lexikon haben?" „Da müssen Sie erst einen Antragschein unterschreiben." Hugo unterschreibt den Antragschein. Der Beamte stempelt ‚Genehmigt' darauf und schiebt Hugo einen Zettel hin. „Schreiben Sie Ihre Wünsche auf den Bücherzettel!"

Hugo füllt den Bücherzettel aus. Hugo schreibt: ein Lexikon. Hugo gibt den Zettel ab. Hugo bekommt dafür eine Nummer. „Ihre Nummer wird aufgerufen. Warten Sie auf der Bank. Hugo hat die Nummer 234. Der Beamte ruft gerade auf: „Nummer 27 bis 32!"

Nach einer Stunde hört Hugo: „Nummer 234 bis 244!" Hugo eilt zum Schalter. Hugo erwartet sein Buch. Aber Hugo erhält nur seinen Zettel zurück. Darauf steht: „Nähere Angaben fehlen!" — „Wieso?" fragt Hugo. „Sie müssen angeben, was für ein Lexikon Sie wünschen. Wir haben das Konversationslexikon, das Glossarlexikon, das Idiotiklexikon, das etymologische Lexikon, das Synonymenlexikon, dazu noch zweihundert Spezialwörterbücher. Der nächste Herr, bitte!"

„Das ist mir zu hoch!" schreit Hugo wütend, „ich will doch nur ein gewöhnliches Wörterbuch, weil ich nachsehen will, wie ein Wort geschrieben wird!" — „Dazu gehört ein orthographisches Wörterbuch." — „Freilich!" meint Hugo.

Hugo gibt einen neuen Zettel ab. Hugo bekommt diesmal die Nummer 987. Hugo muß jetzt zwei volle Stunden warten. Endlich aber erhält er sein Wörterbuch. Und Hugo macht sich auf die Suche nach dem Wort „Bürokratie". „Bälgetreter — Bratapfel — Bundschuh — Bunker — Bunze — Bürde — Bürste —." Hugo liest wieder zurück nach vorn. Und wieder von vorn nach hinten. Das Wort Bürokratie ist nicht vorhanden.

Hugo trägt das Buch zurück. „Hier fehlt etwas! Das Wort Bürokratie steht nicht darin!" — „Das gibt es nicht", sagt der Beamte und schaut Hugo mißtrauisch an, „geben Sie das Buch her — hier fehlt ja ein ganzes Blatt!" — „Sehen Sie!" sagt Hugo stolz, weil er recht hat. Er hätte nicht stolz sein sollen. Der Beamte durchbohrt ihn mit den Augen. „Wann haben Sie sich das Buch ausgeliehen?" fragt er streng. — „Jetzt werden Sie aber ulkig! Sie haben mir doch das Buch selber gegeben!" — „Ich arbeite nur nach Zettel und Nummer! Wann also haben Sie das Buch entliehen?" — „Vor zehn Minuten." — „Dann müssen Sie den Band ersetzen! Beschädigungen müssen sofort nach Empfang gemeldet werden. Sie haben sich durch Unterschrift des Antragscheines den Bedingungen unterworfen. Wo kämen wir denn hin, wenn jeder Mensch sich eine Seite herausreißen wollte! Was möchten Sie sagen, wenn Sie ein Buch erhalten und gerade die Seite fehlt, die Sie interessiert??"

Hugo sagt gar nichts. Hugo sieht rot und geht los. Als Hugo wieder zu sich kommt, sitzt er im Gefängnis. Vor ihm steht der Wärter: „Haben Sie einen Wunsch? Schreibmaterial? Bücher?"

„Ja", sagt Hugo und seufzt tief, „geben Sie mir schnell ein Lexikon."

Eine Minute später hielt Hugo das Lexikon in der Hand und las: „Bürokratie — eine von Spöttern erfundene Bezeichnung für einen nicht vorhandenen Zustand umständlicher Amtshandlungen."

Unterm Messer - Sotto il rasoio

(F. Bleyer)



„Ich fürchte mich vor nischt, Paul, aber wenn du mich rasierst, fühle ich immer so etwas wie Lebensgefahr!"

"Paolo, io non ho paura di nulla; ma quando tu mi radi, sento sempre un certo non so che come se fossi in pericolo di vita!„

Sizilien—New York

(Erik)



„Und hier was Altes aus unserer neuen Kolonie, hat Bill eigenhändig für unsere Hausbar sichergestellt!“

Sicilia—Nuova York: "Ed ecco qui qualcosa d' antico della nostra nuova colonia; Bill l'ha messo al sicuro colle proprie mani pel bar di casa nostra!„

ZWEI SCHÜSSE IM BJÖRNDALENFJORD

VON KARL SPRINGENSCHMID

Am 7. Mai des Jahres 1941, um halb zwölf am Mittag, fiel im Björndalenfjord hinter Kraagbö ein Schuß, ein richtiger Kanonenschuß, und kurze Zeit darauf aus der gleichen Kanone ein zweiter.

Dem alten, eisbärtigen Ole Gjöreggen, der mit seinem Boot unterwegs zu den Netzen war, die vor Kraagbö lagen, fiel die Pfeife aus dem Mund und das bedeutet viel bei einem Manne, der, wie Ole Gjöreggen, die ganze Welt ausgekommen ist, immer die kurze Pfeife zwischen den Zähnen. Und jetzt stand er da, einfach den Mund offen, den leeren Mund. In Hyllebu liefen die Weiber aus den Häusern und starrten wortlos in die Gegend. Auch das heißt viel; denn die Weiber von Hyllebu haben sonst kein schlechtes Mundwerk. Nur die Frau des Kaufmannes Snorri fand die Sprache wieder. Sie schlug den roten Kittel über den Kopf, rannte durch die Straße und rief: „Ach, dieser Krieg!" Drüben in Rösterud waren aus zwei Schüssen von Kraagbö zweimal zwei geworden, — das lag am Storhöppig, der hier nämlich seine steilste Wand in den Fjord baut. Vier Schüsse, das klang schon ernst genug, wahrhaft, eine respektable Sache. Die Leute eilten sogleich zur Kirche und Pfarrer Heljern, breitschultrig, vierschrötig, ein ganzes Gebirge von Pfarrer — übrigens der einzige Mensch im Björndalenfjord, dem diese Schüsse nicht ungelegen kamen! — hielt sofort eine Ansprache. Ja, die Menschheit war im Kerne verderbt. So war es. Warfen nicht gar die Mädchen von Rösterud Augen auf die fremden Soldaten, wenn sie hin und wieder in die Gegend kamen? Wahrlich es war an der Zeit, daß Gott den Menschen ein Zeichen gab und sie wieder an die Vergänglichkeit alles Irdischen gemahnte. Pastor Heljern ließ seine schwere, feuchte Stimme, gewissermaßen in der Verlängerung der vier Schüsse, donnernd in die Herzen rollen. Und er sah die Menschen von Rösterud, die Mädchen voran, klein, folgsam, zerknirscht in den Stühlen knien, wie nicht in der gewaltigsten Predigt. So war er denn zufrieden und Gott dankbar für die Artillerie. Das war in Irvalla anders. Allerdings, in Irvalla, wo der Björndalenfjord zwischen wilden Felswänden zu Ende geht und mit ihm die Welt überhaupt, wurde aus den zwei Schüssen von Kraagbö ein ganzer Donner. Das rollte nur so hin und her und hin, die ganze Gegend war davon erfüllt. „Eine Schlacht also, eine richtige Schlacht!" sagten die Männer von Irvalla entschlossen; denn bei ihnen war es nicht so, daß alles, was auf Erden geschah, durch Pastor Heljern sogleich ins Jenseitige übersetzt wurde. Nein, in Irvalla lebten kriegerische Männer. Das konnte einer schon daran erkennen, daß sie, als es schoß, nicht wie in Rösterud mit ihren Bibeln gelaufen kamen, sondern mit ihren alten Doppelflinten und den langen Jagdgewehren. Ja, etliche von den Alten, die Holzknechte, trugen gar schwere Beile auf den Schultern. Die Frage war nur, wie sich die Männer von Irvalla zu diesem Ereignis verhalten sollten; denn es war ihre erste Schlacht und sie wußten nicht, wie sich so etwas tat. Zu sehen war ja weiter auch nichts: Auf dem Fjord schaukelten ein paar alte Kähne und in der Luft flogen, als wäre nichts geschehen, die Möven hin und wieder. Weiß der Teufel, woher das Gevögel den Schlachtenlärm schon gewohnt war! Da die Männer nichts Besseres wußten, luden sie umständlich ihre Flinten und gaben schließlich dem langen, dürren Per Krestoffer recht, der, dürrer als sein eigener Schatten, obwohl er wie ein König lebte, als der reichste Mann im Ort — er betrieb einen weitläufigen Fischhandel und wohnte in einer Villa, fast ganz aus Glas, außerdem besaß er ein Klavier — deshalb auch die größte Angst hatte und meinte, Weiber und Kinder könne man zwar in den Wald schicken, da seien sie sicher, die Männer aber, nein, die müßten in Irvalla bleiben, wer den Mut dazu besäße natürlich —, er selbst besäße genug davon, sagte er, und mache sich auf das Schlimmste gefaßt — wer nicht, der möge sich mit den Weibern verziehen, die Flinte aber zurücklassen, damit die Holzknechte eine Waffe hätten gegen den Feind; denn dieser käme nicht mit Beilen angerückt, das hätte man schon hören können!

Jeder, der eine Situation, wie diese, jemals erlebt hat, weiß es: Nichts gibt es, das furchtbarer wäre, als die Ungewißheit selbst. Wäre auf den Donner von Kraagbö ein neuer, noch grimmigerer gefolgt, ja, hätte die Kriegfurie alle ihre Register auf einmal gezogen, es wäre ein Leichtes gewesen, dieser leeren, unheimlichen Stille gegenüber, die nun über dem Fjord lag, eine Stille, aus der alles werden konnte und nichts. Kaum zu atmen wagten die Männer, als sie die Bündel auf den Wagen luden. Die Weiber sollten nicht hungern, wenn sie in den Wald gingen, wer weiß wie lange! Ach, das schöne Leben! Wehmütig standen sie nun beisammen und schauten dem Zug der Weiber nach. Ja, im Walde, da war einer sicher in dieser aufgeregten Zeit.

Schließlich aber schluckte Per Krestoffer heftig auf, riß sich zusammen, stieg in sein Boot und ruderte kurzerhand nach Rösterud hinüber. Pastor Heljern stand, die Hände tief in den Taschen seines weiten Rockes vergraben, vor seinem Hause, starrte in die Luft und wartete vergeblich auf ein neues, kräftigeres Strafgericht, denn das erste hatte seine Wirkung schon völlig verloren, und die Mädchen, eben noch so fromm und züchtig, bekamen wieder den sündhaften Glanz in den Augen, wenn sie von den fremden Soldaten sprachen. Überhaupt, die Mädchen! Sie waren eigentlich die einzigen, die das Ganze nicht sehr ernst nahmen. Ach, sie waren ja auch noch so jung! Per Krestoffer aber und Pastor Heljern beschlossen, da es in Rösterud nicht anders war als in Irvalla, geradewegs nach Hyllebu zu fahren und dort nach dem rechten zu sehen. In Hyllebu aber herrschte die gleiche Schwüle wie überall an diesem Tage. Die beiden gingen in das Haus des Kaufmannes Snorri, der doch Wein und anderes zu den Deutschen lieferte, und wissen mußte, was das alles bedeuten sollte. Der dicke Paal Snorri, er stöhnte in seinem eigenen Fett, so dick war er und ein wenig asthmatisch — hatte die Schüsse wohl gehört, aber er hatte sich, als ein kluger Mann, weiter nichts dabei gedacht. Er war Kaufmann und gewohnt, sich an Tatsachen zu halten. Nun war wieder Ruhe. Das genügte ihm; denn sein Geschäft ging gut.

„Und ich krepiere!" rief Per Krestoffer heiser.

„Was kann ich dafür, daß die Deutschen deine Fische nicht fressen?" schnaubte Paal.

„Und deine Marmelade?" keuchte Per.

Wenn es um Marmelade ging, wurde Paal Snorri empfindlich, sehr empfindlich. „Meine Marmelade ist noch immer besser als deine stinkigen Fische!" schrie er heiser vor Zorn.

„Marmelade, Fische?" donnerte Pastor Heljern dazwischen, „sind wir wegen eures üblen Geschäftes zusammengekommen, oder um das Wohl unserer Bürger zu schützen?"

„Letzteres, letzteres, Herr Pastor", stotterte Paal Snorri und legte beteuernd die Hand aufs Herz. War es nicht so? Jetzt, da der Krieg so unvermittelt unter sie trat, was galten da noch Marmelade und Hering! „Sodom und Gomorrha!" knirschte der Pastor. Jawohl, das war es. Sodom, das war Rösterud, und mit Gomorrha meint er wohl Irvalla, dachte Paal.

So wurde denn beschlossen, daß Paal Snorri zum deutschen Leutnant nach Kraagbö fahren solle, um dort nach dem rechten zu sehen. Paal Snorri sagte nicht nein, er konnte ja auch nicht gut, obwohl er seinen Handel bisher nur in friedlichem Sinne geführt hatte. Kein Wunder, daß Inga, seine breite, stattliche Frau, dieselbe, die damals bei den Schüssen den roten Kittel über den Kopf geschlagen hatte, ihren Mann nicht ziehen lassen wollte. Aber der Pastor verstand sich auf Weiber. Er predigte sie am offenen Strande einfach nieder und Paal Snorri stieg nun tapfer in das Motorboot und fuhr los, auf die deutsche Batterie bei Kraagbö zu. Per Krestoffer und alle Leute von Hyllebu sahen ihm nach, bis er mit dem Boot um die Felskante verschwand und Pastor Heljern sparte nicht mit anerkennenden Worten.

Paal Snorri traf den Leutnant Franz Pirngruber eben, als er mit seinen zwölf Soldaten auf dem kleinen Exerzierplatz vor den Geschützen Handball spielte. Der Leutnant trug einen dunkelblauen Trainingsanzug mit einem weißen Streifen am Ärmel.

Paal Snorri warf sich in die Brust. Der reiche Per Krestoffer und Pastor Heljern — was waren sie jetzt mit ihm, Paal Snorri verglichen? Nichts waren sie, gar nichts! Ja, Paal Snorri spürte, daß in diesem Augenblick das Schicksal des ganzen Fjordes in seine Hände gelegt war.

„Es hat geschossen!" schnauft er und trat ohne Gruß, nur mit gerunzelter Stirne dem Leutnant näher.

Der Leutnant strich die blonden Haare zurück, die ihm, als er dem Ball nachgejagt war, in die Stirne gefallen waren, und sah den Kaufmann vergnügt an. „Jawohl, es hat geschossen, Paul!" sagte er.

„Was schießt Ihr da, Ihr Deutschen?" schnappte Paal Snorri los und seine Stimme kippte über dabei. Kaum war das Wort heraußen, spürte er, daß er sich damit wohl im Tone etwas vergriffen haben müsse und verbesserte sich sogleich: „Ich meine, war es nötig, zu schießen, Leutnant?"

An einem so wunderschönen Maientag, das wußte er, nahmen die Deutschen und schon gar der Leutnant, nichts übel.

„Es ist Krieg, Paul!"

„Doch nicht bei uns?"

Da trat der Leutnant auf ihn zu und klopfte ihm

MAHNUNG

Jeder ungenützte Tag
ist so gut wie weggeschmissen.
Was der nächste bringen mag,
können wir doch niemals wissen.

Ahnt man denn, ob man noch lebt,
wenn das nächste Frühjahr läutet?
Was im Weltall uns umschwebt,
Unergründlichkeit bedeutet.

Lebenskraft und Lebensmut
sind oft rasche Schicksalsbeute.
Schlecht ist schlecht und gut ist gut.
Was du hast, das hast du heute.

Pack' den Augenblick beim Schwanz,
laß dich nicht von Morgen locken.
Leicht empfiehlt des Daseins Glanz
sich des nachts auf leichten Socken.

Was verging, kommt nicht zurück;
da hilft dann auch kein Gebrumme.
Wer rasch zugreift, hat das Glück;
wer's nicht tut, ist halt der Dumme.

Karl Lemke

Die Neugierigen - Le curiose

(O. Herrmann)



„Nu türmen Sie aber jefälligst, meine Damen, wenn Sie nur sehen wollen, denn koofen Sie sich doch 'n Aquarium!"

"Ma, signore, fate il favore d' andarvene; se volete soltanto guardare, allora compratevi un acquario!„

freundlich auf die Schulter: „Keine Angst, Paul! Die Schüsse waren blind!"
„Blind? Wieso? Und überhaupt worauf?" fuhr Paal Snorri auf — er hatte den Leutnant schlecht verstanden — es war ja auch mit seinem Deutsch nicht weit her! „worauf, Leutnant!"
„Auf den Kanonier Lempke!"
„Wie?" blieb Paal Snorri weit der Mund offen, „Ihr wollt doch nicht sagen, Leutnant..."
„Jawohl, das will ich sagen Paul!" lachte der Leutnant und schob einen seiner Männer nach vorne, einen langen, strohborstigen Kerl mit einem gutmütigen Jungengesicht, „dies ist der Kanonier Fritz Lempke aus Anklam in Pommern, ein Kollege von euch, Paul; denn er führt auch eine gemischte Handlung daheim, allerdings, seine Marmelade ist besser..."
Paal Snorri wurde rot bis in den Nacken.
„Nun Paul, hört: Unser Kanonier Fritz Lempke also bekommt heute mittags einen Brief. Und darin steht, daß ihm seine Frau, Ilse Lempke, geborene Splitgerber, Zwillinge — Ihr versteht doch, Paul? — also Zwillinge, das heißt genauer zwei Jungen, denkt euch, zwei gesunde Jungen geschenkt hat. Da mußten wir doch schießen, nicht? Für jeden Jungen einen Schuß, macht zwei Schüsse!"
Paal Snorri rang noch immer nach Luft.
„Wenn Ihr ein Kerl seid, Paul — und das seid Ihr, ich weiß es —, so fahrt Ihr jetzt wieder zurück nach Hyllebu und bringt zwei Flaschen von eurem Besten mit, vom roten Burgunder, meine ich, es können auch mehr Flaschen sein. Denn so etwas muß doch gefeiert werden, Paul: Zwillinge im Björndalenfjord!"
„Jawohl, Zwillinge, Leutnant..." stotterte Paal Snorri und drückte dem Kanonier verlegen die Hand, „ich gratuliere auch schön!"
Was half es?
Paal Snorri, so geizig er war, konnte sich nur dadurch retten, daß er Per Krestoffer und Pastor Heljern in sein Boot nahm. Die beiden konnten wohl auch etwas springen lassen, da nun der Friede im Björndalenfjord wieder gerettet war. Aber der lange Per Krestoffer, unverschämt wie immer, benützte die Gelegenheit bloß, um dem Leutnant wieder seine Fische zu offerieren, einen neuen Fang, wie er sagte, einen prima Fang („schlechter als die alten", flüsterte Paal Snorri dem Leutnant ins Ohr). Pastor Heljern aber, der sich an den Wein hielt, ließ seine schwere, feuchte Stimme ertönen und hielt gerade um Mitternacht eine Ansprache an die deutsche Nation im allgemeinen und an den Kanonier Fritz Lempke im besonderen, allerdings ein wenig anders als er vor wenigen Stunden noch im Donner der Schlacht gesprochen hatte, aber, was ein guter Pastor ist, der nimmt die Seelen überall, wo er sie nur fassen kann und hier faßte er gleich drei Seelen in einer, nämlich den Fritz Lempke, den er am Taglienhaken festhielt, und seine beiden Jungen, die Zwillinge, die soviel Unruhe in die friedliche Welt gebracht hatten, mehr als dies sonstwo Zwillinge vermögen.

Taktik

(K. Heiligenstaedt)



„Nein, mehr als örtliche Erfolge hat Max auf keinen Fall bei mir erzielt!"

Tattica: "All' infuori di successi locali Massimiliano non ha ottenuto nient' altro da me!„

Höflichkeit - Cortesia

(J. Hegenbarth)



„Machen Sie doch Platz, mein Herr, ich will aussteigen!“
„Ach was, seien Sie doch nicht so eigensinnig!“

“Fatevi da parte, signore! Voglio scendere.„ — “Macchè! Non siate così ostinata!„

HILFERUF IM NEBENZIMMER

VON WILLI WEGNER

Sodann warf ich das daunenweiche Oberbett über meinen leicht fröstelnden Körper, zog die Beine zu einem spitzen Winkel an und löschte die Nachttischlampe aus. Eine Kirchturmuhr schlug zwei.

Menschen, die in Hotelzimmern übernachten, schlafen nicht immer sofort ein. Meistens denken sie noch an höchst wichtige oder durchaus nebensächliche Dinge. Mir kam in Erinnerung, daß ich einmal mit Lotti verlobt gewesen war und sie mir einer Frauenraucherkarte wegen den Abschied gegeben hatte. Frauen sind sehr nachtragend.

An jene Lotti dachte ich, als ich einen markerschütternden Schrei vernahm. „Hilfe!“ rief jemand. Ich machte Licht. „Hilfe!“ Wieder dieser Schrei, der ganz aus der Nähe kam und von einer Frau ausgestoßen worden sein mußte. „Hilfe! Hilfe!“ Jetzt sprang ich aus dem Bett, in meine Hose, in meinen Morgenmantel und in meine Laufschuhe, mit denen ich im Sommer sechsunddreißig einen dritten Preis im Hundertmeterlauf bekommen hatte. Dann stand ich im Korridor. „Hilfe!“ Ich stellte fest, daß der Ruf nur aus meinem Nebenzimmer gekommen sein konnte.

Es würde zu weit führen, all die Titel jener Filme aufzuzählen, in denen ältere und wohlhabende Damen von Hoteldieben ihres Schmuckes und ihrer Aktien beraubt worden waren. Mein Entschluß stand deshalb fest. Ich stolperte über ein Paar staubige Damenschühchen mit hohen Absätzen, die vor der Türe standen, hinein in ein hell erleuchtetes Zimmer. Dann stand ich wie gelähmt, und meine Augen wurden groß wie Mühlsteine.

Eingemummelt in Kissen und Decken saß eine hübsche schwarzhaarige Dame aufrecht im Bett. Vor ihr auf den linnenbedeckten Knien lag ein Tablett mit einem Schälchen dampfenden Kaffee und einige Stückchen Sandtorte. „Guten Morgen!“ sagte die Dame und kaute von links nach rechts. „Man hat mir zwar weder Ihr Kommen angekündigt, noch sind Sie mein eigentlicher Typ. Aber da Sie nun einmal hier sind, so nehmen Sie doch bitte Platz.“

„Ich hatte jemanden um Hilfe rufen hören“, stammelte ich.

„Setzen Sie sich erst; ich werde Ihnen das erklären.“ Sie deutete auf einen Stuhl und gab mir zu verstehen, daß ihr nichts lieber sei, als daß ich mich unmittelbar neben ihr Bett setze.

„Sie haben anscheinend noch nie eine Frau schreien hören, mein Herr! Sie können keineswegs sagen, daß ich geschrien hätte. Ich war lediglich ein wenig erschrocken, als eben rings um mein Kuchentablett herum eine kleine possierliche Wanze ihren Rundgang machte. Mutig wie ich bin, tötete ich sie. Wahrscheinlich liegt sie jetzt ungefähr dort, wo Sie Ihren Stuhl hingesetzt haben. Im übrigen muß ich bei näherer Betrachtung feststellen, daß Sie gar nicht so häßlich sind, wie ich im ersten Augenblick geglaubt hatte.“

„Danke!“ sagte ich.

„Mögen Sie ein Stückchen Sandtorte?“

„Kann ich nicht abschlagen“, antwortete ich und griff zu. Die Dame im Bett warf mir hin und wieder ein paar nette und schelmische Blicke zu. So hübsch ich mein Gegenüber auch fand, so schwer fiel es mir doch, mich in dieser höchst merkwürdigen Situation zurechtzufinden und zu behaupten.

Der Sandkuchen war vergriffen, das Kaffeeschälchen leer. Ich nahm das Tablett von den linnenverdeckten Knien. Die Dame ließ sich hintüber fallen. „Wissen Sie, was ich jetzt möchte?“ hauchte es aus den Kissen. „Ich möchte jetzt eine Zigarette!“

„Wenngleich ich mit meiner Raucherkarte schon annähernd einen Monat im voraus bin, so kann ich trotzdem einer solch entzückenden Dame diesen Wunsch nicht abschlagen“, sagte ich.

Eine Weile rauchten wir schweigend. Dann sagte sie: „Es war gar keine Wanze!“

„Auch ich habe Sie wissentlich belogen!“ gestand ich. „Ich bin erst eine Woche mit meiner Raucherkarte im voraus, nicht aber einen Monat.“

„In Wirklichkeit wollte ich etwas ganz anderes von Ihnen“, sagte die in den Kissen und spielte mit ihren schwarzen Locken. Dann griff sie ganz plötzlich unter ihre Zudecke und zog ein buntseidenes, zierlich verschnürtes Bündelchen einzelner rosa Zettelchen hervor. „Der Portier erzählte mir gestern abend von Ihnen und von Ihrem Beruf. Und nun möchte ich Sie bitten, meine Sammlung von Liebesgedichten an einen Verleger zu bringen. Sie werden das sicher können, ja?!“

„Da!“ rief ich entgeistert und deutete mit dem Finger auf einen dunklen Punkt auf der Bettdecke. „Eine Wanze! Eine Wanze!“

„Hilfe! Hilfe!“ schrie die Dame in den Kissen; die Liebesgedichte entglitten ihren Fingern und eine große und beängstigende Bleichheit machte sich auf dem Antlitz der Dichterin breit.

Über ein paar Damenschühchen stolperte ich flugs nach draußen.

In meinem Zimmer angekommen, sank ich sofort ins Bett. Im Nebenzimmer schrie jemand um Hilfe. Sodann warf ich das daunenweiche Oberbett über meinen leicht fröstelnden Körper, zog die Beine zu einem spitzen Winkel an und löschte die Nachttischlampe aus. Eine Kirchturmuhr schlug Viertel drei.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Es war in jener Zeit, als kunstbegeisterte Damen Locken von ihren Lieblingen sammelten und die Künstler noch Locken trugen.

Emmerich Gabelbusch hatte eine Oper geschrieben und saß im Parkett in der ersten Reihe und genoß seine Uraufführung.

Die Oper fiel durch. Nach dem zweiten Akt leerte sich das Theater. Plötzlich klopft jemand Emmerich auf die Schulter und eine entzückende junge Dame hält dem entzückten Emmerich eine Locke hin.

„Verzeihung“, spricht sie, „ich wußte, daß Sie der Komponist sind und habe Ihnen vor Beginn der Vorstellung heimlich eine Locke abgeschnitten. Ich möchte sie Ihnen wieder zurückgeben.“ G. W.

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —
Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

John Bull tut sein Möglichstes

(Erich Schilling)



„Sei doch nicht so ungeduldig! Du siehst doch, daß ich dir den Prügel abschneide, mit dem du unsere Feinde erschlagen kannst!"

John Bull fa l' impossibile: "Ma non esser così impaziente! Vedi pure ch' io ti taglio fuori il randello, con cui puoi ammazzare i nostri nemici!„

München, 16. Februar 1944
49. Jahrgang / Nummer 7

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Neutrale

(Wilhelm Schulz)



„Ich sehe durchaus keine bolschewistische Gefahr!"

Il neutrale: "Non vedo affatto alcun pericolo bolscevico!.

Das Hausmittel - Il rimedio di casa

(Maçon)



„Nu aber Schluß mit den Laufmaschen, Camilla — ich krieg 'nen ganz trocknen Hals!"

"Ma ora basta, Camilla, con queste calze smagliate! Ho già la gola tutta arsa!„

DAS ZIMMER

VON WALTER FOITZICK

In einer Ausstellung für moderne Wohnungseinrichtungen würde das Zimmer kaum eine gute Figur machen, aber es ist sehr stilvoll. Es stammt aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, hat also jetzt schon seine sieben Jahrzehnte auf dem verschnörkelten Holz und hätte demnach Anwartschaft, historisch zu werden. Innenarchitekten würde der Angstschweiß auf die Stirne treten, wenn sie die Muschelaufsätze am Bett und Waschtisch sähen, und das Nachtkastl ist geradezu ein kristallklares Nachtkastl, Musterbeispiel eines Nachtkastls. Die platonische Idee eines solchen Gebrauchsmöbels hätte nicht besser verwirklicht werden können. Ha, da sind Säulchen dran und Muschelschnitzereien und einzelne Teile sind abgesprungen, und die Türe knarrt und quietscht, wie es sich bei einem solchen Möbel gehört. Ein großer Spiegelschrank ist auch da, in dem sieht man sich wo man im Zimmer sich auch befinden mag, sei es, daß man die Zähne putzt, die Schuhe auszieht oder ins Hemd fährt, oder überhaupt Stellungen einnimmt, die die Bildhauerkunst aller Zeiten niemals dargestellt hat. Der Schrankspiegel stellt sie dar, den ganzen Tag über, in jeder Minute, und zeigt, daß der Mensch in seinen täglichen Verrichtungen künstlerisch nicht sehr hochwertig wirkt. Man ist halt keine Nausikaa beim Waschen. Ich finde die Menschen in meinem Spiegel, na sagen wir mal, allzu naturalistisch.

Hätte dies Zimmer der siebzíger Jahre keinen Regulator, wäre es nur halb so stilvoll. Der Regulator gleicht seinen Brüdern, den Nachtkastln, aufs Haar, nur hat er vorne eine Glasscheibe und oben ist er symbolisch. Dort ist nämlich ein springendes Roß, ein edles Roß, angebracht, das sich vor einem Baumstamm bäumt, der ihm in den Bauch fährt, damit das Roß nicht abbricht natürlich. Auf einen Regulator gehört etwas Symbolisches, weil er ein feiner Gegenstand ist und von gehobenem Wohlstand zeugen soll. Was für eine Symbolik mit dem Roß gemeint sein soll, weiß ich nicht, aber der Regulatormacher wird sich wohl etwas dabei gedacht haben.

Und nun zum Ofen, ein schlichter weißer Kachelofen, ein braves Öfchen, in dessen Röhre man Bratäpfel machen kann oder auch geröstete Kartoffeln. Meine ganze Zuneigung gehört diesem Ofen. Vor seiner Röhre ist ein Gitter, geradezu ein Palastgitter. Zwei Löwen sind auf den Türchen angebracht, und diese beiden Löwen benehmen sich so, wie sich heraldische Löwen zu benehmen haben. Sie kommen hochaufgerichtet daher, daß die Zotteln an Mähnen und Pranken nur so im dekorativen Sturme flattern. Was tun aber Löwen in solchen Fällen? Nun, sie halten eine Kartusche. Eine Kartusche ist ein Ding an sich. Wenn es sonst keinen Unterschied zwischen Mensch und Tier gäbe, so könnte man den Menschen daran erkennen, daß er die Kartusche erfunden hat, die nicht einmal der liebe Gott bei Erschaffung der Welt mit ersann.

So sind die Löwen, die das braten meiner Äpfel und Kartoffeln stilvoll bewachen. Sie benehmen sich so, als ob sie eine Rüstkammer mit Harnischen und siegreichen Standarten beschützten. Ich darf die Geweihe, die beiden Zehnender, nicht vergessen, die über meinem Bette hängen und von edlem Weidwerk zeugen sollen, von mir aber zum Aufhängen des Hutes benutzt werden.

Und wer jetzt behauptet, daß dieses Zimmer nicht gemütlich ist, dem sage ich, er versteht nichts von der Materie; auf dem Kunstmarkt werden diese Dinge allerdings erst in einigen Jahren gesucht werden.

DRÜBEN

Heute mittag, gleich nach Tisch,
war ich wieder »drüben«,
schwamm durchs Blaue wie ein Fisch,
fern von Kraut und Rüben.

Grad nur fünf Minuten lang
dauerte die Reise.
Goldnes Licht und Sphärenklang
waren meine Speise.

Was der Tag sonst Schweres beut,
blieb mir tief verborgen.
Weder Gestern gab's noch Heut
und erst recht kein Morgen.

Aber, ach, was hat Bestand?
Laß dich bloß nicht kirren!
Spitz' die Ohren unverwandt ...
War das nicht ein Klirren?

War's nicht, als ob Grab um Grab
tausend Spaten grüben?
– Und ich stürzte jählings ab
und war wieder »hüben«.

Dr. Owlglaß

Regenzeit im Lande der Shqiptaren

Der Sommer ließ das Tal so sehr verbrennen,
Daß gar nichts Grünes mehr die Herde fand.
Die Weiden glichen festgestampften Tennen,
Nach Wasser schrie das ausgedörrte Land.

Die weiße Sonne kannte kein Erbarmen,
Und selbst die zähen Esel wurden matt.
Da kam der Herbst, da tranken sich die armen
Geschöpfe aus den schweren Wolken satt.

Wild schoß von Kalkgestein und Alm der Regen,
Durch Felsenschluchten nahm er seinen Lauf.
Bald stand das blanke Wasser auf den Wegen,
Aus gelbem Lehm der Boden weichte auf.

Die schwarzen Büffel mit den hohen Karren
Wühlten sich mühsam durch den fetten Schlamm.
Das nasse Schilf, es drückte auf die Sparren,
Und in den Hütten hockte mancher klamm.

Der Herbst verstrich, das Tal blieb grau verhangen,
Und nur der Berg, der Heilige, stand weiß.
Er hielt allein den Winter groß umfangen
Und krönte selber sich mit Schnee und Eis.

Heinz Friedrich Kamecke

Das Malerauge

(R. Kriesch)



„Warum malen Sie mich immer nur von rückwärts, Herr Professor?“ — „Du hast hintenrum so 'n mokanten Zug!“

L' occhio del pittore: "Perchè, signor Professore, mi dipingete sempre solo la parte di dietro?„ — "Perchè nelle tue anche hai un tratto così beffardo!„

Aus Churchills Papierkorb

(Erich Schilling)



„. . . ‚20. Januar 40 . . . die Sklaverei des Bolschewismus ist schlimmer als der Tod . . .'
Wie man sich nur so verschreiben kann?"

Dal cestino di Churchill: "... '20. Gennaio 40 ... la schiavitù del bolscevismo è peggiore della morte, ...
Come mai si può fare un tale lapsus calami?„

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes hatte ein bestens erhaltenes Billard geerbt. Wir spielten viel und gerne zusammen und brachten es nach und nach zu einer gewissen Meisterschaft.

Eines Tages wollte auch Martin es versuchen. Es war ziemlich furchtbar, mit anzusehen, wie er da herumstocherte. Und schließlich stieß er denn auch ein Loch in das Tuch. Wirklich entsetzt und betrübt entschuldigte er sich.

„Kann man denn nun da einen Flicken draufsetzen?" fragte er.

„Gewiß", sagte Johannes. „Dann wird das Spiel sogar erst richtig interessant."

*

Elfriede war ein recht stabiles Mädchen. Aber sie tat gerne ein wenig verträumt und schwärmerisch. „Wie glücklich sind doch die, die ihren Empfindungen in Tönen Ausdruck verleihen können. Wie gerne möchte ich ein Instrument beherrschen. Aber das ist mir ja leider nicht vergönnt. Oder meint ihr, daß ich es noch erlernen könnte?"

„Du solltest es doch mal versuchen", redete ich ihr zu, um sie nicht zu kränken.

„Meinst du? — Ja, ich sollte es tun! Aber welches? Welches würde meiner Wesensart wohl am besten entsprechen? Was meint ihr?" fragte sie

„Die Pauke", sagte Johannes.

J. Bieger

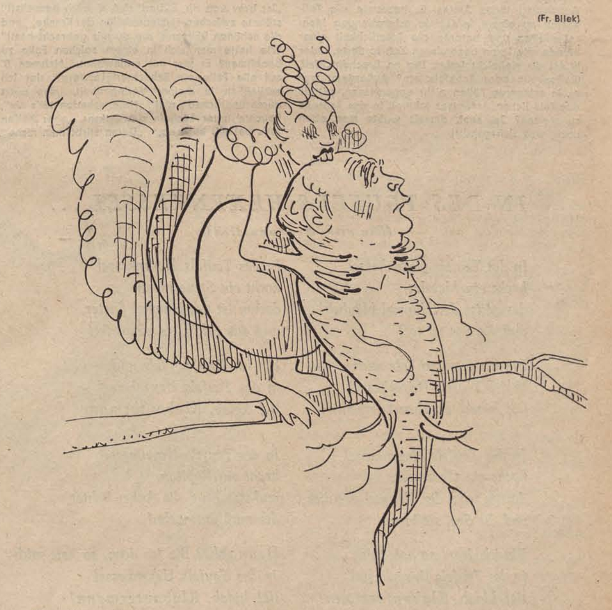
DIE MASKE

VON W. FERNANDEZ FLOREZ

„Maskiere dich doch", sagte mein Freund in den Faschingstagen zu mir, „dann bist du deine Depression sofort los."
Er stopfte mich in einen Clown-Anzug, gab mir eine Pritsche in die Hand und stieß mich auf die Straße.
Mein Visier war kalkweiß, nur mein Mund zog sich wie ein blutiger Schlitz in grausigem Gelächter von einem Ohr zum andern.
Ich wurde mir sofort klar, daß ich nichts Gutes eingetauscht hatte. Nur mein Äußeres hatte sich gewandelt, hinter der Maske war ich noch genau so verdrossen wie zuvor. Ach, hätte mir mein Freund meinen biederen dunkelblauen Sakko gelassen und mir dafür eine andere Gemütsverfassung gegeben!
„Jetzt bin ich also eine Maske. Schreckliches, aber unabwendbares Geschick. — Was hat eigentlich eine Maske zu tun?"
Mit den Händen in den weiten Taschen bewegte ich mich durch die verrückte Menge. Die Leute, die im Karneval die Straßen bevölkern, sieht man bei keiner anderen Gelegenheit. Man glaube nicht, daß sich das Großstadtpublikum immer gleich bliebe. Es gibt darunter eine Gruppe, die sich lediglich an den Ausgängen der Stierkampf-Arena zeigt, eine weitere — freilich gänzlich verschiedene — erscheint nur während der Karwoche und wieder eine andere taucht ausschließlich im Fasching auf. Diese letztere ist verwildert und unrasiert. Man sieht darunter Typen, welche die Anthropologen längst ausgestorben wähnen: lange Affenarme, fliehende Stirnen, vorstehende Kinnpartien.
Im dichten Gedränge erhob sich vereinzeltes Gelächter, schrilles Gejohle. Die Luft war dick vom Staub, es roch nach Schweiß. Ein Gestank nach Fusel und Kellerwohnung erfüllte in diesen drei Tagen ganz Madrid.
Aber ich mußte mich doch amüsieren! Ich glaubte mich daher verpflichtet, in die Castellaña zu gehen. Von einem zerlumpten Bengel, der sich die Jacke verkehrt angezogen hatte, erstand ich einen Blumenstrauß, der noch leidlich frisch war, nahm ein Taxi und ließ mich an den Tribünen vorbeifahren. Ich wartete.
Aber es geschah nichts, rein gar nichts. Die Menschen standen dicht gepreßt auf dem Gehsteig und starrten mich stumm an. Ich starrte ebenso zurück. Das war alles. Bei der zweiten Runde gab es einen Zwischenfall, der Erwähnung verdient. Man bewarf mich mit einer Papierschlange. Ich blickte auf. Es war ein etwa siebenjähriger Junge, der von seinen Angehörigen mit unbegreiflichem Eifer immer wieder angestachelt wurde: „Noch einmal! Gib's ihm!"
Aber das Kind wollte seine Papierschlange wieder haben. Ich fand das richtig und gab ihm seinen Bänderknäuel zurück. Was hätte ich auch damit tun sollen?
Bei der dritten Runde ereignete sich wieder etwas. Die Wagen stoppten. Der meine blieb just vor den Tribünen stehen. Da warf mir ein junges Mädchen ein ganz zertretenes Veilchensträußchen in den Wagen. Ich ergriff meine vier verwelkten Rosen und schleuderte sie ihr galant zu. Sie wurde ein bißchen rot und warf mir meine Rosen gegen den Magen, worauf ich ihr den Veilchenstrauß ebenfalls wieder versetzte. Kaum war er in ihrer Hand, knallte sie ihn mir neuerdings in den Wagen und meine Rosen nahmen ihren Weg von vorhin. Mit bezaubernder Bescheidenheit gab sie mir meine zerfetzten Rosen zurück, worauf ich mit ihren zerrupften Veilchen das gleiche tat. Das nennt man im Madrider Karneval „Blumenschlacht".
Da wir ganz dicht beisammen waren, fand ich es praktischer ihr meine Blumen direkt in die Hand zu drücken, worauf sie den überraschenden Einfall hatte, das gleiche mit ihren Veilchen zu tun. So tauschten wir etwa eine Viertelstunde lang unsere Sträuße aus, sie sanft erglühend, ich mit dem schweigenden Ernst eines Feuerwehrmannes in der Eimerkette.
Als Maske hatte ich natürlich die Pflicht, auch auf eine Redoute zu gehen. Ganz sicher war ich mir eigentlich nicht, ob das auch wirklich zu meinen strikten Obliegenheiten gehörte, aber ich folgte dabei meiner Intuition. Ich überließ mich mit der Flut der Masken. Ein ständiges Hin und her, ein Drängen und Stoßen, bis ich schließlich, wie der Schaum auf den Klippen, auf einer Ar Estrade ausgespien wurde. Fast hätte ich dabei ein winziges, zierliches Ding mit umgerissen Ich beugte mich zu ihr hinunter, um mich zu entschuldigen, als mich ein neuer Puff von hinten erst recht zu ihr hinstieß. Ich prallte mit dem Kopf heftig gegen ihre Rippen.
„Au!" schrie die Kleine.
„Ich fragte: „Wollen Sie tanzen?"
„Nein."
„Nicht? Das finde ich kurios. Wozu sind Sie dann eigentlich hier?"
„Ich tanze nur mit Bekannten, Sie kenne ich ja gar nicht!"
„Aber so macht man's doch im Fasching!" Ich tat mein Möglichstes, um sie zu überzeugen.
Wir stürzten uns in den Strudel. Zuerst wurden wir durch einen heftigen Druck aneinandergeklebt. Als dann plötzlich eine Lücke entstand, wurde ich nach rückwärts gerissen, womit meine Partnerin nicht gerechnet hatte. Ich verlor das Gleichgewicht, sie auch. Langsam kamen wir wieder in Takt, doch die Menschenmassen drückten uns neuerdings gegen die Wand. Ein großer Dicker begrub uns förmlich unter seinen riesigen Pedalen. Meine Partnerin protestierte zuerst, dann weinte sie und schließlich entschied sie sich für eine Ohnmacht.
„Durchhalten!" befahl ich. „Wir sind doch nicht zum Vergnügen da! Mut, senorita, Ausdauer!"
Ich war aber doch recht erschrocken, und mehr als einmal glaubte ich mich dem Tode nahe. Als die Musik endlich aufhörte, wollten wir uns ein freies Eckchen suchen. Aber da kam ein Mädchen, hielt mich an, riß mir einen Knopf vom Ärmel und entfloh. Dann kam eine andere, riß mir einen Knopf vom Frackhemd und verschwand. Wieder andere rissen mir zwei weitere Knöpfe ab, warfen mir wütende Blicke zu und machten sich aus dem Staub. Erst jetzt begriff ich, daß sie mit den langen Fransen ihrer gestickten Schals an meinen Knöpfen hängengeblieben waren und sie in der Eile einfach abrissen. Als ich endlich allein war, setzte ich mich erschöpft in einen Winkel.
„Eigentlich habe ich gar nichts Nettes erlebt", überlegte ich. „Die Straßen sind eine Flut wilder Leute. Und diese Redoute!... diese Redoute!"
Wieder wurde getanzt. Ich blickte über das Ährenfeld nickender Köpfe hinweg. Sie hoben und senkten sich im Rhythmus des Tanzes, wie die Erbsen im Kochtopf.
„Schließlich sind es ja auch nur Erbsen", meditierte ich. „Auch die Erbsen, wenn sie kochen, werden zueinander sagen: Großartig! Ich amüsiere mich himmlisch!"
Nach dieser Überlegung glaubte ich meiner Karnevalspflicht genügt zu haben. Ich fühlte mich trauriger denn je. Dann weinte ich ein bißchen, jawohl, ich weinte wirklich unter meiner bleichen Maske, deren blutroter Schlitz sich in entsetzlichem Gelächter von einem Ohr zum anderen zog, unter dem barmherzigen Schutz dieses Pappendeckels, der mich wie eine Tarnkappe vor der randalierenden Umwelt verbarg... Ich weinte so herzlich, daß ich beinahe gelacht hätte.

(Aus dem Spanischen von Helma Flessa.)

(Fr. Bilek)



Das Vampchen - Il vampiro

DOKTOR SCHUHMACHER

VON A. WISBECK

Der Arzt, von dem ich sprechen will, hieß Schuhmacher. Doktor Alois Schuhmacher. Er war bäuerlicher Herkunft und gehörte dem schweren Schlag des niederbayerischen Weizenlandes an. Breit luden die Schultern aus, mächtige Tatzen hingen ihm von den Armen, das gewaltige Haupt war von „g'schneckelten", bereits ergrauenden Haaren umkränzt. Der breite Mund mit den wulstigen Lippen glich dem eines Laubfrosches, und sah der Mann sinnend nach der Decke, so entstand der Eindruck, er suche eine Fliege zu schnappen. Wie der Atem eines asthmatischen Nilpferdes ging es, wenn Dr. Schuhmacher sein massiges Gewicht über die Treppe heraufschleppte und sein „Grüaß God, da bin i also!" herauskeuchte. Aber gerade diese Masse gesunden Fleisches erweckte Vertrauen und Zuversicht. Weiß der Himmel, ein solcher Pfundskerl würde doch mit einem bißchen Masern fertig werden! Und der Mann wurde es auch. Ich will nichts gegen magere Ärzte sagen — um Gotteswillen nicht! — aber laßt euch einen Bauch wachsen, und das Vertrauen euerer Patienten wird die Mühe lohnen! —

„Diesmal scheint der Bub wirklich krank zu sein!" hieß es bei mir zu Hause, denn das seltsame Zusammentreffen meiner Leibschmerzen mit Schulaufgaben hatte allmählich mißtrauisch gemacht. Selbst bewährte Heilmittel, Senfpflaster, Kamillentee und gezuckerter Rettichsaft blieben erfolglos. Da mußte eben doch der gute Dr. Schuhmacher nach dem Rechten sehen! Und alsbald holperte ein Wägelchen, eine „Droschke", vor dem Haus an. Jetzt ächzte bereits die Stiege unter der Last, der Doktor betrat das Zimmer. „Grüaß God, da bin i also!" schnaufte er und warf den rötlich schimmernden, durch die Teilnahme an ungezählten Beerdigungen schäbig gewordenen Zylinder auf einen Stuhl. Denn der Zylinderhut gehörte in jener Zeit zur beruflichen Ausrüstung jedes Arztes. Er bezeugte die Teilnahme an einem in Gefahr schwebenden Menschenleben und betonte die Feierlichkeit einer Stunde, die ihren besonderen Zoll forderte. Oder littest du vielleicht jeden Tag an Brechdurchfall, Gallenkolik oder Schafblattern? Außerdem: war es in schweren Fällen nicht angemessen, mittels des feierlichen Aufputzes taktvoll in das Jenseits zu weisen? Ja, seht, damals wußte man eben noch, was sich gehört!

„So, krank is also, 's Buaberl?" frug Dr. Schuhmacher und sah mich aufmerksam durch seine dicke Brille an. „No, werd scho so arg net sei'! Auf alle Fälle geb'ns eham glei a Schachterl Latwerg. Dös putzt durch und schad't nix!" Hierauf legte der Arzt seine fleischige Hand auf meine Stirne und maß das Fieber. Denn das Fieberthermometer, das heute in keinem besseren Nachtkastl fehlt, saß zu jener Zeit in der Hand. „Ham ma's scho", schnaufte nach einer Weile Dr. Schuhmacher, „siebnadreißig Komma acht — könnt' a siebnadreißig Komma neun sei'. So, und jetzt laß dei' Brusterl seh'gn!" Ein mächtiges, dickes Ohr preßte sich auf meinen Brustkasten „Aha", stöhnte es aus meinem Nachthemd, „da drin rumort's a weng. Is halt a kloans Bronchialkatarrh. Daran stirbt man nicht. — Jetzt schreib' i a Medizin auf, täglich dreimal zu nehmen, und morgn' komm' i wieder!" Beim Abschied gab mir der Doktor die Hand. Es war der Druck einer gütigen Menschenhand, und geradezu Heilkraft schien von ihr auszugehen. Alle Verängstigung schwand unter dieser großen und doch zart zugreifenden Tatze. Draußen sangen die Vögel, die Sonne schien so freundlich durch das Fenster — das Leben war gewonnen. —

„Denk' dir, Bub, der gute Doktor Schuhmacher ist schwer krank!" sagte mir eines Tages meine Mutter. „Besuch' ihn doch, und bring' ihm ein Buketterl!" Wie, der Doktor krank? ging es durch meinen Sinn. Das war ja ganz unmöglich. Ein Mensch, der über das Leben gebot, konnte doch nicht krank sein? Warum schrieb er sich nicht selber eine Medizin, warum nahm er nicht Latwerg? — Ungläubig trat ich den Weg an. Aber es hatte schon seine Richtigkeit. In einem kärglich ausgestatteten Stübchen, auf einer einfachen, braun gestrichenen Bettstelle, lag der Doktor und ächzte. Neben ihm, auf einem Stuhl, war die abgeworfene Kleidung, darauf der fuchsige Zylinder. „Ist brav von dir, Buberl, daß d' mich besuchst!" stöhnte zwischen Hustenanfällen der Kranke, „und die schönen Blumerln, die du mir gebracht hast!" Wie hatte man sich in einem solchen Falle zu benehmen? Er war mir ungewohnt. „Nehmen S' auf alle Fälle ein Schachterl Latwerg!" riet ich schließlich in meiner Verlegenheit, „das putzt durch und schad't nix!" „Nein, schaden tät's nix", keuchte unter Lächeln der Doktor, „aber helfen tut's bei mir auch nix." „Daran stirbt man nicht!" versuchte ich mit Entschlossenheit zu trösten. Wie verklärt sah mich der Kranke an und sagte: „Jeder Mensch muß einmal sterben, lieber Bub, ein jeder, und darauf kommt es auch nicht an, sondern darauf, ob man leicht oder schwer stirbt. Mir wird das Sterben leicht." Sein Blick glitt über den alten Zylinder. Noch einmal fühlte ich den zarten Druck der großen Hand. Nachdenklich trat ich den Heimweg an. —

„Ist es wahr", frug ich meine Mutter, „daß der Doktor Schuhmacher sterben muß?" Betroffen sah mich die Mutter an. „Der nicht", antwortete sie leise, „ein solcher Mensch stirbt nie. Er lebt in Ewigkeit durch unsere Gedanken." Wer hatte nun recht, der Doktor oder die Mutter? Wie es schien, der Doktor, denn nach einigen Tagen hörte ich, daß er gestorben sei. „Wir wollen ihn zu seinem Grab begleiten!" sagte meine Mutter, „du mußt ihm das ganze Leben hindurch dankbar sein und darfst ihn nie vergessen!" Ich bekam eine schwarze Krawatte unter den weißen Liegekragen gebunden und folgte an der Hand der Mutter dem Sarg. War es möglich, daß der dicke, breite Mann in dieser schmalen Kiste lag? Daß ihn vier Männer spielend auf ihre Schultern luden? Nein, es war ganz unmöglich. Hier waltete ein Geheimnis, das man mir vorenthielt. Der Doktor lebte noch. Irgendwo.

SUGGESTION

VON HEINZ SCHARPF

„Die schönen Tage sind nun zu Ende", seufzte der zur Kur im Sanatorium weilende Ehemann und blickte dabei etwas benommen in die Luft.

Der Anstaltsarzt hob die Brille, um darunter heraus einen seiner bekannt freundlichen Blicke schießen zu lassen. „Nur keine pessimistischen Anwandlungen", schüttelte er den Kopf, „jetzt nach Ihrem Aufenthalt hier bei uns, nach vier herrlichen Wochen voll Sonne, Freiheit und Natur, voll Körper- und Willensstärkung, dürfen Sie keinesfalls mit trüben Gedanken heimkehren. Das würde den Erfolg der Kur sofort in Frage stellen."

„Ich fühle mich augenblicklich ungemein wohl", gestand der Patient, „aber wenn ich an die Nervosität meiner Frau denke..." und er suchte neuerdings mit den Augen den Himmel ab, als spiegelte sich dort eine drohende Fata Morgana.

„Verehrtester", klopfte ihm der Doktor beruhigend auf die Schulter, „halten Sie fest an unserem bewährten System. Erinnern Sie sich daran, in welcher Verfassung Sie hier ankamen. Seelisch völlig gebrochen. Dann haben Sie sich täglich vorgesagt: Ich muß ein anderer werden, ich muß ein anderer werden! — und so sind Sie auch ein anderer geworden."

„Aber meine Frau..."

„Ihre Frau ist inzwischen ebenfalls eine andere geworden, glauben Sie mir. Sie ist in unserer Schwesteranstalt im Schwarzwald, die genau nach unseren Grundsätzen geleitet wird, sicher von ihrer Gereiztheit vollständig genesen und freut sich schon auf ein Wiedersehn mit Ihnen. Nur keine Angst! Halten Sie sich an unsere Methode und sagen Sie sich energisch: „Weg mit den alten Gespenstern, es erwartet mich eine andere, eine ganz andere! — und Sie werden sehen, wie segensreich sich die Autosuggestion auswirkt."

Der Ehemann lächelte matt und memorierte, wenn auch etwas monoton, willig die Worte des Arztes. Alle Augenblicke leierte er vor sich hin: „Weg mit den alten Gespenstern, es erwartet mich eine andere, eine ganz andere!"

Doch, als er dann seiner Frau gegenüberstand, versagte die Macht der Suggestion völlig. Er sah sofort, sie war in allem und jedem die gleiche geblieben.

Bei seiner Frau hingegen gelang das Experiment überraschend.

Kaum war sie mit ihrem Gatten wieder vereinigt, machte sich bei ihr der hypnotische Einfluß bemerkbar.

„Weg mit dir, du altes Gespenst!" rief sie, „es erwartet mich ein anderer, ein ganz anderer!" Und krachend schlug sie die Tür hinter sich zu und verließ das Haus.

IN DES TEUFELS HEXENKESSEL ...

(Ein altes Seemannslied)

In des Teufels Hexenkessel
kocht ein Matelot,
darum ist der Himmel bläulich
und die See so tot!

Bin ich dran, so hole mich
in des Teufels Hexenkessel
tief hinab, Klabautermann!

In des Teufels Hexenkessel
kocht ein Obermaat,
darum wird der Himmel gräulich,
und die See, sie braut!

Bin ich dran, so hole mich
in des Teufels Hexenkessel
tief hinab, Klabautermann!

In des Teufels Hexenkessel
kocht ein Steuermann,
darum ist der Himmel finster,
und das Schiff, es schwankt!

Bin ich dran, so hole mich
in des Teufels Hexenkessel
tief hinab, Klabautermann!

In des Teufels Hexenkessel
kocht ein Kapitän,
und wer heut' die Anker lichtet,
der muß untergehn!

Dennoch!: Bin ich dran, so hole mich
in des Teufels Hexenkessel
tief hinab, Klabautermann!

FRIEDRICH WOLFGANG KOLLMANN

HAGEBUTTEN

VON SIGURD TOGEBY

Kennen Sie Thorstadt? — Thorstadt ist ein Städtchen im Herzen der üppigsten dänischen Natur — aber man kann nicht sagen, daß es viele Sehenswürdigkeiten darbietet. Eine gibt es doch, obwohl nicht viele von ihrer Existenz wissen: Einer der größten dänischen Dichter liegt im Thorstädter Friedhof begraben.

Vor einigen Tagen habe ich Thorstadt zum zweiten Male besucht.

Ich kam, weil meine Tante Meta gestorben war, und hatte einen Rechtsanwalt wegen ihres Testamentes zu sprechen. .

Aber natürlich stellte es sich bald heraus, daß sie mir nichts hinterlassen hatte.

Es ärgerte mich, daß ich die lange Reise vergebens unternommen hatte, und dann kam ich auf die Idee, das Grab des Dichters zu besuchen. Ich hatte den ganzen Nachmittag zu meiner Verfügung, denn mein Zug fuhr erst in den Abendstunden ab.

So ging ich dann durch das gotische Tor des Friedhofs hinein, die breiten Gartenwege entlang zwischen alten und neuen Gräbern; hie und da blieb ich vor einem alten Grabstein stehen und las die verwitterte Inschrift oder stutzte bei einem besonders bemerkenswerten Stück Skulptur. Schließlich war ich in der Nähe des Dichtergrabmals; ich wußte, wo es war, denn ich hatte es einmal zuvor besucht. Es liegt an der Stelle, wo vier breite Gartenwege zusammenlaufen; ein großer Rosenbusch neigt sich über den bescheidenen Grabstein.

Gerade als ich zum Grab hinübergehen wollte, sah ich, daß eine schwarzgekleidete Frau auf der Bank saß; ihr Kopf war gebeugt.

Natürlich wollte ich mich dann nicht hinstellen, um das Grab anzusehen, so lange sie da war; ich ging also vorbei und folgte einem anderen Gartenweg. Im Vorbeigehen warf ich einen Blick auf das Gesicht der Frau; es war gefurcht und gerunzelt, und ich sah, daß sie eine Brille trug. Der altmodische, schwarze Hut war mit einer kleinen grünen Feder geschmückt; das war der einzige Farbenfleck in ihrer Tracht.

Während ich weiterging, dachte ich darüber nach, wer wohl diese Frau sein mochte. Die Witwe des Dichters konnte sie nicht sein, denn er war unverheiratet gestorben... aber es mochte sein, daß sie eine Frau war, die eine gewisse Rolle in seinem Leben gespielt hatte. In Gedanken fing ich an, mir einige von seinen Gedichten ins Gedächtnis zurückzurufen; ich erinnerte mich an die weiblichen Namen, die darin genannt waren... hatte er vielleicht dies oder jenes berühmte Gedicht an sie geschrieben? Möglicherweise war sie nur eine zufällige Person — wie ich selbst — ein Mensch, der die Werke des Dichters gelesen und lieben gelernt hatte. Ein Mensch, der an seinem Grab weilen wollte, um sein Andenken zu ehren...

Als ich das entgegengesetzte Ende des Friedhofs erreicht hatte, kehrte ich wieder zurück in der Hoffnung, daß ich mir das Dichtergrab jetzt näher ansehen konnte. Aber als ich die Stelle passierte, sah ich, daß die Frau in Schwarz immer noch da saß.

Diskret ging ich an ihr vorbei und kam zum Ausgang des Kirchhofes. Sollte ich zum Hotel zurückgehen — oder einen Spaziergang durch die Stadt machen? Gerade als ich unentschlossen beim gotischen Tore stand, kam ein alter Mann in Hemdärmeln. Er trug einen Spaten. Es mußte der Totengräber sein.

Ich nahm den Hut ab und sagte: „Entschuldigen Sie, ich wollte gern das Grab des Dichters besuchen."

Der Mann sah mich ein bißchen erstaunt an. — „Ach, Sie meinen... jawohl, ich verstehe... ja, es liegt hier, ein bißchen links — folgen Sie nur dem Gartenweg in der Mitte hier..."

„Ich bin eben dagewesen", sagte ich. — „Aber auf der Bank beim Grab sitzt eine schwarzgekleidete Frau, und ...na, ja, vielleicht bin ich zu neugierig, aber ich möchte wissen, wer diese Dame ist?"

Mit einem Hieb stieß der Gräber den Spaten in die Erde.

„Eine Dame in Schwarz?" fragte er.

„Ja, eine ältere Dame, ganz in Schwarz..."

„Mit einer kleinen grünen Feder im Hut?"

„Ja, ganz richtig. Wer ist sie?"

„Das ist Kjesten, die Frau des Sattlers", sagte der Totengräber, geradeaus drohend. — „Gut, daß Sie es mir gesagt haben, die werde ich gleich fortjagen!"

Ich wurde ganz bestürzt. — „Was sagen Sie?" stotterte ich. „Fortjagen? Aber warum? Ist es denn nicht erlaubt, beim Grab des Dichters zu weilen?"

Der Gräber schulterte den Spaten und marschierte mit langen Schritten den Mittelgang hinauf.

„Beim Grab des Dichters zu weilen!" murmelte er zornig, während ich mir Mühe gab, mit ihm Schritt zu halten. — „Nein, Sie irren sich, mein Herr, sie ist nur darum bemüht, sich einen Topf Hagebutten-Marmelade zu holen!"

„Einen Topf... was haben Sie gesagt?"

„Hagebutten. Sie pflückt Hagebutten überall auf dem Friedhof", sagte der Gräber. — „Die Leute hier in der Stadt haben das neulich erfunden — eine neue Mode, hrrrmf! Hagebutten-Marmelade... ich habe sie nie geschmeckt, solch dummes Zeug kann ich entbehren — aber der Pfarrer selber hat gesagt, die Leute dürfen — Donnerwetter nochmal — nicht auf dem Friedhof Hagebutten pflücken!"

„Pfui!" sagte ich. — „Das ist doch beinahe Grabschändung!"

„Genau so ist es", sagte der Gräber. „Aber die Kjesten, die wird ein ernstes Wort hören, zehnmal habe ich sie gewarnt, jetzt aber wird die Polizei davon erfahren!"

„Wie taktlos von den Leuten!" sagte ich.

„Die Leute kehren sich nicht um Anständigkeit und so was... sie wollen nur Eingemachtes fressen und sich bis zur Kehle vollpfropfen!" erklärte der Totengräber.

Ein paar große Zypressen hatten bisher das Grab des Dichters verborgen — jetzt waren wir aber so nahe, daß wir die Stelle sehen konnten.

Die Bank beim Grab war — leer! Vielleicht hatte der Gräber in seinem Zorn zu laut gebrüllt — vielleicht hatte der Instinkt die Kjesten ge-

Sie kriechen zu Kreuz - Si strisciano dinanzi alla regione sacrale (Hövker)





warnt... wir sahen nur einen Schimmer von einem schwarzen Mantel, der in der Ferne verschwand. „Sie ist davongelaufen", sagte der Gräber ärgerlich. — „Na warten Sie schon! Das nächste Mal werde ich sie erwischen!"
Ich ging näher an das Grab heran.
„Der Rosenbusch hier wimmelt noch von Hagebutten", sagte ich.
„Dann hat sie es nicht fertiggebracht, all die Hagebutten zu pflücken", sagte der Totengräber. — „Ja, also, mein Herr, da sehen Sie das Grab des großen Dichters. Ich habe persönlich nichts von ihm gelesen, ich habe aber gehört, daß er etwas Fabelhaftes geschrieben hat. Entschuldigen Sie mich, ich muß weitergehen, ich habe zu tun."
Er nickte freundlich, legte den Spaten über die Achsel und ging fort. Ich nahm den Hut ab und sagte „Auf Wiedersehen."
Dann setzte ich mich auf die Bank beim Grab. Ich weilte lange da.
Am nächsten Morgen kam ich nach Kopenhagen zurück; meine Frau stand auf dem Bahnsteig, um mich zu empfangen. Ich erzählte ihr, wie meine kleine Expedition verlaufen war, und sie beschrieb mir den Unfug, den unsere Kinder daheim angerichtet hatten. Ich sagte ihr nichts von meinem Erlebnis auf dem Friedhof; das war ein bißchen peinlich, kam es mir vor.
Am selben Nachmittag kochte meine Frau einen ganzen Topf voll Hagebutten-Marmelade. Ich hatte meine Aktenmappe voll Hagebutten gehabt, als ich nach Hause kam. Sie schmeckte ganz gut, diese Hagebutten-Marmelade, beinahe wie eingemachte Himbeeren, nur ein bißchen würziger.

Gespräche mit dem Zeitgeist

VON OLAV RADKE

Laut und tapsend hörte ich meinen Schritt. Der Mond bleichte die Häuser, nur die Fenster starrten wie große, glotzende Augen auf mich. Da ging plötzlich jemand neben mir, leise unaufdringlich. Es war mein Schatten. „Guten Abend!" Ich zog meinen Hut und blieb stehen. „Guten Abend!" Der andere tat es auch und lächelte. „Es freut mich, Sie allein zu treffen, im Gedränge spricht niemand mit mir. Wissen Sie, als Schatten hat man es nicht leicht. Sie werden verstehen!" Er nickte mit dem Kopf und sah bekümmert drein. „Ja, ja, ich kann es verstehen. Wie geht es Ihnen sonst?" „Schlecht, sehr schlecht, bei der Verdunklung nimmt man ab und dann strapazieren Sie mich ziemlich." „Oh, Sie müssen entschuldigen, ich strapaziere mich selbst stark, das bringt die Zeit mit sich." „Ja, und dann werfen Sie mich immer an die glatten Wände, die sind sehr kalt." „Darf ich Ihnen meinen Mantel anbieten?" „Oh, danke sehr!" Er zog meinen Mantel an. „Wie sehen Sie sonst die Lage?" „Schwarz, sehr schwarz!" Ich überlegte, schwarz war das Normale meines Schattens, mußte ich die Äußerung als Positiv oder als Negativ werten? „Verstehen Sie darunter etwas Positives?" „Ich kann doch nicht positiv sein, mein Herr, das ist doch nicht mein Beruf!" „Also ist Ihr Leben dann unproduktiv?" „Durchaus!" „Wird das nicht langweilig?" „Ja, eben deshalb spreche ich mit Ihnen." „Aha, Sie wollen sich unterhalten!" „Keineswegs mein Herr, ich habe ernstere Absichten, sehen Sie den Mond?" Ich sah ihn, er war platinblond wie eine Mondäne. „Ja, natürlich sehe ich ihn, aber was soll das?" „Der läuft auch immer im Kreis, nicht wahr?" „Sie wollen doch nicht damit ausdrücken, daß Sie auch im Kreis laufen?" „Das will ich, selbstverständlich nicht physisch, nur seelisch, transzendent. Ich erblasse, verschwinde und komme. Ewig — glauben Sie mir, es ist unerfreulich — stellen Sie sich vor: ewig!" Mir grauste nur vor dem Wort: ewig. „Ihre Vorschläge, um diesen Zustand zu ändern?" „Bitte, ganz einfach, ich möchte gehen, dahin, wo ich herkam." Mich interessierte, woher eigentlich so ein Schatten kommt. „Also bittschön, Sie können gehen, aber woher kommen Sie?" „Aus dem Licht!" Damit zeigte er zum Mond. „Und dahin will ich gehen, um endlich zu schlafen." „Haben Sie noch nicht geschlafen?" „Nein, ich bitte Sie, wann? Sie entlassen mich Ihrer Dienste also! Ich danke schön!" Ich hatte nichts einzuwenden — doch, doch mein Mantel· „Hallo, hallo Herr, mein Mantel, Sie müssen mir meinen Mantel wiedergeben!" Doch ich hörte nur jemand lachen. Über die Mondscheibe zog eine dunkle Wolke und ich war allein. Irgendwo schlug eine Uhr.

Wilson und der Nervenkrieg

(Erik)



„Ihr Stümper — ich war nach so langer Zeit mit den Deutschen von damals schon viel weiter — und zwar ohne Bomben!"

Wilson e la guerra dei nervi: "Voi, guastamestieri ... coi tedeschi d' allora io dopo un sì lungo tempo ero già molto più avanti ... e anche senza bombe!.

Neugier

(K. Heiligenstaedt)



„Warum hast du mich dann eigentlich geheiratet, Edith?“ — „Weil ich endlich mal wissen wollte, ob einer wirklich so langweilig sein könnte, wie du aussahst!“

Curiosità: “Allora, Edith, in realtà perchè m' hai sposato?„ — “Perchè volevo finalmente sapere se poteva esserci proprio qualcuno cosi noioso come sembravi tu!„

Des Grobschmieds Töchterlein

Von Jo Hanns Rösler

Wer zählt die Küsse im Frühling?
Johannes und Anni zählten sie nicht.
„O Anni!"
„Mein Johannes!"
„Küsse mich, Anni!"
„Spürst du nicht, wie ich dich küsse, Liebster?"
Nein, der Wahrheit die Ehre zu geben, Johannes spürte es ganz und gar nicht. Johannes war überhaupt nicht recht bei der Sache. Immer wieder spitzte er die Ohren, immer wieder lauschte er ins Gebüsch.
„Was quält dich, Johannes?", fragte Anni.
„Was sollte mich quälen?"
„Du verbirgst mir etwas! Du bist heute anders als sonst. Die Bäume blühen, der Flieder duftet, ich bin bei dir. Wir sitzen allein auf unserer Bank im Park. Jeden Abend sitzen wir hier. Von Abend zu Abend wurden deine Küsse heißer. Gestern küßtest du mich schon auf den Mund. Heute aber —"
Johannes sah Anni lange an und seufzte schwer.
„Was ist dein Vater eigentlich für ein Mann, Anni?"
„Mein Gott, er ist ein Grobschmied."
„Ein sanfter Grobschmied oder ein grober Grobschmied?"
„Wie Grobschmiede eben sind! Er ist gewöhnt, zuzuschlagen."
„Eben!"
Johannes zog einen zerknitterten Brief aus der Tasche.
„Von deinem Vater", sagte er, „da — lies!"
Und Anni las erschrocken:
„Mein Herr! Jeden Abend sitzen Sie mit meiner jüngsten Tochter auf der Bank im Park! Ich verbiete mir das! Drei Töchter von mir haben vor Anni auf dieser Bank gesessen! Aber da ist das nie passiert! Sie sind heimgekommen, wie sie weggegangen sind. Mit Ihnen ist es das erste Mal, daß es anders ist! Das ist schon keine Feierabendgestaltung mehr! Meine Frau weiß nicht mehr, was sie tun soll! Ich warne Sie zum letztenmal und verbiete Ihnen, mit meiner Tochter auf die Bank zu gehen! Sonst erscheine ich selbst! Mit gebührendem Zorn, Riesenberger, Grobschmied."
Küssen verwirrt den Verstand. Küssen tröstet schnell. Anni war eine treffliche Trösterin und Johannes schwebte im siebenten Himmel. Aber auch dort ziehen Gewitter auf.
Laut grollte es von weitem:
„Wo ist der Lump?! Wo steckt der Lump!?"
Anni schrie auf:
„Mein Vater!"
„Um Gottes willen! Wo?"
„Dort kommt er! Über die Wiese!"
In der Tat, dort kam ein Mann. Das war schon kein Mann mehr, das war ein Riese, ein blaues Ungetüm. Geradewegs lief er auf die Bank zu.
Er schwang etwas und brüllte:
„Wo ist der Lump!? Wo steckt der Lump!?"
Johannes erbleichte:
„Was hat er in der Hand?"
Anni, tonlos:
„Den Eisenhammer!"
Da stand auch schon der Grobschmied vor ihnen. Sein Blasebalg schnaufte. Sein Atem rasselte. Seine Augen rollten. Drohend baute er sich vor Johannes auf.
„Habe ich Sie endlich!"
„Gestatten Sie —"
„Maul halten! Jetzt wird Schluß gemacht!"
„Vater!"
„Steh auf!"
Anni sprang auf. Der Grobschmied stieß sie zur Seite. Dann packte er den schweren Eisenhammer, schwang ihn hoch über den Kopf und schlug zu. Einmal, zweimal, dreimal.
„So!", sagte er befriedigt und betrachtete die Bankstelle, auf der Anni gesessen, „der Nagel wäre weg! Jeden Abend kommt das Mädel mit einem Loch im Rock nach Hause! Glauben Sie vielleicht, Herr, wir haben unsere Kleiderkarte gestohlen??"

*

Der Eiswalzer - Il valzer sul ghiaccio (J. Hegenbarth)



„Nicht so verkrampft, Fräulein Lilo — bei ‚Wiener Blut' muß alles aus dem Leim gehen!"

"Non così convulsa, signorina Lilo! ... Col 'Wiener Blut, tutto deve andare a mo' di fluido!"

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Nach längerer Zeit hatten sich die letzten vier Abiturienten vom Jahrgang 06 wieder einmal im Hinterstübchen des Ratskellers zu fröhlicher Dauersitzung und handfestem Männertrunk zusammengefunden. (Die Sache hat sich, wohlgemerkt, in sorgloseren, friedlichen Tagen zugetragen.) Mitternacht war längst vorüber und etliche Pullen erledigt, als man endlich aufbrach und gemeinsam dem Bahnhof zustrebte, nicht ohne unterwegs noch an einer Likörstube zu stranden. Trotzdem gelang es dreien von ihnen, in letzter Sekunde auf den abfahrenden letzten Zug zu springen. Der vierte blieb auf dem Bahnsteig zurück und — lachte aus vollem Halse, daß ihm die Tränen nur so über die Backen purzelten...
„Worüber lachen Sie eigentlich?" fragte der Bahnhofsvorsteher gereizt.
„Ha-ha-haben Sie eben die Dreie a-a-abfahren sehen?" prustete der andere und bog sich noch immer vor Lachen, „die wollten mich zur Bahn bringen!..." F. F.

Bescheidenheit im Himmel

Die Kranzberger Ida stammte aus Unter-Peiping, einem bescheidenen Örtchen, das man vergebens auf einer Landkarte suchen wird.
In diesem Peiping nun wuchs besagte Ida als ein Musterbeispiel an Bescheidenheit heran und diese Tugend behielt sie ihr ganzes Erdenwallen bei, auch als sie den Musiker Pfrims heiratete, an dessen Seite sie es zufrieden war, die zweite Geige spielen zu dürfen. Er trat zur Trauung in einem langen Frack an, der mehr Aufsehen erregte als das einfache Hochzeitskleid der Braut. Die Ehe war glücklich. Ida stand immer und überall bescheiden an der Wand, wie es ihrem Wesen entsprach und dem Musiker zugutekam.
Als Pfrims plötzlich starb, pflanzte sie in einem kleinen Gärtchen für den Dahingegangenen dunkelblaue Vergißmeinnichte und für sich selbst die zum Leben nötige Rohkost, um schließlich in bescheidenem Abstand dann ihrem Gatten in ein besseres Jenseits nachzufolgen. Ganz still machte sie sich auf die letzte Reise, um die Nachbarschaft nicht zu stören. Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte man sie so begraben, wie sie nackt und bloß geboren wurde.
Die Mesnerin Sabine Hebenstreit jedoch, der die Leichengeschäfte oblagen, suchte nach einem passenden Paradekleid für die Tote und stieß dabei auf des verstorbenen Musikers Frack, den er sich vor zwanzig Jahren zu seiner Trauung hatte machen lassen und der das einzige Glanzstück seines Lebens geblieben war. Diesen Frack zog in Ermangelung eines anderen schwarzen Staatskleides die Mesnerin der Abgeschiedenen verkehrt, mit den Schößen nach vorne, an, damit er der ganzen Körperlänge nach reichte und faltete ihr darüber die Hände.
Der Herr Pfarrer fand das allerdings pietätlos.
Aber die wackere Frau Hebenstreit beruhigte ihn. „Mei", sagte sie, „Hochwürden, der Kranzberger Ida macht das gar nichts aus. Vorn deckt sie der Frack vollkommen zu und hinten braucht sie nichts. Die war ihrer Lebtag so bescheiden, die steht auch im Himmel droben immer nur an der Wand." H. Sch.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen — Bezugspreise Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt —
Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920 Erfüllungsort München

Der Teufel im Priestergewand

(E. Thöny)



„Um so einen schönen Terrorangriff auf eine deutsche Stadt zu sehen, würde ich gern drei Five o'clock teas aufgeben!"

Il diavolo in veste sacerdotale: "Pur di vedere un sì bell' attacco terroristico su una città tedesca, rinuncerei volentieri a tre Five o'clock teas!„

München, 23. Februar 1944
49. Jahrgang Nummer 8

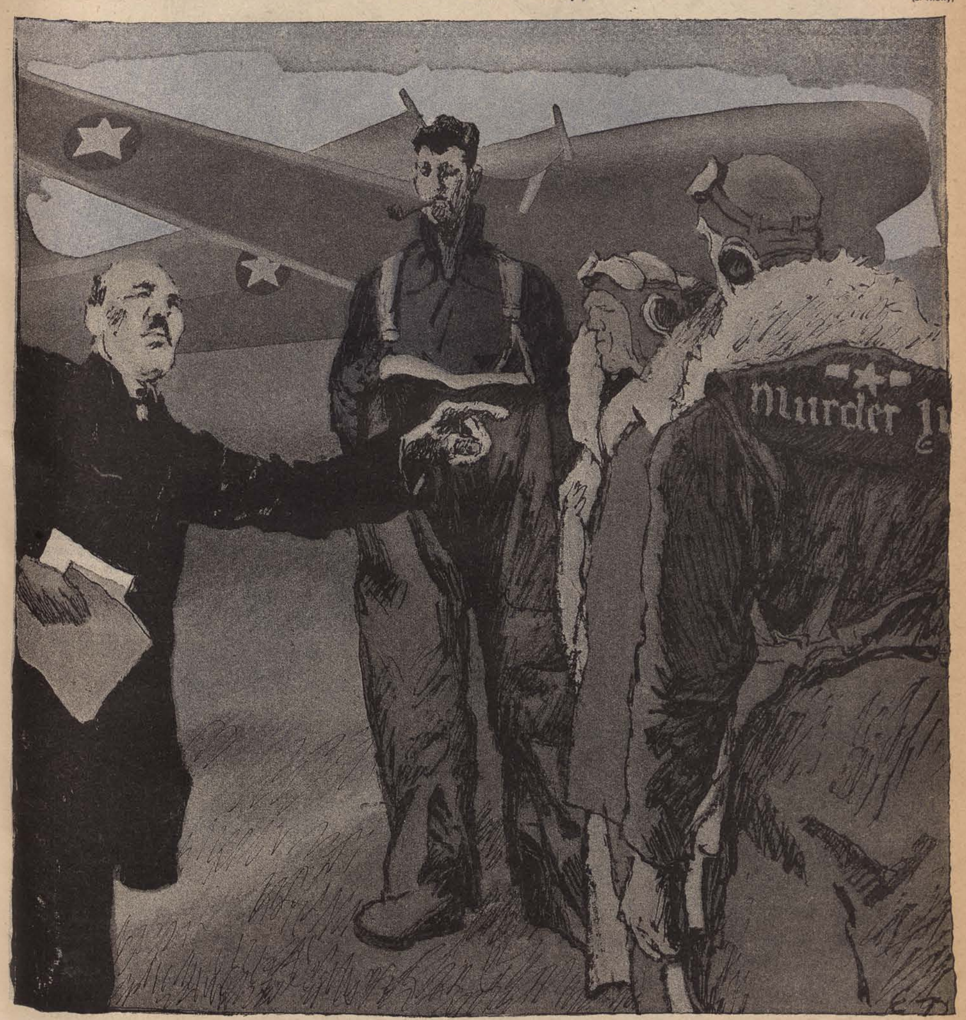
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Nach Attlees Rezept

(E. Thöny)



„Also auf keinen Fall bei Nachtangriffen Schulen bombardieren; das machen wir prinzipiell nicht! — Übrigens sind die Kinder um diese Zeit zu Hause anzutreffen!"

Dietro la ricetta di Attlee: "Dunque in nessun caso si bombardano negli attacchi notturni le Scuole: per massima non lo facciamo. Del resto i fanciulli si possono cogliere di notte a casa!.

Don Quichotte und Sancho Pansa - Don Quijote e Sancho Pansa (A. Kubin)



DAS STÖCKCHEN

VON WALTER FOITZICK

Seit einigen Tagen liegt es auf meinem Schreibtisch im Büro. Es dürfte fünfzig Zentimeter lang sein. Daß es kein gewöhnliches Stöckchen ist, sieht man auf den ersten Blick. Schön sauber poliert ist es, aus hellem Holz, ich glaube Ahorn. Am vorderen Ende verjüngt es sich ein wenig, und am anderen da ist die Hauptsache. Da ist ein Handgriff aus Kork. Daran erkennt man sofort, daß es ein ganz besonderes Stöckchen ist. Es faßt sich vorzüglich an und liegt gut in der Hand.

Wer zu mir ins Zimmer tritt, fragt sofort, was das für ein Stöckchen ist. Ich bleibe mit meinem Wissen keineswegs hinter dem Berge und sage leichthin: „Das ist doch ein Taktstock." Ich weiß das allerdings auch erst seit einigen Tagen.

Jetzt meinen Sie vielleicht, die Sache sei erledigt. Im Gegenteil: jetzt geht's erst los. Jeder, sage und schreibe jeder, greift sofort nach dem Taktstock und beginnt zu dirigieren. Er wirft das Kinn empor und den Kopf in den Nacken, klopft dreimal mit der Stockspitze auf meinen Schreibtisch, hebt auch die linke Hand und beginnt heftig herumzufuchteln, dirigiert eine imaginäre Kapelle. Je nach Temperament lockt er aus Geigen zarteste Pianissimi heraus, gibt schmetternden Trompeten den Einsatz und läßt Pauken donnern. Auch Gesangvereine scheinen meinen Besuchern oft zu gehorchen.

Ich muß annehmen, daß meine Besucher mit ihren heimlichen Kapellen häufig nicht zufrieden sind, denn sie klopfen sehr oft ab, teils auf dem Rande meines Schreibtisches, teils auf der Schreibtischlampe.

Wenn ich von meiner Arbeit aufsehe, merke ich, daß sie mit sehr großen Orchestern arbeiten. Sie haben alle Hände voll zu tun, ihre Musiker zu bändigen. Ich sehe es an ihren abwehrenden Bewegungen. Und dabei ist es mäuschenstill in meinem Büro.

In manchen lebt ein Militärkapellmeister. Sie stehen stramm, stemmen die linke Hand in die Hüfte und im Marschtempo saust das Stöckchen auf und ab. Ich höre hinter meinem Rücken ein leises Pfeifen durch die Luft.

Einem Taktstock kann niemand widerstehen, jeder muß ihn einmal probieren.

Ich hätte meinen Dirigentenstab schon hundertmal verschenken können. Ich gebe ihn nicht mehr her, er ist mir unentbehrlich geworden, Störungen bei der Arbeit zu vermeiden. Meine Besucher sind jetzt vollauf mit imaginären Kapellen beschäftigt, sie vergessen, was sie fragen wollten.

PECH

Neulich kriegt' ich einen Schreibebrief,
der erheiterte mich intensiv,
weil sein Autor, wodazu ich lachte,
mir erquickliche Promessen machte.

Etwas Gutes - also stand darin -
hab' er, mir zu schicken, stark im Sinn,
und er bat, daß ich verlauten lasse,
ob mir sein geschätzter Antrag passe.

Na - und ob! Wie gerne schrieb' ich: Ja!
Aber leider ist ein Haken da.
Er vergaß - es schien ihm zu pressieren -,
seine werte Anschrift zu notieren.

Und nun schilt er wohl auf meinen Spleen,
während ich ja bloß belämmert bin.
- Teure Gönner, macht ihr je Promessen,
nennt doch, bitte, eure Postadressen!

Ratatöskr

Chinesisches Mädchenlied

Weiden blühten
Im Ufersande,
Buche hielt mir
Den grünen Schirm.
Wollte dem Frühling
Mich ganz verloben.

Stand schon der Sommer
Vor mir glutäugig
Und eifersüchtig!
Ich sprang ins Wasser
Und ließ ihn brennen
Im Laube droben.

Herbst, ach, regnet
Mir jetzt Erinnrung!
Wald, du versengter,
Prunkender Teppich,
Ins Winterwasser
Hinabgewoben ...

Georg Schwarz

Der Lustlose

(R. Kriesch)



„Ach, Emil, grad an deinem Geburtstag ist das Kino geschlossen!"
„Na siehst du, da ist mir wenigstens e i n Wunsch in Erfüllung gegangen!"

Lo svogliato: "Ah, Emilio, proprio il giorno del tuo natalizio è chiuso il cinema!„
"Ebbene, tu vedi che così è stato appagato almeno u n o dei miei desideri!„

Kunsterwerb in Amerika

(Wilhelm Schulz)



„Das ist ein ganz seltener italienischer Meister. Nach unserem Einmarsch in Italien gibt es nicht mehr viel von ihm!"

Acquisto d' arte in America: "Questo è un maestro italiano ... rarissimo. Dopo la nostra occupazione in Italia c' è ben poco di lui!,,

ZWANZIG MARK

VON BRUNO WOLFGANG

Im Kalender stand der Name Anton. Es gibt viele, die diesen Tag als ihren Namenstag feiern, es gibt aber auch manche, bei denen sich niemand darum bekümmert, ob sie Anton, Karl, Benvenuto oder Ezechiel Maria heißen. Bei ihnen geht dieser Tag vorüber wie jeder andere, er bringt keine besondere Freude und es ist schon viel, wenn er kein besonderes Leid bringt.

Zu diesen gehörte Anton Berger, der vor vielen Jahren ein heller Stern am Wiener Heurigenhimmel gewesen war. Damals hatte das Publikum seinen Liebling verwöhnt und ihn mit Blumen, Geschenken und Geld überhäuft. Nun war er ein alter Mann, mit einem kleinen, grauen Spitzbärtchen, die Stimme war längst dahin. Er wohnte in einem kleinen, alten Häuschen in Heiligenstadt, nahe der Stätte seiner einstigen Triumphe, aber schon längst ohne Anteil an dem bunten, sorglosen Leben des Weinbezirkes. Er lebte kümmerlich von einer kleinen Altersrente und gelegentlichen Einnahmen in versteckten Weinschänken, wo er leise und verträumt vor sinnenden Gästen die Zither spielte. Niemand aber wußte seinen Namen. Er war vergessen.

Heute aber, an seinem Namenstage, der schon so viele Jahre unbeachtet geblieben war, erwartete ihn eine besondere Überraschung. Als er nach Hause kam, sah er in dem Briefkasten an der Türe etwas stecken, das anders aussah als die üblichen Reklamezettel, Prospekte und Probenummern. Es war ein kleines blaues Kuvert ohne Marke, gut zugeklebt und sorgfältig mit Maschinenschrift adressiert: Herrn Anton Berger. Drinnen lag ein Zettel, auf dem, gleichfalls mit Maschinenschrift, stand: „Herzliche Glückwünsche zum Namenstag". Schon das war etwas Besonderes. Aber starr vor Staunen wurde Berger erst, als er sah, was dem Zettel beilag. Es war etwas ganz Unglaubliches, etwas Nochniedagewesenes, man könnte fast sagen, etwas Unmenschliches; denn Menschen wirken keine Wunder, und das war ein Wunder. Oh, es war mehr als ein Wunder, es war — nein, es ist unmöglich, es zu fassen und zu glauben — es waren — zwanzig Mark, sage und schreibe, zwanzig Mark.

Berger mußte sich niedersetzen, denn seine Beine begannen ein wenig zu zittern. Er legte die Geldnote auf den Tisch und betrachtete sie scheu. Nein, sie verschwand nicht. Sie lag ruhig da und ein Herr mit Backenbart blickte streng aus dem vielfältigen Gerank ihrer Zeichnung hervor, als wollte er sagen: Mein Herr, ich habe Ihresgleichen noch nie gesehen. Ja, aber wer konnte nur... vielleicht irrtümlich... aber da stand doch die klare Anschrift, die deutlichen Namenstagswünsche... wer konnte nur der unbekannte Spender sein? Gab es noch so edle Wohltäter, die nicht in der Zeitung stehen wollen, die nicht einmal erkannt zu werden wünschen? Vielleicht war ein Bekannter plötzlich geisteskrank geworden? Oder wollte jemand ein altes Verbrechen auf diese Art sühnen? Vielleicht hatte einer nur ein paar Viertel zuviel getrunken... auf dem Heimwege von Grinzing kommt allerhand vor. Oder geht irgend ein Menschenfreund um, der halb verrückt ist, wie es ja die meisten seiner Art sind, und verteilt sein Geld? Oder ist es am Ende wahr, daß der Mensch... aber nein, man muß nicht gleich das Äußerste glauben... doch bei den jetzigen Sonnenflecken ist alles möglich... am Ende gar ...ist der Mensch... es könnte ja doch sein... zufällig... ist der Mensch wirklich gut?

Aber zwanzig Mark! Das ist schon übermenschlich. Nur vernünftig sein, Anton, nur kühl denken, irgendwer muß es ja doch gewesen sein. Aber wer? Wer? Etwa der Bockinger, der Wirt? Ach nein, der hat erst neulich seinen besten Freund hinausgeworfen. Oder der Herr Kommerzienrat Huber? Nein, der hat damals für die Benefizvorstellung nur eine Mark fünfzig gezeichnet. Oder Frau Müller? Herr Meier? Direktor Bartel? Nein, von diesen konnte es keiner gewesen sein. Lange dachte Anton Berger nach. Dann aber durchzuckte es ihn wie eine Erleuchtung. Sein alter Freund Lenz mußte es gewesen sein. Daß er nicht zu allererst an ihn gedacht hatte! Der war doch immer ein so guter Kerl gewesen und hatte ihm vor Jahren, weil er damals noch Junggeselle war, des öfteren ausgeholfen. Ja, der war es bestimmt, der liebe Mensch. Berger konnte den Überschwang des Gefühles nicht mehr bezähmen. Er ging noch am selben Tage in den neunten Bezirk hinüber, um dem edlen Spender zu danken.

Lenz war daheim. „Ah, der Berger!" rief er mit gut gespieltem Erstaunen. „Da muß ja was Besonderes sein, daß du einmal daherkommst. Brauchst was? Alles kannst du von mir haben, nur kein Geld."

„Wie er sich nur verstellen kann, der gute Mensch", dachte Berger gerührt. Dann sagte er: „Ich will kein Geld, Das hab ich ja schon. Na, du weißt ja! Danken möcht ich dir nur für das viele Geld."

„Was für ein Geld?"

„Ach, verstell dich doch nicht. Glaubst du, ich hab's nicht gleich erraten, wer mir die zwanzig Mark ins Postkastl gesteckt hat? Wirklich schön von dir. Ich dank dir tausendmal."

„Zwanzig Mark? Na, da gratulier ich. In meinem Postkastl sind immer nur Erlagsscheine. Aber leider war ich's nicht."

„Nein, mir kannst du nichts vormachen. Du warst es. Ich hab's ja förmlich gespürt. Das goldene Herz hat nur einer, und der bist du. Gib's zu."

„Das Herz hätt' ich schon. Aber das Geld fehlt. Nein..."

„Schau, Gustl, es ist ja noch immer keine Schande, gut zu sein. Sag die Wahrheit. Ich seh dir's ja an. Da kannst du nichts machen."

Lenz sah Berger mißtrauisch an, ob er nicht etwa übergeschnappt sei. Er zögerte noch. Berger hielt ihm lächelnd die Hand hin. „Na," dachte Lenz schließlich, „wenn er so bockbeinig ist, warum soll ich ihm nicht den Gefallen tun?" Er schlug ein und sagte: „Na also, wenn du es durchaus so haben willst — meinetwegen war ich's halt."

Berger schüttelte ihm begeistert die Hand, dankte noch voll Herzlichkeit und eilte davon, um das Gefühl des Geldbesitzes vor allen Leuten auf der Straße zu genießen. Abends ging er noch durch die Gassen von Grinzing und überlegte, ob er nicht vielleicht noch ein Viertel trinken solle.

Frau Lenz hatte nach ihrer Gewohnheit hinter der Türe zugehört. Sie kam nun hervor und rief zornig:

„Zwanzig Mark! Das sind ja nette Geschichten. Wenn du eine Mark gegeben hättest, gut. Aber zwanzig? Das ist unerhört. Wo ich so in der Wirtschaft sparen muß und mir nicht einmal einen anständigen Mantel kaufen kann. Niederträchtig ist das, muß ich schon sagen!"

Vergeblich bemühte sich Herr Lenz, seine Frau zu überzeugen, daß er kein Verschwender, sondern vielmehr ein ausgemachter Schmutzian sei. Er belegte es mit zahlreichen

Eitelkeit - Vanità (Hanna Nagel)



„Ich kann mir garnicht vorstellen, womit häßliche Mädchen ihre freie Zeit ausfüllen!"

"Io non so proprio immaginarmi con che cosa le ragazze brutte passino le loro ore di libertà!„

Beispielen, die sie selbst immer anzuführen pflegte. Aber sie schien dies alles plötzlich vergessen zu haben. Von nun an hatte Herr Lenz schlechte Zeiten. Aber auch Frau Lenz litt sehr. Sie konnte den Verlust von zwanzig Mark nicht verwinden und sann unablässig nach, wie sie das Geld wieder hereinbringen könnte. Sie beschloß, unbedingt bei irgend jemandem zwanzig Mark auszuleihen und so den Verlust wettzumachen. Denn wenn man wirklich aufrichtig und fest entschlossen ist, eine Schuld nicht zu bezahlen, kann man das betreffende Geld als reinen Gewinn ansehen. Sie nahm im Geiste alle ihre Bekannten durch, einige Begüterte kamen in die engere Wahl und als Sieger ging schließlich Kommerzialrat Huber hervor. Er war ihr Jugendfreund und sie hätte ihn vielleicht sogar heiraten können, wenn sie rechtzeitig gewußt hätte, daß er einmal ein steinreicher Kommerzialrat werden würde. Zwanzig Mark waren für ihn gar nichts. Nicht mehr als ein Floh, der kommt und unbeachtet wieder abspringt.
Trotzdem machte Herr Huber ganz beträchtliche Schwierigkeiten. Aber Frau Lenz kämpfte mit unerhörter Zähigkeit um ihre zwanzig Mark und schließlich zog sie zufrieden mit ihrer Geldnote ab. Nun aber saß der Wurm im Herzen des Kommerzialrates und ließ ihm keine Ruhe. Er dachte nach und fand, daß er ganz gut seinem Wagenlenker zwanzig Mark abziehen könne, weil er erst kürzlich eine größere Reparatur verschuldet hatte.
Der Wagenlenker kochte innerlich vor Wut, als ihm Herr Huber den Abzug mitteilte. Abends fuhr er schwarz nach Grinzing, um seinen Groll zu vertrinken. Das gelang ihm auch. Ein wenig getröstet fuhr er unsicher durch die Grinzinger Straße und streifte hie und da einen Randstein. Dann sah er einen alten Mann mit einem kleinen grauen Spitzbärtchen achtlos mitten auf der Fahrbahn gehen. Er riß den Wagen zur Seite, die Bremsen kreischten, aber der Zusammenstoß war nicht mehr zu vermeiden. Der alte Mann lag auf dem Boden. Der Wagen stand still. Betrunkene haben immer Glück. Dem alten Mann war nichts geschehen. Er stand schwerfällig auf, putzte sich ab und sagte: „No, no!" Doch schon war ein Wachmann erschienen und zückte Notizbuch und Bleistift.
Jetzt stürzte plötzlich mit grauen Schwingen wie ein Geier das „besoffene Elend" über den unglücklichen Wagenlenker herab. „Lassen S' mich aus, Herr Wachmann", schrie er schluchzend. „Stören Sie mein Begräbnis nicht. Ich hab grad zur Donau fahren wollen — hup —, um mich zu ertränken. Das Leben freut mich nicht mehr. Zwanzig Mark Abzug, Elend hinten und vorn, acht Kinder daheim (er war kinderlos), eine kranke Frau (sie blühte wie eine Rose) und die furchtbaren Schmerzen hier im Blinddarm (er war ihm vor elf Jahren entfernt worden), das ist zuviel, ich hab genug. Laßts mich aus, ich will ins Wasser!"
Er schluchzte herzzerreißend. Berger empfand ein Prickeln des Mitleids in der Nase und der Wachmann sog ernst an seinem Tintenstift.
„Lassen S' ihn aus, Herr Wachmann, mir ist ja nichts gescheh'n", flehte Berger.
„Zwei Mark Strafe, das ist das Wenigste. Zahlen S' und fahren S' langsam nach Haus", entschied der Wachmann schließlich.
„Zwei Mark? Wo ich zwanzig Mark Abzug hab! Woher soll ich's denn nehmen?" Er schüttelte seinen Rock, zum Zeichen, daß nichts drin sei, und zog beide Hosentaschen nach außen hervor. Dann schrie er plötzlich wieder mit stierem Blick: „Ins Wasser! Ins Wasser!"
Berger flüsterte aufgeregt: „Da nehmen Sie das Geld. Ich geb's Ihnen gern. Ich hab' gerade zwanzig Mark. Da sind Sie aus dem Wasser." Er steckte ihm die Geldnote zu. Der Wagenlenker nahm sie gänzlich verständnislos, vergaß sogar in seiner Verwirrung zu danken und drückte auf den Starterknopf.
„Halt!" rief der Wachmann, „was ist mit den zwei Mark?"
„Zwei Mark?!" heulte der Lenker. „Ins Wasser! Ins eiskalte Wasser!"
Berger konnte so viel fremden Schmerz nicht ertragen. Hastig kramte er in seinem armseligen Geldtäschchen und zog zwei Mark hervor, sein letztes und einziges Geld. Er übergab es dem Wachmann, der ihn kopfschüttelnd ansah, das Notizbuch verwahrte und würdigen Schrittes den Schauplatz verließ. Von dem Wagen war nur mehr ein rotes Licht in der Ferne zu sehen.
Wer in dieser einfachen Begebenheit nach Gerechtigkeit sucht, um das dem Menschen innewohnende Bedürfnis nach ihr zu befriedigen, vermag sie unschwer zu erkennen. In den Haushalten Lenz, Huber und Nowak (so hieß der Wagenlenker) ging die Rechnung glatt auf. Einen Verlust von zwei Mark hatte lediglich Herr Berger. Doch auch das ist nicht so ungerecht, wie es auf den ersten Blick scheint. Denn es ist gerecht, daß jener, dem das Schicksal die hohe Gabe der Güte verliehen hat, hiefür einen angemessenen Tribut entrichtet. Der gute Mensch zahlt die Zeche. So war es immer und so wird es auch bleiben.

MEIN FREUND JOHANNES

Peter berichtete stolz: „Ich habe mir jetzt ein Mädchen angeheuert, dem ich meine Arbeiten diktiere. Nachher schreibt sie sie dann auf der Maschine."
„Ist das nicht Zeitverschwendung?" fragte Johannes.
„Im Gegenteil", widersprach Peter. „Während sie die Sachen tippt, kann ich mir doch schon Neues ausdenken. Demnach ist es also ein Zeitgewinn."
„Für dich wohl", gab Johannes zu. „Aber du mußt auch einmal an die Allgemeinheit denken: Während sie dein Diktat aufnimmt, könnte sie doch selber etwas ausdenken und schreiben."

J. Bieger

Wir warten auf einen D-Zug

Von Karl Lerbs

Ein dicker Herr sieht wütend auf die Bahnsteiguhr.
Eine schöne Dame, von Koffern und Schachteln umgeben,
duftet so heftig, als gält es das Leben.
Ein Gepäckträger steht, keineswegs duftend, daneben,
in sich gefestigt und stur.
Wir sehen einen Herrn durch die Menge gehen,
weltmännisch gelassen, sicher und kühl.
Er ist erhaben über jegliche Hatz,
er schlendert verächtlich und unberührbar durchs dickste Gewühl.
Nachher hat ihn keiner einsteigen sehen,
aber er hat als Erster einen Fensterplatz.
Ach, vermöchten wir doch diesem Herrn zu gleichen,
vor dem alle Hemmnisse und Schicksalstücken,
die uns bedrücken,
gleichsam beschämt zur Seite rücken!
Aber das werden wir niemals erreichen.
Eine fette Dame, prall wie ein Sofakissen,
der sichtlich ein schwerer Schlaganfall droht,
erhebt ein überaus schrilles Geschrei:
Sie wäre, kreischt sie, ja lieber gleich tot,
und sie verlangt vom Fahrdienstleiter zu wissen,
weshalb ein gewisser Erwin nirgends zu sehen sei.
Dagegen sind die Kinder der Familie Schweppe
durchaus zugegen, und zwar in Fülle.
Sie versperren mit grauenhaftem Gebrülle
den gesamten Zugang zur Bahnsteigtreppe.
Möchten Sie Fahrdienstleiter sein?
Nein.
Lieber auf ehrliche Weise erschlagen.
Aber einen Menschen mit vereinten Kräften totzufragen,
das ist gemein.
Im Lautsprecher heischt eine dröhnende Stimme
amtlicherseits unsre Aufmerksamkeit.
Das wartende Volk macht sich sprungbereit.
Aber ach, gerade bei amtlichen Geräuschen
kann man sich über deren Bedeutung täuschen.
Denn die Stimme verkündet mit hörbarem Grimme,
daß auf Bahnsteig drei
der Personenzug nach Hinterdorf abfahrbereit sei.
Wir hingegen sind noch längst nicht so weit.
»Da kommt er!« schreit ein ungenannter Mann.
Und nun hebt ein sogenanntes Inferno an...
Man sieht nur noch Furien beiderlei Geschlechts.
Auch die Stillsten beginnen auszuschreiten.
Wer rechts steht, will nach links, wer links steht, nach rechts,
und die aus der Mitte wollen nach beiden Seiten.
Die Hölle tanzt ihren furchtbarsten Reigen,
der Bahnsteig ist eine Stätte der Greuel.
Wer entwirrt dieses tobende Menschenknäuel?
Der Himmel und der Lautsprecher schweigen.
Und was ist der Anlaß zu all der Not?
Ein Rangiermaschinchen aus Großvaters Tagen,
mit Glockenkessel und ragendem Schlot,
kommt eilfertig in die Halle gekullert.
Seine Räder knattern, sein Schornstein bullert,
der Rußqualm weht.
Es zieht einen offenen Güterwagen,
auf dem eine Jauchenpumpe steht.

Die Exil-Polonia und Stalin

(Erik)



„Alles vergebens, Madame — das einzige, was mich an Ihnen reizt, ist ihr Genick!"

La Polonia in esilio e Stalin: "Madama, tutto invano! L' unica cosa che m' attrae in Voi, è la vostra nuca!„

Der Geist der toten Hexe - L'anima della strega morta (Fr. Bilek)



FANTASIE

VON HEINZ SCHARPF

Menschen mit Fantasie langweilen sich niemals, sie können sich jederzeit allerlei Streiche ausdenken und sie literarisch oder zu sonstigem Unfug verwerten. Gepriesen seien die Götter, die mir die Gabe der Fantasie zu beiderseitigem Gebrauch in reichem Maß verliehen haben.
Kürzlich besuchte mich Herr Meisl, ein Büromensch mit einem langen Titel und einem chronischen Stockschnupfen. Er erzählte mir des langen und breiten, was mich auch kurz und bündig nicht weiter interessiert hätte. Büromenschen sprechen zum Beispiel nie von Frauen, auch wenn sie von Akten sprechen. Während ich ungeduldig mit einem Fläschchen Parfüm spielte, das mich bei verschiedenen Leuten schon in schlechten Geruch gebracht hatte, war ich mit meiner Fantasie in weiten Fernen. Dann aber fing sie an, sich mit meinem langweiligen Besucher zu beschäftigen.
Im Korridor hing Herrn Meisls Mantel. Das inspirierte mich sofort zu einer Kabale. Ich schüttete genügend Heliotrop auf mein Taschentuch und steckte es unbemerkt in seine Manteltasche.
Und nach Meisls Weggang schaltete ich meine Fantasie auf Touren. Vor meinem geistigen Auge spielte sich dies ab:
— Herr Meisl bestieg die Straßenbahn und entfaltete dort eine Zeitung. Sehr bald fing sein Nachbar zur Rechten ostentativ mit dem Handschuh zu wedeln an. Als Meisl umblätterte, bemerkte er, daß zu seiner Linken ein reizendes Mädchen saß, das ihn verstohlen anblickte. Ein hübsches Mädchen. Meisl setzte sich kerzengerade, um seine männliche Wirkung noch zu erhöhen. Des Mädchens Nasenflügel bebten leicht und um seinen Mund huschte ein spitzbübisches Mona Lisa-Lächeln. Meisl begann an seinem Schnurrbart zu zupfen. Das Mädchen schnupperte wie ein neugieriges Häschen. Nanu, dachte der Bürovorsteher, will es mich am Ende anknabbern? Und warum nicht? War er nicht einmal ein ganzer Kerl gewesen, damals als flotter, freier Bursch? Etwas war sicher noch davon zurückgeblieben. Als das Fräulein ausstieg, warf es abermals einen lächelnden Blick nach ihm. Meisl wußte nicht, wie ihm geschah. Er wußte plötzlich nur eins, er erregte noch immer Interesse. Das macht einen Mann sofort um zehn Jahre jünger.
Höchst angeregt traf er zu Hause ein. Frau Meisl empfing ihn wie immer mit irgend etwas aus der Küche in der Hand. Stets brannte draußen gerade etwas an, wogegen ihm die gütige Natur den Stockschnupfen verliehen hatte. Mit einmal aber blieb Frau Meisl stehen und schnupperte, welches Schnuppern ihren Gatten aber durchaus nicht an das schöne Mädchen in der Straßenbahn erinnerte. Es sah eher wie ein Flunsch aus. Der starke Heliotropgeruch, den ihr Mann ausströmte und seine gehobene Stimmung ließen für sie nur eine Deutung zu. Sie zählte wie alle soliden Frauen zu den Geschöpfen, die nach gar nichts dufteten. Das Blut erstarrte in ihren Adern. Ha, was war das? Woher kam dieses Parfüm? Daß dieser Mann ihr gegenüber immer knauserig mit dem Geld umging, daß er im Lauf der Zeit vergilbt und verknöchert geworden war und somit gefeit gegen Verführungen, diese Tatsache war sie gewohnt, als die festeste Grundlage ihrer Ehe anzusehen. Und nun dieser verführerische Duft? Hatte der scheinheilige Bruder heimlich Geld beiseite geschafft, um es hinter ihrem Rücken in Damengesellschaft zu verjubeln? Na, warte! Aber noch hielt sie an sich. Ihr Verdacht verdichtete sich um so mehr, als ihr Mann den ganzen Tag über vergnügt einen Schlager pfiff, den er übrigens völlig falsch pfiff, wie es ihm da und dort an Taktgefühl mangelte.
Mit zunehmendem Erstaunen bemerkte Meisl während des Abendbrotes die raschen, nervösen Bewegungen seiner Frau, die ihrem sonstigen phlegmatischen Temperament so gar nicht entsprachen. „Was ist da los?" dachte er. „Alte", wollte er schon fragen, da platzte sie endlich heraus: „Karl, wo warst du heute?" Und ehe er noch antworten konnte, rief sie erbost: „Du lügst! Aber ich lasse mich einfach von dir scheiden, ich finde noch genug andere Männer." Er lachte etwas blöde, wie das die Herrn der Schöpfung immer tun, wenn sie vor einem Rätsel stehen. Das reizte sie bis zur Wut. Und genießerisch gab sie eine erdichtete Geschichte von einem Mann zum besten, der niemals in Wirklichkeit, desto öfter aber in ihren Träumen existierte. Sofort rührte sich ein bis dahin schlummernder Othello in des Büromenschen Brust. „Ha, Metze!" schrie er, worauf sie mit einem Küchenmesser auf ihn eindrang und er sie zum Schluß mit wahrer Wollust erwürgte. —
Dies gaukelte mir die Fantasie des Bösen vor, aber dann setzte sofort die Fantasie des Guten ein und gab dem Bild einen versöhnlichen Abschluß:
— Sie standen sich gegenüber, seit zehn Jahren zum erstenmal im Blute tiefer aufgerührt, zum erstenmal von der Sensation einer wilden Erregung geschüttelt. Zwei Leute blickten sich völlig verwandelt an, zwei Leute, die sich gegenseitig auf dem Gewissen hatten, weil einer von dem andern in die Totenstille unbewegter Seelenruhe eingelullt worden war. Nun waren beide auf einmal springlebendig geworden durch die Stichflamme der Eifersucht und des Hasses. „Ha, du Betrüger!" wies sie auf das in solchen Fällen immer unter die Nase gehaltene Corpus delicti, „was ist das für ein parfümiertes Taschentuch?" Doch was war das? Das war ja ein fremdes Taschentuch mit einem fremden Monogramm, kein Damenspitzentaschentuch, sondern ein nicht mal blütenweißes Herrentaschentuch.
Da fiel Pauline ihrem Karl weinend um den Hals und er zog sie verzeihend an sich und sie erlebten einen seligen Abend der Versöhnung, der ein glücklich aufgewärmtes Liebespaar aus ihnen machte. Alles durch ein paar Tropfen Heliotrop. Deutlich malte mir die Fantasie diese Lösung aus. —
Andern Tags besuchte ich Herrn Meisl. Er lebte noch. „Habe ich gestern nicht versehentlich mein Taschentuch in Ihren Mantel gesteckt?" fragte ich möglichst unbefangen.
„Sie waren das?" lachte er. „Meine Frau hat es gleich gerochen."
„Und was hat sie gesagt?" erkundigte ich mich gespannt.
„Was sie gesagt hat? Karl, hat sie gesagt, du stinkst aber nach Parfüm."
„Sonst nichts weiter?"
„Nee!"
Oh, ihr Götter, wie ungleich verteilt ihr doch eure Gaben. Was ihr dem einen zuviel, habt ihr dem andern zuwenig an Fantasie geschenkt.

Stalins Verfassungsänderung

(O. Gulbransson)



„Ich ernenne Sie hiermit zu Leitern der selbständigen Sowjetrepubliken!"

Mutamento di Costituzione: "Con ciò Vi nomino Capi delle Repubbliche Indipendenti dei Sovieti!„

Die Rüge

(K. Heiligenstaedt)



„Nein, Elli, wenn man einen Marine-Sanitäts-Fähnrich mit einem Marine-Assistenz-Apotheker verwechselt, ist man für das Leben noch nicht reif!"

Monito: "No, Elli, non si è ancora mature per la vita, se si scambia un alfiere di fregata della Sanità con un farmacista d' Assistenza della Marina!„

HANNIBALS WALROSS

VON L. BYRDAL

Diese Begebenheit nahm damit ihren Anfang, daß Hannibal in unser Dasein einbrach. Eines Tages war in der Zeitschrift, auf die wir abonniert sind, unter „Briefaustausch" ein Inserat gestanden:

> „Hannibal, zwölf Jahre alt, Fischerssohn auf den Faeröern, wünscht Briefwechsel mit gleichaltrigem Knaben in Kopenhagen."

und Peter, unser Zwölfjähriger, hatte Hannibals Anzeige entdeckt und sofort nach den Faeröern geschrieben. Seitdem ist eine außerordentlich rege Korrespondenz zwischen Peter und Hannibal im Gange. Peter hat sein Bild nach den Faeröern geschickt, und bei uns stellte sich Hannibals Bild ein — er ist starkknochig, sommersprossig und hat einen runden Stiftenkopf. Seit dem ersten Schreiben, das von den Faeröern bei uns anlangte, hat Hannibal Tag nach Tag Sprengstoff in unser früher so friedliches Heim getragen und das mit einer Ahnungslosigkeit, die das einzig Verzeihliche an dieser Sache war.

Hannibal lebt auf einem Gebirgsrücken seiner Insel, so ungeheuer hoch über Brandung und See, daß unser vierter Stock der reinste Keller dagegen ist. Hannibals Kuh wohnt im Winter mit der Familie in der Stube — ein Wunsch, der von unseren Kindern uns in heißem Begehren nahegebracht wurde; aber wir haben nur einen Kanarienvogel, den von nun an die Kinder nur mit Naserümpfen betrachteten. Das Schlimmste aber war, daß Hannibal alle Jahre einen neuen Bruder bekam, mitunter sogar Zwillingsgeschwister! Und nun plagten uns unsere Kinder beständig, wenn bei uns das nächste Brüderchen einträfe.

Man wird begreifen, daß alles, was wir hatten, taten, besaßen, im Vergleich mit Hannibal und dem Leben auf den Faeröern nichts mehr war. Hannibal auf seinem Gebirgsrücken war maßgebend. Jeden Tag im Jahr setzte er sich, als sei das die natürlichste Sache von der Welt, zu Tisch und speiste Walroß. Von dem Augenblick an, da dieser Brief bei uns eintraf, waren die Kinder nicht mehr zu halten. Was wir ihnen vorsetzten, fanden sie kaum genießbar. Sie schauten abweisend auf Rinderbraten, Pudding, Räucherwurst — ach, was war das alles für spießbürgerliches Essen, das niemals mit Prusten und Schnauben den Nordatlantik durchpflügt und niemals mit wallendem Schnauzbart auf einer Eisscholle geruht hatte!

Schließlich erfaßte auch uns Erwachsene die Sehnsucht nach dem Walroß. Peters Mutter meinte, Walroß könne zur Abwechslung etwas recht Leckeres sein, und ausgiebig sei es sicher auch, die Beziehungen zu Hannibal, dem Fischerssohn, dessen Vater auf Walroßfang gehe, solle man doch eigentlich ausnützen. So setzten wir uns eines Abends, als die Kinder zu Bett gegangen waren, hin und schrieben an Hannibal, seine Eltern möchten uns doch einen Walroßbraten schicken, aber gleich ein ordentliches Stück, und Geld legten wir auch bei, es war reichlich bemessen. Doch was tut man nicht für ein Walroß auf dem Mittagstisch.

Es gingen die Tage, und wir dachten darüber nach, was wir alles mit dem Walroß anfangen wollten. Eine Festmahlzeit für unsere besten Freunde sollte der Auftakt sein und außerdem wollten wir, wie beim Gänsebraten, Schüsseln voll Fett abschöpfen und dieses nachgenießend zu Kartoffeln verzehren. Ja, und Peters Mutter hatte vor, an einem der Tage, an dem es bei uns Walroß gab, zum Damentee zu gehen. Um fünf Uhr wollte sie dann sagen: „Verzeihen Sie, meine Damen, aber ich muß nach Hause. Wir haben heute Walroß, und die Soße dazu kann ich dem Mädchen nicht überlassen!"... Oh, es war eine Zeit der Spannung!

Dann endlich kam Hannibals Walroß bei uns an. Ich muß erwähnen, daß unsere Wohnung nicht groß ist — und wir legten das Walroß sofort auf den Balkon, weil wir fanden, daß es sich seit der ersten Minute absolut dominierend betrug. Danach wurde alles so gehandhabt, wie lange geplant. Telefonisch wurden die Gäste verständigt: „Das Walroß ist angekommen!" Und Peters Mutter ging zum Damentee. Das Walroß kam in den größten Topf, den wir besitzen, und zu seiner Überwachung wurde während unserer Abwesenheit Anna, unser Mädchen, angestellt, das die Kinder Ananas heißen, weil es so rund und goldgelb ist.

Nach zwei Stunden bogen wir in Begleitung unserer Freunde in unsere Straße ein. Wir waren alle sehr gut gelaunt, hungrig und gespannt. Doch als wir uns dem Hause näherten, kam uns schon das Walroß entgegen. Es quoll aus dem Briefkasten, aus der Wohnungstüre, es wogte die Stiege hinab und vors Haus hinaus. Unsere Gäste verhielten den Schritt, witterten in der Luft und sahen sich jählings erbleichend an. Schlimmes ahnend stürzten wir die Treppe hinauf. Das Walroß hatte inzwischen unsere ganze Wohnung mit seinem Wesen erfüllt. Hätten wir unsere Möbel nicht erkannt, dann hätten wir gemeint, durch Irrtum in eine Transiederei auf Spitzbergen geraten zu sein.

Die Kinder saßen in ihre Mäntel gewickelt auf dem Balkon und hatten verängstigte Gesichter. Als wir mit vereinten Kräften die Tür zur Küche aufrissen, fanden wir das Walroß vereinsamt auf dem Herd. Ananas saß in ihrer Kammer, hatte ein Tuch vor Nase und Mund und schaute uns nur aus verzweifelten Augen an.

„Hinaus mit dem Untier!" schrien wir, und mit einer letzten Willensanstrengung warfen wir vom Küchenbalkon das Walroß in den Hof hinab. Leider war es in die Nähe der Fenster des Hausmeisterehepaares gefallen, das nun mit einem unerhörten Spektakel verlangte, daß das Unglücksvieh in einer Tonne unter Asche begraben werde. Unsere Gäste standen frierend und abwartend auf der Straße. „Wie speisen auswärts!" riefen wir hinunter, indem wir in Hast die Kinder anzogen. „Ihr seid alle eingeladen."

Als wir durch das Stiegenhaus hinunterschwankten, in dem trotz aufgerissener Fenster die Schwaden vom Walroß standen, zupfte Peter seine Mutter am Ärmel. Sie sah ihn an und erblickte Tränen in seinen Augen.

„Mutter", flüsterte er, „mir tut der arme Hannibal so leid! Zu denken, daß der jeden Tag Walroß essen muß!"

(Aus dem Dänischen übertragen von S. R.)

SEHR NETT

Gottfried wurde einer jungen Dame vorgestellt. Sie lächelte und sagte: „Sehr nett, daß ich Sie kennenlerne."

Gottfried, nicht nach dem weisen Spruch verfahrend: „Drum prüfe ewig, wer sich bindet", hielt sofort um ihre Hand an und überreichte ihr ein herrliches Verlobungsgeschenk. Sie fand es: sehr nett!

Auch die Hochzeitsreise fand sie: sehr nett.

Anfangs fand Gottfried dieses „sehr nett" sehr nett. Als aber jede Gefühlsäußerung seiner Gattin stets in diesem einen Ausdruck gipfelte, fing er an, nervös zu werden.

Was sich ihrem Aug und ihrem Ohr bot, vom Niedlichsten bis zum Erhabendsten, sie fand es sehr nett. Den Baum in der Blüte, einen Affenpintscher, die Mondscheinsonate und den Schlager: „Heute reißen wir der Welt ein Bein aus."

Trotzdem gelang es Gottfried an der Seite dieser unentwegt sehr netten Frau das größte seiner Werke zu vollenden. Eines Tages stand es da, hinreißend, monumental, seinen Schöpfer lobend. Voll innerer Erregung wartete er auf ihr Urteil. Sie betrachtete es still und andächtig. Dann reichte sie ihm die Hand und fand es: „sehr nett!"

Gottfried rührte darüber der Schlag. Das heißt, es fuhr ihm derart in die Glieder, daß er eine Zeitlang keines mehr zu regen vermochte. Vergeblich kämpfte er gegen den Scheintod an.

Sie bahrten ihn prächtig auf.

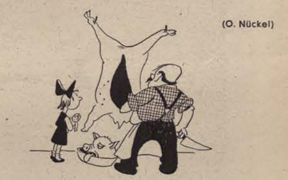
Der Friedhofgärtner schmückte das Leichenhaus mit herrlichen Blumen. Der Katafalk erhob sich prunkvoll aus der Fülle der niedergelegten Kränze. In dieser kunstvollen Schau lag nun Gottfried, stumm und starr, und harrte seiner Wiedererweckung.

Mit einmal trat seine Frau herein, tief verschleiert und gramgebeugt. Der Gärtner fragte sie, ob sie mit dem Arrangement zufrieden sei? Die Arme sah auf den Katafalk und schluchzte laut heraus: „Sehr nett!"

Da erhob sich Gottfried, sprang von der Bahre und lief schnurstracks zum Scheidungskadi.

H. Sch.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Wir hatten eine Hausschlachtung. In allen Ehren, versteht sich. Christinchen, unsere Fünfjährige, war aufgeregt bei der Sache und sah zu, wie das Fleisch der Sau zu Wurst, Schinken und Sülze verarbeitet wurde. Ein paar Tage später fuhren wir vom Berg nach München und nahmen Christinchen das erstemal in die Stadt mit. Auf dem Bahnhof sah Christine ein Frau, die eine weiße durchsichtige Regenhaut trug.

„Mutti! Mutti!" rief da die Kleine aufgeregt, „schau — dort eine Frau in Sülze!" J. H. R.

*

Mit Hans Dreßler, dem Schauspieler, ist nicht gut Mädchen küssen. Er gibt nicht gern von der eigenen Seligkeit einen Teil. Jüngst ging ich mit ihm über die alte Wiese. Ein süßes Mädchen im schwarzweißgestreiften Kleid lief vor uns her. Unternehmungslustig stupste ich den Schauspieler. „Wie wäre es!" rief ich, „wollen wir uns das herzige Zebra nicht aufs Zimmer einladen?"

Hans Dreßler nickte:

„Gern. Nur überlege ich: was machst du inzwischen, Johannes?" J. H. R.

*

Auf dem dritten Rang im Opernhaus. Wagners „Tannhäuser". Der Pilgerchor schreitet mit feierlichem Gesang über die Bühne. Hinter mir eine Flüsterstimme: „Ah, Mönche!"

Und eine andere: „Ja vierundzwanzig!" H.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —

— Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Die abgeblitzten Don Juans

(Erich Schilling)



„Auf musikalischem Weg, lieber John Bull, scheinen wir bei der spanischen Donna kein Glück zu haben!"
„Nun, Jonathan, ich glaube, wir versuchen es nach unserer bewährten Methode durch die Hintertür!"

I Don Giovanni respinti: "Caro John Bull, sembra che pel tramite della musica non abbiamo fortuna colla 'Donna spagnuola.!„
„Ebbene, Gionata, credo sia meglio che lo tentiamo, secondo il nostro ben' esperimentato metodo, per la porta di dietro!„

München, 1. März 1944
49. Jahrgang / Nummer 9

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Musiker und sein Instrument

(Erich Schilling)



„Es liegt nur am richtigen Griff — und schon kommen die von mir gewünschten Töne!“

Il musicista ed il suo strumento: “Il segreto sta solo nel giusto tocco ... ed ecco già escono i toni da me desiderati!.

Überraschung bei der Heimkehr - Sorpresa nel rincasare

(W. Wellenstein)



Zahlenwunder

Von Walter Foitzick

Ich übergehe die Landschaftsschilderung, die eigentlich an so einen Anfang gehört. Ich sage einfach: Es ist ein taufrischer Morgen, um anzudeuten, daß es kalt und regnerisch ist. Zwei Herren stehen am Geländer des Seedampfers, in diskretem Abstand, wie Herren stehen, wenn sie noch nicht wissen, ob der andere auch Akademiker ist. Sie scheinen aber eine gewisse Sympathie füreinander zu haben, denn plötzlich sagt der eine, und deutet zum Ufer hinüber: „Schloß Berg". Die Bewegung, die der andere jetzt macht, heißt unzweifelhaft: „Sehr angenehm".

Jetzt könnten die Herren eigentlich in der Unterhaltung fortfahren, indem der Wissende auch nach einer anderen Richtung deutet und „Schloß Possenhofen" sagt. Aber das tut keiner von beiden, wenn einer zum andern „Schloß Berg" sagt, so will man als gebildeter Mensch doch wissen, w e r „Schloß Berg" gesagt hat. Man läßt sich doch nicht einfach von einem x-Beliebigen so ohne weiteres Schloß Berg sagen.

Was tun die Herren also? Sie machen ein trauriges, d. h. offizielles Gesicht, als sei ihnen ein Nahverwandter gestorben, oder als sprächen sie mit einem Vorgesetzten. Sie wenden sich einander zu, schleudern den Oberkörper vornabwärts, ziehen mit einem Ruck den Hut und sagen etwas, was bei dem einen wie 68, bei dem andern wie 97 klingt. Aus Erfahrung wissen die beiden Herren, daß das Gemurmelte den Namen des andern bedeutet. Sie haben sich vorgestellt. Jetzt treten sie einen Schritt näher. Nun können sie beruhigt in der Unterhaltung fortfahren: „Schloß Possenhofen, Tutzing, Seeshaupt, schlechtes Wetter heute", und dann könnten sie zu allgemeinerem, sagen wir mal zur Besprechung der Verpflegung in den verschiedenen Gasthöfen ringsum übergehen.

Das Murmeln der beiden unverständlichen Zahlen hat sie menschlich näher gebracht. Vertrauen gegen Vertrauen. Es waren eben gebildete Leute.

Vorfrühlings-Enttäuschung

Ein noch junges Frauenzimmer
pochte leis an meiner Tür.
So was freut bekanntlich immer,
und man kann ja nichts dafür.

Einen großen Blumenscherben
brachte sie voll Herzenstakt,
um mir selben zu vererben,
sorglich in Papier verpackt.

»Blumen?« rief ich froh betroffen,
»Jetzt, zu dieser Jahreszeit,
wo wir einerseits zwar hoffen,
andrerseits es aber schneit?«

»Dieses weniger, o Meister«,
sprach die holde Gärtnerin.
»Nein, ich bringe andre Geister:
Schnittlauch ist es, Vitamin!«

Stumm ergriff ich den Behälter.
Und sie lächelte voll List.
- Ja, so geht es, wenn man älter
und nicht mehr gefährlich ist.

Ratatöskr

Hahn und Hühner

„Tuk-tuk-tuk", kollert der Hahn und läßt seinen Kamm kriegerisch leuchten. Sein heller Lockruf schallt weit über den Hof. Mit gespreizten Beinen steht er da, farbig aufgeplustert, den Kopf zur Erde gesenkt, als hätte er weiß Gott was für Schätze zu verschenken. Tuk-tuk-tuk heißt in der Hühnersprache: Meine Damen, kommen Sie herbei und sehen Sie, was ich Schönes für Sie habe. Ich, der Herr von Hahnenschwanz, der geschniegelte, gespornte Kikeriki, der tapferste aller Kampfhähne. Dieses Manöver vollführt der schneidige Hahn vor einem kleinen, hohlen Schneckenhaus, das nichts enthält als Luft, die keinem Magen bekömmlich ist. Sein Gehaben ist lediglich eine leere Vorspiegelung, eitles Geflunker, Schnabelwetzerei.

Die Hühner aber eilen von allen Seiten herbei und gehen ihm auf den Leim. Der Unverfrorene wählt eine aus, die er mit scharrenden Füßen umkreist und deren Leichtgläubigkeit er für sich ausnützt. Hinterher steht dann das Opfer verdutzt da, macht große Hühneraugen und gackert dämlich. Oft erwische ich den Hahn bei diesem raffinierten Vorgehen. Sein Trick versagt fast nie. Ich weiß nicht, dieser Gockel erinnert mich an wen.

Die Hühner müssen ein schlechtes Gedächtnis haben. Ohne das geringste Mißtrauen kommen sie immer wieder auf die Lockrufe des schillernden Verführers herbei, bestrebt, sich gegenseitig den Rang abzulaufen. Auf ein keck hingekollertes Tuktuk sind sie da, geblendet von dem Auftreten des Angebers, diesem Meister des Bluffs. Seiner überzeugenden Art, mit der er das Blaue vom Himmel herunterlügt, können sie nicht widerstehen. Und wenn sie hundertmal ein leeres Schneckenhaus vorgesetzt bekommen, sie fallen immer wieder von Neuem der alten Gockeliade zum Opfer und lassen sich betören.

An wen mich diese Hühner nur erinnern? H. Sch.

Der ungezogene Pflegesohn

(O. Gulbransson)



„Der Knabe Josef fängt an, mir fürchterlich zu werden!"

Il pupillo maleducato: "Ma questo ragazzo Giuseppe comincia a seccarmi terribilmente!„

DAS HAUS UNTERM SCHNEE

VON J. CASSOU

Je ernster die Lage ward, desto mehr vergaßen die vier Bewohner des einsamen vermauerten Hauses ihre eigenen, persönlichen Nöte; sie sahen nur noch die gemeinsame Gefahr. Herbert dachte nicht mehr daran, daß sich Ruth von ihm entfernt, Hans nicht mehr, daß er sie liebte, Gregor kümmerte sich nicht mehr um das Drama, das er boshafterweise, aus Lust am Intrigieren, unter den dreien heraufbeschworen hatte. Sie hatten sich aller Leidenschaft begeben und verlangten mit Leib und Seele einzig nach Rettung, die mit jedem Tage unwahrscheinlicher wurde. Sie hatten ihre Zimmer verlassen und hielten sich, nahezu ununterbrochen, gemeinsam in der Veranda unten auf, wo der Schnee gegen die Scheiben drückte und ein unterseeisches Halbdunkel herrschte. Sie drängten sich aneinander, um dem Angriff des weißen, schweigenden Schreckens besser zu widerstehen. Nur Hans, der Jüngste und Ungeduldigste, wagte aufzustehen und im Hause herumzuwandern, ging durch die Zimmer und auf die Treppe. Unheimlich hallte sein Schritt. Er sah die Möbel, die Bilder, alles was ihm jetzt wieder lieb wurde, da es das gewöhnte, gesicherte tägliche Leben ausmachte. Jetzt war das ganze Zeug nutzlos. Wozu noch Spiegel? Wozu noch Tische und Stühle? Wozu noch Photographien, die Andenken an sinnlose Liebe? Die Liebe war unter dem Krimskrams des Lebens geblieben, bei der entschwundenen Zeit, in der man sich noch den Luxus schöner Gefühle leisten konnte. Heute erhob sich nur die eine Frage: sich aus dieser Sackgasse herauszubringen, unmittelbar an der Schwelle des Todes haltzumachen. Herbert betrachtete seine Frau, die einst schön war, elegant, herrlich, voller Geheimnisse: eine schmale, bange Dulderin war aus ihr geworden. Vielleicht hatte die Gefahr bei ihr den Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit erweckt, denn gegen ihn, Herbert, ihren Herrn und Meister, drängte es sie, nicht gegen den andern, den Unbekannten, Scharmanten. Vielleicht hoffte sie, das Schicksal würde ihr vergeben, wenn ihr Mann ihr vergäbe. Gregor endlich hatte jenen ironischen, perfiden Gesichtsausdruck verloren, mit dem er einst das Leben herauszufordern schien. Er lachte nicht mehr. Er war niemand mehr überlegen. Auf Herberts Armbanduhr rückte die Zeit vor. Alle anderen Uhren waren stehengeblieben. Und bei der Standuhr hatte man, um im ausgestorbenen Salon nicht mehr das unbarmherzige Geräusch zu hören, den Perpendikel ausgehängt. Bald erstarrte auch Hans. Vor einem Ziertisch saß er, den Kopf in den Händen, und versuchte, um seine Magenkrämpfe nicht mehr zu spüren, etwas zu schlafen.

Herbert strich sich die langen, grauen Haare eines ins Kraut geschossenen Bartes. „Ach", jammerte er, „hätte man doch noch Gas!" — „Wir haben nicht einmal mehr Patronen", sagte Hans. — „Seien Sie doch still!" fiel Gregor ein. Es war wirklich besser, still zu sein, sich in das Schweigen einzubeziehen, als den ausgetrockneten Mund zu öffnen, die Kiefer auseinanderzureißen, um doch nur eitle Worte zu machen. Ruth lag zusammengerollt wie ein Hund auf den Kissen und stöhnte. Die stumpfen Zähne grub sie in die Kissen, um das Weinen zu unterdrücken. Herbert streichelte ihr sanft das Haar. Hans raffte sich ein wenig auf und verließ das Gemach. Alles lag im Dunkel. Er klapperte mit dem Schlüssel und ein paar Geldstücken in der Tasche. Er ging auf das Zimmer, das seines gewesen, und legte sich aufs Bett. Ihm war, als schnüre ihm der Jackenkragen die Luft ab; er hakte ihn auf und atmete, schien ihm, etwas freier. Schritte kamen: Gregor trat ein, setzte sich auf den Bettrand. „Wir gehen dem Tod entgegen", sagte er. Hans gab keine Antwort. Wem sagte er das! „Wir gehen dem Tod entgegen", hub Gregor wieder an. Diesmal hörte es Hans gar nicht mehr. Aber für Gregor hatten die Worte Bedeutung; er wiederholte sie noch ein paarmal. „Wie fühlen Sie sich?" fragte er Hans. „Ich meine, was tut Ihnen mehr weh: der Kopf oder der Magen?" — „Der Magen", antwortete Hans matt. — „Sonderbar", sagte Gregor. Dann ging er fort. Hans blieb allein. Gregor kam wieder. „Kommen Sie", sagte er zu Hans, „ich habe ein paar Büchsen Konserven entdeckt." Und anscheinend so perfid und diabolisch wie zuvor, flüsterte er ihm ins Ohr: „Die andern beiden wollten ohne Sie essen, aber ich bin Sie holen gegangen." — „Auch Ruth?" fragte Hans, „auch Ruth wollte mich nicht . . .?" — „Ruth?" sagte Gregor verächtlich, „die ist doch wie eine Bestie!" Langsam und schwerfällig tappten sie hinunter. Sie strauchelten bei jedem Schritt. In der Veranda hockten Ruth und Herbert auf dem Boden und aßen. „Sachte, sachte!" sagte Gregor. Ruth ward mürrisch und sah sie wütend an. Ihre Augen waren stark gerötet. „Es gibt auch zu trinken", sagte Gregor und wies auf eine Flasche alten Pommard und eine Karaffe Whisky. Er hätte in die Küche gehen können, den Korkzieher suchen, aber er saß und hatte nicht Lust, sich zu rühren. Er schlug die Weinflasche mit dem Hals gegen ein Stuhlbein und trank gleich daraus, trotz der Splitter. Hans erhob sich dann und nahm eine Delfter Porzellantasse aus einer Vitrine. Er trank. Mit einemmal kam ihm Ruth wieder schöner vor. Tatsächlich hatten Ruths Wangen wieder Farbe bekommen und ihre Augen einen seltenen Glanz. Sie schüttelte den Kopf, ordnete das Haar und sah dann der Reihe nach ihre drei Gefährten an. Sie legte die Hand auf die Hand ihres Mannes und lächelte ihm zu. Sodann verlangte sie noch etwas zu trinken. Hans ging wieder und legte sich auf sein Bett . . . Gregor erschien. „Kommen Sie noch etwas essen und trinken", sagte er. — „Wie lange habe ich geschlafen?" fragte Hans und öffnete die Augen. Er mußte elf oder zwölf Stunden geschlafen haben. Ruth war vollständig betrunken und sang aus Leibeskräften. Gregor legte ihr die Hand auf den Mund und rief: „Wollen Sie still sein!" Da brauste Herbert auf und schrie: „Ich verbiete Ihnen, in diesem Ton mit meiner Frau zu sprechen!" Gregor maß ihn und zuckte die Schultern. Da platzte Herbert das Lachen heraus. Gleich aber jammerte er: „Freunde, liebe Freunde, werden wir je hier wieder herauskommen?" — „Laßt uns beten!" sprach Ruth. Sie knieten nieder und versanken, die Hände vors Gesicht gefaltet, in ein inbrünstiges Gebet. Dann teilten sie, ein wenig gestärkt, die Speise, und da der Pommard zu Ende war, brachen sie die Flasche Whisky an. Hans sah, wie schön Ruth war. Jetzt hob sie den Kopf und ließ ihre kleine Hand durch das starke Haar gleiten . . . Sie hat recht, beten muß man, dachte Hans. „Der liebe Gott wird ein Einsehen haben und uns die Lebensfreude wiedergeben." Und kniend rutschte er zu einem Sessel, auf den er den Kopf legte. Lagen die Dinge jetzt nicht einfacher? Ruth zu lieben konnte keine Sünde mehr sein, sagte er sich in seiner stillen Verzweiflung.

Gregor dachte nur ans Essen. Diesmal hatte er gerade einen Schinken entdeckt. „Man bräuchte nur noch etwas zu trinken", bemerkte Hans. — „Wenn's weiter nichts ist!" versetzte Gregor und brachte eine Flasche Mineralwasser. Das war weniger angenehm als die vorher erprobten Flaschen,

Tauschgeschäfte - Baratti (Maçon)



„Des is doch ein Angebot: a blutjunger, zarter Kanarienvogel gegen a reifere, dicke Gans!"

„Ma questa è davvero una bell' offerta: un tenero canarino, appena nato, per un' oca abbastanza matura e grassa!„

Der Unerbittliche

(R. Kriesch)



„Sei doch wieder gut, Emil, bittöh!" — „Gib dir keine Mühe, Margret, endlich spüre ich einmal die beglückende Macht des geborenen Herrenmenschen!"

L'implacabile: "Voglimi bene di nuovo, Emilio, te ne prego e scongiuro!,, — "Fiato sprecato, Margherita; finalmente sento la voluttà della forza d' un padrone nato!„

Körper und Geist - Corpo e spirito

(O. Herrmann)



„Gell, Beni, an Saunagel schieb'n is halt leichter, als wia beim Tarock'n an blank'n Zehner außikitzeln!"

„Non ti pare, Benedetto, è sempre più facile buttar giù un porco di birillo esterno che non grattar fuori un puro dieci nel tarocco!„

löschte aber den Durst. „Und außerdem ist es sehr gesund", setzte Hans hinzu.

Noch ein paar Tage waren vergangen. Neues Leben hat das Haus beseelt. „Gregor, lieber Freund! Sie wollen die Existenz des Ewigen also nicht mehr leugnen?" Gregors Gesicht strahlt vor Güte, Liebe, Mitleid. „Gehen Sie", sagte er leise zu Hans, „Sie sollen glücklich sein. Die ewigen Mächte schenken sie Ihnen!" Hans tritt zu Ruth, die sich erhebt und ihm die Hand reicht. Herbert ist tief in seinen Sessel gesunken und zündet sich lächelnd seine Pfeife an. Sie hat sich erhoben. Sie hat die wunderbare Linie ihres Armes gespannt und ihre Hände in Hansens zitternde Hand gelegt. Herbert und Gregor senken das Haupt, beide von Rührung übermannt...

Hans sitzt in seinem Zimmer, er näht sich einen Knopf an die Jacke und singt wie ein Matrose bei glücklicher Fahrt. Ruth ist in sein Zimmer getreten, so leicht, daß er sie kaum gehört hat. „O Hans", sagt sie, „werden wir bald befreit? Um unsrer Liebe willen, Hans, sagen Sie mir: werden wir bald befreit?" „Ja", spricht Hans, „Ja, Herrin meines Lebens, Anbetungswürdige! Um meiner und deiner Liebe willen werden wir errettet. In ein paar Tagen sind sie da." Und er erklärte: „Die Wege sind so schlecht, verstehst du. Und dieser schreckliche Sturm! Offenbar hatten sie sich verirrt. Jetzt aber haben sie den Weg wiedergefunden. Hauptmann Havard hat die Führung. Es sind ein Dutzend junge Soldaten, alles tapfere Kerle, die alles dransetzen werden, uns auszugraben." „Oh, Hans!" schluchzte Ruth mit ihrer betörenden Stimme, „wie wohl tut Liebe und Glück! Herbert ist so gut, du wirst ihn immer lieb behalten, nicht wahr?" — „Ja, teures Kind, ich schwöre es dir. Ich will alle lieben, die du liebst und die dich lieben. Oh, Ruth, die Engel im Himmel können nicht schöner sein als du." Sie lächelt und entgleitet, wie sie gekommen... Sie freut sich über alles wie ein Kind. „Ich gebe sie Ihnen, wie ich sie bekam", sagte Herbert zu Hans. „Sie werden sie glücklich machen, nicht wahr? Ich werde nun alt. Mich rufen allerlei Arbeiten und Studien, denen ich mich widmen möchte. Ich bin Ihnen nicht gram, im Gegenteil, ich bin Ihnen väterlich zugetan." — Und er geht lange in der Diele auf und ab, Arm in Arm mit Gregor. Hans bleibt bei Ruth. So viel Glück überwältigt ihn. Er vermag es kaum zu fassen. „Wir haben in diesem Hause furchtbar gelitten", sagt er, „doch wurde hier auch der Grundstein zu unserm Glück gelegt. Jetzt fehlt uns, um restlos glücklich zu sein, nur noch, daß wir ausgegraben werden." — „Oh", seufzt Ruth, „sag, wird es bald so weit sein?" „Ja doch", erwidert Hans, „ich höre sie schon kommen."

„Wie froh diese Kinder sind!" sagt Herbert zu Gregor. „Sie werden unsere alten Tage verklären." Herbert und Gregor sitzen zusammen unter den vergilbten Gewächsen in der Veranda. „Und Sie, lieber Gregor, was gedenken Sie zu tun, wenn wir hier fort sind?" — „Dasselbe wie Sie: alt zu werden", erwiderte Gregor. — „Ah, gehen Sie weg mit Ihrem Pessimismus!" sagt Herbert und klopft ihm auf die Schulter. — „Einst sah ich mit Vergnügen dem Leben anderer zu, und zum Spaß spann ich Intrigen unter ihnen und entwirrte sie dann nach Gutdünken. Von nun an will ich mich abstrakteren Spekulationen hingeben. Ich werde, tief vergraben auf meinem Schloß, einsam mit den Welten spielen. Kommen Sie mit, lieber Freund?" — ‚Bestimmt', antwortet Herbert, „denn das verspricht herrliche, ausgiebige philosophische Abende."

Inzwischen huldigt Hans seiner Gebieterin. Er streichelt ihr Haar und bedeckt es mit Küssen. „O Hans", spricht sie, „schwör mir, daß sie kommen! Fort von hier! Die Welt ist so weit und wir sind eingesperrt in dieses Haus. Ob sie kommen, Liebster, sag!" — Hans tröstet sie zärtlich: „Wenn ich dir doch sage, sie kommen, liebe kleine Ruth. Horch, ich höre sie schon hacken!" —

Tatsächlich arbeitete die Expedition des Hauptmann Havard schnell und legte das Haus frei. Allmählich erschien die Fassade. Sofort konnten die Retter die Tür einschlagen und eindringen. Die Diele: lautlos. Der Salon: still. Die Möbel: alle an ihrem Platze. „Zu spät!" sagte einer der Soldaten und entblößte sein Haupt. Vier Tote lagen da: Herbert, Hans und Ruth. Und abseits: Gregor, einsam und ungesellig auf einem Sofa. Ihre Gesichter waren schön und ruhig, ihre Wangen rosig und glatt. Ruth mit geschlossenen Augen lächelte... „Sie haben gegessen", murmelte Hauptmann Havard, „aber es war nur ein Traum. Und so sind sie gestorben."

Man begrub sie im Schnee, neben dem Haus, dessen Fenster eben in der Morgensonne aufleuchteten. (Übersetzung von Thea Weide)

DIE TRAMBAHNFAHRT

VON WENCESLAO FERNANDEZ FLOREZ

Das Reisen war von jeher meine besondere Leidenschaft gewesen. Wie allen Küstenbewohnern war mir die Ruhe ein Greuel und ständig quälte mich jene Rastlosigkeit, die einen in der Sucht nach neuen Abenteuern von Stadt zu Stadt treibt. Heute bin ich von dieser kostspieligen Krankheit gründlich kuriert. Ich liebe die Ruhe und der Gedanke, mich auch nur einen Kilometer von meinem Heim zu entfernen, versetzt mich in grenzenlose Aufregung.

Das verdanke ich einzig und allein der Straßenbahn.

Meine Leser werden mich erst verstehen, wenn ich ihnen die Geschichte meines Freundes, des großen Weltreisenden Kasimir Tschimbuktu, erzähle. Kasimir Tschimbuktu war ein passionierter Globetrotter. Der Erdball barg für ihn keine Geheimnisse. Sechsmal hatte er auf dem Rücken nachdenklicher Kamele die Wüste Sahara durchquert und alle Qualen des Durstes ausgestanden. Spitzbergen bescherte ihm den Skorbut mit seinen Wonnen. Im dunkelsten Afrika hatte er seine Nase an den Riechorganen der Neger gerieben, in Südamerika die gräßlichen Steppen des Feuerlandes durchstreift, in Kanada das Lagerfeuer der Pelzjäger und in Asien den Reis-Eintopf der Chinesen geteilt. Steil war er im Ballon in die Lüfte gestochen und im U-Boot auf den Meeresgrund gestippt. Auf Schlittschuhen hatte er gefrorene Seen überflogen, in den Dschungeln auf den Wipfeln der Bäume geschlafen — wie gesagt, er kannte alles, was Weltreisen an Nervenproben zu vergeben haben.

Da kam er nach Madrid.

In seinem Tropenhelm, seinen Knickerbockers und seinem gewürfelten Waterproof postierte er sich an der Puerta del Sol und wartete auf die Straßenbahn Nr. 3.

Es vergingen zehn Minuten, fünfzehn Minuten, eine halbe Stunde. Er sah die Vierer, die Achter, die Vierzehner, die Einunddreißig, ja sogar die Siebenundzwanziger kommen ... sämtliche Linien, die sich an der Puerta del Sol kreuzen. Nur die Dreier kam nicht.

Zuerst hatte mit ihm nur eine Frau mit einem Korb gewartet, aber nach einer halben Stunde reihte sich auf der Gehbahn bereits eine ungeduldig zappelnde, verdrießliche Menge, die alle Augenblick nervös auf die Uhr sah und sich gegenseitig die Ellenbogen in den Leib stieß. Einem vorüberrasenden Auto gelang es zwar, fünf oder sechs dieser Mißvergnügten zu zermalmen, ohne jedoch damit die kompakte Masse auch nur im geringsten zu lichten. Plötzlich sagte jemand: „Sie kommt!" Und wirklich, sie kam. Auf den Trittbrettern hockten dicke Klumpen und auf dem Dach kauerte ein wüster Knäuel. Sie näherte sich fröhlich klingelnd. Doch vor sie noch ihre Anstalten zum Halten treffen konnte, hatte das Publikum schon den Sturmangriff eröffnet.

Gestoßen, getreten, gezwickt befand sich unser kühner Weltreisender inmitten dieses Wirbels. Bald sah er sich mit Vehemenz nach hinten bis an das Innenministerium gerissen, bald bis zur Trambahn vorgeschleudert. Er puffte und wurde gepufft. Er biß und wurde gebissen. Er hörte eine Mutter weinen, die ihr Kind im Gedränge verloren hatte, und einen Vater jammern, dem seine Krawattennadel abhanden gekommen war. Kasimir Tschimbuktu hatte auf seinem Wanderleben schon dreimal Schiffbruch erlitten und bei den Kämpfen um die Rettungsboote und die Schwimmwesten sein Herz gestählt. Aber was war dies alles gegen die Schlacht an der Dreier! Kasimir schrie in den verschiedensten Sprachen und einigen Dialekten: „Laßt mich heraus! Ich tue nicht mehr mit!"

Aber kein Mensch hörte auf ihn. Schließlich sah er sich durch eine Woge auf die hintere Plattform geschwemmt. Er hatte seinen Tropenhelm und einen Stiefel verloren. Wahrscheinlich waren ihm auch einige Rippen eingedrückt, aber das konnte er im Gedränge nicht genau feststellen.

Es ist begreiflich, daß in diesem Gewühl niemand imstande war, die Hand in die eigene Tasche zu stecken und daher lieber in die des Nachbarn griff. Aber das war das wenigste. Etwas anderes erschütterte Kasimir tief. Eine dicke Frau neben ihm röchelte wie ein Blasbalg und beteuerte beständig, sie sei am Verscheiden. Ein alter Herr starb in dem Augenblick, in dem er ein Billett verlangen wollte. Aber da er nicht umsinken konnte, blieb sein Heimgang unbemerkt.

Sechsmal blieb die Trambahn stecken und erst bei sinkender Nacht langte sie an der Endstation an. Die Dicke wetzte sich in der Diagonale hinaus. Kasimir Tschimbuktu war vollkommen ergraut.

Als er bei mir eintrat, ließ er sich erschöpft in meinen Diwan sinken und sagte:

„Eigentlich bin ich gekommen, um mich von Ihnen zu verabschieden, denn ich wollte morgen abreisen. Nun aber habe ich mich anders besonnen. Ich werde überhaupt nicht mehr reisen. Das Schrecklichste liegt hinter mir. Was waren dagegen die Kämpfe mit den Tataren, die Qualen in der afrikanischen Wüste, die Überquerung der Anden, die Stürme auf dem Ozean? Die Fahrt mit der Dreier von der Puerta del Sol bis zur Glorieta de Quevedo hat mir mehr als all das gezeigt, wie leicht man ums Leben kommen kann. Ich gebe das Reisen auf. Ich werde mir eine Wohnung nehmen und Madrid nicht mehr verlassen."

Und in Madrid beschloß der große Weltreisende Kasimir Tschimbuktu seine Tage, still und unbekannt, nur weil er ein einzigesmal mit der Dreier gefahren war.

(Aus dem Spanischen von Helma Flessa)

MEIN FREUND JOHANNES

Martin hatte auf seiner Ferienfahrt ein Mädchen kennengelernt, von dem er heftig schwärmte und das er uns in allen Einzelheiten schilderte.

„Meinst du, daß ihr das angenehm wäre, wenn sie es wüßte?" fragte Johannes.

„Oh, gewiß. Euch darf ich das alles sagen. Ich mußte ihr ja auch immer von euch erzählen. — Übrigens fällt mir da ein, daß sie mich bat, ihr eine Gruppenaufnahme von uns dreien zu schicken. Die wollen wir mal gleich machen."

Mit Hilfe seines Apparates mit eingebautem Selbstauslöser war dies schnell geschehen. Aber als wir die Abzüge erhielten, waren wir, jedenfalls Martin und ich, einigermaßen überrascht und empört: Johannes machte auf dem Bild einen unsagbar blöden Eindruck.

„Warum hast du denn bloß ein so furchtbar dummes Gesicht gemacht?" stellte Martin ihn zur Rede.

„Um ungefähr den Vorstellungen zu entsprechen, die das Mädchen nach deinen Schilderungen wohl von mir hat", sagte Johannes. J. Bieger

Das Inserat - L' inserzione

(J. Hegenbarth)



„Schau mal, Elli, da such' einer eine liebe, treue anspruchslose Brünette zur Frau — na, brünett würde ja bei dir stimmen!,,

"Ma guarda, Elli, che uno cerca per moglie una brunetta gentile edele e senza pretese ... ebbene 'brunetta, sarebbe proprio il caso tuo!,,

WIGGI DER STARKE

VON ROLF FLUGEL

Es ist die Resi gewesen, die es gesagt hat; das heißt, wenn wir genauer beginnen wollen, sie sagte es zweimal, nur daß beim zweitenmal ihre Augen noch dunkler wurden, so dunkel wie ein Bergsee unter einem aufziehenden Gewitter. Die Resi hatte eine lachsfarbene Bluse an, die schöne, goldene Filigranbrosche von der Großmutter mit dem Onyx und sie wollte eigentlich gar nicht hinausfahren. Gewiß, es war ein schöner Tag und die noch schräg stehende Sonne sah aus als wollte sie aus den Augenwinkeln blinzeln. So ein Frühlingstag ist wie ein unausgesprochener Wunsch. Es war etwas Saloppes in der Luft und die Resi spürte es auch an der Unruhe ihres Herzens. Doch war sie dabei nicht ohne Ärger und sie sagte es laut genug dem Wiggi hin, der mit seinen breiten Achseln gerade noch in den Türrahmen paßte, an dem er Aufstellung genommen hatte. Der Wiggi war äußerlich ein grober Kerl, doch machte er von seinen Kräften nur behutsamen Gebrauch. Wenn der die Resi in die Hand nahm, blieb von ihr nicht viel übrig, bis auf das, was zwischen seinen gespreizten Fingern verlockend genug hervorquoll. Der Wiggi dagegen wollte hinaus Einmal, weil er Zeit hatte, dann auch wegen des Südwindes, der schier wärmer war als die unbewegte Luft, und dann auch wegen der Resi. Wegen der Resi natürlich auch, die ihm heute, er wußte nicht wie, entgegenprangte mit runden Gliedern und schwarzen Locken und einem roten, reifen Mund. Er betrachtete sie lange schweigend. Unter einem tiefen Atemzug hob sich seine mächtige Brust. Dann sagte er und es klang lächerlich genug aus dem Mund dieses Prügelmannsbildes: „Wia a Pfingstrosn!" — „Spinnst?", erwiderte die kluge Resi und drehte ihm wippend und nicht ohne Koketterie den Rücken zu, der keineswegs geeignet war, seine Sinne zu entwirren. Mit den Fingerspitzen zog er sich daraufhin einige Male am Türrahmen hoch. Dabei schaukelte er mit den Füßen und rief mit angespannter Stimme: „Hutsch mi!" Aber das Mädchen hatte es weder damit noch mit dem Hinausfahren. Es war nämlich so, daß das Gartenhäusel nicht in Ordnung war, eine falsche Lage hatte, deutlicher gesagt: die Veranda ging nach Norden. „Warum magst net?" Doch wußte es der Wiggi ganz genau und er fragte auch nur, um die Resi aus ihrer durch den Frühling sowieso schon wackelig gewordenen Höhle und auf den breiten, von Krokussen und Fallstricken gefaßten Pfad des Gesprächs zu locken. „Weil i net mag!" — Das war eine dumme, verstockte Antwort und wenn die Mädchen, so überlegte der Wiggi jetzt laut schnaufend, während er krachend in einen Apfel biß, nicht solche Wesen wären — er wußte eigentlich selbst nicht was für Wesen — weich und warm halt und voller Geheimnisse, die eigentlich gar keine waren, aber immer wieder welche wurden, dann würde er schnell die richtige Entgegnung gefunden haben, die auf den Kontrapunkt einer donnernd zugeschlagenen Tür nur schwer hätte verzichten können. So aber — so aber —, was bleibt da einem Mann namens Wiggi, mag er gleich Trümmer Muskeln haben und ein Wintersportler sein, der auf der Kreuzeck-Abfahrt in die Tiefe stößt wie ein hungriger Habicht beim Anblick eines Krautstrunks, den er für einen jungen Hasen hält. „Wegen dem Gartenhäusel?" lockte er jetzt weiter, um gleich darauf die Bestätigung zu empfangen. „Ja, wegen dem Gartenhäusel." Da versprach er in einem plötzlichen Entschluß vorauszufahren und es zu drehen — lupfen nannte er das — bis eben die Veranda nach dem Süden ging. „Wiggi!" schrie die Resi, nicht unkundig der Taten des Herkules, auf, „des wennst machst!" Ach, es war wie das Streicheln einer Aeolsharfe, himmlische Musik für den Ludwigl, der jetzt mit seinen riesigen Händen in der Luft herumfuhr, als hätte er schon die Wände und das Dachl und was weiß noch in den eisernen Klammern seiner Arme. Die Resi sah einmal kurz hin und hörte, wie es in den Gelenken knackte. „— — — und unter die Geranienstöck stellst die Bank, die weiße Bank" und mit noch lauterer Stimme, weil er schon die Treppe hinunterpolterte wie eine Steinlawine, „in d' Sonn, gel Wiggi, — in d' Sonn!" Und dann machte die Resi mit sehnsüchtig ausgestreckten Armen und Fingern ein paar Tanzschritte auf dem Vorplatz. Unten krachten Absätze auf der Stiege; das ganze Treppenhaus zitterte. Da fiel ihr zusammen mit dem Postamentl als eine Art ausgestopfter Nachzügler der von dem Wiggi entfesselten Steinlawine der Marder vor die Füße. Seine schwarzen Stecknadelaugen leuchteten unter der Staubwolke, die wie eine kleine Explosion nach allen Seiten ausstrahlte.
Und jetzt sagte es die Resi zum erstenmal. Sie sollte es an diesem Tag noch einmal sagen, noch leiser, noch zärtlicher, glückseliger: „Büffel". Man wird zugeben müssen, daß das Wort, mag es in diesem Fall noch so zutreffend sein, auf den ersten Anhieb nichts Kosendes an sich hat Auch bietet es keinen Ansatz zu jener Verkleinerungsform, wie es sonst die mit Vorliebe der Zoologie entnommene Liebessprache weitgehend erlaubt. Doch nahm die dialektische Färbung diesem Büffel im vornhinein möglicherweise vorhandene blutunterlaufene Augen und den tückisch tiefgesenkten Kopf. Dieser Büffel, ausgesprochen als wäre er mit zwei i geschrieben und als hätte er kein l am Schluß, war vielmehr von einem kurzen, hellen Lachen begleitet, war ein Ruf des Stolzes, ja der Zuneigung, des Geborgenseins des Weibchens an der zottigen Brust einer Urkraft, die Häuser aus dem Sattel heben und sicherlich auch die Sterne vom Himmel holen konnte.
Wiggi trabte inzwischen, nachdem er die Straßenbahn verlassen hatte, an einem Wäldchen vorbei. Zwischen der Filzschicht der braunen Buchenblätter drängten sich die Leberblümchen mit einer für ihre Niedlichkeit erstaunlichen Vehemenz an die Sonne. „So sans", philosophierte er vor sich hin und es war klar, wen er noch der energischen Gemeinschaft dieser blauen Punkte hinzuzurechnen entschlossen war. Dann bückte er sich, holte sich mit seinen mächtigen Fingern eines behutsam aus dem raschelnden Laub und steckte es ins Knopfloch. Auch das schien ein symbolischer Vorgang zu sein. Nun war zum Garten nicht mehr weit; schon stocherte er in der Hosentasche nach dem Schlüssel. Da war das Häusel, auf dem Dach drehte sich ein Windrad, das heißt, es waren eigentlich die zum Kreis geordneten Federn eines Pfaues oder eines ähnlichen Tieres. In der Veranda war es dämmerig und kühl und er überlegte, daß die Resi eigentlich recht habe. Auf dem hochgeklappten Tisch lag vom vorigen Jahr noch die Mundharmonika. Der Wiggi klopfte sie aus, schlug sie auf den linken erhobenen Schenkel und wirklich hüpfte aus einem Blasloch ein Ohrenhöhler. Es war der erste Ohrenhöhler dieses Jahres, frisch und braun glänzend wie eine Kastanie und der Wiggi hatte eigentlich nichts gegen ihn, obwohl er natürlich froh war, nicht auf ihm geblasen zu haben. Dann nahm er das Instrument an seinen breiten Mund und entlockte ihm orgelartig einen Schwall von Akkorden Dazu fing er gleichzeitig so laut und falsch zu singen an, daß die Feuerhexe im Nachbargarten um ein Haar in die Flammen gefallen wäre. Sie verbrannte altes Kraut, dürre Reiser und es hätte schon genügt, daß der blaue, beizende Qualm ihr Tränen in die Augen trieb. Nun kam noch dieser Musikgesang! Wie konnte sie wissen, daß die Mißlaute nur äußerlich waren, daß auf Ultrawelle unhörbare Herztöne dahinterstanden, reinste Harmonie, nichts als Harmonie zu Lob und Preis des Geschöpfes Resi. Wie herrlich, daß Luftausblasen und -einziehen Musik macht! Wiggi holte tief Atem; dazu gröhlte und gurgelte seine Stimme. Dabei hüpfte er auf der Veranda herum, daß der Baumschwamm, der als Schmuck gedacht war und an einem Schnürl von der Decke herunter baumelte, in schwingende Bewegung geriet. Der Nachbarin war inzwischen das Feuer ausgegangen. Offenen Mundes starrte sie über den Zaun. Dann schmiß der Wiggi die Mundharmonika in eine Ecke, griff sich ein Beil, zog an ein paar Pflöcken, hieb mit gewaltigen Schlägen gegen ein Stemmeisen und begann das Häuschen vom Bretterboden zu lockern. Darauf hörte man ihn im Innern rumpeln. Dort stellte er den kleinen Tisch auf den großen, stieg hinauf und stemmte Rücken und

IN EINER KATE

Still brennt das Licht und flackert kaum.
Du sitzt allein in diesem kleinen Raum.
Die Kameraden gingen in die Nacht.
Einer spielt Karten, und der andere wacht.

Goldflitterbild glänzt aus der Ecke.
Ein Gummibaum schräg unter tiefer Decke.
Graue Tapeten rissen mit der Zeit.
Im weißen Ofen kohlt ein letztes Scheit.

Tisch, Stuhl und eine Liegestatt.
Zweimal gespaltner Spiegel leuchtet matt.
Du blickst hinein und siehst nicht dein Gesicht.
Lebst du im Traum? Du weißt es heute nicht.

Es ist so still, wie draußen weit.
Flohst du in ferne weiße Einsamkeit?
Bist du gebannt und wartest sehnsuchtsschwer?
Es scheint nun alles schon so lange her.

Dann horchst du auf, bist wieder wach.
Von irgendwoher klang ein dumpfer Krach.
Heulendes Pfeifen unterm Himmelszelt.
Verklebte Scheiben klirren. Mörtel fällt.

Werner Gaede

MÄRZ

Nicht der Mai ist der Schürer
zur Liebeslust,
man sagt ihm zu Unrecht nach,
er mache die Mädchen schwach:
der März ist der Verführer.

Hat mit dem Rauschgift des Föhn
er sie trunken gemacht,
schenkt er ihnen Veilchen und Lerchenlieder,
sie werden müder und immer müder,
und darüber lassen sie wohl zur Nacht
ihre Kammertür offenstehn . . .

Da wird zum Tempel der arme Raum,
drin so ein Mägdlein wohnt,
und durch den knospenden Baum
grinst der alte Kuppler, der Mond.

O dieser März! Nur die Toren
durchschauen ihn nicht,
doch, glaubt mir, er hat's
faustdick hinter den Ohren.

Fragt die Marianne, meinen Schatz!
die hat ihn vor Jahren
am eignen Leibe erfahren.

Willibald Omansen

Um eine Nasenlänge

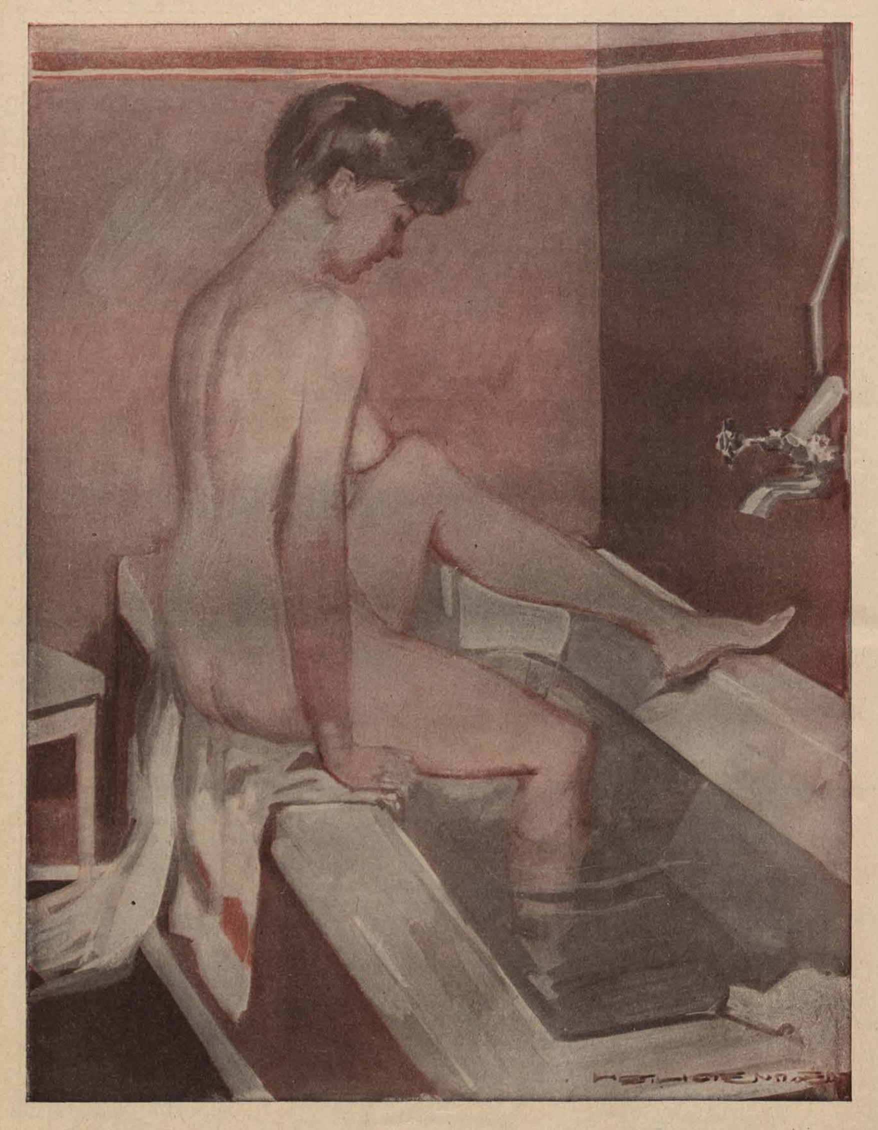
(Fr. Bilek)



... per la lunghezza d' un naso

Mädchentraum

(K. Heiligenstaedt)



„Jetzt müßte ein schöner Jüngling aus dem Wasser steigen und sagen: ‚Entschuldigen Sie, bitte — —‘!“

Sogno di ragazza: “Adesso dovrebbe uscir dall' acqua un bel giovane e dire: Scusate! Prego ...!„

Nacken gegen das Dach. Durch diesen Druck rissen die letzten Verbindungen, Nägel schlüpften aus dem Holz, Sperrungen zersplitterten krachend. Unter den eilig sich entfernenden Schritten der bestürzten Frau im Nachbargarten, die vorher einige Male die Augen zugeklappt und wieder aufgerissen hatte und jetzt unter den Rufen: ein Erdbeben! schneller und schneller das Weite suchte, begann das ganze Haus, stockend zwar, aber immerhin sich zu drehen. Es war aber ein stilles, nur einmal von einem zornigen Ächzen unterbrochenes Erdbeben. Meter um Meter, ruckartig und in kleinen Absätzen vollzog sich die Verwandlung. Endlich stand die Veranda nach dem Süden und aus dem Innern jammerte dumpf eine Stimme „mei Kreuz". —

Dieses steht jetzt, über die lachsfarbene Bluse einen hellen Sommermantel geworfen, am Garteneingang und klatscht in die Hände. Ein paar Meisen stieben daraufhin in die Luft, und aus der Hütte heraus hallen Hammerschläge. „Wiggi"! ruft das Mädchen, „Wiggi". Weiter nichts. Aber man weiß, wie so was Mädchen sagen können. Ein Baum, ein Riese von einem Baum kann davon ein Zittern bekommen, viel eher noch ein Mann, der sich jetzt mit dem Ärmel über die heiße Stirn streicht und auf die Veranda tritt. Da liegt nun das Dunkelgrün der Wälder, diese gute Farbe der frischen Erde, etwas Violettes und Resedagrünes um Gebüsche und Sträucher und die Lachsfarbe um Resis junge Brüste. Wiggi tut gar nicht überrascht; er wußte doch, daß sie kommen würde. „Was sagst", und er deutet stolz nach rückwärts, wo die Sonne in der Veranda liegt, schnurrend und breit hingelagert wie die wohlgenährte rote Katze Minka. Liebende, auch wenn sie sonst im gewöhnlichen Leben über das plätschernde Wasserrad eines Mundwerkes verfügen, haben jetzt keine Worte. Spüren sie, wie armselig Worte sind, diese armen, zu oft mißbrauchten, abgegriffenen, zu oft geschriebenen, zu oft gelesenen Worte. Aber ihre großen schwarz-braunen Augen sagen: Wiggi, ihr erster Schritt sagt das gleiche, ihre ausgebreiteten Arme sagen, rufen, schreien: Wiggi. In dieser Sekunde der Stille trillert hoch am Himmel eine Lerche. Was trillert sie denn? Wiggi trillert sie. Er ist ganz gefaßt und ganz gesammelt und wie vom Schlag des Glücks getroffen. „Irrsinnig hoch", sagt er vor sich hin und sucht dann irgendwo mit zusammengekniffenen Augen in der strahlenden Bläue den kleinen Vogel. Irrsinnig ist ein Lieblingswort von ihr. Er mag auch dieses Wort auf einmal, nur weil es von ihr ist. Dann, als wäre er von einer Lähmung frei, stürzt er die paar Schritte ihr entgegen, über den raschelnden Kies, reißt sie in seine Arme, dreht sich dann herum, packt sie im Schwung auf den Rücken und stampft dem Häuschen zu. Das Mädchen hat den Mantel verloren, den Hut, ein Schuh fällt in die Erdbeerrabatte. Einmal schreit sie auf, dann sagt sie es noch einmal, zum zweitenmal an diesem Tag, und es ist erfüllt von einer fast schluchzenden Glückseligkeit: Büffel. Wieder ist es im Dialekt gesprochen und es legt sich schmeichlerisch wie ein Samtmantel, ja wie ein regenbogener Wasserfall um Wiggi den Starken.

Geben wir es zu, daß hier, an diesem Punkt des ganzen Vorfalls, von diesem sonderbaren Kosewort zur Mythologie kaum mehr ist als ein Katzensprung. Braucht man überhaupt einen Zauberspruch, um die Resi jetzt in die Europa, den Büffel in den Stier zu verwandeln? Schon beginnen die Ölbäume zu raunen, die tausendjährigen. So stürmte einst Zeus dahin über die antiken Gefilde der Welt, mit geblähten Nüstern schnaubend und mit rollenden, funkelnden Augen. Mag auch als sicher hingenommen sein, daß der kleine Schmerzensruf, den jetzt die Resi ausstößt, als ihre Stirn auf der Veranda mit dem Baumschwamm in zu plötzliche Berührung gerät, dem klassischen Ablauf der Geschichte widerspricht, aber es geht ja nur um einen Vergleich in großen Zügen. Trotzdem scheint es gut, daß die Geschichte zu Ende und die Nachbarin in den Wald geflohen ist.

DAS TIGERWEIBCHEN

VON HEINZ SCHARPF

Durch den Urwald fuhr ein Auto. Das ist heute nichts Seltenes. In dem Auto saß eine Dame mit einer Tigerjacke. Daran ist weiter nicht Außergewöhnliches.

Plötzlich tauchte ein riesiger bengalischer Königstiger auf. Das ist schon was Seltenes im Urwald von heute.

Der Tiger sprang mit einem Satz auf den Kühler des Wagens, der Mann am Steuer sank erschreckt zurück, das Auto stand. Die Frau stieß einen leisen Schrei aus und starrte entsetzt dem Raubtier in die Augen.

Der Tiger schob sich langsam in den Wagen. „Bist du ein Tigerweibchen?" schnupperte er am Pelz der Dame.

„Ich verbitte mir jede Annäherung", versuchte sie das Tier abzuwehren, „Sie haben eine Lady vor sich."

„Krr, krr", machte der Tiger, „du riechst nach Moschus und siehst aus wie eine Tigerin. Was bist du eigentlich? Und wer ist das Geschöpf da vorne?"

„Das ist mein Gatte", wollte die Frau sagen, im letzten Augenblick aber besann sie sich eines Besseren. „Das ist ein Schaf", stammelte sie, „das erkennst du doch am Pelz." Der Mann trug nämlich einen hochgeschlossenen Schafpelz.

Der Tiger schlug mit seinem Schweif einen wegwerfenden Reif und kümmerte sich nicht weiter um den Begleiter der Dame. Neugierig schaute er sie an. „Du hast ein ganz rotes Maul", konstatierte er, „deine Krallen sind spitz und blank geleckt, deine Mähne scheinst du an einem Indigostrauch gerieben zu haben und deine Augen funkeln wie die einer Katze, aber ich glaube doch nicht recht, daß du ein Tigerweibchen bist, trotz deines Felles, es ist da ein gewisses Etwas ..."

„Gut, daß das da ist", versuchte die Frau zu scherzen, „das macht doch unseren Reiz aus."

„Rrr", rollte der Tiger, „meine linke Nase sagt, du bist ein Reptil, meine rechte wittert etwas von einem seltenen Wild. Nun, das wird sich ja zeigen, wenn ich dir dann das Herz aus dem Leib reiße."

„Nach einem Herzen wirst du bei mir vergebens suchen", gab ihm die Dame kühl zur Antwort, „sonst wäre ich doch kein Tigerweibchen."

Der Tiger brüllte fürchterlich auf und hob die Tatze. Die Frau duckte sich und miaute kläglich. Mit einigen demütigen Worten versuchte sie, das Tier zu besänftigen. Das verfehlte nicht die Wirkung. Auch Raubtiere lassen sich herumkriegen.

„Wie soll ich dir beweisen, daß ich ein Tigerweibchen bin?" fuhr die schöne Frau schmeichelnd fort. „Komm' und lege deinen Kopf in meinen Schoß."

Knurrend gehorchte das Tier. Na also, beruhigte sich die Dame nun vollends, ein Männchen wie alle, nur weniger glatt rasiert, ich werde schon fertig mit ihm werden. Mit ihren schlanken Fingern kraulte sie der Bestie den breiten Schädel. „Nun, wie fühlst du dich?"

„Ein wundervolles Lager", zog der Tiger die Krallen ein. „Aber es ist wenig ratsam, mit mir zu spielen, mein Blutdurst ist unersättlich. Wenn ich dich so ansehe, scheinst du mir eher eine Gazelle zu sein."

„Eine getigerte Gazelle oder ein Gazellentiger — und warum kein Tigerweib?"

„Beweise es mir."

„Oh", antwortete sie, „ist das nicht genug, daß ich zu dir in den Wald gekommen bin? Was verlangst du noch mehr?" Sie bohrte ihre Finger nervös in sein zottiges Fell und seufzte: „Ihr Männer seid doch alle gräßlich, ach!"

Der Tiger blinzelte selbstgefällig aus dem Spalt seiner gelben Augen. Er war nicht mehr der Jüngste. „Wie oft habe ich von dir geträumt, o König des Dschungel", drängte sie sich geschmeidig an ihn, „in schwülen Nächten".

Krr! Der König des Dschungel reckte sich auf und schnaufte hörbar. Alle Männer schnaufen in solchen Situationen hörbar.

„Ich möchte deine Schnurrbartspitzen zwirbeln", faßte sie ihn behutsam an, „das knistert so prikkelnd."

„Ein Weibchen bist du auf alle Fälle", fletschte der Tiger, „das wird mir immer klarer."

„Ein Tigerweibchen."

„Irgendein Schlangentier", beharrte der mißtrauische Bengale.

„Ich will dir etwas ins Ohr flüstern", beugte sie sich zu ihm herab, „das wird dich überzeugen. Aber du mußt schön artig die Augen schließen, ich fürchte mich sonst." Sie legte ihre schmalen Hände fest auf seine Augen und gab ihrem Mann einen Wink. Der zog geräuschlos seine Pistole.

„Höre, Tigermännchen", girrte sie, „es ist nur ein einziges kleines Wort, das ich sagen will, aber es klingt wie Kuß."

„Kuß", schnurrte der Tiger, „krrr!"

„Schuß!" sagte die Frau.

Ein Schuß knallte. Der Tiger tat seinen letzten Sprung und fiel zuckend neben dem Auto nieder. „Doch eine Tigerin", röchelte er. Schrecklich aufgerissen verglaste sein Auge.

Der Mann tat einen Freudenschrei. „Der hat sein Teil!" sprang er aus dem Wagen. „Du hast dich heldenhaft gehalten, teures Weib."

Die Frau sah achselzuckend an ihm vorbei, ihre Augen funkelten wie zwei grüne Lichter in der Dämmerung. „Das kostete ihm das Leben", warf sie leichthin, „er wollte es nicht glauben, daß ich ein Tigerweibchen bin."

„Haha", lachte der Mann, „du ein Tigerweibchen, weil du in einer Tigerjacke steckst, haha!" — und er schüttelt sich vor Lachen in seinem Schafpelz. Dann half die Lady ihrem Gatten den bengalischen Bettvorleger ins Auto zerren. — —

Der verehrte Leser möchte zum Schluß vielleicht noch wissen, wieso sich die Frau mit dem Raubtier so zu verständigen vermochte?

Nun, alle Frauen verstehen sich mehr oder weniger auf die Sprache von Raubkatzen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Es war so um das Jahr 1930 herum. Eines Tages wechselte eine Wiener Bank ihren Direktor. Das Bild des neuen Bankdirektors erschien in allen Tageszeitungen. Am nächsten Morgen erschien ein alter Kunde der Bank im Kassenraum. Er ließ sich zum Direktor führen und hielt ihm die Zeitung hin.

„Sind Sie das?"

„Ja."

„Und Sie sind der neue Leiter dieser Bank?"

„Gewiß."

Der Kunde nickte:

„In diesem Falle — zahlen Sie mir bitte sofort meine Einlage zurück!" J. H. R.

*

Im Autobus herrscht Gedränge. Man preßt, man drückt nach, man schimpft. Herr Protzig faucht aus allen Nähten. „Eine Schweinerei ist das! Wie im Schwitzkasten sitzt man hier! Wie ein Hering im Faß! Eine geschlagene halbe Stunde stehe ich jetzt auf einem Bein."

Da hebt sich aus dem Dunkel dicht neben ihm eine Stimme zu ihm auf: „Ja, und das ist noch nicht mal das Ihre, sondern meins!" P. M.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Britannia in Nöten

(Erik)



„Als Komintern-Agenten könnte ich sie unschädlich machen — als Gesandte der neuen Sowjet-Republiken sind sie allerdings exterritorial!"

Britannia a mal partito: "Come agenti dei Comintern potrei renderli innocui ... ma come inviati plenipotenziari delle nuove Repubbliche sovietiche sono indubbiamente extraterritoriali!„

München, 8. März 1944
49. Jahrgang Nummer 10

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

DIE WACHE VOR DEM EMPIRE

OLAF GULBRANSSON 44

„Ablösung vor!"

La sentinella davanti all' Empire: "Cambio di guardia!„

Nach einer langen Sitzung - Dopo una lunga seduta

(Fr. Bilek)



Das Mitgebrachte

Sie fahren in der Eisenbahn. Nehmen wir mal an, es steht zufällig nicht jemand auf dem Rande Ihrer Schuhsohlen oder noch weiter droben, und es befindet sich noch ein unausgenützter Luftraum zwischen Ihnen und Ihrem Gegenüber. Da wird es sein, daß Ihr Gegenüber sich von seinem Platz erhebt, den Koffer herunterholt und ihm etwas entnimmt. Sie sind ein diskreter Mensch und schauen nicht in den Koffer, aber es ist doch unvermeidlich, zu bemerken, daß Ihr Gegenüber zwei weiße Semmeln herausholt und ein Ei oder gar zwei, und — Ihre Pulse beginnen zu schlagen — womöglich ein Stück Geräuchertes. Das Gegenüber tut so, als ob dies das Selbstverständlichste von der Welt sei, und Sie tun desgleichen. Alle im Abteil tun desgleichen. Keiner sagt: „Respekt!" oder „Zum Donnerwetter" oder auch „Sieh mal an". Nun, das Gegenüber benimmt sich keineswegs protzig, es schlägt das hartgekochte Ei behutsam auf und sieht schnell mal nach, ob auch genügend Butter auf den Semmeln ist. Es ist genügend drauf, wir alle haben es gesehen.

Das läßt sich ein anderer im Abteil nicht zweimal sagen oder zeigen. Er wickelt Kuchen aus, schönen Kuchen mit Rosinen. Kaum hat ein dritter das gesehen, zieht der sein Etui und steckt sich eine Zigarre an, ich kann Ihnen sagen, eine Zigarre s o ! Die Reihenfolge kann natürlich verschieden sein. Zuerst kann einer die Zigarre ausspielen, dann ein zweiter Wurstsemmeln ins Spiel werfen und zuletzt ein dritter mit geräuchertem Speck trumpfen. Aber alle machen Gesichter, nun also Gesichter, als ob's das bei ihnen täglich gäbe. Ich sage Euch, liebe Freunde, es gibt bei diesen solches auch nicht täglich, und Lebensmittelverbrecher sind das auch nicht, nein, durchaus harmlose, anständige Menschen.

Aber sie repräsentieren. Man will sich doch nicht mit einem Schwarzbrot, mit — na sagen wir mal — Marmelade unter die Leute wagen. Die könnten sonst das Richtige, das ganz Normale denken. Und wir andern spielen alle mit, spielen ausgezeichnet mit, wir sind so gut erzogen, keinem treten die Augen aus dem Kopf. Allerdings, Kinder dürfen nicht im Abteil sein. Kinder reden halt zu leicht die Wahrheit.

Foitzick

Das verschwiegene Marienkäferchen

Septempunctata, Siebenpunkt,
Stubengenosse, der niemals unkt,
der immer mobil an den Fensterscheiben
schweigsam herumturnt - was soll dein Treiben?

Suchst du dir Futter - aber was? -
zwischen Rahmenfugen und Glas?
Blattläuse pflegen in diesen Spalten
sich meines Wissens nicht aufzuhalten.

Jagt dich die Unrast von Ort zu Ort?
Oder ist's eine Art Wintersport?
Aber nach allgemeiner Erfahrung
geht das doch nicht ohne Zufuhr von Nahrung.

Der Rauch meiner Pfeife, der dich umwaht,
enthält weder Eiweiß noch Kohlehydrat ...
So sag' doch, du Pilgrim auf gläsernen Scheiben:
wie vermagst du's, trotzdem am Leben zu bleiben?

- Ich hab' es ihm dringlich ins Ohr gebellt.
Da hat er ganz einfach sich tot gestellt.
Lag stumm auf dem Rücken und ließ mich fauchen ...
Und ich könnt' sein Rezept doch so notwendig brauchen!

Ratatöskr

Im politischen Zoo

(Wilhelm Schulz)



„Wundervoll, wie das Chamäleon seine Farbe zu wechseln versteht, nur hinten ist es noch ein bißchen rot!"

Nello Zoo politico: "Cosa meravigliosa! Come il camaleonte sa cambiar bene il suo colore! Soltanto di dietro è ancora un pochino rosso!,,

An Mr. Papst

(E. Thöny)



„... wir sind gerne bereit, Ihnen Offerte in kompletten Abteien in allen Größen und ff. Ausführungen zu unterbreiten. Smith & Co., Chikago."

A Mr. Papa: "... siamo ben disposti a farVi offerte di Abbazie complete, in tutte le grandezze e di finissima esecuzione. Smith & Co., Chicago."

AUS DER WEINGEGEND

VON STEFAN HOLLENTHONER

Lang, lang ist's her, daß ich einmal in ein kleines Weinbauerndorf kam. Ich hatte am Bürgermeisteramt zu tun und fand es nach einigem Suchen und Fragen. Es war im Hause des Bürgermeisters selbst untergebracht, das auf einer kleinen Anhöhe lag, umrundet von fruchtschweren Obstbäumen; hinter dem Gehöft zog sich eine sanfte Berglehne hinan, bestanden mit schnurgerade ausgerichteten, blaubespritzten Rebstöcken. Ich stieg den Fußpfad empor und verschnaufte etwas beim alten Nußbaum vor dem Tor, bevor ich eintrat. Am Baum hing eine wettergraue Holztafel, deren Spitze gegen das Haus zeigte und auf der zu lesen stand: „Zum Bürgermeister." Drunter in Klammer: „Achtung, bissiger Hund!"

Da kam er schon durch das bloß angelehnte Tor herausgeschossen — der vierbeinige bissige Hund nämlich. Er war ein scheußlicher Köter mit räudigen Ohren und rauchenden Lefzen; er bremste seinen Galopp an meinen Hosenbeinen und fletschte knurrend die Zähne. Wenn man Angst hat, soll man sie nicht zeigen. Ich schritt ruhig weiter, mit etwas klebrigen Schritten zwar, aber ich übersah den Hund standhaft. Er ging tappend neben mir her und keuchte; einmal mußte er niesen.

Als ich in der Hauseinfahrt stand, schaute ich das erste Mal auf ihn hinunter: Da stand er nun, blickte mich treuherzig an, schüttelte seinen Pelz, daß der Staub und die Flöhe flogen, und wedelte freundlich mit dem Schwanze.

Aber auch der Bürgermeister tat nicht beißen. Er werkte gerade im Hof an einem schadhaften Bottich herum, als er mich erblicke. Er legte sein Werkzeug ohne jegliche Hast hin, praktizierte seine Pfeife von einem Mundwinkel in den andern, spuckte zwischendurch aus und ging langsam auf mich zu. Die Hände unterm Schurz verschränkt, sah er mich aus seinen dunklen Augen, die in dem gelben, leidfarbenen Gesicht zwischen der großen, porigen Nase melancholisch wirkten, fragend an.

„Sind Sie der Bürgermeister?"

Er nickte, und es schien mir, als seufzte er ein wenig. Der Hund sprang einigemale wedelnd an ihm empor, was der Bürgermeister still erduldete. Ich erzählte ihm nun in kurzen Worten mein Begehr und wurde daraufhin eingeladen, ihm ins Amtszimmer zu folgen.

Wir mußten durch die Küche durch, in der die Frau Bürgermeister am Herd stand und mit einem langen Kochlöffel in einem drahtumflochtenen irdenen Hafen rührte Sie war sehr rundlich und in ihrem rosigen Gesicht blitzten neugierige, frische Augen. Der Bürgermeister scheuchte noch ein Heer von Katzen auseinander, die den Eingang zum Amtszimmer verlegten, dann stand ich drinnen.

Es war eigentlich nur zur Hälfte amtlich, zur anderen Hälfte war es sehr privat. Also gewissermaßen halbamtlich. Entlang der einen Längswand standen hintereinander zwei Betten, in die ein gewaltiger Berg von Tuchenten eingebettet war. Das mußte privat sein, denn Schlafstellen sind in Ämtern nicht eingeführt, zumindest nicht amtlich (vielleicht halbamtlich?). Auch einen riesigen eichenen Schrank sah ich, der förmlich das Zimmer verfinsterte. Obenauf standen ganze Batterien von eingemachten Marillen, Zwetschgen und ähnlichem. Nun aber wurde die Einrichtung allmählich amtlich: Da war zunächst ein schmuckloser Tisch mit einer Landkarte von Tintenflecken drauf. In der Mitte des Tisches stand ein sehr kommodes Tintenfaß, daneben standen eine Streusandbüchse und eine ausgefranste Löschwiege; einige Federhalter lagen vor dem Tintenfaß. Dieses Stilleben war entschieden amtlich. Den Tisch umgaben Stühle, sechs an der Zahl.

An den Wänden hing alles mögliche. In einem Winkel beim Fenster prangte ein verblaßtes Rekrutensträußel mit langen, bunten Bändern, umrahmt von einem Kranz vergilbter Fotografien (der Bürgermeister als verdatterter Rekrut, als strahlender Gefreiter, als schnurrbärtiger Korporal mit Schützenschnur und schließlich als Zugsführer mit Autoritätsblick). Über den Betten hingen gestickte Sinnsprüche und ringsherum hingen Bilder. Große, ölgedruckte Heiligenbilder. Sie neigten sich alle mit ihrer oberen Kante stark vornüber und wurden von soliden Schnüren am Herabkippen verhindert. Hinter den Bildern bauschten sich Bündel von Schriften und sonstigem Papier.

Es dauerte eine Weile, bis meine Sache erledigt war. Der Bürgermeister zog hinter einem Heiligenbild ein Faszikel hervor, staubte es mit seinem Schurz ab, setzte sich seine Nickelbrille auf, kam dann drauf, daß er die Geschichte verkehrt in seinen Händen hielt, und setzte sich schließlich seufzend zum Tisch, neben dem ich saß und bisher schweigend zugesehen hatte. Er mühte sich buchstäblich im Schweiße seines Angesichts, dabei ärgerte ihn sichtlich die lange Pfeife, die ihm ständig im Mundwinkel hing und ihm daher ständig im Wege war. Sie pumperte bald auf den Tisch, bald auf das Faszikel, bald sonst wohin, aber sie blieb, eiskalt wie sie war, im Mund des Bürgermeisters hängen

„Sie haben wohl sehr viel Mühe mit Ihrem Amt?" frage ich ihn teilnehmend.

Er sah mich über seine Brille hinweg mit einem Blick an, der besagte: Hast du eine Ahnung?!

„Na ja", fuhr ich fort, „da gibt's fortwährend zu denken. Ich kenne mich da ein bißchen aus. Und dann muß man ja alles in Ordnung halten, Akten und Kartei anlegen, was das nur für Schreibereien verursacht! Haben Sie wenigstens eine Hilfskraft?"

„Wer möcht' denn die bezahlen?"

„Eben, eben... Ja, da lastet eine schwere Bürde auf Ihren Schultern. Bei Tag arbeiten und in der Nacht Akten anlegen und Register schmieren. Wie gesagt, ich kenne das, bin schon viel in Bürgermeisterämtern herumgekommen. Übrigens, darf

Ihr Liebling - Il beniamino ... di lei

(O. Herrmann)



„Liebes Lorchen, sing doch wieder ‚Schö-ne A-bend-stun-de'!"
„Wenn das Biest noch einen Ton von sich gibt, sag ich: ‚Marsch, in die Pfanne'!"

"Oh caro Loretto, cantami un' altra volta: 'Bella ... ora ... della ... sera ...,!„
"Se quest' animale emette ancora un solo tono, dico io: 'Marsc! Nella padella!,„

ich Ihnen eine gute Zigarre aufwarten? Das soll keine Bestechung sein, meine Sache ist ohnehin nur eine selbstverständliche Formalität (sie war es wirklich!). Also bitte..."

„Hm... also, probieren ma halt a Zigarrl."

Ich wollte den Bürgermeister endlich ohne seine Pfeife sehen, die mit ihrem leidigen Gewicht sein ganzes Gesicht in die Länge zog und den Mund so schweigsam machte. In der Tat, er hakte die Pfeife aus einer bequemen Zahnlücke aus und ließ sich die Zigarre von mir anzünden. Ich brannte mir auch eine an. Und siehe da, der Bürgermeister wurde langsam warm und aufgeräumt. Er stellte mir die verlangte Urkunde aus. Einmal gab es einen Tintenfleck, ein paarmal „spragelte" die Feder, aber schließlich war es geschafft. „Bin I froh, daß das vorüber is!" Schmunzelnd übergab er mir das Schriftstück. Dann erhob er sich und ging in die Küche hinaus. Gefolgt von seiner Frau, kam er wieder herein. Die Frau Bürgermeister stellte uns einen Krug Wein und zwei Gläser auf den Tisch, auch ein tüchtiges Stück Hausbrot fehlte nicht. Meine Einladung, sich zu uns zu setzen, um uns Bescheid zu tun, lehnte sie ab. „I muaß koch'n, aber mein Mann trinkt eh für zwa, wann er grad will — und wann eahm sei Leber a Ruah gibt!"

„Is scho guat", brummte der Bürgermeister, und seine Frau wischte lachend zur Tür hinaus.

Als ich nach einiger Zeit des genußvollen Trinkens wieder damit anfing, wie schwierig es sei, so ein Amt in Ordnung zu halten und insbesonders die Übersicht über die Akten nicht zu verlieren, sah mir der Bürgermeister mit einem Blick voll Weisheit und Ironie tief in die Augen. „Dazua hab' i meine Heiligenbilder!" sagte er und weidete sich an meiner Verständnislosigkeit.

„Es hängen wohl viele hier", sagte ich schließlich und ließ meinen Blick die Runde gehen, „es ist mir vorhin auch aufgefallen, daß Sie meinen Akt hinter einem solchen Bild hervorgezogen haben, aber sonst...?"

„Schaun S', a jeder Heiliger hat sein Räsort, man muaß nur amol draufkommen, dann is die G'schicht' sehr einfach. Da is zum Beispiel der heilige Josef..." Der Bürgermeister war aufgestanden und vor ein Bild getreten. Der Rauch aus unseren Zigarren wallte zu dem Heiligen empor, als wäre es Weihrauch.

„Josef, der Nährvater", fuhr der Bürgermeister fort, „der is zuaständig für die Ernährung der Armen und Hilflosen, mit an Wort für die Armenpflege. Da hab'n ma nöt viel Akten, er tragt si nöt schwer damit." In der Tat, nur wenige Papierbündel ragten hinter dem Rahmen hervor.

Das nächste war ein Bild der Madonna mit dem Kind. „Da hab'n ma schon a bissel mehr Akten; lauter ledige Kinder. Das macht der Wein. Das soll uns aber nix schaden, i bin aa a ledigs Kind." Er zwinkerte mir zu und hob mir das Weinglas entgegen „Prost! Prost!" sagte ich in glänzender Laune, „Ihr arbeitssparendes Aktenregister imponiert mir mächtig!"

„Na ja", sagte der Bürgermeister, merklich befriedigt über das Lob. „Und da hätt' ma den heiligen Florian, wiar er sein Wasserschaffel auf die brennenden Häuser schütt' —"

„Feuerpolizei, Feuerwehrwesen!" fiel ich eifrig dazwischen.

„Ganz richtig. Mir verstengan uns schon. Also, da is a nöt viel los. Aber dafür bei dem da...!"

Johannes der Täufer stand im himmelblauen Flusse Jordan, überschattet von giftgrünen Palmen, und taufte eine Schar schamvoll verhüllter bärtiger Männer.

„Das tät' halt so mancher gern, den Wein oder die Milch a bisserl tauf'n. Da hoaßt's aufpassen, kontrollier'n und inspizier'n. Wann i so an Täufer derwisch, dann geht's eahm schlecht. Also, das is dem heiligen Johannes sein Räsort."

„Da hätten wir ja gar die flammende Hölle!" rief ich und zog den Bürgermeister vor ein Bild, auf dem zu sehen war, wie die Sünder inmitten eines Feuermeeres mit glühenden Zangen gekneipt, am Spieß gebraten und von Ziegenböcken an den Fußsohlen geleckt wurden. Das Bild war schon sehr strapaziert und hatte ein paar Löcher. Es trug eine gepfropft volle Last von Akten huckepack. Ich legte den Finger an die Nase und begann zu raten. „Da gehören her alle Strafsachen, die mit Geld belegt werden oder im Gemeindekotter endigen, stimmt's?"

„Stimmt."

„...Dann aber auch die Steuern! Die Gemeindesteuer, die Umlagen, die Hand- und Zugdienste, stimmt's?"

„Stimmt! I hab' Ihna ja g'sagt, man muaß nur dahinter kumma, dann ergibt si die ganze Einteilung von selber."

Ich betrachtete den bäuerlichen Philosophen mit Respekt. Seine Augen blickten jetzt gar nicht mehr melancholisch und seine Wangen hatten sich gerötet. „Vergessen S' auf's Trinken nöt", sagte er, und, während er mir beim Tisch einschenkte, schaute mir ein hagerer Heiliger ins Auge, der mir bisher noch auf keinem Bild begegnet war. „Wer ist denn das?" fragte ich.

„Das da is der heilige Judas Thaddäus. Der is für ganz verzweifelte Fälle. Manchmal gibt's so verzwickte G'schichten, wo ma kan End siacht. Dann kriagt er den Akt hinteri und bis jetzt hat si no a jeder solcher Akt durchs lange Liegen allani erledigt... Aber sag'n S', hab'n Sie scho mein Weinkeller g'sehg'n?"

Eine Viertelstunde später sah ich ihn, den Weinkeller, den lauschigen, versteckten, zuerst auswendig, dann sehr, sehr lange inwendig.

Als ich ihn wieder verließ, trieb die frische Luft mit meinem Blut ein tolles Schaukelspiel und ich fiel dem standfesteren Bürgermeister um den Hals, denn sonst wäre ich bäuchlings auf der Erde gelandet.

Also, der Rausch war ein ganz verzweifelter Fall — etwas für den heiligen Judas Thaddäus!

WOHIN MIT DEM KLAVIER?

VON ERIC RUDENBERG

Nach dem Honigmonat von romantischer Hochzeitsreise zurückgekehrt, hatte das junge Ehepaar seinen Einzug in das neue Heim — eine hübsch eingerichtete Dreizimmerwohnung — gehalten und sah sich nun erstmalig gemeinsam den Problemen des Alltags gegenübergestellt.

„Du hör' mal", empfing Inga ihren Arne, als er des Abends aus dem Büro heimkehrte, „wir müssen das Klavier anders stellen. So, wie es jetzt steht, nimmt es zu viel Platz weg. Mama meint auch —"

Er, ein wenig müde und abgespannt, wehrte ab: „Ach was, so wie es steht, steht das Klavier gut. Es war eine Hundearbeit, es dorthin zu bekommen."

Aber Inga gab nicht nach. „Oder", begann sie erneut, „wenn wir das Klavier neben die Couch stellten?"

Arne schüttelte den Kopf: „Das geht nicht. Dort drüben ist eine Außenwand, und Klaviere sind in dieser Hinsicht sehr empfindlich. Aber man könnte es vielleicht im Alkoven neben den Kamin stellen."

„Ja, aber, liebes Männchen, dann würde ja das Porträt von Großpapa verdeckt werden!"

„Das müßte eben anderswo untergebracht werden."

„Großpapa anderswo untergebracht werden?" Inga setzte eine saure Miene auf. „Nein, es müßte sich für das Klavier ein besserer Platz als im Alkoven finden lassen. Dort in der Ecke neben dem Fenster beispielsweise."

„Verzeihung, Liebling, darf ich dich darauf aufmerksam machen, daß wir im Erdgeschoß wohnen, so daß dich von der Straße aus jedermann sehen könnte, wenn du dort sitzen und spielen würdest."

Inga tat belustigt: „Hah, das gäbe einen Spaß für die Leute!"

Arnes Gesicht verfinsterte sich: „Ja, das gäbe es gewiß. Aber du bist dir und mir gewisse Rücksichten schuldig."

„Rücksichten hin, Rücksichten her — was gehen mich die anderen Leute an, wenn ich Klavier spielen will? Neben dem Kamin aber würde es zu heiß werden."

„Ja, aber wir heizen ja so selten. Und was Großpapas Porträt anbelangt, so hängen wir es über das Bücherregal."

Inga tat gekränkt, sie schmollte: „Ich habe mehr Pietät für meine Ahnen als du. Ach, hätte Großpapa geahnt —"

Arne versuchte einzulenken: „Es war nicht böse von mir gemeint. Komm, Liebling, pack mit an, wir schieben das Klavier zum Alkoven hinüber."

„Nein, danke, ich will es am Fenster stehen haben."

„Dann setzen wir es lieber gleich in den Garten hinaus."

„Du kannst dir deinen Spott sparen, Arne. Wie gesagt, am Kamin wäre es viel zu heiß. Ich gedenke nämlich recht häufig zu feuern."

„Das dürfte recht überflüssig sein. Wo wir doch jung verheiratet sind und genug Feuer in uns haben."

„Arne, ich verbitte mir diese Anzüglichkeiten."

„Zugegeben, schön bist du anzuschauen, sehr schön sogar. Aber keine öffentliche Schaustellung, bitte! Das Klavier kommt nicht ans Fenster!"

„Arne, in welchem Ton du mit mir redest! Wenn es dir nicht paßt, dann war es schade, jammerschade, daß wir uns miteinander verheiratet haben."

„Das gehört nicht hierher. Zur Sache, Liebling! Komm, rücken wir das Klavier zum Alkoven hinüber."

Inga stampfte wütend mit den Füßen. „Bitte schön, rücke das Klavier, wohin du willst. Meinetwegen neben den Kamin. Auch mit Großpapas Bild kannst du anstellen was dir beliebt. Du — du —" Sie lief zur Tür.

Arne folgte ihr. „Wohin gehst du?" fragte er.

Sie schluchzte auf: „Uhuhu — ich kehre zu Mama zurück... uhuhuhuhuhuuu..."

Sie drückte die Türklinke herunter, bekam jedoch die Tür nicht auf. Arne legte seine Hand auf die ihrige und öffnete.

„Bitte schön, jetzt ist die Tür offen", sagte er und zeigte mit der anderen Hand ins Freie.

Pause. Dann erneutes Aufschluchzen: „A-r-n-e!"

Ein tiefer Seufzer: „I-n-g-a!"

In Ingas Augen lag der Ausdruck eines verwundeten Rehes. Versöhnt fielen sie einander in die Arme.

Eine Viertelstunde später rief Inga ihre Mutter an, um ihr mitzuteilen, daß sie und Arne darüber einig geworden seien, daß das Klavier am vorteilhaftesten doch so stand, wie es bisher gestanden.

(Aus dem Schwedischen von Valborg Rietig.)

MEIN FREUND JOHANNES

Martin und ich holten Johannes zu einem Spaziergang ab. Plötzlich fiel mir etwas ein:

„Jungens, wir sollten an diesem schönen Wintertag bei den Mädels vorbeigehen und sie mitnehmen", schlug ich vor.

Johannes war einverstanden.

Martin aber wurde unruhig: „Dann will ich mir aber noch schnell meine Handschuhe holen", sagte er.

„Wäre es nicht einfacher, wenn du dir eben hier bei mir die Hände wüschest?" meinte Johannes.

J. Bieger

Preisbildung

(R. Kriesch)



„Aber Frau Haberl, für zwei Bäder sind doch fünf Mark zu viel!"
„Ganz wurscht — die Hygi-ähne is' bei mir pauschal!"

Prezzo in blocco: "Ma, sora Haberl, cinque Marchi per due bagni sono davvero troppi!„
"Non fa niente! Da me l' ig . . . iene si paga in blocco!„

ZU ZWEIEN

VON A. WISBECK

Von allen Mädchen, die sich vor dem Hotel „Bergkristall" auf ihren Liegestühlen räkelten und von der prallen Wintersonne rösten ließen, war Gisela zweifellos das schönste. Wie könnte man sie gebührend beschreiben? Ihr Engelsköpfle mit dem gelockten Haar, der sanften Rundung der Wangen, den hellen Augensternen, hätte Botticelli in einen Taumel der Begeisterung versetzt, die zarten Umrisse der Brust aber schrien förmlich nach dem frommen Pinsel des Fra Angelico. Angebetet von einem Schwarm liebestrunkener Männer lag Gisela in ihrem schnittigen, himbeerfarbenen Dreß da und gönnte diesem wie jenem in gleicher Weise ihr holdseliges Lächeln. Genoß dieser oder jener einen Vorzug? Es ließ sich kaum entscheiden. Kaum. Denn warf sie nicht doch zuweilen diesem ekelhaften Herrn Wiedemann im zitronengelben Pullover einen Blick zu, der Verheißung bedeuten konnte? Mein Herz litt unsagbar, wenn ich es dachte. Aber auch Giselas Verhalten dem Grafen gegenüber mußte mich tief schmerzen. Wie konnte sie lachen, wenn er seine albernen Witze quäkte? Und geschah es ohne Absicht, daß sich ihr Röckchen vor dem funkelnden Einglas über das schmissige Knie verschob? Zerbrechen wollte mir das Herz. „Ich will nicht gerade behaupten, der Graf sei ein Idiot", bemerkte ich eines Tages, „aber durch ihn wäre das Pulver bis heute noch nicht erfunden." „Glauben Sie?" frug Gisela nur und lächelte holdselig. „Es scheint mir, die Schneidezähne des Herrn Wiedemann sind unecht", warf ich ein anderes Mal hin, „er macht den Eindruck eines alten Kaninchens." „Finden Sie?" lächelte Gisela nur wieder. Nein, der Zustand zwischen diesen lästigen Mitbewerbern wurde unerträglich! Man mußte Gisela herausreißen aus ihrem Kreis, mußte Einflüsse ausschalten, die meiner Liebe widerstrebten. Allein mit dem Mädchen, fern dem Getriebe des Hotels, und mein Herz konnte sich in aller Stille erschließen.

„Wie hohl ist doch das Leben in einem solchen Haus!" versetzte ich eines Tages der Geliebten. „Vom falschen Gebiß des Herrn Wiedemann bis zum Funkelglas des Grafen — alles Schein und läppischer Trug! Hinweg vom Frack des Ober und wieder zurück zur Natur! Weit fort von der verlogenen Wasserspülung und wieder hinauf zum reinen Quell! Sehen Sie dort oben über den schneeverhangenen Wäldern den schwarzen Punkt? Es ist die Käseralm, und im stillen Bezirk ihrer erhabenen Einsamkeit soll meine Seele vom gleißenden Flitterwerk des gesellschaftlichen Scheinlebens wieder gesunden. Kaum ein Stündchen auf Schiern, und die Welt mit ihrem eitlen Trug liegt in den trüben Dünsten einer entarteten Menschheit tief unter mir. Andachtsvoll werde ich meine Hände zum rosigen Schein des Morgens erheben, nachts aber wird mein Haupt die Sterne berühren." „Das muß schön sein", lächelt Gisela und sieht etwas verständnislos vor sich hin. „Ja", beteuere ich, „es wird wundervoll sein, aber noch voller der Wunder wäre es, wenn Sie mich begleiten wollten." „Bon", sagte Gisela nach kurzem Besinnen, während sie das liebreizende Engelsschnäuzle frisch lackiert. „Bon", sagt sie, „ich mache mit. Schifahren kann ich ein wenig — wenn es genügt?" „Oh", versicherte ich begeistert, „es genügt! Aber, wenn Sie selbst noch nie auf Schiern gestanden wären — ein Engel wie Sie breitet seine Flüglein aus, und durch Wolken diamantenen Staubes geht's herunter durch die Schneisen. Gisela wo sind Sie? werde ich rufen. Hier — kommt es von unten herauf, aber wo stecken Sie alter Bär?" „Bon" lächelt Gisela. Wie weich sie immer dieses „bon" sagt! Kindlich, fast demütig, fällt es vom krapproten Amorbogen des geliebten Mundes.

Mit mehrstündiger Verspätung erscheint Gisela am nächsten Morgen in der Halle. Alle Farben des Regenbogens durchläuft ihr schnittiges Kostüm, vom drolligen Gnomenmützchen bis zur apfelgrünen Hose. Ein umfangreicher Handkoffer kann noch in meinem Rucksack Platz finden. Aber der Gedanke an zarte Wäsche macht mir die Last leicht. Unter frohen Gesprächen geht es über die Ebene auf frisch gespurtem Weg dahin. Ich lasse Gisela vor mir herlaufen und labe mein Herz an dem koketten Muskelspiel des apfelgrünen Gesäßchens. Jetzt geht es bergan, und ich spure. „Der Portier, dieser gemeine Kerl, hat meine Schi gewachst", höre ich es hinter mir murren. Ja, es ist wahr: die Gesetze der Schwerkraft und schiefen Ebene setzen der Überwindung von Höhenunterschieden erhebliche Schwierigkeiten in den Weg. Hilflos gleitet Gisela immer wieder zum Ausgangspunkt ihres Unternehmens zurück. „Der Portier hätte Schuhnägel in ihre Bretteln hauen müssen!" lache ich etwas bitter. „Bin ich Ihnen vielleicht lästig?" fragt Gisela demütig. „Um Gottes willen, nein!" beteuere ich, „es war nur ein Witz." „Bon", lächelt Gisela schon wieder, „und nun wollen wir rasten. In meinem Koffer befinden sich vierzehn Wurstbrote und eine Flasche Kognak." „Bon", sagt Gisela, nachdem sie sich gestärkt und die Lippen frisch aufgefärbt hat, „jetzt kann es weiter gehen!" In unendlichen Kehren spure ich den Hang hinauf. Ach ja, die Liebe scheint wirklich eine Himmelsmacht zu sein! Gisela ist in Schweiß geraten, Braunschminke und Krapprot vermengen sich, bis zum Hals reicht die Unterlippe. Vom Näschen hat sich ein Hautfetzen gelöst, herabfließende Wimpernschwärze füllt den Substanzverlust diskret aus. „Ich werde Sie anseilen", schlage ich vor, „denn wir wollen die Hütte noch vor Anbruch der Nacht erreichen." „Bon", lächelt Gisela dankbar, und ich schleife sie nun hinter mir her. Es dämmert bereits, als wir bei der Alm ankommen.

Wohnlich konnte unsere Unterkunft kaum genannt werden. Ein schmaler, spärlich mit Stroh ausgefüllter Rahmen, auf dem eine zerschlissene Decke lag, stellte immerhin eine Liegestatt dar. Auf einem Bord stehen eine zerbrochene Flasche mit trübem Inhalt, eine leere Konservenbüchse, drei Zähne eines Haarkammes und ein Kuhhorn. Ich versuche bei Kerzenschein ein Feuer anzumachen, aber das nasse Holz verbreitet nur beißenden Qualm. Gisela geht unruhig hin und her, öffnet die Türe, bleibt unschlüssig stehen und frägt verlegen: „Wo ist hier wohl — — Ich meine, wo könnte man — kann man —?" „Man kann überall", sage ich milde, „die Natur hat keine engen Grenzen gezogen." „Bon", lächelt Gisela, als sie zurückkehrt. Oh, dieses ewige, stumpfsinnige „Bon"! Es ging mir auf die Nerven und verursachte schon fast körperliche Übelkeit. „Könnten Sie nicht zur Abwechslung einmal fluchen?" schlage ich vor, „Himmelkreuzdonnerwetter wäre doch auch kein schlechtes Wort!" „Bon, mache ich", nickt Gisela willfährig und lächelt. — Schweigsam, nebeneinander auf dem Lagerrahmen sitzend, essen wir von unserem Proviant. Konnte man vielleicht in diesem verqualmten Raum unter Hustenanfällen und tränenden Auges von Liebe sprechen? Forderte ein Mund zum Kuß auf, den man erst im krapproten Bezirk zwischen Ohren und Hals hätte suchen müssen? Aber wovon sollte man sonst reden? In diesen Fällen war der Graf mit seinen Witzen hilfreich eingesprungen. Doch der saß weit unten im „Bergkristall" und funkelte nun wohl das rassige Fräulein Hagedorn an. Im übrigen, wenn ich mein Herz so recht prüfe: war es mir noch um Gisela zu tun? Es schien mir, wo die Konkurrenz fehlt, da erlahmt auch der Ehrgeiz des Mannes. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei — geht es mir durch den Sinn, aber allein zu zweien ist auch noch lange kein Paradies. „Und nun wollen wir zur Ruhe gehen!" rate ich schließlich. Mühselig zwängen wir uns in das enge Gestell, die schmale Decke ist doppelter Beanspruchung nicht gewachsen. „Himmelkreuzdonnerwetter", murmelt Gisela im Halbschlaf und reißt die Decke an sich. Ich friere jämmerlich. —

Am nächsten Tag beschäftigen wir uns mit Schifahren. Aber was spreche ich von „Fahren"? „Himmelkreuzdonnerwetter", flucht es aus diesem und jenem Loch, bald hier, bald dort. Immer bin ich nur daran, zwei verknäuelte, apfelgrüne Beine zu entwirren und aus dem Schnee zu zerren. Nein, kein guter Sport, fürwahr! „Himmelkreuzdonnerwetter", flucht Gisela am dritten Tag, „ich habe beim letzten Sturz meinen Lippenstift aus der Tasche verloren. Nun komme ich mir wie nackt vor. Es ist entsetzlich!" „Trösten Sie sich, liebes Kind", beruhige ich, „morgen werde ich abfahren und einen neuen Stift besorgen. Oder fürchten Sie sich vielleicht? In zwei Stunden werde ich es geschafft haben. „Nein", sagt Gisela, „ich fürchte mich nicht, aber es soll Krapprot, nicht Zinnober sein!" —

In weiten Schwüngen geht es zu Tal. Herrlich — herrlich! Ein junger Adler bin ich, der zum ersten Male das muffige Nest verlassen hat. Rasch habe ich den Lippenstift besorgt. Dann suche ich den Grafen auf. „Herr Graf", sage ich, „gestatten Sie eine Frage: „Dort oben, auf der Käseralm sitzt Fräulein Gisela. Allein. Verlassen. Denn leider bin ich gezwungen, eine Depesche abzuwarten. Würden Sie sich vielleicht raschestens zu der jungen Dame begeben und ihr diesen Lippenstift überbringen?" Der Graf zuckt nur mit der Achsel. „Habe leider keine Zeit", lehnt er schroff ab. „Schade", sage ich, „denn Fräulein Gisela nannte des öfteren Ihren Namen. Unter Diskretion: einmal auch im Schlaf." „Ach was", murmelt der Graf, und ein freundliches Lächeln umspielt seine Lippen. Dann wird er wieder ernst und funkelt mich forschend an. „Eine Frage unter Männern", quäkt er, „stehen Sie in irgend welchen Beziehungen zu der jungen Dame? Ich meine — nun, Sie verstehen mich schon." „Dreifaches Ehrenwort, daß nicht!" beteuere ich. „Übrigens nimmt es mich Wunder, daß Herr Graf von der Dame überhaupt annehmen können — ich bin erstaunt. Nun werde ich eben selber wieder zu der Einsamen hinaufeilen." „Nicht so rasch!" wehrt der Graf ab. „Selbstverständlich begebe ich mich sofort zu Fräulein Gisela."

Drei Tage später erscheint der Graf wieder im Hotel. Ich sehe, wie er auf Herrn Wiedemann einspricht und nach der Käseralm deutet. Kurz nachher nimmt der zitronengelbe Pullover die Richtung zur Hütte auf. „Ein prächtiges Mädel, diese Gisela", sagt der Graf zu mir. „Nur schade, daß sie immer so gottsjämmerlich flucht. Dieses ewige ‚Himmelkreuzdonnerwetter' geht auf die Nerven!"

AN EIN GESPENST

Nichts blieb zurück, womit du mich erinnerst,
Kein Bild, kein Brief, kein welkes Rosenblatt,
Gar nichts Romantisches — nur tief zuinnerst
Ein Nachgeschmack, der sich geläutert hat.

Wie in dem neuen Wein das leichte Prickeln,
Das aus dem Bottich in die Nase steigt,
Zeit braucht, die letzte Reife zu entwickeln
Zu jenem Gold, dem sich die Seele neigt.

Verzeih, vergessen hab ich deinen Namen.
Es war gewiß alltäglich und banal,
Wie und warum wir auseinanderkamen.
Und heute ist das schließlich ganz egal.

Doch daß der Wein mir diese Stunde kürze,
Da du, Gespenst, auflebst in meinem Hirn,
Vergeß ich dich und mich in seiner Würze
Und laß die Parze spinnen ihren Zwirn.

Rainer Prevot

Churchill und sein Denkmal für Washington

(Erich Schilling)



„Das ist viel zu ähnlich, machen Sie den Gesichtsausdruck optimistisch!"

Churchill e il suo monumento in Washington: "E troppo somigliante; date al volto un' espressione d' ottimismo!„

Der Hauslehrer

Wir hatten uns mit unserem Hauslehrer schon manchen frohen Scherz geleistet und ihm, dem Bücherbesessenen, die Freunde unseres Hauses unter den unmöglichsten Namen vorgestellt. Doch, wenn er sich auch nichts anmerken ließ, noch einmal wollte er uns nicht aufsitzen. Das hatte er sich fest vorgenommen.

Eines Tages kam nun Fürst von Tharau zu uns auf Besuch, ein sehr eigenartiger zurückhaltender älterer Herr, kein angenehmer Gast in unserer Raubritterburg, wo die spitzen Waffen des Witzes an den Wänden hängen. Ich hatte meiner Familie eingeschärft, die wenigen Stunden — während der Besuch bei uns weilte — sich nur höchst korrekt und gut erzogen zu benehmen und jeden Witz zu unterdrücken.

Es ging auch wunderbar. Die Kinder waren brav, meine Frau zurückhaltend und ganz Dame, sogar meine Freunde blamierten mich nicht. Da aber trat der Hauslehrer ins Zimmer. Die beiden Herren schritten aufeinander zu und der Fürst verbeugte sich höflich.

„Von Tharau!", stellte er sich vor.

Unser Hauslehrer blieb eine Minute stumm, sah von einem zum andern, dann verklärte sich sein Gesicht und er klopfte dem völlig Verdutzten auf die Schultern und schrie:

„Ännchen! Ännchen!"

Rösler

Die kleidsame Fasson

(K. Heiligenstaedt)



„Gnädige Frau — in diesen Hut würde ich mich sofort verlieben!"
„Tät mein Mann auch, wenn ihn eine andere trüge!"

La forma che sta bene: "Signora, io m' innamorerei subito in questo cappello!„
„Anche mio marito s' innamorerebbe, purchè lo portasse un' altra!„

Der Affe und der Paragraph

Von Schlehdorn

Regierungsrat Julius traf, als er im Zoo spazierte, einen Affen. Der war aus seinem Käfig entsprungen und hatte irgendwie einen Paragraphen in die Finger bekommen.

Es war ein normaler Gebrauchsparagraph in der üblichen Form, die bekanntlich aus einem P entstanden ist, einem P, das sich eine lange Feder an den Hut gesteckt hat und nun eben wie § aussieht.

Der Affe war kein Gorilla mit dem grünen Blick der Kriminellen, sondern ein possierliches kleines Wesen mit interessierten runden Augen und der bekannten Lust, durch Experimentieren dem Sinn der Dinge näherzukommen. Beim Affen lachen wir darüber.

Er steckte also zunächst den Finger durch das Loch im Paragraphen und ließ ihn kreisen. Dem Regierungsrat Julius wurde bei dem Paragraphenwirbel ganz schwindlig zumut, wie einst im Examen.

Dann nahm er, der Affe, den Paragraphen wie ein Lorgnon an einem Ende, sah durch die Öffnung und meinte, dadurch werde der Blick entschieden verengert. — „Du bist ein Affe", kopfschüttelte Julius.

Der stellte seinen Paragraphen auf den Kopf, konstatierte, daß der § nun ganz genau so richtig aussehe und erklärte: „Jetzt bin ich ein Advokat."

„Vorsicht", sagte Julius, „du wirst dir den Zorn der Herren Anwälte zuziehen."

Nun zog das muntere Tier den Paragraphen lang, daß das Loch inmitten immer enger wurde, wie bei einer Krawatte, die uns stranguliert, und meinte: „Das ist ausdehnende Auslegung."

„Gib den Paragraphen her", forderte Regierungsrat Julius streng.

Der Affe grinste, rettete seinen Paragraphen auf einen hohen Baum und fragte herunter: „Was macht man mit dem Ding denn in Wirklichkeit?"

„Ein Paragraph", belehrte ihn Julius, „ist eine ernste Angelegenheit. An sich bedeutet er nämlich gar nichts. So wenig wie ein Akzent ohne Buchstaben, ein Violinschlüssel ohne Noten oder ein Vorsitzer ohne Verein. Aber wenn man ihn mit einer Zahl vor einen Satz setzt, wird der Satz von anderen abgeteilt und über gewöhnliche Sätze herausgehoben."

„Und dann wird er ernst genommen", sagte der kleine Affe andächtig, „ich weiß. Und mich nimmst du nicht ernst, obwohl ich jetzt auch einen Paragraphen habe." Er wurde nachdenklich: „Nehmt ihr Menschen euch untereinander manchmal komisch? Wir Affen nehmen uns eigentlich gegenseitig immer ernst. Vielleicht ist das euere vielgepriesene Vernunft, daß ihr ernsthafte Wesen komisch finden könnt."

Dann ließ er sich lustig am Schwanze schwingen und fragte: „Gibt es bei euch Menschen viele Paragraphen?"

„Doch ja, es langt."

„Kriegen sie auch Junge? Kennst du sie alle?"

„Hm ...", antwortete Julius und fuhr belehrend fort: „Man kann das Recht weder in Paragraphen einfangen, noch mit Paragraphen ausschöpfen."

„Sag mal", wollte das begabte Tier jetzt wissen, „habt ihr auch einen Paragraphen dagegen, wenn jemand zu einem anderen ‚Affe' sagt?"

Julius nickte: „Beleidigung".

„Wenn der nun aber ein Affe ist? Natürlich, ich würde einen großen Orang-Utan oder meine Großmutter nicht einfach mit ‚Affe' anreden. Aber wenn nun ein schöner Affe zu einem häßlichen Menschen ‚Affe' sagt? Oder einfach ‚Mensch'? — Hier stehen sie immer vorm Käfig, in einem Alter, wo wir zehnjährigen Affen schon vernünftig sind und zeigen mit den Fingern: ‚Mensch, kiek mal, der Affe', worauf der andere erwidert: ‚Selber Affe'! und dann prügeln sie sich. Oder sie sitzen zu zweit auf der Bank in einem Alter, wo wir schon Philosophen sind; er flüstert: ‚mein Äffchen', sie flötet: ‚mein süßer Affe' und dann küssen sie sich. Es muß recht schwer sein zu beleidigen, oder gar zu merken, daß man beleidigt ist."

„Du solltest Kommentator werden, Kleiner", sagte Regierungsrat Julius.

„Warum nicht zunächst mal unter meinesgleichen ein Solon, der auch mit einem Paragraphen anfing, als er die ersten Gesetze gab. In hundert Jahren haben wir euch dann eingeholt, sperren euch in die Käfige ein und hängen Schilder davor: ‚§ 1 Füttern und Necken verboten!' Dazu Beschreibungen, ob ihr affenähnlich und nützliche Menschen seid."

„Nu gib das Ding mal her", forderte Regierungsrat Julius, „wirst du wohl ..."

Denn von ferne sah er den Amtsschimmel kommen. Der frißt Paragraphen wie Brezeln. Er grabscht sie aus der flachen Hand mit langen, gelben Zähnen und morgen früh werden in seinem zuständigen Stall schöne runde Verfügungen liegen, eine Freude aller Spatzen.

Der Affe bekam dafür eine Banane. Er fand sie weniger trocken und leichter zu verdauen. Und wenn man ihn wieder eingefangen hat, sitzt er noch heute lustig in seinem Käfig.

Qualität

(J. Hegenbarth)



„Nein, Eduard, das Huhn läßt sich nicht zerlegen!"
„Sei froh — es ist eben noch Friedensware!"

"No, Edoardo, questo pollo non si può trinciare!,,
"Sii contenta! Si tratta appunto di merce d' anteguerra!,,

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Gestern kam die Frau Podeischl aufgeregt zu meiner Frau.

„Entschuldigen S' schon", sagte sie außer Atem, „aber denken S' Ihnen, grad ist der Pepi Onkel kommen, wissen S', der Pepi Onkel von Wullersdorf, und bleibt drei Tag bei uns ... Na so a Überraschung — und a Ganserl hat er uns als Geschenk mitbracht. Alsdann, i sag's ja allerweil, der Pepi Onkel, des is oaner, so an muaß ma mit der Latern suachen ... Ja, aber daß i net vergessen tua, i bin zu Ihnen kommen, weil S' so guat sein müassen und mir a Reinderl borgen, weil i sonst mit'n G'schirr net auskommen tua ... Und was i Ihnen noch fragen wollt, Sie verstehn Ihnen ja drauf — wann i heut a Suppen und an Erdäpfelschmarrn mit aner Zwiebelsoß kochen tua, so is des do a ganz a guates Mittagessen, net wahr jo?"

„Allerdings", sagte meine Frau, als sie endlich zu Wort kam, „und gar so anspruchsvoll wird doch der Herr Onkel nicht sein. Und was ist's mit dem Nachtisch?"

„Ah das", meinte Frau Podeischl, „so verwöhnt is er net, der Pepi Onkel ... Der ist z'frieden, wann ich ihm das Topferl unter's Bett stell!" H. K. B.

*

Der greise Dichter saß im Kreise seiner Freunde. Und da er von der Liebe so trefflich zu schreiben verstand, wußte er auch über die Liebe trefflich und zärtlich zu plaudern.

„Viele Frauen haben mir in meinem Leben ihre Liebe geschenkt", erzählte er wehmütig, „das schönste Geschenk aber hat mir eine junge Frau gemacht, der ich erst spät im Leben begegnete. Ich hatte längst die Fünfzig überschritten und war dem sechzigsten Lebensjahr schon unangenehm nahe, da lernte ich sie kennen. Sie bat mich in ihre Wohnung. Als ich nach einer amourösen Stunde von ihr ging, strich sie mir über die tiefen Falten meiner Stirn, kuschelte ihr Gesicht in meinen grauen Bart und sagte zärtlich zu mir: ‚Du Lausbub!' —" J. H. R.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Der Schlüssel zur Himmelstür

(R. Kriesch)



„Was, net amal für a prima Fünfzehnerzigarrn laßt er mi' nei? Ja, gibt 's denn des aa!"

La chiave della porta del Paradiso: "Eh che? ... Nemmeno per un sigaro di prima qualità da quindici centesimi egli non mi lascia entrare! ... Ma è mai possibile?,,

München, 15. März 1944
49. Jahrgang / Nummer 11

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der neutrale Zaungast

(Wilhelm Schulz)



„Ein recht interessanter Kampf, da drüben. Nur gut, daß mir hinter meinem Zaun nichts passieren kann!"

Spettatore neutrale alla sbarra: "Una lotta davvero interessante laggiù! Meno male che a me dietro alla mia sbarra non può capitar nulla!"



„Sag mal, Olga, könntest du vielleicht diesen Dicken heiraten?" — „Nein, von dem möchte ich nur schuldlos geschieden sein!"

"Dimmi, Olga, saresti forse in grado di sposare questo grasso qui?„ — "No; vorrei soltanto divorziarmi da lui senza colpa!„

DIE KOPFLEHNE

VON WALTER FOITZICK

Fahren Sie zweiter Klasse? Wahrscheinlich fahren Sie zweiter Klasse. Es ist doch dort etwas teuerer, etwas feiner und etwas voller. Da kennen Sie gewiß einen der beiden Mittelplätze auf der Viererbank. Ah, herrliche Plätze, mit Armlehnen und Kopfstützen, wo man sich so hineinkuscheln kann und träumen von ganz leeren Abteilen oder von was anderem, was einem sonst gerade am Herzen liegt. Was sind das für Plätzchen! In diesem Ohrenbackenstuhl sitzt man gerade so wie der redliche Tam im Gedicht von Voß: „Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofen". Ist's nicht so?

Ja natürlich, falls nur drei Personen auf den drei Plätzen sitzen. Sollten es aber vier sein... Tja, dann sind allerdings einige Unbequemlichkeiten mit in den Kauf zu nehmen.

Ich weiß, es sind vier Sitzende vorhanden. Die in der Ecke, die haben's gut, die machen sich halt etwas dünner, durch Muskelkonzentration. Sitzmuskel anspannen und Ellbogen ran an den Körper! Sehen Sie, es geht schon.

Aber das Sitzen auf Nummer zwei und drei, das will gelernt sein, das will lange geübt sein. Wo sie sitzen, da sind nämlich die Armlehnen und die gemütlichen Kopfstützen.

Ich bin kein guter Mathematiker, ich habe lange hin und her gerechnet, wohin die vorspringenden Teile treffen, wenn vier Personen auf drei Plätzen sitzen. Ich bin zu keinem endgültigen Resultat gekommen, aber eins weiß ich gewiß, die behaglich vorspringenden Teile treffen ihr Ziel, und ihr Ziel ist Nummer zwei und Nummer drei.

Natürlich klappt man die Armlehne hoch, es ist ja alles so praktisch hier. Sie verleiht dem Sitzenden eine korrekt aufrechte Haltung, die ihn verhindert, sich ins Weiche zu lümmeln. Man sitzt wie bei einem Anstandsbesuch bei einem Vorgesetzten, weil gleichzeitig die Kopflehne dafür sorgt, daß man das Haupt ein wenig demütig neigt. Ich weiß, Sie werden versuchen, zuerst auf der einen Seite und dann auf der anderen Seite sich wohlig anzuschmiegen, ans Kopfpolster natürlich. Hierbei nimmt der Kopf eine lauschende Stellung ein. Nun, Sie werden nicht lange lauschen, sie werden bald wieder demütig das Haupt senken. Die Halswirbel nach vorne abzuknicken ist leichter als seitwärts.

Von den acht Insassen des Abteils nehmen die stramme Haltung meist vier an. Die Eckplatzier sind reine Genießer. Ein guter Mathematiker könnte sich ausrechnen, wieviel Dicke und wieviel Dünne auf einer Bank Platz nehmen müßten und in welcher Reihenfolge diese sitzen sollten, damit nur einer die Kopfstütze ins Genick gestoßen bekommt. Irgendwie müßte es gehen.

Aller dieser Sorgen sind Sie in der dritten Klasse enthoben, da gibt es keine Ohrenbackensitze, da ist es nicht so fein.

Aus der Schule geplaudert

Es gibt so manches drollige Wort,
das amüsiert mich fort und fort
und reizt und läßt mir keine Ruh':
Geh, such' doch einen Reim dazu!

Ich sinne nach und - hat ihm schon!
(teils mit teils ohne Lexikon).

Der Reim wär' da. Jetzt setz' dich hin
und fabriziere einen **Sinn**,
der die zwei Wörter, die sich fremd,
in **einem** klug gewobnen Hemd
beziehungsreich zusammenschweißt
und möglichst als Pointe beißt...

Das kostet Hirnschmalz, meine Lieben!
Doch hat's mir oft die Zeit vertrieben.

Zwar, wie gesagt, läuft's manchmal schwierig
und nicht so glatt wie reine Lyrik;
dafür erbaut es den und jenen,
die bei der letztern häufig gähnen,
was, wenn man es genau ermißt,
doch nicht der Zweck der Dichtkunst ist.

Ratatöskr

*

TRAUERMUSIK

Weit, weit vor dem ersten Weltkrieg, Ich war damals zwölf Jahre alt, verdiente ich mir ein heimliches Taschengeld damit, in einem Kleinkino unter den Bahnbrückenbögen zu den Filmvorführungen Klavier zu spielen. Ich war nicht allein. Der Besitzer des Kinos begleitete mich auf der Geige.

Eines Tages lief ein blutiges Drama. Ich starrte gebannt auf die Leinwand. Mechanisch hämmerte ich weiter. Oben lag der Held tot auf der Totenbahre. Plötzlich aber stieß mich der Kinobesitzer mit dem Fiedelbogen ins Kreuz:

„Mensch! Paß auf! Trauermusik! Schwarze Tasten!"

J. H. R.

London und die Exilpolen

(Mjölnir)



„Kann ich noch etwas für Sie tun?“ — „Ja, lesen Sie mir noch einmal die englische Garantieerklärung vor!“

Londra ed i Polacchi in esilio: “Posso fare ancora qualcosa per Voi?„ “Si; leggetemi un' altra volta la dichiarazione di garanzia inglese!„

Britannias neuer Beruf

(Erich Schilling)



Churchill: „Na los, altes Mädchen, sei ein bißchen verführerisch!"

La nuova professione di Britannia: Churchill: "Orsù, zitellona, fa un po' la civettuola!„

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes war erkältet. Vielleicht hatte er sogar eine kleine Grippe. Jedenfalls hielt er es für besser, sich mal für ein paar Tage ins Bett zu legen.
Frau Johanna sorgte sich sehr um ihn.
„Johannes, du siehst wirklich recht schlecht aus. Sicher hast du Fieber. Es ist besser, du mißt mal, damit wir notfalls den Arzt kommen lassen", meinte sie.
Aber davon wollte er nichts wissen, und je öfter sie darum bat, um so entschlossener lehnte er es ab.
Endlich, am dritten Tage, als er sich schon wieder besser fühlte, ohne ihr das zu sagen, weil ihm ihre Besorgtheit Spaß machte, gab er nach. Mit Hilfe der ihm von ihr bereiteten Wärmflasche trieb er das Quecksilber heimlich hoch, nachdem er vorher festgestellt hatte, daß er tatsächlich fieberfrei war. Dann reichte er ihr das Thermometer.
„Um Gottes willen, beinahe 41 Grad", rief sie entsetzt, eilte zum Telephon und bestellte den Arzt.
Lächelnd empfing ihn Johannes.
„Nun, wie geht es?" fragte der Arzt.
„Glänzend, verzeihen Sie, Herr Doktor", sagte Johannes.
„Und das Fieber?"
„Kein Fieber, Herr Doktor", beruhigte Johannes
„Aber Ihre Frau sagte doch ... ?"
„Ich habe sie angeführt, Herr Doktor", gestand Johannes.
„Warum denn das?" fragte der Arzt.
„Ich wollte sie nicht enttäuschen", sagte Johannes

J. Bieger

Ins Netz gegangen

(Fr. Bilek)



Andato nella rete

ERHOLUNG IN SANTA BARBARA

VON KONRAD SEIFFERT

Wir, der Ramon und ich, wir hatten vor, ein paar Tage an der Küste zu verleben, in Santa Barbara. Es war zwar dort nicht allzuviel los, aber wir waren beide der Meinung, daß wir etwas Erholung nötig hatten.

Die Arbeit in der letzten Zeit war anstrengend für uns gewesen: wir hatten das Jungvieh gemarkt, das heißt, wir hatten die Tiere eingefangen, gefesselt und ihnen dann mit einem glühenden Stempel das Zeichen unseres Patrons ins Fell gebrannt.

Die Sache ist nicht ganz einfach. Und es geschehen dabei zuweilen allerhand Dinge, die nicht vorgesehen sind. Diesmal war weiter nichts passiert. Nur Diego Aranda hatte bewußtlos abgeschleppt werden müssen. Nach Santa Barbara. Ins Hospital. Ja, er hatte nicht aufgepaßt. Ein Jungstier war schneller gewesen als er. Und nun hatten wir vor, den Diego im Hospital zu besuchen. So nebenbei.

Der Patron gab uns das Geld, das uns zustand und noch etwas mehr. Jawohl, er war ein feiner Mann. Und dann hatte er einen Auftrag für uns: wir sollten ihm verschiedene Kleinigkeiten mitbringen, die er beim Händler Jacopo in der Stadt gekauft und bezahlt hatte. Diesen Auftrag übernahmen wir selbstverständlich gern.

Und dann ritten wir los. Am nächsten Abend waren wir in Santa Barbara. Nein, nein, unterwegs geschah nichts Bedeutendes.

In der Stadt trafen wir einige gute Bekannte, die es rochen, daß wir die Taschen voller Geld hatten. Ach, lieber Herr, Sie wissen ja, wie das so geht. Und an der Küste, in jeder Hafenstadt sind die Señoritas scharf her hinter jedem Mann, der mit Metall- oder Papiergeld um sich wirft.

Wir warfen. Sollten wir etwa nicht? He! Wer was hat, der soll zeigen, daß er was hat. Tut er's nicht, dann ist er ein geiziger Filz. Mir hat noch niemand nachgesagt, ich sei geizig. Und der Ramon, hach, der Ramon hatte das Werfen noch besser heraus.

Ich glaube, es ist nicht nötig, daß ich Ihnen schildere, wie wir an diesem Abend Santa Barbara auf den Kopf stellten. Es gab da zwar nicht viel auf den Kopf zu stellen. Aber was da war, das stellten wir schon. Mit unseren guten Bekannten, deren Zahl von Stunde zu Stunde wuchs Und mit den Señoritas, von denen es in der Stadt eine ganze Menge gab. Es waren hübsche Mädchen darunter, wahrhaftig!

Nein, zu Diego Aranda konnten wir an diesem Abend nicht mehr gehen. Die Zeit war schon zu sehr vorgeschritten und das Hospital geschlossen. Am nächsten Morgen stellten wir fest, daß wir noch ziemlich viel Geld besaßen. Und wir waren der Meinung, daß Santa Barbara als durchaus billiger Platz zu bezeichnen sei.

Nach einigen Einkäufen konnten wir mit der Erholung, deretwegen wir zur Küste geritten waren, so richtig beginnen.

Wir gingen zum Hospital. Blumen? Nein, Blumen nahmen wir für Diego nicht mit. Es waren keine aufzutreiben. Und im übrigen war es auch nicht so sehr Sitte, mit Blumen in der Hand einen Krankenbesuch zu machen. Es ist sicher sehr nett, wenn man einem Kranken Blumen bringt. Aber diese Angewohnheit erstreckt sich eben nicht auf alle Gegenden der Erde. Sie können es glauben!

Unterwegs kamen wir bei dem Händler Jacopo vorbei. Er kannte uns. Wir kannten ihn. Er besaß einen gutgehenden Laden, in dem man Sättel und Reitpeitschen, Konserven und Lederfett, Zucker und Nutriafelle kaufen konnte.

Jacopo dienerte an uns herum. Aber wir kauften nichts. Wir erzählten ihm nur, daß wir gekommen seien, um die Sachen für den Patron abzuholen, morgen früh würden wir Santa Barbara verlassen. Und ich sagte zu Ramon, eigentlich sei es nicht recht, mit leeren Händen zu Diego zu gehen. Ramon sah das ein. Wir fragten den Jacopo, ob er nicht etwas für einen Kranken habe, irgendeine Sache, die einem Manne Freude bereite, der von einem wütenden Jungstier auf die Hörner genommen worden sei und zusammengehauen im Hospital liege.

Natürlich hatte der Jacopo etwas. Und was er uns dann entgegenhielt, schien uns wahrhaftig das einzig Richtige für den kranken Diego zu sein: es war eine bauchige Flasche mit Schokoladenlikör.

Ich weiß nicht, lieber Herr, ob Sie Schokoladenlikör lieben. Er ist sicher nicht jedermanns Geschmack. Er ist weichlich, süß, ohne große Kraft Aber für einen Kranken ist Schokoladenlikör nicht übel, Sie werden das zugeben müssen.

Wir kauften die Flasche. Diego Aranda freute sich mächtig, als er uns sah. Die Hand konnten wir ihm nicht geben. Denn beide Arme und beide Hände waren dick umwunden mit weißem Verbandszeug. Der Kopf und das halbe Gesicht auch. Und dabei behauptete der Kerl, er habe gar keine Schmerzen.

Wir trichterten ihm den Schokoladenlikör ein. Das Zeug schmeckte ihm. Der Ramon und ich, wir tranken auch. Und ich muß zugeben, daß dieser Schokoladenlikör gar nicht so sehr weichlich, süßlich, kraftlos war. Im Gegenteil. Er ging mächtig ins Blut. Und wir begannen, bald herzhaft zu singen, der Diego, der Ramon und ich.

Ich weiß nun nicht, ob Sie schon einmal in einem Krankenhaus waren, in dem kräftig gesungen anstatt gestöhnt und geweint wird. Singen ist mir persönlich angenehmer. Ihnen vielleicht auch.

Diego Aranda lag in einem reichlich großen, weißen Raum. Es standen da eine ganze Anzahl von Betten. Aber es befanden sich keine Kranken darin. Wer geht schon gern ins Krankenhaus! Da muß erst ein wildgewordener Jungstier kommen! Also: in diesem Raum erklang unser Sang. Es war sehr schön. Auch das Krankenhauspersonal fand unser Singen nicht schlecht. Ärzte, Helfer, Schwestern kamen, hörten zu, freuten sich, lachten, klatschten Beifall.

Beifall aber feuert an. Ramon vor allem fühlte sich geschmeichelt. Er hatte einen sehr schönen Baß. Und nun orgelte er heraus, was in ihm war. Auch Diego ließ sich nicht lumpen. Ich, ach, ich wirkte etwas kläglich dagegen. Aber immerhin: ich tat, was ich tun konnte.

Wir verbeugten uns dann vor dem Publikum, schoben dem Diego die fast geleerte Likörflasche unter die Bettdecke und gingen. Betrunken? Aber nein! Betrunken waren wir nicht.

Als wir beim Jacopo vorbeikamen, rief der uns zu, bis morgen früh sei alles verladen. Verladen? Das Wort hätte uns zu denken geben müssen. Aber wir dachten nicht.

In unserem Hotel aßen wir zu Mittag. Und dann wurden wir müde, entsetzlich müde. Ich hatte es vorher nicht gewußt, daß Schokoladenlikör müde macht. Ist es Ihnen vielleicht schon einmal so ergangen, lieber Herr?

Wir schliefen bis zum Abend, die ganze Nacht hindurch, bis in den hellen Morgen. Das war die Erholung, die wir uns in Santa Barbara hatten verschaffen wollen.

Der Gehilfe Jacopos, ein Chinese, kam und sagte uns, es sei schon alles bereit. Gähnend und noch immer müde sattelten wir unsere Pferde. Jacopo selber war an diesem Morgen nicht in Santa Barbara.

Kennen Sie einen Viehtransportwagen? Es ist dies ein langes, großes Gefährt, das von einem Motor oder von Pferden gezogen wird und einen hohen gitterartigen Aufbau hat. Hinten befindet sich eine Klappe, die eine schiefe Ebene bildet, wenn sie heruntergelassen wird. Über diese schiefe Ebene gelangt das Vieh in das Innere des Wagens. Ist es drin, dann wird die Klappe wieder hochgehoben und bildet die vierte Wand des Gefährts.

Solch ein Viehtransportwagen stand vor dem Hause Jacopos. Und der Gehilfe des Händlers behauptete, er sei für unseren Patron bestimmt, der habe ihn gekauft, neben einigen anderen Sachen, die vorn unterm Sitz lägen.

Wir stiegen ab, standen nachdenklich und staunend an der Seite des Wagens und sahen nun erst, daß dieser Wagen nicht die einzige Überraschung für uns war: oben, an der Seite des Lenkrades, saß Diego Aranda. Er lachte, so gut er konnte, aus seinen Binden heraus und freute sich ehrlich über unser Staunen.

Nein, wir wollten ihn nicht mitnehmen. Aber er bat und bettelte, sagte, er habe seinen Wärter bestochen und gehe auf keinen Fall zurück ins Krankenhaus, er sei durchaus gesund.

Schweigend ließen wir, der Ramon und ich, die Klappe des Wagens herunter. Ohne ein Wort zu sagen, zogen wir die Pferde hinauf und banden sie fest. Ramon setzte sich hinter das Lenkrad. In der Mitte saß Diego, an der Seite ich. Doch, wir drei hatten Platz genug.

Der Chinese verbeugte sich tief, als wir losfuhren. Die Pferde hinter uns wurden unruhig. Aber das ging noch. Viel schlimmer war, daß der Wagen einen eigenartigen Linksdrall hatte. Ramon konnte noch so toll nach rechts steuern: wir kamen doch immer wieder nach links.

Ein Glück für uns war es, daß der Ort Santa Barbara nur eine schnurgerade Straße hatte. Wären Ecken zu umfahren gewesen, ich weiß nicht, wo wir gelandet wären!

Draußen ging es etwas besser. Die sogenannte Straße bestand hier aus zwei tiefausgefahrenen Radspuren, in welche die Räder unseres Wagens paßten. Aber schön ist so ein Fahren nicht. Vielleicht können Sie sich vorstellen, lieber Herr, was man empfindet, wenn man auf einem Wagen sitzt, dessen Vorderräder hartnäckig versuchen, immer wieder nach links auszubrechen.

Ramon kam allmählich in Schweiß. Ich löste ihn ab. Auch mir wurde heiß. Diego hatte zuerst allerhand geplappert und erzählt von seinem Aufenthalt im Hospital. Aber dann wurde er still, schlief ein und lehnte sich bald an Ramons Schulter, bald an die meine.

Gegen Abend fuhren wir, völlig erledigt, auf unseren Hof. Diego fieberte Wir hoben ihn vorsichtig herunter und trugen ihn in seine Kammer, wo sich der alte Rafaelo um ihn bemühte.

Der Patron kam. Er staunte über den Riesenviehtransportwagen. Wozu wir uns den gekauft hätten, wollte er wissen.

„Wir uns gekauft?" fragten wir gleichzeitig, der Ramon und ich.

Nun ja, er, der Patron, brauche doch so etwas nicht, das wußten wir. Nein für ihn sei der Wagen nicht bestimmt, für ihn nicht Und ob wir wenigstens mitgebracht hätten, was er bei Jacopo gekauft habe. Ja, das hatten wir.

Der Wagen, den wir mit aller Kraft und vieler Geschicklichkeit aus Santa Barbara hierher gefahren hatten, stand monatelang auf dem Hof Dann wurde er von einem Manne abgeholt, der weit aus dem Norden kam Der hatte ihn beim Jacopo gekauft. Und nun schimpfte er mächtig auf uns, weil wir mit seinem Wagen ohne seine Erlaubnis eine Spazierfahrt gemacht hatten.

Ein Auto friert

Ein kleines Auto parkte schon seit Stunden
vor einem gut verdunkelten Spital.
Der Onkel Doktor war darin verschwunden —
das arme Motorherz litt tiefe Qual.

Kraß stieg der Frost dem Auto auf die Haube,
und Blumeneis verzierte das Chassis.
Gestorben schien das stählerne Geschnaube —
ach, kein Ventilchen klickerte und schrie.

Selbst komisch ward es dem Benzin im Tanke!
(Das Winteröl natürlich grinste feist)!
Der Scheibenwischer knurrte. „Puh, ich danke!"
Bauz, waren alle Fenster zuckerweis vereist ...

Der Hupe war, als hätte sie den Schnupfen —
(im Boschhorn nieste lautlos sie entlang).
Der Mond tat kühl nur das Verdeck betupfen —
dem zarten Auto ward es mäuschenbang.

Stumm blieb es in der Kälte Klauen stecken
und klebte fest am harten Pflasterstein.
Und als der Onkel Doktor kam mit Decken,
fror traurig grad der blanke Kühler ein ...

Heinz Elder

Beharrlichkeit

(R. Kriesch)



„Nee, bis ich nicht mit meiner großen Zehe Ferdi den Scheitel ziehen kann, gebe ich nicht nach!"

Tenacia: "No ... non cederò, finchè non potrò col dito grosso far la riga dei capelli a Ferdinando!„

ROMANTISCHE GESCHICHTE

VON H. DÖRR

Die blaue Blume der Romantik soll ja bekanntlich in das Herz jedes Menschen gepflanzt sein, sie wird nur nicht von allen Menschen gleich gehegt und gepflegt. Manche lassen die Wunderpflanze elend verkümmern und verdorren, die anderen aber lassen sich die Sonne mitten ins weit geöffnete Herz hineinscheinen, damit die blaue Blume drinnen blühen und gedeihen kann. Und diese Romantiker müssen nicht immer nur Dichter oder sonstige, von den Musen geküßte Sterbliche sein. Es kann auch vorkommen, daß die Wunderblume im Herzen eines ehrsamen Schneiders oder Schustergesellen so wundersam Wurzel geschlagen hat, daß ein freundlicher Abglanz ihres Blühens aus den Augen dieser Menschen und auf ihre Umwelt strahlt.

Auch ein kleiner Schreiber, wie mein Freund Michael einst war, konnte ein großer Romantiker sein, und daß er heute, als Chef eines weitverzweigten Handelshauses sich von dieser Eigenschaft noch immer einen guten Rest bewahrt hatte, bewies mir die folgende Geschichte, die er mir einst in einer beschaulichen Stunde mit einem kleinen Lächeln in seinen ungewöhnlich jung gebliebenen Augen erzählte:

„Ich war damals etwa achtundzwanzig Jahre alt, als ich das rote Herzchen fand, also eigentlich über das himmelanstürmende und rosenrote Alter längst hinaus, und trotzdem habe ich mich in dieser Angelegenheit recht jünglingshaft benommen. In der Straßenbahn fand ich nämlich eines Tages eine Handtasche aus rotem Saffianleder, welche die Form eines Herzens hatte. Das Täschchen lag herrenlos unter meinem Sitz, und da zufällig nur wenig Fahrgäste im Wagen waren, überzeugte ich mich nach einigen verstohlenen Blicken in der Runde, daß anscheinend niemand meinen Fund beobachtet hatte, dann ließ ich die Tasche rasch in meiner Aktenmappe verschwinden und stieg bei der nächsten Haltestelle aus, obwohl ich mein Ziel noch lange nicht erreicht hatte. Ich dachte natürlich keineswegs daran, meinen Fund zu unterschlagen, ich brachte es nur nicht über mich, das rote Herz einfach dem Schaffner auszuhändigen, denn man bedenke, es war Lenz und ich war einsam und auf der Suche nach dem großen Glück, dem Täschchen aber entströmte ein süßer, berauschender Duft nach einer herben, fremdartigen Blume. Ich hatte daher im gleichen Augenblick den Entschluß gefaßt das Herz nur seiner Eigentümerin persönlich zurückzugeben Zu diesem Zweck aber wollte ich die Tasche erst einmal mit nach Hause nehmen, um daheim in der Stille meines Kämmerleins in aller Ruhe nach irgendwelchen Anhaltspunkten in dem roten Herzchen zu suchen. Tatsächlich fand ich dann auch darinnen neben anderen Kleinigkeiten ein Büchlein, in welchem der Name und die Adresse der Verlustträgerin eingetragen war. Und welch lieblicher Name noch dazu: Angela Ahrens. Und dabei stand noch die Bitte, der ehrliche Finder möge diese Tasche gegen eine hohe Belohnung oder einen Kuß der Eigentümerin an die angegebene Adresse zurückbringen.

Da war es also, das Wunderbare, das Abenteuer, von dem ich oft mit wachen Augen geträumt hatte. Kombinierte ich doch kühn und eilig, daß eine Dame, die Handtaschen in Form eines Herzens trug, erstens noch sehr jung sein und zweitens auch genügend Sinn für Romantik besitzen mußte, beides Eigenschaften, die ich damals sehr schätzte. Und der Umstand, daß besagte junge Dame einen Kuß von ihren roten Lippen so hoch bewertete, daß sie ihn an Stelle einer hohen Belohnung anbot, ließ mich weiters darauf schließen, daß sie sicherlich auch ungewöhnlich hübsch sein mußte. Ach, meine Phantasie machte gleich die tollsten Sprünge. Große Veilchenaugen mußte sie haben, dazu einen goldschimmernden Lockenkopf und eine kleine, zierliche Figur, und natürlich ein verführerisches Grübchen im Kinn und ein Lächeln, daß man wähnte in den Himmel zu schauen. Ja, so und nicht anders stellte ich mir das Mädchen Angela Ahrens vor.

In dieser Nacht schlief ich wenig, denn ich hatte das rote Herz neben mich auf das Kissen gebettet und wurde teils von beunruhigenden Träumen und einem blonden Mädchen gequält, teils schreckte ich auf, wenn ich mich ahnungslos zur Seite wälzte und mir dabei das Täschchen ins Gesicht drückte. Der nächste Tag war ein Sonntag und wie geeignet, in der Lindenstraße, wo das Mädchen wohnte, einen Besuch zu machen Schon am frühen Morgen sprang ich aus den Federn und schabte vorerst so eifrig meinen Bart von den Wangen, als ob ich ausgerechnet diese dem Mädchen zum Kuß kredenzen wollte. Dann wählte ich lange zwischen einem hellen Anzug, der mich meiner Meinung nach besonders gut kleidete, und einem feierlichen dunklen Rock, der mir schließlich doch für diesen Besuch das würdigere Kleidungsstück schien, auch wenn er, meinen damaligen Vermögensverhältnissen entsprechend, an den Kanten schon leicht abgenützt war. Mit ein wenig Tinte war jedoch den schadhaften Stellen bald nachgeholfen und so ging ich frohgemut aus dem Hause. Ich tat übrigens noch etwas Ungewöhnliches für einen ehrlichen Finder, ich kaufte einen ansehnlichen Strauß roter Rosen, den ich dem Mädchen als Draufgabe überreichen wollte, vielleicht auch als Gegengeschenk für den zu erwartenten Kuß, denn ich war mir noch nicht klar darüber, in welcher Form ich die Blumen anbieten würde.

Wahrhaftig, die Sonne schien heller an diesem Maienmorgen und die Vögel sangen und jubilierten in den Bäumen der Lindenstraße wie noch nie, und auch mein Herz sang mit, als ich endlich vor dem Hause Nr. 3 stand. Mit pochenden Schläfen stieg ich die wenigen Treppen hinauf und klingelte an der Tür mit dem Namensschild Ahrens. Den Hut trug ich höflich in der Hand, und die Rosen hatte ich bescheiden am Rücken verborgen.

Eine ältere, äußerst reizlose Dame öffnete mir und fragte etwas erstaunt mit ulkig hochgezogenen Brauen nach meinem Begehr.

‚Ich suche, ich möchte zu Fräulein Angela Ahrens', stotterte ich unsicher.

‚Bitte sehr, Fräulein Ahrens bin ich', sagte das alte Mädchen mit einem süßlichen Lächeln.

In mir aber stieg etwas bitter und würgend auf. Meine Lippen, die bereits in Erwartung des Kusses verlangend vorgeschoben waren, wurden schnell wieder schmal und zurückhaltend, und zum Überdruß fiel mir auch noch der Rosenstrauß aus der Hand.

‚Oh!' sagte das Fräulein mit einem bedauernden Blick und wollte sich nach den Blumen bücken.

DIE KRÖTE

Beim Hollunderbaum,
Wo von Brunnen und Traufen
Sich die Wasser verlaufen,
Da ist unterm Brett,
Wie ein Stübchen, Raum.
Und da hat die Kröte Tisch und Bett,
Da hockt sie, fett,
Mit behaglichem Schnaufen
Und rührt sich kaum.

Aber am Abend, bevor
Es beginnt zu regnen,
Oder wenn das Gras
Naß ist vom Tau,
Im Dämmergrau,
Wagt sie tappend sich vor,
Und Du kannst ihr begegnen
Beim glitschigen, schwarzen
Brunnenrohr.

Und die ganz Verwegnen
Nehmen ihr Pfötchen sacht
In die Hand,
Wünschen ihr gute Nacht,
Reden mit ihr, als hätt' sie Verstand,
Fragen, was sie da macht,
Heben sie wohl an den Brunnenrand,
Daß sie herblickt, blaß,
Menschenblaß,
Die Haut voller rötlicher Warzen.

Und wenn sie ihr in die Augen sehn,
Dann können sie's wohl verstehen, daß
Die Kröte, des Märchens geheimste Gestalt,
Eine verwunschene Königin,
Weise, uralt,
Mit ihrem Krönlein, gezackt:
So ist tief drin
Im Aug ihr die Goldgewalt.

Aber einmal, am lichten Tag
Haben wir aus dem feuchten, frischen
Erdreich Würmer gehackt
Zum Fischen,
Und dabei den Brunnenverschlag
Leise gelüpft, und da lag
Die Kröte verschlüpft.

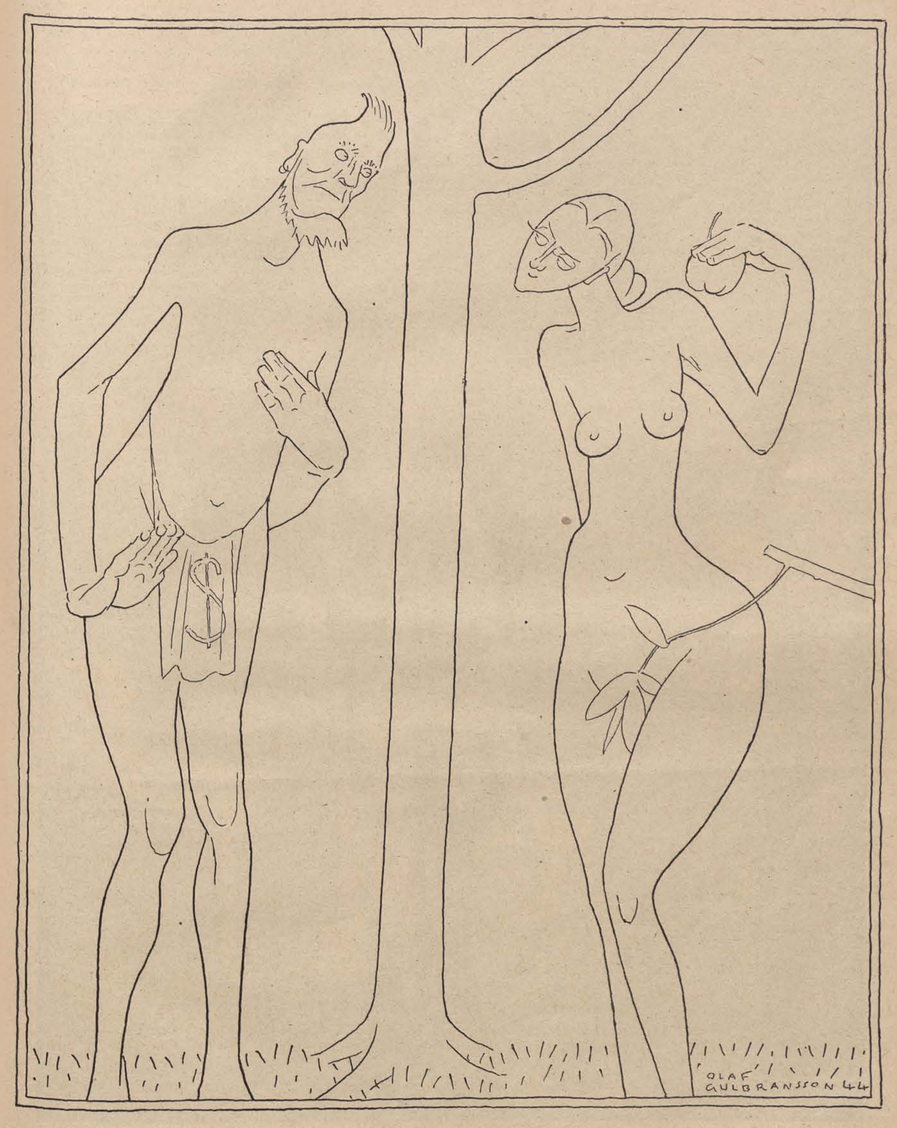
Sie ist aber nicht davongehüpft,
Sie hat nur erschreckt
Gequakt und mit langem Geschau
Die Fingerlein gegen uns ausgestreckt.

Da hat uns doch ein Grausen gepackt,
Als hätten wir, mit unschicklichem Blick,
Hocken gesehen, bauchgrau und dick
Fleischnackt
Vom Dorfe drunten die Bäckersfrau . . .

Eugen Roth

Der Invasionsapfel

(O. Gulbransson)



„Ich habe das Gefühl, Eva, daß dieser Apfel sauer schmecken wird!“

La mela dell' invasione: “Eva, ho l' impressione che questa mela abbia un sapore agro!..

Das Kennzeichen

(K. Heiligenstaedt)



„Klar ist der verheiratet — das war doch 'ne Pralinenschachtel auf zwei Abschnitte!"

Il contrassegno: "Senza dubbio costui è ammogliato; questa era pure una scatola di cioccolatini, confezionata in due parti!„

Rasch kam ich ihr zuvor und hatte mich inzwischen soweit gefaßt, daß ich mit kühler Sachlichkeit fragen konnte:

‚Sie haben Ihr Herz, ich wollte sagen Ihr Handtäschchen verloren, nicht wahr, Fräulein Ahrens?'

‚Oh!' rief das Fräulein mit einem kleinen, spitzen Schrei, der mir bewies, daß ich leider wirklich an der richtigen Adresse zu sein schien.

‚Ist es eine große, braune Tasche mit Henkel?' fragte sie hastig.

‚Nein', erwiderte ich ebenso rasch und wollte schon befreit aufatmen, gleich aber jagte mich die gräßliche Person wieder durch alle Höllen, indem sie mit schwärmerischem Augenaufschlag flötete:

‚Dann ist es ein rotes Herz aus Saffianleder, das Sie fanden, mein Herr?'

Nun blieb mir nichts mehr übrig, als Farbe zu bekennen. Innerlich meine üppig blühende Phantasie verfluchend, äußerlich aber verbindlich lächelnd, überreichte ich ihr mit einer kleinen Verbeugung die Tasche und wollte mich dann schleunigst entfernen.

‚Halt, halt, junger Freund', rief sie mir nach. ‚Sie haben noch den Finderlohn zu bekommen. Bitte, treten Sie doch ein!'

Halb zog sie mich, halb sank ich hin, und ehe ich wußte, wie mir geschah, saß ich drinnen in einer freundlichen, mit gutem Geschmack eingerichteten Stube in einem weichen, gepolsterten Stuhl, und dann bedeutete mir die eifrige Dame, daß ich mich nur einen kurzen Augenblick gedulden möge und verschwand im Nebenzimmer.

Die Gelegenheit schien mir günstig. Kaum hatte sich die Türe hinter dem alten, hageren Fräulein, das überdies noch ein schwarzes Samtband am Halse trug, geschlossen, als ich aufsprang, um davonzueilen, denn ich muß gestehen, mir schauderte vor der zu erwartenden Belohnung.

Im selben Augenblick aber öffnete sich die Türe bereits wieder und ein junges Mädchen trat ein. Es lächelte genau so, wie es heute Nacht in meinen Träumen beunruhigend gelächelt hatte, und ich wußte im gleichen Moment, daß nur diesem Mädchen das rote Herz gehören konnte. Daß es außerdem noch veilchenblaue Augen, goldblonde Locken und ein niedliches Grübchen im Kinn hatte, wunderte mich nicht weiter. Es war eben so, daß den Romantikern die Phantasie vorauseilte und sie Dinge sehen ließ, die den kühlen, nüchternen Verstandesmenschen fernblieben.

‚Ich bin Angela Ahrens', sage das engelsgleiche Geschöpf und sah mir voll in die Augen. ‚Meine Tante, die übrigens ebenso heißt', setzte sie schelmisch hinzu, ‚erzählte mir, daß Sie mein Herz gefunden haben. Ich bin sehr, sehr froh darüber und weiß kaum, wie ich Ihnen danken soll!'

Ich muß das Mädchen Angela damals wohl sehr verlangend angeblickt haben, denn mit einem Male stieg ihr eine flammende Röte ins Gesicht, die sich bis in ihren weißen Halsausschnitt hineinzog. Sie war ja noch so jung, die kleine, schöne Angela, und die verheißungsvollen Worte, die sie wohl nur in jugendlichem Übermut in ihr Büchlein geschrieben hatte, die brannten ihr nun auf der Seele. Sie schämte sich und ich sah es ihr an, wie gerne sie diese Worte ungeschrieben gemacht hätte, denn plötzlich wurde sie ganz blaß und begann hilflos etwas von einer versprochenen Belohnung daherzustammeln.

Ich sprang auf und überreichte ihr mit einer tiefen Verbeugung die Rosen, und als ich sah, wie ihre hellen Augen in jähem Schrecken ganz dunkel und glühend wurden, beugte ich mich nur über ihre Hand und drückte, flüchtig wie ein Hauch, meine heißen Lippen darauf, dann aber ging ich mit kurzem Gruß davon und sah Angela niemals wieder.

Und siehst du", beendete mein Freund die kleine Geschichte, „ich habe es nie bereut, daß ich das Mädchen damals nicht geküßt habe, denn dieser Kuß, den ich nicht bekommen habe, ist mir unvergeßlicher geblieben, wie so mancher andere, den ich von einem nur allzu bereitwilligen Frauenmund bekommen habe..."

DAS WIRBELNDE HERZ

VON SICKOR SIGANPÄÄN

Jedes Jahr, wenn der letzte Schnee auf den Fjelden wie schmutziggraue Tücher nur notdürftig das erste saftige Grün bedeckte, und die Sonne Wärme und Helle versprach, zog der Schwede Larsson mit seinem Vergnügungspark nach Norden zu den Sommerplätzen der Lappen. Er führte auf einem schon etwas altersschwachen Lastauto ein Karussell und eine Schießbude mit sich, dazu eine kleine Kraftstation, die die Hunderten von bunten Glühlampen zum Leuchten bringen konnte und die Maschinerie des Karussells antrieb. In den Großstädten hätte man wohl über diesen primitiven Vergnügungspark gelächelt, aber für die Lappen, die mit ihren Renntierherden bereit waren, das Winterlager zu verlassen, bedeutete die Woche, wo Larsson da war, einen verstohlenen Blick ins Paradies. Nicht eine Minute durfte das Karussell stillstehen, wie Maschinengewehrfeuer knatterten die Schüsse in der Schießbude. Das Geld, das die Lappen für Felle und Renntiere bekommen hatten, saß so lose in den großen Taschen der bauschigen Hosen, man hatte ja nicht viel Gelegenheit, es auszugeben, und wenn man es bei Per Larsson verpraßte, so hatte man doch wenigstens Freude davon. In diesem Jahr war Larsson nicht allein gekommen, er hatte eine junge Frau mitgebracht. Drei Monate war er nun verheiratet, und er konnte es immer noch nicht glauben, daß die zarte blonde Aino nun zu ihm gehörte, zu ihm, dem Mann von fünfzig Jahren. Aber es war Wahrheit, Aino war bei ihm, er konnte sie sehen, wenn er von der Maschinerie des Karussells, die er bediente, aufblickte. Sie stand in der Schießbude, und lud die Gewehre, sie hatte einen rosigen Schimmer an dem sonst so blassen Gesicht. Es gefiel ihr hier unter den fröhlichen Lappen, die in ihren bunten Trachten wie ausgelassene Kinder wirkten.

Per Larsson ließ das Karussell schnurren, eine Grammophonplatte, verstärkt durch einen altmodischen Lautsprecher, übertönte selbst das Kreischen und Lachen der Lappen. Per Larsson knurrte zufrieden, der Haufen Münzen und Scheine wuchs an, er konnte Aino etwas Schönes kaufen, wenn sie wieder nach Stockholm zurückkamen.

Vor der Schießbude stand jetzt Sataloo, der junge Lappe, in seiner malerischen Tracht. Er war größer als alle anderen, er trug die leuchtend blaue Kofta der unverheirateten Männer, der rote Wollpuschel auf seiner sechseckigen Mütze wippte lustig im Wind. Sataloo hatte wunderbar gestickte Schuhe aus Renntierleder an, sie waren weich wie Samt, und harmonierten mit dem breiten Gürtel, der die Kofte zusammenhielt. Die jungen Lappenmädchen drängten sich um ihn, er war ihr Held, er hatte im Winter zwei Bären getötet, und konnte ein Renntier mit den bloßen Händen zu Boden zwingen. Aino reichte ihm das Gewehr. Sataloo zog einen Geldschein aus der Tasche, es war ein großer Schein, und Aino schüttelte den Kopf, denn sie konnte ihn nicht wechseln. Sie versuchte es dem jungen Lappen klarzumachen, sie konnte seine Sprache nicht, sie gestikulierte und wurde ganz eifrig, aber Sataloo lachte nur, er nahm den Schein und stopfte ihn ihr in die Hand, er wollte nichts zurückhaben. Die beiden jungen Menschen sahen sich an, und plötzlich wandte Aino den Kopf weg, aber ein glückliches Lächeln stand um ihren Mund, wie Frauen es haben, denen ein Mann sagt, daß sie schön seien.

Per Larsson sah dies alles, mechanisch ließ er das Karussell seine Touren drehen, er achtete kaum darauf, wer auf- und abstieg, und die Lappenmädchen und jungen Burschen hatten schnell heraus, daß man auch ab und zu gratis fahren konnte, weil der Schwede nicht aufpaßte. Per Larsson sah, wie Aino dem jungen Lappen ein großes rotes Herz überreichte, den Hauptgewinn, wenn man sechsmal hintereinander ins Schwarze getroffen hatte. Dieses große rote Herz war aus Porzellan, ein scheußliches Monstrum, Per Larsson hatte es ganz billig in Stockholm erstanden, weil er wußte, daß es den naiven Lappen gefallen würde. Er hörte, wie Sataloo einen Jubelschrei ausstieß, wie er das große rote Herz vorsichtig in seine beiden großen Fäuste nahm. Er nickte Aino noch einmal zu, dann wandte er sich zum Karussell, das gerade seine Tour beendet hatte. Sataloo stieg auf eines der weißen Holzpferde, das Herz hielt er in der Hand, er schwenkte es grüßend zu Aino herüber. Ganz hart setzte Per Larsson den Finger auf den elektrischen Kontakt, der das Karussell in Bewegung setzte. Ein feiner Nebel hatte sich über sein Hirn gesenkt, er sah nicht mehr die Umwelt, er sah nur noch den jungen Lappen, der Ainos Herz in der Hand hielt. Und dieses Herz war nicht mehr aus Porzellan, es war ein lebendes Herz, Ainos Herz. Das durfte nicht sein — nein, das durfte auf keinen Fall sein! Er mußte das Herz zurückhaben, Sataloo durfte Ainos Herz nicht behalten! Der Motor keuchte und rasselte, immer schneller drehte sich das Karussell. Per Larsson hatte vergessen, die Musik einzuschalten, in geisterhafter Stille schnurrte das Karussell in einem wahnsinnigen Wirbeltanz. Das sonst so bescheidene, artige Karussell sauste in einer Höllenfahrt immer im Kreise herum. Schrille Schreie ertönten, es sah aus, als wären die Holztiere, die weißen und braunen Pferde, die großen Schwäne und unwirklichen Möwen mit den eingebauten Samtsitzen wild geworden. Rund und rund und rund ging es, die Lappen klammerten sich an die Sitze, in atemloser Stille starrten die Umstehenden auf das unheimliche Schauspiel. Per Larsson sah nur das wirbelnde rote Herz, sein Finger war wie festgeklebt an dem Startknopf. Und ganz plötzlich kam Aino in sein Blickfeld. Sie hatte die Schießbude verlassen, sie lief auf ihn zu, die Augen weit offen in Angst und Verwirrung. Sie sah nicht zu Sataloo hinüber, sie sah nur ihren Mann an. Da kam Per Larsson zu sich. Er unterbrach den Strom und schlug die Bremsen ein. Die rasende Fahrt des Karussells wurde langsamer, es krachte und stöhnte, dann stand es. Einen Augenblick prallte alles in Verwirrung durcheinander. Aber es war nichts geschehen. Sataloo sprang von seinem Holzpferd, einen Moment lang taumelte er, als er auf dem Boden stand. In der Hand hielt er unbeschädigt das rote Porzellanherz.

Eine Stunde später brach Per Larsson seine Zelte ab. „Die Maschine ist kaputt", sagte er.

Aino lächelte, verzeihend und verstehend — und ein bißchen stolz...

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Der Feinkosthändler warb um des Nachbars Töchterlein. Das Töchterlein sagte nicht nein. Das Aufgebot wurde bestellt.

„Und wann soll die Hochzeit sein, Georg?" — „Wähle, mein Täubchen!" — „Nächsten Mittwoch!" — „Nächsten Mittwoch weniger!" — „Warum nicht?" Der Feinkosthändler zögerte: „Ja, weißt du, Helene, ich habe es mir schon ausgerechnet — wenn wir nächsten Mittwoch heiraten, dann fällt unsere silberne Hochzeit ausgerechnet auf einen Sonnabend — na und sonnabends haben wir doch im Geschäft immer enorm zu tun — —" J. H. R.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 88 (Fernruf 1296) Briefanschrift: München 2 BZ, Briefach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 —. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt —
Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920 Erfüllungsort München

Wenn ich ein Vöglein wär

(E. Thöny)



„Die Zugvögel haben es gut, auch sie fühlen den Drang nach dem Norden. Nur geht es bei uns nicht so leicht!"

Se fossi un uccellino!... "Anche gli uccelli migratori si sentono attratti verso il nord; per loro è cosa facile, ma per noi no!„

München, 22. März 1944
49. Jahrgang / Nummer 12

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

John Bull und Mars

(Erich Schilling)



„Halt, halt, so ist meine europäische Gleichgewichtspolitik nicht gemeint, ich lasse mich doch nicht selbst in die Waagschale legen!"

John Bull e Marte: 'Alto là! Alto là! . . La mia politica dell' equilibrio europeo io non la intendo così; mai più mi lascio io stesso porre sul piatto della bilancia!'

Das Mondkalb - Il vitello lunare (Fr. Bilek)



EIN SELTSAMER GAST

Der dänische Dichter Tom Kristensen war in seinen Jugendtagen nicht mit Glücksgütern gesegnet, dennoch reizte es ihn, in dem vornehmsten Hotel seiner Vaterstadt Kopenhagen zu Mittag zu speisen, da ihm die Atmosphäre dieses Hotels so außerordentlich verlockend erschien. Er ging also hin, nahm sich einen der besten Plätze am Fenster und bestellte Suppe mit Brot.

„Und weiter?" fragte der Kellner.

„Nichts", entgegnete der junge Dichter und lächelte bescheiden.

Der Kellner brachte kopfschüttelnd das Gewünschte, Kristensen behielt eine gute Stunde seinen schönen Fensterplatz bei, zahlte die Kleinigkeit, die er schuldig war, und ging.

Am nächsten Tag kam er rechtzeitig wieder, nahm den gleichen Platz ein, und es erfolgte dieselbe Bestellung. Der Kellner setzte sich mit dem Geschäftsführer in Verbindung, dieser trat an den jungen Dichter heran und fragte, ob er nicht das Gedeck nehmen wolle, wie die übrigen Gäste.

„Nein", meinte Kristensen liebenswürdig, „ich bin ein schwacher Esser und bitte nur um Suppe mit Brot."

Dasselbe wiederholte sich in den nächsten Tagen, man wußte nicht recht, was man mit diesem merkwürdigen Gast anfangen sollte, und endlich, nach einer Woche, riß dem Geschäftsführer die Geduld.

„Mein Herr", sagte er, indem er an den Sonderling herantrat, „so geht es nicht weiter. Sie nehmen täglich einen unserer besten Plätze in Beschlag und verzehren während der Stunde, die Sie hier sitzen, so gut wie gar nichts, während wir doch eine erlesene Speisenkarte führen — ich bitte Sie, in Zukunft eine einfachere Wirtschaft aufzusuchen. Wir sind auf andere Gäste eingerichtet."

„Mir liegt nicht am Essen", meinte Kristensen höflich, „da ich, wie ich Ihnen schon sagte, ein schwacher Esser bin. Es liegt mir lediglich am Riechen dieser wahrhaft edlen Gerichte, die Sie Ihren Gästen auftischen, ich komme dabei völlig auf meine Kosten."

„Aber wir nicht", erwiderte der Geschäftsführer, „ich bin daher gezwungen, Ihnen eine Rechnung auch für die nur gerochenen Gedecke aufzustellen."

Er ging, kam bald zurück und legte dem Dichter eine Rechnung vor, auf der zu lesen stand: Suppe mit Brot 0.50 Kr., sechs Gedecke gerochen 9 Kr.; zusammen 9.50 Kr.

„Gut", meinte Kristensen, „Sie haben vollkommen recht, wenn Sie sich auch für das Riechen bezahlen lassen." Er holte seine Brieftasche hervor, nahm den einzigen Geldschein heraus, der sich darin befand, und reichte ihn dem Geschäftsführer. Dieser griff danach, Kristensen zog den Schein aber schnell wieder zurück, hielt ihn dem Geschäftsführer unter die Nase und sagte:

„Mein Lieber, da ich an Ihren Speisen nur gerochen habe, bitte ich Sie freundlich, auch an meinem Gelde nur zu riechen, es wäre sonst ein gar zu ungleiches Spiel. Ich danke Ihnen, ich habe mich bei Ihnen wohl gefühlt und werde Sie immer in guter Erinnerung behalten."

Er steckte den Geldschein wieder in die Tasche, nahm Stock und Hut und trat vergnügt auf die Straße.

Hans Bethge

JE NACHDEM

Wenn dir einer etwas sagt,
was dir unbehaglich,
rufst du, zweifelangenagt:
»Mehr als äußerst fraglich!«

Schreibt man dir's in einem Brief,
wird, was vorher Fabel,
wenn auch nicht gleich positiv,
so doch diskutabel.

Liesest du's jedoch gedruckt,
schluckst du unbesehen
das nunmehrige Produkt
hehrer Koryphäen.

Ratatöskr

WOZU?

„Denken S' Ihnen nur", sagt Baudrexl zu seinem Freund Wimmer, „denken S' Ihnen nur, der Pflisterer, der was mit mir bei derselbigen Firma ang'stellt ist, der hat von unserm Chef acht Täg Urlaub kriegt, weil er heiraten tuat. Was sagen S' dazua, hat der Mensch a Glück oder hat er kan's?"

„Alsdann, da dran kann ich nix net finden", meint Wimmer, „das können S' ihm ja nachmachen."

„Nachmachen?" Baudrexl zuckt die Achseln. „Das schon. Heiraten will ich ja aa in der nächsten Zeit, aber was fang i denn mit acht Täg Urlaub an, wo ich mei Zukünftige schon fuchzehn Jahr kennen tua!"

H. K. B.

Der Bauchredner

(O. Gulbransson)



„Die Sowjet-Union hat doch das Recht, sich im Westen zu sichern, nicht wahr?“ — „Oh yes, oh yes!“

Il ventriloquo: “L' Unione Sovietica ha pure il diritto di mettersi al sicuro all' occidente, nevvero?„ — “Oh yes! Oh yes!„

AUCH EINE LIEBESGESCHICHTE

VON WENCESLAO FERNANDEZ FLOREZ

Pedro Ordóñez war Ingenieur in einem großen technischen Betrieb. Er war wortkarg, arbeitsam und duldete an seinen Jacketts weder Gürtel noch Spangen, was allein schon die Männlichkeit seiner Geisteshaltung erhärtet. Von der Ehre hatte er eine fast calderonische Auffassung. Er verlangte von der Menschheit, daß sie ihre Handlungen den moralischen Normen mit der Präzision eines eingeschliffenen Motorkolbens anpaßte. Sein Vater und Großvater waren Militärs gewesen und es ist anzunehmen, daß ihm von ihnen die strenge Disziplin überkommen war, mit denen er den gesellschaftlichen Konventionen genügte. Seinen Starrsinn in ethischen Dingen aber, seine unnachsichtige Strenge Schuldigen gegenüber, seinen hohen Idealismus, die hatte er von seinem Urgroßvater, der als Dekan an der Kathedrale von Avila gewirkt hatte.

Immerhin, eines Tages verliebte sich Ordóñez. Das ist nun keineswegs ein Makel auf dem Ehrenschild eines jungen Mannes. Wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß unser ehrenfester Zeitgenosse gegen die Frauen im allgemeinen ein feindseliges Vorurteil hegte, wäre es doch übertrieben, wollte man ihn als Weiberfeind bezeichnen. Und seine Theorie in dieser interessanten Frage wäre sicher von jedem einsichtigen Mann ohne Zögern unterschrieben worden. Man kann sogar sagen, daß Ordóñez dem schönen Geschlecht vor dem eigenen in schmeichelhafter Weise den Vorzug einräumte, denn er behauptete, daß es vermutlich überhaupt keine schlechte Frau gäbe, soferne man gewisse Vorkehrungen träfe, wie z. B. die strenge Abschließung von der Mitwelt, eine sich pünktlich alle zwei Stunden wiederholende kalte Dusche und als einzige Lektüre „Die praktische Köchin" von Meister Picadillo. Wie daraus hervorgeht, hatte sich Ordóñez keineswegs der Einsicht verschlossen, daß es auf dieser Welt auch einige leidlich handsame Frauenzimmer gibt, wenngleich er sie seiner Auffassung anpaßte, was man ihm im Grunde nicht übelnehmen kann.

Ordóñez zählte bereits dreißig Jahre, als er ein mit besonderen Tugenden ausgezeichnetes Mädchen kennenlernte. Anita Guzmán mit ihren knapp zwanzig Lenzen ertrug resigniert die graue Trübsal ihres frühen Verwaistseins in dem freudlosen, nüchternen Heim einer altjüngferlichen Schwester ihrer Mutter. Hätte der gediegene Ordóñez dem Zauber dieses prachtvollen Jungmädchenkörpers, in dem die solide Architektur der Levantinerinnen durch den zarten Schmelz der Jugend gemildert erschien, und dem betörenden Blick dieser goldbraunen Augen widerstehen können, wäre er wahrscheinlich überhaupt nie in Gefahr geraten, seine Freiheit zu verlieren. Aber diese Verlockung war zu groß.

Doch selbst unter diesen Verhältnissen schlug die Liebe des tadellosen Ingenieurs eine Richtung ein, die sich von der seiner Altersgenossen gründlich unterschied. Nachdem er sich durch genaueste Überprüfung von der Fleckenlosigkeit des Vorlebens seiner Erwählten überzeugt, ihre Vorfahren bis ins dritte und vierte Glied durchforscht hatte, ohne auch nur die geringste angekränkelte Frucht zu entdecken, verzieh er dem jungen Mädchen großmütig seinen einzigen Defekt, die Armut, und bot ihm seine Liebe, zwar nicht in leidenschaftlichen Versen, auch nicht in innigen, schüchternen Briefen, sondern nach Art ernster, gesetzter Männer: er hielt bei der Tante um Anitas Hand an.

Die Verlobung dauerte zwei Jahre. In dieser Zeit unterwarf Ordóñez seine Braut mannigfachen Tugendproben. Außerdem entschied er bei der Auswahl ihrer Kleider, bestimmte ihre Lektüre, lenkte ihre Schritte, siebte ihre Freundinnen, verbot ihr, mit anderen Männern zu sprechen, überzeugte sie davon, daß es für eine anständige Frau nur einen schicklichen Blickpunkt gebe, nämlich die Spitzen ihrer eigenen Schuhe und machte ihr sogar einmal ernste Vorhaltungen, weil sie seine Liebeserklärung schon nach zehntägiger Bekanntschaft angenommen hatte.

„Ein sträflicher Leichtsinn von dir. Ich verstehe heute noch nicht, wie ich dir das vergeben konnte. Wußtest du denn überhaupt, wer ich war?"

Schluchzen Anitas.

„Antworte!"

„Nein, Pedro, ich wußte es nicht."

„Und darf sich ein sittsames Mädchen von einem Mann von Liebe sprechen lassen, den es gar nicht kennt?"

„Du gefielst mir doch!"

„Entsetzlich! Du hättest also genau so gut einen anderen lieben können. Ich gefiel dir! Als ob das ein Grund wäre, einem Mann seine Liebe zu schenken! Wie soll ich da Vertrauen zu dir haben, wenn das ist, wie du sagst? Nehmen wir an, es wäre nicht ich, sondern ein ganz anderer gewesen... Was wäre passiert! Mich schaudert, wenn ich daran denke. Ist das deine Treue?"

Anita fand auf diese wunderliche Fragestellung ihres Verlobten keine andere Antwort als Tränen.

Nach zwei Jahren ließ der korrekte Pedro Ordóñez durch den ältesten seiner Anverwandten noch einmal offiziell um Anitas Hand anhalten. Anita war restlos glücklich mit der Leichtigkeit, mit der sich junge Mädchen glücklich fühlen, sobald sie einen Grund haben, sich Kleider anzuschaffen. Sie beeilte sich, die Läden der Stadt durchzuschnuppern und ihre Aussteuer zu vollenden.

Man täte Anita bitter unrecht, wollte man daraus schließen, sie habe ihren Verlobten nicht geliebt. Er war der erste Mann, der ihr von Liebe gesprochen hatte, wenn auch ohne Zärtlichkeit. Vor allem aber war sie eben in jenen Jahren, in denen man glaubt, unbedingt jemand lieben zu müssen. Für Anita gab es, nach ihrer Auffassung, überhaupt keinen Mann auf der Welt, der ihre Zuneigung so verdient hätte, wie Pedro Ordóñez, in dessen Ansprüchen und Eifersüchteleien sie lediglich den Beweis einer Leidenschaft erblickte, die sie das Glück gehabt hatte, in ihm zu erwecken. —

Zwei Tage vor der Hochzeit nähte Anita noch an einigen Kleinigkeiten ihres Hochzeitsstaates und Pedro erörterte die jüngsten Anschaffungen, die er für die Wohnung gemacht hatte, als Anitas Tante mit ihrem schwarzen Schleierchen und ihrem mit einem problematischen Pelz verzierten Mantel ins Zimmer trat, um anzukündigen, daß sie den Ausverkauf der „Bajaranos" besuchen wolle, in welchem Strümpfe zu reduzierten Preisen abgegeben würden. Sie sei sofort wieder zurück.

Sie ging. Man hörte sie dem Dienstmädchen noch einige Weisungen erteilen und die Türe schließen.

Das Haus war still, nur von weitem hörte man Gesang aus der Küche.

„Anita", sagte Ordóñez und griff nach ihrer Hand, „heute bist du besonders hübsch."

Anita lächelte geschmeichelt und senkte ihren Blick in die glänzenden Augen ihres Verlobten: „Glück verschönt."

„Wenn du lachst", sagte er, „fühlt man sich verjüngt. Man möchte die Frische deiner Lippen schlürfen."

Er schwieg einen Moment, wie selber von der Heftigkeit betroffen, die in seinem Kompliment mitschwang. Leicht richtete er sich auf und flüsterte:

„Laß dich küssen."

Und Anita bot ihm ihre roten Lippen, die sie verliebt spitzte.

„Nein", lehnte er ab, „auf die Zähne möchte ich dich küssen."

Er zog sie an sich und küßte sie mit einer Glut, die er noch niemals gezeigt hatte. Anita wurde unter der nie gefühlten Süßigkeit wie kraftlos und empfand den Druck der männlichen Arme, die ihren herrlichen Körper umfingen, mit Beklommenheit.

„Laß mich!" bat sie.

Er aber bezwang sie und preßte sein bleiches Gesicht auf die in holder Scham erglühenden Rosen ihrer Wangen. Er stammelte:

„Noch einen Kuß."

Und wieder suchte er ihre Lippen und das samtene Rosa ihres Ohrläppchens, das unter den dunklen Locken hervorspitzte.

Über Anita kam unter den langen Liebkosungen eine gewisse Beunruhigung. Sanft drängte sie den Verlobten mit ihren sich wie darbietenden Armen zurück.

„Du liebst mich nicht", beklagte sich der ausgezeichnete Ingenieur.

„Oh!" protestierte Anna. „Wie kannst du das von mir denken?"

Im alten Kostüm - In costume all' antica (Hanna Nagel)



Der Zeitungsroman

(R. Kriesch)



„Weißt du, Elli, geküßt bin ich ja auch schon worden, aber so spannend, wie in dreiundvierzig Fortsetzungen, war's eben doch nicht!"

Il romanzo del giornale: "Sai, Elli, sono stata già baciata anch' io ... ma la tensione non fu sì viva come nella puntata 43!„

„Du liebst mich wirklich nicht", beharrte Ordóñez in einem Ton, den man in Romanen „düstere Verzweiflung" zu nennen pflegt. „Wenn du mich liebtest, würdest du dich gegen meine Liebkosungen nicht so sträuben."

„Aber Schatz..."

„Du heuchelst. Ich bin überzeugt, du könntest es ruhig mit ansehen, wie ich mich zu deinen Füßen winde .."

„Aber Pedrito!" — seufzte das junge Mädchen so bekümmert als sähe es den wackeren Ingenieur schon auf den Fliesen des Fußbodens sich in Krämpfen krümmen.

„Du siehst in mir nur das Haupt unseres künftigen Hausstandes, nicht den Mann, dem man selbstlos sein ganzes Leben weiht. Du liebst mich nur aus kühler Vernunft, aus purer Berechnung."

Anita brach bei diesen Worten in Tränen aus. Noch blieb Ordóñez einige Sekunden mit der gerunzelten Stirn des tiefverletzten Mannes stehen, doch schien er sich langsam durch sein besseres Selbst erweichen zu lassen. Er griff mit seinen behaarten Fingern nach den zarten Händen des Mädchens, hinter denen es sein weinendes Gesicht verbarg.

„Nun, nun", versuchte Pedro einzulenken. „So brauchst du dich nicht aufzuregen. Wir müssen eben beide ein wenig nachgeben. Ich war zu schroff, ich weiß, aber auch du dürftest nicht so abweisend sein, wo wir doch schon in achtundvierzig Stunden Mann und Frau sind... Verstehst du?"

Sie ließ sich nun willig küssen und seufzte leise, wie ein Kind, das bereit ist, unter Liebkosungen den erfahrenen Tadel zu vergessen.

„Kommen wir uns beide ein bißchen entgegen..." riet der vortreffliche Ingenieur und umfaßte ihre Taille.

„Aber Pedro", wagte Anna ihn abzuwehren, „es gibt Dinge, die nicht sein dürfen..."

„In achtundvierzig Stunden", wiederholte Pedro mit zitternder Stimme und glitzernden Augen.

Und plötzlich fühlte sich Anna verwirrend bedrängt. Sie glaubte in einen Abgrund zu sinken und ein wilder Gedankenwirbel durchtobte ihr Gehirn. Sie dachte verschwommen an ihre Tante, an das in der Küche singende Mädchen, an den Sinn des Wortes „unwiederbringlich" und vor allem an die Laufmasche ihres Strumpfes bei der Schließe ihres linken Straps Dieser letzte Gedanke gewann merkwürdigerweise die Oberhand und gab ihr die Kraft, immer wieder zu flehen:

„Nein, nein... laß' mich doch!"

Aber der ritterliche Ingenieur sah und hörte nichts außer seinen Wünschen. Mechanisch murmelte er immer noch:

„Achtundvierzig Stunden... achtundvierzig Stunden!.."

Nicht umsonst wurde eingangs dieser Erzählung betont, daß der vorzügliche Ingenieur Pedro Ordóñez ein würdiger Repräsentant der hohen Auffassung von Ehre war, welche der geniale Calderón de la Barca in seinen unsterblichen Werken vertrat. Kein vorschneller Verdacht streife daher auch nur von ferne die delikate Struktur seines Verhaltens. —

Am Fenster stehend zupfte er nach seiner Heldentat einige Wollfädchen, die sich von Anitas Näharbeit an ihn gehängt hatten, von seinem Rock. Dann zog er eine Zigarette aus dem Etui und klopfte sie sorgfältig zurecht. Seine Brauen waren finster zusammengezogen, sein Gesicht zeigte einen harten, energischen Ausdruck. Die Zigarette blieb unangezündet. Langsam, aber mit der Festigkeit eines wohlüberlegten Entschlusses näherte sich der Kavalier dem jungen Mädchen, das von Scham und Verwirrung überwältigt, sein Gesicht mit den Händen verhüllte.

„Sie haben mir einen großen Schmerz bereitet, mein Fräulein. Ich habe das Vertrauen zu Ihnen verloren. Ich bin von meiner Liebe endgültig geheilt. Von dieser Enttäuschung werde ich mich nie erholen. Leben Sie wohl. Sie werden mich nie mehr sehen." —

(Aus dem Spanischen von Helma Flessa)

DER NEUE PYGMALION

VON SCHLEHDORN

Der Bildhauer las in seinem Atelier die alte Sage von seinem antiken Kollegen Pygmalion vor. Sein Auditorium bestand aus zwei lebendigen Damen und zahlreichen steinernen. Die Steinernen (d. h. einige waren noch im Entwurf und zeigten eine Haut wie Streuselkuchen) hätten früher Venus oder Daphne oder Eurydike geheißen; heute hatten sie einen Beruf und waren demgemäß benannt als „Harrende", „Badende", „Träumende" — dieser hatte der Künstler die mädchenhaften Züge seiner jungen Frau gegeben — „Sehnende", „Grübelnde", „Schreitende" und „Legende" (letztere in der Mitte betont) Dann gab es noch eine Anzahl Nachbildungen aus der Antike, einen Adonis, einen Ringkämpfer, ein Medusenhaupt, den dreiköpfigen Höllenhund usw., sowie die wohlgelungene Porträtbüste des Bürgermeisters a. D. Wunnebauch.

Der Bildhauer also las die uralte Geschichte, wie Pygmalion, König von Cypern, sich das Bild einer Jungfrau schuf (aus Elfenbein allerdings), und sich in sein Werk verliebte (so etwas kommt bei Schriftstellern nicht vor), und wie Venus an ihrem heiligen Tag sein Gebet erhörte und die Jungfrau lebendig werden ließ. Ovid hat diese Verwandlung reizend geschildert (nur mit zuviel Syntax und Vokabeln, auf die man in der Schule nicht präpariert war), und der alte Voß in Eutin hat ein wenig den Kopf geschüttelt über solch seltsame Leidenschaft und hat sie in saubere Hexameter übersetzt mit dem Schluß:

„...die gegebenen Küsse
fühlt die Errötende hebt zum Licht die leuchtenden Augen
schüchtern empor und schaut mit dem Himmel zugleich den Geliebten."

Die lebendigen Damen hatten dem Vorlesenden so still wie die steinernen zugehört. Seine junge Frau Anna-Luise saß andächtig, die schlanken Hände im Schoß gefaltet, und dachte an „die gegebenen Küsse". Ihre Freundin, Dr. phil. Hanne-Frigide Säuerlich, war ganz vorgebeugte Kritik. Der Künstler mochte sie im Grunde nicht — „zwei Gramm Grazie sind mir lieber als ein Zentner Bildung" —, aber er ertrug sie, weil sie in einer Art verbissener Liebe und verdrängter Mütterlichkeit an seiner Frau hing.

Fräulein Säuerlich, die in ernster Arbeit die Schönheit mathematisch, die Wahrheit statistisch, die Güte juristisch, die Liebe biologisch und den Neid nationalökonomisch zu erfassen pflegte, äußerte sich:

„Das Ganze war eigentlich überflüssig, denn damals bestand nachweisbar auch auf Cypern schon ein Überschuß an heiratsfähigen weiblichen Personen. Na ja, und dann wurde das Mädchen älter, was bei der Plastik nicht passieren konnte; weswegen man sich ja auch heute einbildet, das antike weibliche Griechenland habe aus lauter immerzu 18- bis 23jährigen bestanden. Wo bleibt der Alltag und wo bleiben die Alten bei den Alten?"

„Jugend", sagte der Künstler, „ist, wenn man das Alter nicht sieht. Der Homer da drüben und der Faun und der Silen sind auch wohl alt genug Übrigens, wenn jedermann sich seine Frau nach Geschmack aushauen lassen könnte, käme ein ziemlicher Durchschnittstyp heraus, der sich auch im Dutzend herstellen ließe. Und wenn gar jeder sie sich selbst bildhauern müßte — stellt Euch vor, mit was für verkorksten Gestalten am Arm die Herren dann herumliefen."

„Nun, ich würde mir meinen Mann schon zurechthauen", sagte Dr. Hanne-Frigide. Und Frau Anna-Luise sah den ihren mit glücklich lächelnden Augen an.

*

Es war in der Nacht darauf. Da träumte der Bildhauer, er wäre Pygmalion, König von Cypern, und spräche zur Venus: „Du wirst einsehen, Göttin, daß wir als moderne Menschen vom Lebendigmachen im Einzelnen zur Massenproduktion übergehen müssen. Darum, o Venus, mach mir mein Atelier lebendig —, die ganze Gesellschaft."

Und, wehe, Venus tat's!

Als erste wurden die Jüngstgeschaffenen lebendig. Ehe der Künstler die Träumende (auf die es ihm ja allein ankam) auch nur begrüßen konnte, drängten sie alle um ihn herum.

Die Badende fragte, ob ihr Bad endlich fertig sei und ob er überhaupt eins hätte Die Schreitende drängte hinaus: „Feierabend", sagte sie, „geben Sie mir einen Mantel und den Hausschlüssel" Die Sehnende wollte schließlich auch etwas Greifbares davon haben. Die Grübelnde begann zu sprechen: „Ja, was soll ich nun für einen Hut aufsetzen? Den Florentiner oder die schicke kleine Kappe?"

Nun kamen auch noch die Antiken. — Die Nymphe drehte den Wasserhahn auf, setzte sich malerisch daneben und fühlte sich fast zu Hause. Die drei Grazien ließen sich endlich einmal los, wobei sich ergab, daß es viel schwerer ist einzeln graziös zu sein als in der Tanzgruppe Manchen Damen gelingt es überhaupt nur in Herrengesellschaft, und nur für einige Zeit.

Ärgerlich war es mit dem Faun und seinem Kind: das klapperte auf seinen Bocksfüßen herum und meckerte, was unangenehm auffiel, und zeigte sich nicht einmal stubenrein. Seine Ecke sah im

Trüber Sonntag im Sowjetdorf

Die Landschaft ist nur schwach besonnt.
Im Westen hängt am Horizont
'ne regenschwangre Wolke schief.
Die Temp'raturen liegen tief.

Die Häuser, kriegerisch zerfetzt
und notdürftig zurechtgesetzt,
sie schau'n in geisterhafter Ruh
dem trüben Wetterspiele zu.

Die Rollbahn, die sich sanft geschweift
durch diese Dorfruinen schleift,
verlierend bis zum Wald sich dehnt,
liegt heute schläfrig da und gähnt.

Der Trecker, der am Wegesrand
ein ungeahntes Ende fand,
verlor die Kette und die Kraft,
daß er sich selbst beiseite schafft.

Das einz'ge, das beweglich lebt,
im leichten Wind sich blähend schwebt,
an dünner Kordel aufgehängt
sich grüßend in die Landschaft schwenkt
und lächelnd blickt in die Natur,
ist meine — Unterhose nur.

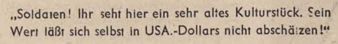
Dieweil sie frisch gewaschen ist,
verbringt sie drauß die Trockenfrist
und pendelt hin und pendelt her,
als ob das schönste Wetter wär'.
Der Wind bläst sachte mir ins Ohr:
Du, deine Hose hat Humor!

Rudolf Seebacher

Der Instruktor aus dem „Weißen Haus“ - L'istruttore della “Casa Bianca„

(Erik)





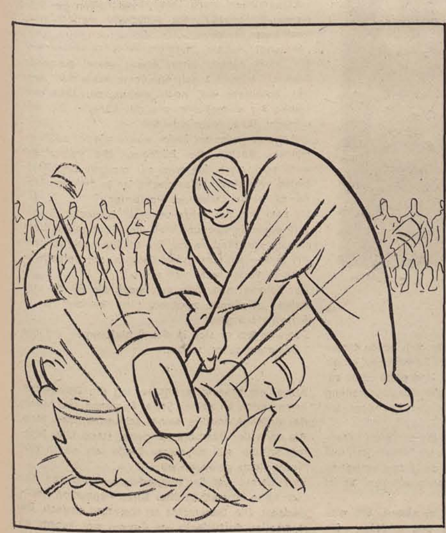
„Soldaten! Ihr seht hier ein sehr altes Kulturstück. Sein Wert läßt sich selbst in USA.-Dollars nicht abschätzen!“

“Soldati, voi vedete qui un prodotto di cultura assai antica. Non lo si può valutare nemmeno in dollari statunitensi!„



„Und hier seht Ihr einen prächtigen USA.-Hammer! Und jetzt paßt einmal auf!“

“Ecco qui un magnifico martello statunitense! Adesso fate attenzione!„



„So — — —!“

“Così . . . !„



„Und jetzt soll keiner mehr kommen und sagen, der USA.-Soldat wüßte nicht warum er diesen Krieg führte!“

“Ed ora che nessuno venga a dire che il soldato statunitense non sa perchè faccia questa guerra!„

Das Einhorn - L'unicorno

(A. Kubin)



Nu wie ein Ziegenstall aus. (Dies zur Aufklärung einer zoologischen Streitfrage.)

Der alte Homer begann zu sprechen:

„7 Städte stritten sich einst, dann 700 Gelehrte,
Damals: wo ich gezeugt, später: ob überhaupt.
Nach der heutigen Forschung setz' ich mich aus zwei Dichtern zusammen,
zwiefache Kompilation decke die Firma Homer...
Tatsächlich schrieb die Ilias mein Vater, mein Sohn den Odysseus,
Ich hieß Homer, doch ich war nur mit den Dichtern verwandt...
— Laßt das Geschreibe, wer es geschrieben, seid froh, daß es da ist.
Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt selbst Euch!"

Inzwischen hatte der Adonis sich an die Träumende herangemacht: Er hätte sich schon lange für sie interessiert. Jetzt, wo er Bewegungsfreiheit habe, wolle er bald heiraten. Und gäbe nicht zu, daß sein Fräulein Braut auf die Kunstausstellung käme. — Empört berief sich der Bildhauer auf seine besseren Rechte.

Die Herme des Silen, die nur bis zur Brust lebendig werden konnte, legte sich ins Mittel: „Ich will gern Schwiegervaterstelle an der Dame vertreten. Zunächst aber: haben Sie was zu trinken? Es ist verdammt trockene Luft hier."

Jetzt kam auch der Ringkämpfer näher: „Wir wollen alle dabei mitsprechen und mitfeiern. Sie glaubten wohl, Sie bekämen auf diese Weise ein Mädchen ohne Anhang? Nee, lieber Herr, die Marmors sind eine Familie, alle miteinander verwandt. Und wenn Sie hier Sperenzchen (er gebrauchte das griechische Wort dafür) machen wollen — was meine Fäuste angeht, die sind noch so gut wie Marmor, verstehen Sie wohl?!" — Damit wollte er sich der Träumenden bemächtigen.

Da kam dem Künstler ein rettender Gedanke. Er ging zum Höllenhund und versprach ihm drei Wurstzipfel, für jedes Maul einen; obwohl selbst die längste Wurst nur zwei Zipfel hat. Cerberus dachte nach, was bei drei Köpfen nicht schneller, sondern langsamer geht. Dann stieß er, die Hälse vorstreckend, einen grausigen Dreiklang von Tönen aus und fuhr mit zwei Mäulern dem Ringkämpfer an die hosenbodenlosen Bereiche, während das dritte Maul zur Androhung weiterer geeigneter Maßnahmen offen blieb. Der Athlet heulte auf — er bedauerte sichtlich, nicht mehr von Marmor zu sein — und ließ seinen reizenden Raub fahren.

„Verschwinden Sie schleunigst in mein Schlafzimmer", flüsterte der Künstler der Träumenden zu, „außerordentliche Umstände rechtfertigen außerordentliche Maßnahmen." Das war die Sprache besorgter Liebe. Die Träumende verstand und verschwand.

Nun versuchte Bürgermeister a. D. Wunnebauch, sozusagen als örtliche Polizeibehörde, Ordnung in das Chaos zu bringen Und zwar auf griechisch; die unregelmäßigen Verba flossen ihm nur so von den Lippen. Aber das Durcheinander wuchs.

Jetzt klingelte es auch noch. Der Altphilologe vom unteren Stockwerk schickte seine Haushälterin herauf: Traun, unerträglich dünke ihn dieser Skandal zur Schlafenszeit. — „Sagen Sie dem Herrn Professor", schrie der Künstler, „der ganze Krach ist klassisch!"

In seiner Verzweiflung kam ihm schließlich eine zweite rettende Idee Er wandte sich an die Meduse: „Ihr Blick macht Menschen zu Stein. Tun Sie mir den einzigsten Gefallen und versteinern Sie hier die Herrschaften wieder."

„Eigentlich", erwiderte jene, „bin ich in der Hypnose außer Übung. Ich meduselte gerade so schön vor mich hin. Aber der Radau macht mir mein Schlangenhaar wach. Wer frisiert mir nachher meine Schlangen?" Sie schüttelte ihr schönes, furchtbares Haupt:

„Achtung!" rief sie, „mich ansehen! Stillgestanden! Sie, Herr Athlet, bitte, etwas mehr goldener Schnitt. Cerberus, kusch! Die Schreitende dahinten, das Spielbein vor, noch weiter, so. Und nun stehen Sie einmal alle, wie der Künstler Sie gewünscht. Bitte, recht klassisch..."

Sie blickte jeden an. Jeder wurde wieder zu Stein. Himmel, dachte der Bildhauer, die versteinert mich auch noch. Sie wird mir morgen den Postboten versteinern. Was mache ich in meinem Atelier mit einem steinernen Postboten?

Da kam ihm der dritte rettende Gedanke: Er ergriff einen Spiegel und hielt ihn mit abgewandtem Gesicht der Meduse vor. Die blickte furchtbar hinein und — ein klassisches Beispiel der Selbsthypnose — versteinerte sich selbst...

Der Künstler aber hob aufatmend die Hände und flehte: „O Venus, zukünftig bitte Wunder nur in Einzellieferungen."

Dann begab er sich in das Schlafzimmer, wo die Träumende schon schlief.

*

Als er am Morgen erwachte, lag die Träumende immer noch an seiner Seite. Er genoß die Musik der tiefen Atemzüge seiner schlummernden Frau. Als dann der Postbote klingelte, stand aller Marmor wieder still an seiner Stelle, als ob in der Nacht nichts gewesen wäre.

Kurz darauf rief Dr. Hanne-Frigide Säuerlich an: „Ich habe inzwischen über Euren Pygmalion nachgedacht. Die Geschichte ist furchtbar einfach. Da Pygmalion doch König von Cypern war, konnte er sein Modell nicht so einfach heiraten. Darum ließ er das Mädchen heimlich kommen, zerschlug dafür die Statue und erzählte dann überall, Venus hätte sie lebendig gemacht... Die Mythologie läßt sich meistens sehr natürlich erklären."

Anerkennung

(K. Heiligenstaedt)



„... dabei habe ich Robert nie Grund zur Eifersucht gegeben!"
„Nee, nee, das hast du immer sehr geschickt gemacht!"

Approvazione: "... malgrado ciò io non diedi mai motivo a Roberto d' esser geloso!„
"No so; lo facesti sempre con grande abilità!„

Chikago in London

(E. Thöny)



„Können wir Ihnen noch etwas bieten, damit Sie sich bei uns wie zu Hause fühlen?"
„All right, geben Sie mir doch für die Abendstunden Ihren Geldschrank zum Öffnen!"

Chicago a Londra: "Possiamo offrirvi qualcosa altro, affinchè Vi sentiate da noi come in casa vostra?„
"All right! Lasciatemi aprire la vostra cassaforte per stasera!„

DER STRICK

VON HEINZ SCHARPF

In das Seilergeschäft am Hubertusplatz kam eine Frau gestürzt.

„Einen Strick, bitte!" stieß sie hervor.

„Was für ein Strick soll es sein?" fragte der Verkäufer. „Wir führen Stricke vom Bindfaden bis zum Glockenseil."

„Einen Strick zum Aufhängen", sagte die Frau.

„Zum Wäscheaufhängen?"

„Ach, du mein Gott, wozu die Fragerei? Einen Strick, daran man sich aufhängen kann." Und sie unterstrich ihre Worte mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde.

Der Verkäufer verlor einen Augenblick das verbindliche Lächeln. Unschlüssig blickte er der Frau in das zuckende Gesicht. Die Arme schien wirklich seelisch etwas aus dem Gleichgewicht gebracht zu sein. Aber zwischen dem Strick in der Hand und dem Kopf in der Schlinge steht noch immer der Nagel an der Wand! „Entschuldigen Sie", sprach er gedehnt, „mit gewissen Dingen soll man nicht scherzen, um des Ernstes willen nicht, der manchmal damit gemacht wird. So schlimm wird wohl der Fall nicht liegen."

„Nicht so schlimm? Haha! Sie sollten meinen Mann kennen. Mit dem hält es der Teufel nicht aus. Ich bin völlig fertig mit meinen Nerven."

„Unter diesen Umständen möchte ich Ihnen lieber keinen Strick verkaufen", bedauerte nun der Verkäufer ernstlich.

„Dazu haben Sie kein Recht. Laut Handelsgesetz sind Sie verpflichtet —"

„Gewiß, aber —"

„Ich kann ja auch in ein anderes Geschäft gehen."

Der Verkäufer hob beschwichtigend die Hände, schritt zum Regal und legte einige Stricke auf den Verkaufstisch.

Die zappelnde Kundin entschied sich für einen.

„Sie garantieren mir für seine Qualität?"

„Der trägt an die hundert Kilo, gnädige Frau", bemerkte der Verkäufer sachlich.

„Dann nehme ich ihn", entschied die Frau und verließ aufgeregt, wie sie gekommen war, den Laden.

Das war am Vormittag um neun. Am Nachmittag gegen drei Uhr erschien ein kleines, saures Männchen, wickelte umständlich den Strick aus einem Papier und zeigte gleichzeitig eine Wiegekarte vor, lautend auf 56 Kilogramm. „Sehen Sie", sprach das Männchen vorwurfsvoll, „so sieht ein von Ihnen auf hundert Kilo Tragfähigkeit garantierter Strick aus, wenn man ihm eine Belastung von 56 zumutet — wie ein Zwirnsfaden ist er gerissen."

„Um Himmelswillen", stotterte der Verkäufer, „wollte sich denn die Dame wirklich —?"

„Die Dame?" hüstelte das Männchen, „nein, ich. Aber gleich beim ersten Versuch riß er. Meine Frau läßt Ihnen sagen, Ihre Firma sieht sie nicht wieder."

„Das würde ich lebhaft bedauern", versicherte der Verkäufer.

„In Hinkunft werden wir unseren Bedarf an Stricken wo anders decken", zischte das Männchen. Funkelnden Auges verließ es das Geschäft.

Der Teufel hole den Dienst am Kunden! sah ihm der Verkäufer erbost nach.

MEIN FREUND JOHANNES

Ich will nicht behaupten, daß wir, Johannes und ich, damals routinierte Frauenkenner und -verführer gewesen wären, aber es fiel uns doch immerhin auf, daß die Eva dem Peter gerne entgegengekommen wäre, wenn der ihr nur Gelegenheit dazu gegeben hätte. Aber dazu war er viel zu dumm.

Wir beschlossen, den beiden zu helfen.

„Höre mal, Peter", sagte ich, „wenn Eva mal wieder zu dir kommt, und ihr sitzt so zusammen auf deiner Couch, dann spielst du so ein bißchen mit deinem Füllfederhalter herum und tust schließlich so, als wolltest du ihn ihr aus Scherz hinten in den Halsausschnitt stecken. Dabei läßt du ihn ‚aus Versehen mit Absicht' wirklich hineinrutschen. Natürlich bittest du vielmals um Entschuldigung und fragst, ob du ihn wieder herausholen sollst. Du würdest es natürlich ganz vorsichtig machen, sagst du. Ich denke, sie wird es gestatten. Du kannst dich dann ruhig ein bißchen ungeschickt dabei anstellen. Was dir ja nicht schwerfallen wird."

Aufmerksam hatte Peter zugehört. Eifrig, aber doch etwas ängstlich fragte er Johannes, ob er das wohl wirklich wagen sollte.

„Ja, ja, mach das man ruhig so", redete der ihm zu.

„Es ist wohl besser, man teilt ihm noch mit, daß es nicht unbedingt ein Füllfederhalter sein muß. Vielleicht hat er seinen dann gerade verlegt", sagte Johannes.

J. Bieger

DIE LETZTE RIPPE

VON JO HANNS RÖSLER

Kitty ging langsam um mich herum.

„Johannes! Johannes!"

„Wo stört's?"

„Dein Bauch, Johannes!"

„Oho!"

„Nichts oho! Er ist da!"

Ich fauchte empört:

„Natürlich ist er da! Willst du einen Mann ohne Bauch? Im Bauch sitzen die besten Gedanken!"

„Deine Gedanken sind zu umfangreich, Johannes."

„Erlaube! Ich trage denselben Gürtel wie am Tage unserer Hochzeit!"

Kitty nickte:

„Ja. Aber damals auf dem ersten und heute auf dem letzten Loch!"

Am nächsten Morgen mißfiel Kitty mein Leibesumfang abermals.

„Du sitzt zu viel, Johannes!"

„Bei der Arbeit kann ich nicht reckturnen!"

„Dann sitz am Tag, aber lauf am Abend!"

„Abends bin ich müde."

„Aber so müde bist du nicht", beharrte Kitty, „daß du nicht Abend für Abend ins Wirtshaus gehst und mit deinen Freunden Karten spielst. Geh lieber mit deinen Freunden spazieren."

„Ja freilich! Und die Karten halten wir dabei in der Hand!"

„O du Unverstand!"

„Nein! Du bist ein Unverstand!" schrie ich erregt, „was kümmert dich mein Bauch? Ihm verdankst du den häuslichen Frieden! Hagere Männer sind gereizt, nervös, zänkisch, mißtrauisch, launenhaft und bösartig. Darum flehe ich dich an: laß ihn mir!"

„Ich lasse ihn dir nicht!"

„Bitte! Bitte!"

Kitty gab mir einen Klaps.

„Nichts da! Du gehst ab morgen spazieren."

Ich ging spazieren. Jeden Abend meine achttausend Schritte. Meine Freunde sah ich nicht mehr. Wenn sie mich trafen, blickten sie mich mitleidig an.

„Kriecher! Duckmäuser! Weiberknecht!"

„Ich laufe."

„Setz dich zu uns! Denk an die schönen Asse!"

„O Seligkeit!"

„So tu's! Die Karten sind gemischt!"

„Ich kann nicht!"

„Warum nicht?"

Ich deutete verzweifelt nach unten:

„Der Schrittzähler!"

„Was? Deine Frau hat —?"

‚Verschämt gestand ich:

„Kitty hat mir einen Schrittzähler am Bein befestigt. Jeden Abend muß ich achttausend Schritte abliefern. Wißt ihr keinen Rat, Freunde?"

Die Freunde wußten einen Rat. Abend für Abend saß ich jetzt wieder im Kreis der Freunde. Meine achttausend Schritte aber lieferte ich trotzdem getreulich ab. Denn meine Frau hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Es war ein freundlicher Wirt, unser Wirt, ein flinker Wirt, ein hurtiger Wirt, der vom Schanktisch zum Stammtisch und vom Stammtisch zum Schanktisch lief, schnell und behende, die Gäste flott zu bedienen. Er lief in Küche und Keller, treppauf, treppab, hinaus und herein, eilte zwischendurch von Tisch zu Tisch, die neuen Gäste mit Namen freundlich zu begrüßen, kein Weg war ihm zu weit, kein Schritt zu viel. Er machte weit über achttausend Schritte jeden Abend und mit ihm mein Schrittzähler, den wir ihm lachend an seinen Fuß befestigt hatten.

„Donnerwetter! Elftausend Schritte!"

„Lob mich, Kitty!"

„Bravo, Johannes!"

„Küß mich, Kitty!"

Kitty küßte mich.

„Mach nur so weiter, Johannes!"

Ich machte so weiter. Vielmehr mein flinker Wirt. Das Fett unter meiner letzten Rippe schmolz zwar nicht, aber Kitty sah den guten Willen und ich hatte meinen häuslichen Frieden. Viele, viele Jahre ging es gut. In den letzten Monaten jedoch —

„Was heißt das, Johannes? Keine tausend Schritt?!"

„Nicht möglich!"

„Da! Überzeug dich!"

Ich überzeugte mich. Tatsächlich!

Eine Woche später war es noch schlimmer.

„Keine zweihundert Schritte, Johannes!"

„Vielleicht ein Defekt?"

„Ja, bei dir im Kopf!", schrie Kitty.

„Wieso?"

„Das Ding geht gut — nur du gehst nicht!"

„Ich? Der Wirt geht nicht!"

Ich schrie ebenfalls. Ich hatte die Beherrschung völlig verloren.

Kitty stand starr.

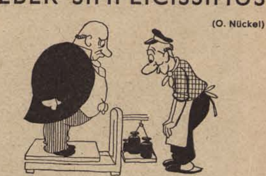
„Welcher Wirt??"

Ich gestand:

„Der Gastwirt! Um die Wünsche seiner Gäste zu befriedigen, macht er heute auch nicht einen einzigen Schritt!"

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Beim Wirt zum „Weidenbusch", bei dem die Senatoren der Stadt Frankfurt zu verkehren pflegten, hatte sich einer dieser hohen Herrn vom Hausknecht wiegen lassen. Am anderen Tag wurde ein Schwein geschlachtet und der Wirt fragte: „Schaan (Johann), was wiegt dann die Sau?" „Siewwe Pund mehr wie der Herr Senator", lautete die später zum geflügelten Wort gewordene Antwort.

R. M.

*

Bobby ist bei Baron Wettstein zur Jagd eingeladen.

Vor dem Wald pflanzt er sich auf der Wiese auf und erwartet den Bock.

Kommt der Jagdherr auf ihn zu und meint:

„Aber, lieber Graf, warum suchen Sie denn keine Deckung?"

Entgegnet Bobby überlegen:

„Sehr einfach, weil ich mich nicht fürchte!"

F. H.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Frühling

(Wilhelm Schulz)



Hält immer sich der Winter noch,
mach drum dir keine Sorgen,
auf einmal kommt der Frühling doch,
wenn heut' nicht, ist es morgen.

Der graue Wald wird wieder grün
im Sonnenlichte prangen,
die Blumen siehst du lustig blühn,
brauchst nur darnach zu langen.

Schau zu, daß auch den Frühling dann
du selber hast im Blute,
damit er in dir singen kann
gar lieb und frohgemute.

WILHELM SCHULZ

München, 29. März 1944
49. Jahrgang / Nummer 13

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Schleichhandel in Teheran



„Vortrefflich kleidet Sie dieser italienische Admiralshut, Genosse Stalin, wie haben Sie denn den bekommen?" — „Natürlich hintenherum!"

Contrabbando in Teheran: "Questa feluca di ammiraglio italiano Vi sta a meraviglia! Come l' avete avuta?„ — "Naturalmente, di sottomano!„

Der Dichter

(Fr. Bilek)



Wie die Katze auf die Maus,
ist der Mensch, der Verse dichtet
und den Musen Zoll entrichtet,
unentwegt auf Stoffe aus.

Hat er einen dann erwischt,
respektive festgenagelt,
wird der sorglich abgekragelt
und uns alsbald aufgetischt.

Stolz, mit hoch erhob'nem Schweif,
bringt im Maul er seine Beute
in den Sehbezirk der Leute,
beifallslüstern, lobesreif.

Und das Publikum, wie stellt's
sich dazu? – Nun, notgedrungen
ruft es: »Bravo! Sehr gelungen!«
Und es streichelt ihm den Pelz.

Ratatöskr

DER AUFHÄNGER

VON WALTER FOITZICK

Ganz oben am Mantel, am nördlichsten Punkt, befindet sich der Aufhänger. Dort soll er wenigstens sein. Ist er nicht mehr da, so findet man an seiner Stelle zwei längliche kleine Stoffrestchen. Sind nur diese vorhanden, ist es für den Mantelbesitzer peinlich, und er läßt sich seinen Mantel nicht gerne von jemand anderem abnehmen und aufhängen. Geschieht dieses aber doch, so sagt er bedauernd, daß der Aufhänger erst eben abgerissen sei. Da hängt nun der Mantel höchst kümmerlich an der Garderobe und hat einen Buckel. Jeder, der vorbeikommt, denkt: „Aha, da fehlt der Aufhänger!" Und das klingt wie Mißwirtschaft und Schlamperei. Solches hat man nicht gern.
Der Aufhänger kann durch allmähliche Abnützung kaputt gehen, doch ist dies nicht sein normales Ende. Wenn Sie einen Aufhänger ganz sachgemäß zerstören wollen, brauchen Sie nur eine Eisenbahnfahrt zu machen, je länger, desto sicherer. Sie hängen den Mantel sorgfältig neben sich in die Abteilecke. Oh, Sie machen das mit aller Behutsamkeit, denn Sie wissen Bescheid. Aber man kann nicht stundenlang Bescheid wissen, und so kommt es, daß es plötzlich einen kleinen Ruck gibt, einen ganz sachten Ruck. Eine Spannung löst sich. Es ist, als ob der Mantel sagte: „Na endlich!". Nun wissen Sie schon wieder Bescheid, nun ist Ihnen die ganze Lage klar. Der Aufhänger ist gewesen.
Sie werden mit der Hand über sich greifen und fühlen, wie der Mantel das Köpfchen hängen läßt. Er neigt sich über Sie wie die Trauerweide über einen Grabstein.
Mit viel Gemache und Umständen bringen Sie jetzt das Kleidungsstück wo anders unter. Sie vergessen den kleinen Unfall, bis, ja bis Sie den Mantel wieder irgendwo aufhängen wollen. Und dieser letzte Fall kann sich noch oft wiederholen und über längere Zeiten hinziehen. Es gibt nur sehr wenige Aufhänger, die eine Eisenbahnfahrt überstehen.

BRIEFE

VON PAUL WESTERGAARD

Mein Freund Olsen besuchte mich gestern.
„Du", sagte er, „ich habe da eine Geschichte gehört, die ich dir unbedingt erzählen muß." Und er begann:
„Ein Mann — Fritsen hieß er und war Junggeselle — zog in eine neue Wohnung ein. Im gleichen Stockwerk des Treppenhauses wohnte ein gewisser Herr Pillerö. Auch dieser lebte allein, denn er war von seiner Frau geschieden.
Als Fritsen seine Wohnung eingerichtet hatte, hängte er außen an seiner Wohnungstür einen jener blechernen Briefkästen an, auf denen mit großen, goldenen Buchstaben ‚Briefe' geschrieben steht.
Am nächsten Morgen aber war der Briefkasten weg. Er war gestohlen worden.
Fritsen kaufte also einen neuen Briefkasten und schraubte ihn diesmal so fest an, daß ihn nicht gleich der erste beste Treppendieb mit sich nehmen würde.
Am nächsten Morgen aber war auch dieser Briefkasten spurlos verschwunden.
Nicht weniger als insgesamt sechs solcher Briefkästen mit goldener Inschrift ‚Briefe' brachte Fritsen an seiner Wohnungstür an, und alle wurden gestohlen. Beim siebenten aber beschloß Fritsen, sich auf die Lauer zu legen. Er holte einen Stuhl herbei, setzte sich und guckte durchs Schlüsselloch.
Da — eine halbe Stunde mochte er gewartet haben — öffnete sich Pillerös Wohnungstür, und Pillerö trat, mit einem Brecheisen bewaffnet, heraus. Er montierte Fritsens Briefkasten ab und verschwand damit in die Wohnung. Gleich darauf hörte Fritsen, wie der Nachbar vorsichtig die Hintertreppe hinunterschlich, und er sah, wie Pillerö mit dem Briefkasten in der einen Hand und mit einem Spaten in der anderen auf den Hinterhof hinaustrat. Dort grub er ein Loch, legte den Briefkasten hinein und kehrte, nachdem er die Erde festgetreten, mit schmerzerfüllter Miene ins Haus zurück.
Tags darauf ging Fritsen zu Pillerö hinüber. ‚Sie also sind der Mann, der mir immerzu meine Briefkästen stiehlt!' sagte er.
‚Ach, ich werde es nie wieder tun', beteuerte Pillerö. ‚Versprechen Sie mir nur, nicht wieder einen Briefkasten anzubringen, auf dem ‚Briefe' geschrieben steht!'
Das vermochte Fritsen anfangs nicht zu begreifen.
‚Ich bin ein tiefunglücklicher Mensch', begann Pillerö nun sein Leid zu klagen. ‚Sie wissen, ich bin von meiner Frau geschieden worden. Sie brannte mir damals mit einem Briefträger durch. Ach, ich war ja so verliebt in meine ‚Briefe'. Das war ihr Kosename, nämlich die Anfangsbuchstaben der sechs Vornamen Berta, Rosa, Ida, Erna, Frieda, Emma, die sie bei der Taufe erhalten hatte. ‚Meine liebe, kleine Briefe', nannte ich sie immer. Sie werden nun gewiß verstehen, weshalb ich die Briefkästen von Ihrer Tür entfernt habe. Denn wenn ich auf den Treppenflur hinaustrat und ihren Namen in Goldlettern prangen sah — noch dazu auf einem Gegenstand, der mich unwillkürlich an den Beruf des Mannes gemahnte, der mir meine kleine ‚Briefe' stahl —, so weckte das jedesmal schmerzliche Erinnerungen in mir...'"
„Und was geschah weiter?" fragte ich Olsen gespannt, als er hier seine Rede für einen Augenblick unterbrach.
„Dann ging Fritsen hin und kaufte einen achten Briefkasten. Diesmal einen ohne die Aufschrift ‚Briefe'. Seit jenem Tage wurden Fritsen und Pillerö die besten Freunde, und Fritsen heiratete die Tochter von Pillerös geschiedener Frau. Doch nach einjähriger Ehe lief auch sie ihm davon und verheiratete sich mit einem Handlungsreisenden in Briefpapier. Tja, es lag nun einmal in der Familie."

(Aus dem Dänischen von W. R.)

Der spanische Stier

(Wilhelm Schulz)



„Unerklärlich, daß der Bursche sich nicht in die Kampfarena locken läßt, wir haben doch alles so schön vorbereitet!"

Il toro spagnuolo: "Non si capisce come mai questo bardassa non si lasci attirare nell' arena. E dire che gli abbiamo preparato tutto così bene!„

Der amerikanische Menschenfreund

(Erich Schilling)



„Ich verstehe nicht, daß die Finnen unser freundliches Angebot, nach Alaska auszuwandern, nicht annehmen wollen. Erfroren und verhungert ist doch angenehmer als verschleppt und erschossen!"

L'americano filantropo: "Non comprendo come mai i Finlandesi non vogliano accettare la nostra gentile offerta di immigrare nell' Alaska. È sempre meglio patire il gelo e la fame che esser deportati e fucilati!,,

MEIN FREUND JOHANNES

Wir besuchten einen Maler.
Es war recht kalt in seinem Atelier. Auf eine diesbezügliche Bemerkung unsererseits erklärte er achselzuckend: „Ich habe kein Geld für Feuerung."
Wir bedauerten ihn. Das aber hätten wir nicht tun sollen. Denn nun wurde er wild.
„Ja, so ist dies Menschenpack. Seine Größten läßt es hungern und frieren!" rief er voller Pathos.
„Aber bester Freund", begütigte Johannes, „wenn die Menschen wüßten, daß Sie zu ihren Größten zählen, würde man Sie gewiß nicht Not leiden lassen. Soviel ich weiß, haben Sie sich aber noch nie darum bemüht, der Öffentlichkeit Beweise Ihres Könnens vor Augen zu führen. Schaffen Sie etwas! Stellen Sie es aus!"
Verächtlich lachte der Maler: „Beweise für die Öffentlichkeit! Schaffen! Ausstellen!"
„Wie aber wollen Sie sonst Anerkennung finden?" fragte ich höflich.
Von oben herab schaute er mich an.
„Ich brauche keine Anerkennung. Mir genügt es, zu wissen: Wenn ich wollte, könnte ich!"
„Großer Meister", fragte Johannes voller Hochachtung, „warum frieren Sie dann?"
Der Maler wurde wieder Mensch, so überraschte ihn diese Frage. „Frieren?" stammelte er verwirrt.
„Ja. Genügt es Ihnen denn nicht auch, zu wissen: Wenn ich heizen wollte, könnte ich!?" sagte Johannes.

J. Bieger

DIE ALTE MALERIN

VON PETER REIMANN

Eine alte Frau humpelte über den mondhellen, durchsteinten Platz, eine weiße Schüssel unter dem weiten schwarzen Wollschal tragend; aus der Osteria drang eine fluchende Fistelstimme, die im Wein gurgelte, und irgendwo krähte allzu verfrüht ein Hahn, dem das Mondlicht bereits Tag war. Tock, tock, tock; das waren die klappernden Schritte des Gendarmen, der dahinstelzte, ohne Sinn eigentlich, denn der Ort hatte keine sträflichen Taten: nun, es war sein Beruf.
Als die Alte an der Sparkasse vorüberkam, bröckelte es oben, unter dem Dach, ein wenig; dann rieselte es ihr über das spärliche Haar in den Schal hinein.
„Madonna!..." sagte sie halblaut, erschrocken.
Der Gendarm rüttelte drüben an der Tür der Osteria; die Barken im Hafen wiegten sich ganz leise, der Mast der einen wischte dem Monde in seinem feisten Milchgesicht hin und her, und sein Schatten zeichnete eine sanft bewegliche Linie über den Weg der Alten. Die machte einen kleinen Sprung darüber hinweg.
Dann klomm sie die vielen Stufen zur Kirche empor — hundert waren es, oder mehr noch — und fror trotz der Mühe. Es war ja Winter! Und der dünne Nachtwind tat seine leichten Finger in die wollenen Fransen ihres Schals — aber die waren ihm wohl zu spröde; dann in einige einzelne Haare, und hielt sie so unter das Mondlicht, daß sie glitzern sollten. Jedoch der Widerschein war nur schwach wie der von altem Zinn.
An der Pfarre oben stand eine Silbertanne, riesig und bejahrt war sie. Darunter ging die Alte vorbei und duckte sich fast in der Schattenfinsternis, die in die Arkade überging zwischen der Sakristei und dem Pfarrhaus. Und dann waren zwei Mauern längs der Gasse, hoch und verschlossen, daß die alte Frau erst nach einer Weile wieder im Hellen stand; erst als sie auf der Landstraße war. Durch die Finsternis war sie geschwommen und hatte es wispern gehört. Ohne Furcht aber, denn sie fürchtete sich nie — war doch ihr Gang jetzt zu einer unheimlichen Stätte! Und das Wispern — das wußte sie — war sehr irdisch.
Jenseits der Landstraße ging ein Schotterweg an der Holzhütte vorbei, mitten in den Hain, der nur mehr graue, bleiche Stämme hatte und dürres, nacktes Geäst. Da war des Herbstes Sterben. Weiter oben aber waren nur mehr kahle Steine, eckige und kreuzarmige; der alte Friedhof.
Die Greisin humpelte durch die wirren Reihen bis ganz in eine der äußeren Ecken; dort blieb sie stehen. Sie schlug ihren Schal auseinander, diesen Augenblick lang sah sie wie ein Nachtvogel aus. Dann bückte sie sich, stellte die Schüssel auf das Grab und legte eine kleine weiße Papiertüte daneben. In der Schüssel waren Makkaroni, mit viel Tomatenmark, Butter und geriebenem Käse zubereitet, in der Tüte waren gute, dunkle Zigarren.
„So", sagte die Alte andächtig und faltete die Hände, „Mutter, lass' es dir gut schmecken..."
Denn sie glaubte an ein Leben nach dem Tode.
Hernach trippelte sie von dannen. Und ein Schatten löste sich aus dem Dunkel des Totenhauses, schlich sich zu dem Grabe hin und ließ sich die Mahlzeit munden...
Der Totengräber wurde von Tag zu Tag wohlgenährter und rauchte so feine Zigarren, die es im Dorfe nicht zu kaufen gab; die Alte machte den Friedhofgang Nacht für Nacht. Heute knirschte es dem Esser unter den Zähnen. E fluchte und wußte nicht, daß er da ein Stückchen von der Sparkasse mitkaute.

Die Alte glaubte an ein Leben nach dem Tode; die tote Mutter hatte Makkaroni und Zigarren so geliebt! Tags machte die Greisin ihren anderen Kirchhofgang, sie holte die leere Schüssel ab und freute sich des gesunden Appetits der Seligen, die vor acht Jahren gestorben.
Sie malte; in der Kirche hingen ein paar Heiligenbilder von ihr. Jetzt war sie an einem Gottesackerbild mit dem Grab der Mutter darauf und einigen Zypressen.
Vorgenommen hatte sie sich, das Bild nicht fertigzumalen, da ihr irgendjemand, der nicht irdisch war, eingegeben, sie werde sterben, so das Werk vollendet. Sie glaubte an ein Leben nach dem Tode — sie hatte keine Furcht sonst, aber vor dem Sterben wohl doch!
Der Pastor hatte sie beichten gehört von der Bewandtnis mit dem Bilde; er hatte erst einfältig gelächelt, der dicke Don Teobaldo, dann jäh ein ernstes Gesicht gezogen und den Finger gehoben mit mahnenden Worten von der Sünde des Aberglaubens. Später hatte er es noch einmal hören müssen, was das Werden des Bildes in sich hatte, und dann wieder — ihr war nicht zu helfen...
Und der Totengräber fraß noch einige Jahre die Makkaroni der seligen Mutter und schmauchte deren Zigarren. Bis die Malerin neunzig Lenze auf dem krummen Rücken trug und er mit nur fünfundfünfzig, der regelmäßigen Sondernahrung zum Trotz, unweit seines Tischleindeckdich eingescharrt wurde.
Er war tot, und die Mutter der Malerin verschmähte von diesem Tage an die liebevoll zubereiteten Mahlzeiten, ja, selbst die dicken Zigarren.
Die Greisin nahm es sich sehr zu Herzen, sie brachte weiterhin eine Zeitlang allnächtlich eine Schüssel und eine Tüte, doch fand sie regelmäßig am folgenden Tage beides unberührt. Gott, dies war ein schlechtes Omen!
(In ihrem Atelier unten am Wasser stand die Staffelei, auf der das unvollendete Friedhofsbild lehnte: Es war fertig, bis auf eine Zypresse, die noch weiß ragte auf dem Malgrunde.)
Die Alte legte sich hin und kränkelte fortan. Und noch größer ward ihre Furcht vor dem Tode: Gab es nicht vielleicht einen letzten, endgültigen Tod nach dem zweiten Leben?...
Sie begann zu phantasieren, den ganzen Tag über; sie rang, sie rang um ihr bißchen Leben! Einige Male ward um sie der Pastor gerufen, der nahm ihr die letzte Beichte ab — einige Male. Aber das Bild! Das Bild war noch nicht vollendet! Und sie erholte sich jedesmal ein wenig und quälte sich weiter. Der Pastor ward von tiefem Mitleid ergriffen, aber sie brauchte doch seine trostreichen Worte nicht, nein, nein, sie wollte sie gar nicht! Das Bild war doch noch nicht vollendet! Mit fünfundneunzig Jahren lebte sie noch immer. Der Pastor fühlte, daß er das Ansehenmüssen dieser Quälerei nicht lange mehr ertragen würde.

Es war ein Abend wie vor jener Nacht.
Die dürren, nackten Äste mahnten bleichen Lichts gegen den aufglimmenden Mond; die noch im Dämmern bunten Reste ihrer Blätter verfärbten sich erdnah; ein letzter Strahl des Tages versuchte flackernd, schwindend, noch eines Tons zu schwingen...
Dann stieg an der himmlischen Rampe die Nacht auf. Wie jene!
Eine Gestalt lief lautlos über den Platz, an der Sparkasse vorbei, die Kirchenstufen hinauf.
Tick-tock, tick-tock, tick-tock; die klappernden Schritte des Gendarms. Anders als damals; er war alt geworden. Auch er. Und die Gicht hinkte in ihm. Er blieb stehen und schüttelte den Kopf. Wer da nur so rannte?... Ach, das Mädchen der alten Malerin. So.
Ja, sie war es: und sie keuchte, als sie oben an der Pfarre den Klopfer schwang.
Schlürfender Gang, ein leiser Lichtschein, die Stimme des Pastors kamen ihr entgegen:
„Ach, du, Giovanna?"
„Ja, Reverendo... Die signora!..."
Dann waren der Gestalten zwei, die die Stufen hinunterhuschten, ein langer und ein kürzerer Rock. Als sie an der Sparkasse vorüberkamen, sang hinter der verschlossenen Tür jemand eine Melodie

> „So groß war er,
> so fett war er,
> und man hieß ihn Bombolo..."

Ein alter Gassenhauer. Es war der Beamte, der zählte vielleicht noch Geld.
Drüben am Hafen stand der Gendarm an eine Laterne gelehnt und spie ins Wasser. Ein voreiliger Hahn krähte irgendwo — wie damals.
Oben im Zimmer der Malerin brannte nur eine Kerze. Die Malerin lag da, fahlen Gesichts, und hatte die Hände gefaltet. Irr suchte ihr Blick nach den Eintretenden; ihre Stimme, hohl und trocken, wimmerte; der Pastor trat an das Bett und legte ihr den Rosenkranz über die welken Hände.
„Betet", sagte er leise.
Dann schlich er sofort wieder hinaus, die Giovanna wunderte sich.
„Ich komme bald zurück", flüsterte er ihr zu: „Bleib' bei ihr. ."
Er betrat das Atelier; da stand noch die Staffelei, auf der das unvollendete Bild lehnte. Man sah es im Mondlicht, das durch die hohen Scheiben drang. Auf einem Hocker lagen die Tuben. Die ergriff der Pastor und ging näher ans Fenster, daß er zwei Farben herausfinden konnte: ein dunkles Grün und ein Grau — für die Zypresse.
Im Nebenzimmer lallte die Greisin: „Aber — das Bild ist — ja noch nicht vollendet..."
Der Pastor bekreuzigte sich und hob den Blick empor.
„Großer allmächtiger und gütiger Gott" sagte er, „sieh' es als ein Werk der Barmherzigkeit! ." Dann drückte er hastig die fehlenden Farben auf die weiße Leinewand und verrieb sie fieberhaft mit den Fingern. Diese Last auf ihm!
Er war auch nur ein Mensch...
Und er stürzte hernieder unter dem Gewicht, zu Füßen der Staffelei.
Es war eine Nacht wie jene, in dieser Nacht starb die alte Malerin; der Pastor kam hernach erst allmählich wieder zu Verstand. —

FUNDEVOGELS NEST

In der Lade meines Schreibtischs steht ein Kasten,
Auf den Deckel habe ich geschrieben: Fundevogels Nest.
Will ich bei der Arbeit einmal träumend rasten,
Hält mich Fundevogels Fittich schwebend in der Luft des Märchenlandes fest.
Unter mir liegt Kunterbuntes funkelnd ausgebreitet,
Das ich aus dem Kasten, drein ich's barg, entnahm,
Und mein Blick, der in die Kindheit heimkehrt, gleitet
Über Traumestrümmer, Mondensplitter, Winkelglück und Zauberkram.
Alles, was ich auf den Straßen fand in meinem Leben,
Hob ich auf und legte es in Fundevogels Nest,
Wo es glimmt und flimmert, wo sich heimliche Gespinste weben
Um der abgestorbnen Wünsche unerlösten Rest...
Bunte Kugeln fand ich, die ein Kind verloren,
Alte Münzen, einst dem Acker anvertraut zur Schwedenzeit,
Windgehetzte Liebesbriefe, deren Worte, herzensheiß beschworen,
Nun der Regen schon hinüberspülte zur Vergessenheit,
Nadelschmuck mit Flitterzier, beim Sonntagsreigen einer Magd entglitten,
Aus gebranntem Ton das nackte Püppchen, das im Grase liegenblieb,
Eine Messingschelle, losgelöst von einem Kinderschlitten
Und ein Albumblatt, das ein Verschmähter schrieb — —
Alles, was am Wege lag, ich nahm es heim in meine Wände,
Weil es weiterleben soll, von Fundevogels Nest umhegt!
Hat der Tag mich stumpf gemacht, verlockt mich heim ins Traumgelände
Jener kleine Kasten, drinnen sich Verlornes regt.
Ohne wachen Willen laß ich durch die Finger gleiten,
Was ich je am Rande meiner Wege fand,
Und ein Raunen dringt in meine Seele aus verwunschnen Weiten,
Dunkel wie die Wipfel rauschen über fernem Heimatland.

Herbert Fritsche

Feierlicher Anlaß - Solenne occasione

(Erik)



„Wir sind am Dienstag Abend bei Schwill's — sag' ma. — äh — was trägt man eigentlich zu Ente?"

"Martedì sera siamo da Swill's. Dimmi, eh: Che vestito ci mettiamo per l' anitra?„

DER RICHTIGE AUGENBLICK

VON BARON PALLE ROSENKRANTZ

Was gibt es wohl Schwierigeres in der Welt, als für eine wichtige Entscheidung den richtigen Augenblick abzupassen? Es gibt Fälle, in denen die Wahl des richtigen Augenblicks von schicksalhafter Bedeutung für das ganze Leben eines Menschen sein kann. Außerhalb dieses Zeitpunktes gibt es dann bekanntlich nur ein Zufrüh oder ein Zuspät.

Er hatte sich entschlossen, gerade an jenem Abend um sie zu freien. Es war Sommer, sie war in Himmelblau gekleidet, das ihr entzückend stand und sie ganz besonders anmutsvoll erscheinen ließ. Fragend und erwartungsvoll blickten ihre tiefen, blauen Augen drein, um ihre roten Lippen lag ein verheißungsvolles Lächeln.

Er bat sie, seine Frau zu werden. Unsere Geschichte trug sich übrigens in jener Zeit zu, da man sich mit einer Dame erst nach diesen entscheidenden Worten duzte und eine Verlobung als halbvollzogene Trauung galt.

Bildlich gesprochen, war da ein breiter Fluß, der zunächst überwunden sein wollte, und die Brücke, die zu diesem Zwecke gebaut werden mußte, war das Ja.

Sein Heiratsantrag war ihr weder unangenehm noch kam er ihr unerwartet. Nur schien ihr der Augenblick — aus rein formellen Gründen — zu früh gewählt. Sie errötete darum nicht und schlug auch nicht die Augen nieder. Im Gegenteil, sie schlug sie auf und maß ihn mit einem Blick, der Erwägung und wohlwollendes Verständnis ausdrückte.

„Ich kann Ihnen nicht sofort antworten", erwiderte sie mit ihrer weichen, melodischen Stimme. „Ihr Antrag überrascht und verwirrt mich. Es ist doch eine schicksalsschwere Entschließung, die ich treffen soll — Sie müssen mir eine Bedenkzeit gewähren."

Er erhob sich, er hatte keine augenblickliche Antwort erwartet. Mit einer Verbeugung zog er sich zurück. Sie ihrerseits war zu stolz, um ihn zurückzuhalten. Also ging er. Im Grunde bereute sie bereits. Aber . . .

Sie hatte eine Freundin. Die Freundin war dunkelhäutig und hatte große braune Augen, dichtes schwarzes Haar und ein sprühendes Temperament. Man könnte sich keine größeren Gegensätze denken als die beiden Mädchen, die sich dabei auf entzückende Weise ergänzten.

Am nächsten Abend traf er diese Freundin. Da er gar so trübsinnig dreinschaute, empfand sie tiefes Mitgefühl mit ihm. Sie kannte die Geschichte seiner Werbung und wußte welcher Bescheid ihm zuteil geworden, ließ sich aber nichts anmerken.

Er berichtete ihr von der Enttäuschung, die er erlitten, und bat sie um Rat, wie er sich nun wohl am besten verhielte. Die Freundin sah ihm teilnahmsvoll ins Gesicht. Er war ein hübscher junger Mann mit hellen, treuen Augen und sehr sympathisch. Zudem benötigte er Trost.

„Sie liebt Sie nicht", erklärte die Freundin, „denn sonst hätte sie Ihnen sogleich die Antwort gegeben, um die Sie sie baten. Sie ist ein gutes Mädel, lieb und nett und meine beste Freundin. Sie wollte Ihnen sicher nicht durch ein krasses Nein wehtun. Glauben Sie mir, ich kenne sie am besten."

„Ja, aber was soll ich tun?" fragte er, weiterhin sehr betrübt.

„Sie sollten eine andere fragen, die Ihnen gleich mit Ja antworten würde, eine, die Sie besser versteht und wirklich liebt."

„Und wer könnte das wohl sein?"

„Sehen Sie sich nur ein wenig um!" antwortete sie. Der junge Mann und das schwarzhaarige Mädchen saßen auf der Bank eifrig mit dieser Frage beschäftigt. Da trat die Blonde ein wenig verlegen und reumütig an ihn heran und bat ihn um eine kurze Aussprache.

Die Aussprache gestaltete sich denn auch wirklich nur ganz kurz.

Sie sagte: „Ich habe es mir überlegt."

Er antwortete: „Ich auch."

Es war zu spät — er hatte sich inzwischen mit der Freundin verlobt.

Tja, so kann es einem gehen, wenn man den richtigen Augenblick nicht abzupassen versteht.

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig.)

Das Ideal

(R. Kriesch)



„Und wie müßte der Mann sein, den du heiraten möchtest?"
„Jung, schön, treu und Schokoladefabrikant!"

L' ideale: "E come dovrebbe esser l' uomo che tu vorresti sposare?,,
"Giovane, bello, fedele e fabbricante di cioccolata!,,

TEUFEL ÜBERM GARTENZAUN

VON ROLAND BETSCH

Ich gestatte mir, meinen Zeitgenossen mitzuteilen, daß ich jetzt Besitzer eines Schrebergartens bin. Warum soll ich, was andere können, nicht auch zuwege bringen, das müßte doch mit dem Teufel zugehen. Säen und düngen und wachsen lassen, das kann bei Gott keine große Kunst sein. Ich verlache alle Einwände. Ho ho ho, hört, wie ich sie verlache! Wie gesagt, ich traue mir durchaus zu, Radieschen zu stecken, und Kartoffeln zu säen, Kletterbohnen und Zuckererbsen anzupflanzen und Johannisbeerenbäume zu züchten. Ich schaffe mir sogar Hühner an nebst Hahn, jawohl, das tue ich, und wenn die Sache sich günstig entwickelt, dann soll mich niemand daran hindern, daß ich auch der Großviehzucht mich zuwende. Ich denke an rationelle Milch- und Margarinewirtschaft und an Kälberplantagen. Na ja, das liegt noch in der Ferne, ich will mich nicht aufspielen.

Vorerst habe ich mir aus Bohnenstangen und Nudelkisten ein Gartenhaus gezimmert. Ich bekenne, daß es kein Schmuckstück ist, nein, ich will es keineswegs mit anderen, nach architektonischen Gesichtspunkten gegliederten Gartenhäusern vergleichen, das wäre überheblich. Es ist wirklich nur ganz einfach und ohne eigentliches Stilgefühl errichtet, aber es ist praktisch; wenn es regnet, kann man sich hineinstellen, und außerdem kann man Gerätschaften und andere landwirtschaftliche Dinge darin unterbringen. Hinsichtlich meines Gartenhauses gebt euch also, bitte keinen hochgespannten Erwartungen hin. Ich verbiete zum Beispiel vorweg, daß es photographiert wird.

Übrigens hat es die haushohe — gartenhaushohe — Wut meiner Nachbarin entfacht. Meine Nachbarin, jenseits des morschen Holzzaunes, heißt Fräulein Irmgard Fädchen. Fädchen heißt sie, nicht anders. Ich habe nichts gegen den Namen Fädchen — Gott steh mir bei! —, aber bei allem Ernst, den aufzubringen ich imstande bin, dem Namen haftet irgendwie verborgen etwas Komisches an, etwas humorvoll Spaßhaftes. Bei Fädchen muß ein Melancholiker schmunzeln. Glatt herausgesagt: ich möchte nicht Fädchen heißen. Fräulein Irmgard Fädchen sieht hochappetitlich aus, sie steht, bildhaft gesprochen, in der Pfirsichblüte ihrer Jahre, hat einen blonden Wirrkopf, ein rundliches Gesicht mit einer — ich kann nicht anders sagen — mit einer frechen, mit einer bodenlos frechen Nase. Und wenn Fräulein Irmgard lacht, möchte man sich krank lachen, so lacht sie. Eigentlich lacht sie gar nicht, man kann es streng genommen nicht Lachen nennen; sie kullert, wie ein junger Truthahn.

Augenblicklich kullert sie nicht, sondern sie schimpft. Mein Gartenhaus beschimpft sie. Es wäre zu groß und würde ihr die Aussicht nehmen. Gewiß, mein Gartenhaus ist nicht gerade klein; was die Größe anbelangt, kann es sich sehen lassen. Ich will nicht protzen, es ist gar nicht meine Art zu protzen: aber Irmgards Gartenhaus ist, an meinem Gartenhaus gemessen, mehr ein Hasenstall. Ich bitte die Welt, kann jemand, der Fädchen heißt, ein großes, stattliches Gartenhaus bauen? Nein, er kann es nicht, oder ich will mich auf der Stelle hängen.

„Ihr Gartenhaus", sagt sie und ist teufelswild, „Ihre Makkaronikistenbude steht mir gerade vor der Nase. Ich habe immer den schönen Blick auf die Berge gehabt, damit ist es jetzt Essig. Es war alles so schön vorher, da müssen Sie kommen und das Gelände verpfuschen. Ins Pfefferland mit Ihnen!"

„Meine Dame", erwidere ich und nehme kein Blatt vor den Mund, „meine Dame, von wegen Makkaronikistenbude und Gelände verpfuschen! Ich bezahle meinen Grund und Boden, außerdem meine Rettich- und Zwiebelsteuer und wenn sie vor Zorn einen solch roten Kopf kriegen, dann erinnern Sie mich an ein Radieschen, bitt' um Vergebung, meine Dame!"

Sie kullert — hört ihr sie kullern? — und wendet außerdem den mittelhochdeutschen Stabreim auf mich an.

„Geschwollenes Geschwätz!" sagt Fräulein Fädchen, dreht sich auf den Absätzen und hackt in den Erdbeeren herum. Wenn sie weiter so drauflos hackt, dann wird sie keine roten Früchte ernten. Sie hackt ja die Wurzeln zuschanden.

„Fräulein Fädchen. Sie hacken die Wurzeln zuschanden! Ohne Wurzeln kann es keine Früchte geben. Ihre diesbezügliche diesjährige Ernte —"

„Was geht Sie meine Ernte an!"

„Im Grunde nichts. Aber ich bin Fachmann; Erdbeerfachmann. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß ich die Absicht habe, mich mit allem Nachdruck auf die Riesenananas zu werfen."

„Da werden Sie hier kein Glück haben."

„So?!"

„Nein; denn hier ist kein Erdbeerboden. Unsinn, in solchen Humus Erdbeeren zu pflanzen! Und außerdem geht der Teufel hier um."

„Wer geht um, bitte?"

„Der Teufel. Sie mögen es glauben oder nicht. Der Boden ist rein verhext hier."

„So?!"

„Ja, das werden Sie schon noch merken; das warten Sie nur mal ab! Was haben Sie denn in den vielen Tüten?"

„Samen, meine Dame. Sämereien. Gurken, Rettich, Kartoffeln."

„Kartoffeln?! Kartoffelsamen?!"

„Nichts anderes. Warum kullern Sie denn? Sie sind doch kein Truthahn."

So zu kullern. Was hat sie gegen meinen Kartoffelsamen?

„Haben Sie auch Rotkrautsamen und Blumenkohlsamen, Herr Fachmann?"

„Wenn es erlaubt ist, jawohl."

„Und Apfelbaumsamen? Ku ku ku ku kulle kulle."

„Das soll gewiß gelacht sein. Sie hegen die Absicht, mich auszulachen. Wird Ihnen nicht gelingen. Wissen Sie, worüber ich lache?"

„Nun?"

„Über Ihren verhexten Humus. Und überhaupt, wenn man schon Fädchen heißt? Bitte, heißen Sie nicht Fädchen? Bin ich im Irrtum, wenn ich zu wissen glaube, daß Sie Fädchen heißen?"

Sie geht. Ich habe sie in die Flucht geschlagen. Fräulein Fädchen, Irmgard Fädchen, verschwindet hinter den Himbeeren.

Zuletzt hat sie mir noch die ganze Laune verdorben mit ihrem verhexten Boden und dem Apfelbaumsamen. Sie denkt wohl, ich weiß nicht, daß man Obstbäume nicht sät. So ein Fetzen! Wenn sie noch so appetitlich ist, sie bleibt ein Fetzen.

Zur Gartenarbeit habe ich jetzt keine Lust mehr. Die verschiedenen Sämereien lege ich ins Gartenhaus und gehe spazieren. Ich säe morgen, wenn Fräulein Fädchen nicht da ist. Leben Sie wohl und recht gute Zeit noch hinter den Himbeeren!

Am anderen Morgen bin ich wirklich allein. So, nun habe ich herrliche Ruhe, meine Beete zu bepflanzen. Alle Tüten werden geleert, ich säe und stecke und pflanze nur so drauf los, genau nach Vorschrift. Auch kleine Pflänzlein habe ich mitgebracht. Wenn ich gestern behauptet habe, ich hätte Rotkohlsamen und Blumenkohlsamen, so ist das auf einen begreiflichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht gesät, vielmehr steckt man die jungen Pflänzlein in den Boden. Die Pflänzlein bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard habe ich schon ein paar Tage nicht gesehen. Wo bleibt sie denn eigentlich? Mir liegt nichts an Fräulein Irmgard, ich kann ohne sie pflanzen und gießen und hacken. Meinetwegen mag sie im Mond sein. Mit ihrem verhexten Boden. Da kommt sie übrigens. Nun, ich habe nicht auf sie gewartet. Sie steht am Zaun und lacht herüber in meinen Garten. „Holla! Sie haben ja schon mordsmäßig angepflanzt."

„Mit Ihrer gütigen Erlaubnis, ja. Und wenn Sie Ihre boshafte Gesinnung ändern, dann sind Sie zum ersten Radieschenessen freundlichst eingeladen. Mit Lampionbeleuchtung."

„Radieschenessen? Wo sind denn da Radieschen?"

„Hier in diesem Beet. Sie sehen das Schild. Auf jedem Beet habe ich ein Täfelchen angebracht mit einem Inhaltsverzeichnis. Sehen Sie, dort sind Kohlrabi, hier Zuckererbsen und Gelbrüben; in der Ecke schwarze Rettiche."

„Prachtvoll, großartig! Ich bin gespannt wie eine Schrotflinte, wann das Zeug aufgeht."

„Wieso denn? Warum denn, Fräulein Fädchen?"

„Sagen Sie doch nicht immer Fräulein Fädchen. Nennen Sie mich ruhig Fräulein Irmgard."

„Ich meine, wieso und warum Sie gespannt sind wie eine Schrotflinte?"

„Weil der Teufel umgeht."

„Mit Ihrem blöden Teufel!"

Ich sehe sie wieder ein paar Tage nicht; mir liegt nichts daran, ich fühle mich pudelwohl ohne sie, man soll nicht glauben, daß ich Verlangen nach ihrer frechen Nase habe. Überhaupt Leute, die einem die Krawatten aufziehen, nein, nein, damit habe ich nicht viel vor. Keineswegs, das sind Dinge beziehungsweise Handlungen, die allerlei Rückschlüsse zulassen. Ich bitte alle Heiligen, geht man als wildfremder Mensch her und zieht einem anderen wildfremden Menschen den Schlips auf? Ta ta ta ta, solcherlei Menschen haben's faustdick hinter den Ohren. Sie sollen jenseits ihrer Zäune bleiben.

Ich gieße fleißig und betreue meine landwirtschaftlichen Kulturen. Es keimt und sproßt schon allerorten aus der Erde heraus. Die Radieschen wachsen wie besessen; sie sind schon beinahe

DOROTHEA SIBYLLE

(früher häufiger Mädchenname in schlesischen Adelsgeschlechtern)

War wild und hold,
Geheimnisvoll und sehr verschwiegen,
Funken von Gold,
Wenn sie ritt,
Ließ die Sonne über die Locken fliegen.

Sie jagte gerne.
(Oh, wieviel Echo gibt ein Schuß!)
Wacholderbeerenkerne
Zerbissen ihre Zähne.
So wurde herb und fremd ihr Kuß.

Diana der Vierzehnender,
Sie liebte Schnee von Blut gefärbt,
Ihre Ahnen Offiziere ruhmreicher Regimenter,
Reiter von Todesattacken,
Hatten ihr diese Wollust vererbt.

Sie küßte viel und heiß,
Nur den nicht, den sie sollte.
(Er war ein reicher Lebemannesgreis.)
Sie floh mit einem Abenteurer,
Die Blutsverwandtschaft grollte.

Sie brachte Aufruhr in die Sippen,
Kalte Verachtung und Wut,
Sie zerbissen vor Zorn sich die Lippen
Und verstießen Dorothea Sibylle
Empört aus dem edlen Blut.

Warum Dorothea Sibylle,
Verließt du die Zimmer und Gärten der Kindheit
Und den Herbstwald voll Stille?
Wer trieb dich hinunter
In den schwarzen Abgrund der Blindheit?

Noch steht das Schloß in Schlesien,
Geschlechter gingen und kamen.
Sie aber verscholl in Tunesien
In glitzernden Abenteuern.
Keine Baronesse trägt mehr den Namen:
Dorothea Sibylle.

Anton Schnack

handhoch. Und die Rettiche schießen ganz hexenmäßig ins Kraut, gar nicht zu reden von den Zuckererbsen und Kohlrabi.

Ab und zu kommt Fräulein Fädchen; sie interessiert sich für mein Wachstum, aber es geht nie ohne Spott ab. Sie will sich manchmal halb krank kullern über meine Radieschen und Zuckererbsen. Einmal bin ich ihr in die Haare gefahren und habe ihr den Kopf gebeutelt. Na ja, ich tat es aus Rachsucht, schließlich hat sie mir ja auch den Schlips aufgezogen. Als ich sie in den Haaren hatte und immerfort beutelnd über den Zaun herüber an mich heranzog, da ist sie plötzlich ganz still geworden, ihre Augen bekamen einen fremden Glanz und aller Spott war zum Teufel. Hoffentlich habe ich ihr nicht weh getan.

Verflucht grün ist jetzt mein Garten, die reine Wildnis; das wuchert und sprießt und wächst, daß ich nur so staunen muß. Probeweise rupfe ich mal ein Radieschen aus, aber da ist noch kein roter Knollen festzustellen; nein, unten befindet sich nur ein langgestrecktes Würzelchen. Nun ja, es ist noch zu früh, die Radieschenknollen bilden sich natürlich erst später. Man darf nicht gleich im Anfang Radieschen verlangen wie Kinderköpfe. Einmal kommt der Gärtner vorbei, der draußen seine Tomatenplantagen hat. Ich rufe ihn hinein in meinen Schrebergarten; er soll ihn bewundern, ich bin ordentlich stolz auf das viele Grün. Hier könnten ja Kühe weiden.

„Sehen Sie mal meine Radieschen an", sage ich, „sind das nicht pfundige Gewächse? Allerhand für einen Anfänger, habe ich recht oder nicht?" Der Gärtner beugt sich nieder und zieht ein Pflänzchen aus dem Boden.

„Was soll das sein?"

„Radieschen, Herr Gärtner richtige Radieschen. Sie kennen doch Radieschen?"

„Radieschen?!" Er schaut mich von unten herauf an und kneift ein Auge zu. „Radieschen sollen das sein? Ich sage Ihnen, es sind Kuhblumen, Löwenzahn; taraxacum officinale. Unkraut ist es, auf gut deutsch!"

„Unkraut? Herr Gärtner, haben Sie Unkraut gesagt?"

Ich stehe da, die Hände auf dem Rücken, und starre in den blauen Himmel. Ich könnte auch auf die Erde starren, wo ich die Kuhblumen gesät habe. Vielmehr hat sie der Teufel gesät, daran ist jetzt nicht mehr zu zweifeln.

„Das geht mit dem Teufel zu, Herr Gärtner! Betrachten Sie sich doch, bitte, hier einmal meine Gelbrüben. Ich hoffe, daß es keine alten Krötenaugen sind."

„Krötenaugen sind es nicht", lacht der Gärtner.

„Gott sei Dank! Es sind also Gelbrüben?"

„Nein, es sind Brennesseln. Gut für junge Gänse."

„Brennesseln sind es? So, es sind Brennesseln!"

„Nichts anderes. Fassen Sie mal mit der Hand hin!"

„Werde mich hüten. Und hier! Bitte, was steht hier? Und hier und dort? Und in der Rettichecke?"

Es stellt sich heraus, daß ich Kuhblumen, Brennesseln, Spitzwegerich, Huflattich, Wilde Kamillen und Wiesenschaumkraut gesät habe. Der Gärtner stellt es einwandfrei fest; er muß es wissen, er ist schließlich vom Bau. Ich habe Unkraut gesät, Unkraut im Schweiße meines Angesichtes begossen und gehackt. Der Gärtner hält sich den Bauch vor Lachen; ich könnte ihn ohrfeigen, so lacht er.

„Dann geht also doch hier der Teufel um!" rufe ich empört hinaus und stoße die geballten Fäuste in die Luft.

„Der Teufel geht um? Wer sagt das?"

„Fräulein Fädchen sagt das; Fräulein Fädchen behauptet, der Boden hier sei verhext."

Mit einem Male kullert es los, daß die Lüfte zittern. Dort steht Fräulein Irmgard am Zaun und will platzen vor Lachen.

„Wenn Ihr Teufel nur nicht überm Zaun ist", sagt der Gärtner.

„Teufel überm Zaun? Wieso Teufel überm Zaun?"

„Ich meine nur; das Fräulein dort überm Zaun lacht mir so schadenfroh."

„Sie mag lachen bis zum jüngsten Tag."

„Hat sie am Ende den Samen vertauscht?"

Mir fährt es wie ein frischer Blitz durchs Gebein. Richtig, ich habe ja die Sämereien damals über Nacht im Gartenhaus liegen lassen. Da ist der Teufel, der Fädchenteufel hingegangen und hat Unkrautsamen in meine Radieschen- und Rettichtüten geschmuggelt. So und nicht anders ist es gewesen; oh, du Satan! Ich renne zum Zaun, wo Fräulein Fädchen immer noch steht und sich ausschüttet vor Lachen.

„Haben Sie Teufel", brülle ich gewaltig, „haben Sie Truthahn — —"

Mitten in der Wut fällt mir ein, daß man mit dem Teufel nicht per Sie redet; mit einem Truthahn auch nicht. Ich fange also noch einmal von vorne an. „Hast du Teufel, hast du Kullerhahn, beziehungsweise Kullerhenne, mir die Sämereien vertauscht? Gesteh und stirb!"

„Jawohl!" ruft sie und krümmt sich vor Heiterkeit, „das ist die Rache für das Gartenhaus. Bringen Sie mir mal, bitte, ein paar frische Radieschen mit Lampionbeleuchtung."

Ich kann mich nicht mehr halten, die flammende Empörung reißt mich dahin. Mit dem Fuß trete ich eine Bresche in den morschen Zaun, wechsle ins fremde Gebiet hinüber und stürme dem fliehenden blonden Teufel nach. Hinter den Himbeeren erwische ich sie.

„Fräulein Fädchen", rufe ich und packe zu, „jetzt will ich dir's heimzahlen. Jetzt sollst du dein Radieschenwunder erleben."

Mit beiden Armen halte ich sie; ich habe ein gutes Recht darauf, sie zu beuteln und zu zausen, daß die Fetzen fliegen. Es wird ein gewaltiger Kampf, und sie wehrt sich nicht einmal sonderlich. Nein, sie ist schwach zwischen meinen Fingern; fest habe ich sie umschlungen, — — —

Die beste Strafe, denke ich, wenn ich sie küsse; jawohl, auf den Mund küsse ich sie und auf die Backen und in die zerzausten Haare. Und wieder auf den Mund. Und immer wieder. Überall hin hageln und knallen und donnern die Küsse.

„Bilde dir ja nicht ein", stoße ich zwischen den Knallern zornentbrannt hervor, „bilde dir bei Gott nicht ein, daß ich in dich verschossen bin. Mitnichten, Fräulein Fädchen, du Lumpenstück! Das ist alles Wut, nur Wut, nichts als Wut!"

Der Charakter

(Maçon)

Il carattere



„Höre, Arthur, wenn du mir nicht treu bist, bin ich's auch nicht!"
„Auf solche Erpressungen geht ein Ehrenmann nicht ein!"

"Senti, Arturo, se tu non mi sarai fedele, nemmeno io lo sarò!„
"Un uomo d' onore non patteggia con tali ricatti!„

Da hängt sie in meinen Armen, matt und hilflos, und hat die Augen geschlossen. Ihre feuchten, roten Lippen beben. Da hängt der Teufel und ist furchtbar besiegt. Jetzt hast du's, mit deinem Spitzwegerich, mit deinen Kuhblumen und mit deinen Brennesseln!

Es wird schon Abend, da sitzen wir immer noch zusammen in meinem Gartenhaus, Fädchen und ich. Ich habe zu Anfang schon betont, daß es kein prunkvolles Gartenhaus ist, nunmehr stellt sich aber heraus, daß man sogar zu zweien prachtvoll drinnen sitzen kann.

„Wo hast du denn eigentlich den Unkrautsamen hergehabt?" frage ich.

„Oh, den sammle ich. Viele Sorten Unkrautsamen habe ich gesammelt, das ist so Liebhaberei von mir. Und ich habe mir schon immer gedacht, man weiß nie, wozu man ihn einmal gebrauchen kann. Es gibt ja schließlich nichts Unnötiges auf dieser Welt."

„Da hast du recht, Fädchen. Und ich muß schon sagen: solche Teufel sind mir mindestens so lieb wie Radieschen."

Sie umhalst mich und ist ganz verrückt vor Freude.

„Hast mir schon gleich gefallen, wenn du auch keine Ahnung hast von Gartenbau, du Radieschenkönig."

„Oho!" trumpfe ich auf. „Warte nur mal ab! Fädchen!"

„Sag doch nicht immer Fädchen!"

„Wer weiß, vielleicht hast du die längste Zeit Fädchen geheißen."

„Meinst du? Wieso denn? Bitte, wieso?"

„Sieh mal, wenn aus Radieschen Kuhblumen werden: wer will wissen, was aus einem Fädchen werden kann!"

Kostümkunde

(K. Heiligenstaedt)



„Wie offenherzig war doch diese Damenmode des Rokoko — heute mußt du dein Pfund heuchlerisch vergraben!"

La scienza del costume: "Come era aperta e sincera la moda della donna del rococò! Oggi invece devi nascondere quel po' di carne che hai, col manto dell' ipocrisia!„

HERR STIEGLITZ UND DIE EINBRECHER

VON WILHELM LUKAS KRISTL

Diese Geschichte erzählt Herr Stieglitz gern, wenn hin und wieder mal die Rede auf das Verdunkeln der Fenster kommt. Alles habe seine Vor- und Nachteile, meint er. Jene Nacht sei ihm jedenfalls ein zweites Mal erspart geblieben.

Die Geschichte jener Nacht begann damit, daß sich Frau Stieglitz im Eßzimmer nebenan noch einen Apfel holen wollte. Herr Stieglitz lag schon im Bett. Er war in die Ergebnisse einer Briefmarken-Versteigerung vertieft. Plötzlich riß ihn ein Schrei aus seiner Lektüre. Fast im gleichen Augenblick jagte auch schon seine Frau zum Schlafzimmer herein, warf atemlos die Türe zu und stammelte mit unterdrückter Stimme: „Da steht einer auf'n Fensterl" Deutlich hat sie fünf Finger gesehen. Er hat sich vom Dach heruntergelassen. Nein, sie ist vollkommen bei Sinnen. Täuschung ausgeschlossen. Er hat ans Fenster geklopft, und daraufhin hat sie die fünf Finger gesehen.

Herr Stieglitz schnellte auf, löschte die Stehlampe aus und fiel ins Bett zurück. Da lag er wie angenagelt und sagte was von Halluzinationen. Im Film passierte das immer nur Frauen, deren Männer gerade nicht zu Hause waren. Aber nun hatte er das Pech, zu Hause zu sein. Was also tun? Vielleicht drückte der andere soeben das Fenster ein, vielleicht überlegte der, in welcher Richtung die einsame Frau verschwunden sein mochte. Auf alle Fälle: Ruhig bleiben — nicht voreilig handeln!

Beide horchten ins andere Zimmer hinüber. Nichts rührte sich. Aber sie habe sich nicht geirrt, beschwor Frau Stieglitz ihren Gatten. Sie erkannte fünf Finger am Fenster! Herr Stieglitz sah in diesem Augenblick keineswegs ein, wieso gerade die Männer die Verpflichtung hätten, jeglicher Gefahr immer gleich die Stirn zu bieten. Sonst spielten die Weiber doch auch gern die erste Geige. Immerhin, die Verpflichtung bestand nun mal; er spürte deutlich, wie sehr seine ganze Stellung von dieser entscheidenden Tat abhing. So gab er sich einen Ruck und trennte sich vom warmen Bett. Leise öffnete er die Schlafzimmertüre. Unheimlich und schweigend fiel der Lichtschein von nebenan auf den Gang. Er horchte noch einmal. Dann huschte er in entgegengesetzter Richtung um die Ecke und verschwand im Bad. Die Position im Bad bot Vorteile. Von da aus ließ sich sozusagen aus einem toten Winkel die ganze Hausfront übersehen. Waren wirklich Fassadenkletterer am Werk, hier mußte man sie erspähen. Zu dumm, daß das Badfenster mit diesem blödsinnigen dunklen Papier überklebt war. Wegkratzen ließ es sich auch nicht! Es blieb nichts anderes übrig, als sachte das Fenster aufzumachen. Hing es an Herrn Stieglitz' leichter Erregung, hing es an den angerosteten Scharnieren — er mußte dem Fenster jeden Zentimeter abringen. Und bei jedem Zentimeter protestierte es zu seinem Ärger mit weithin hörbarem Ächzen. „Weil bei uns ja koane Fenster net g'schmiert werd'n!", brummte er vor sich hin. Endlich konnte er seinen Kopf durch den Spalt hinausstrecken. Vorsichtig, und gefaßt auf einen etwaigen Schlag ins Genick, beugte er sich vor. Friedlich glänzte die Hauswand im Vollmond. Gleich überm Dach die Sterne, tief unten die schlafende Garage. Nur bei ihm im Eßzimmer, da brannte Licht. Und nur das Wohnzimmerfenster in der Ecke gegenüber, das lag im Schatten. Er sah nur soviel, daß die Jalousien nicht heruntergelassen waren. Man konnte ja hundertmal predigen, die Jalousien herunterzulassen! War das Fenster nun offen, war es geschlossen?

Herr Stieglitz zog sich wieder ins Schlafgemach zurück. Er hatte kalte Füße und war schon mehr grantig als aufgeregt. „Hallunzinaziona, sonst gar nix. Was i gsagt hab. Alles mäuselstaad. Aber natürlich, wenn einfach d' Schalusien net runterglassen werdn!" Da fuhr Frau Stieglitz vom Bett auf: „Sst, ... sst ... hörst es, die sind aufn Speicher drobn, die sind hinten im Wohnzimmer!" Ein Knarzen, ein Knistern von irgendwoher, und auf dem Dachboden so was wie tapsende Schritte. Mit angehaltenem Atem verfolgte das Ehepaar die Geräusche. „I hab net bloß die fünf Finger gsehng er hat mir doch klopft!" Herr Stieglitz mußte wieder raus. Seine Frau wollte ihm noch ihre Haarbürste in die Hand drücken, denn die hatte einen schweren Nickelgriff. Aber er wies sie zurück. „Jetzt brauch i dei Bürsten aa net. Hättst die Schalusien runterlassen, na brauchert i mi jetzt da hinten net umbringen lassn!" Mit diesen Worten forderte Herr Stieglitz das Schicksal heraus.

Er begann beim hellerleuchteten Eßzimmer. Ein angebissener Apfel lag einsam auf dem Boden. Das einzig Auffällige. Er näherte sich dem Fenster. Da mußte er feststellen, daß der Riegel immer noch nicht richtig schloß. Seit vier Wochen sagte er seiner Frau, man soll endlich den Fensterriegel richten!

Nunmehr stieß er in den hinteren Flügel der Wohnung vor. Er knipste das Ganglicht an, räusperte sich, redete laut was von Sauerei und ging langsam vorwärts. Einbrecher, sagte er sich, die schießen nur, wenn sie überrascht werden. Man muß ihnen also Zeit lassen. Jedoch als er die Türe zum dunklen Wohnzimmer öffnete, da wäre es ihm doch lieber gewesen, er hätte die Haarbürste mit dem Nickelgriff in der Hand gehabt. Er machte Licht. Der erste Blick galt dem Fenster. Es war geschlossen. Immer mutiger, hielt er jetzt in der Küche und in der Abstellkammer Nachschau. „Natürlich 's Licht kann ma wieder net anmachn. A Dutzendmal hab i scho gsagt, im Kammerl ghört a neue Birn 'neingschraubt. Selbstverständlich, bei uns werd ja nix gmacht. Da solln nachhert koane Einbrecher net komma!" Herr Stieglitz gewann die ganze Sicherheit wieder. Und einmal in der Gewißheit, daß kein Dieb im ganzen Haus sei, da schaute er auch noch pflichtschuldig unter das Sofa. Er kehrte als Held zurück.

Abermals legte er sich nieder. Auch bei Frau Stieglitz begann das Blut wieder zu zirkulieren, ja, sie schien sogar einzuschlafen. Plötzlich war sie wieder in der Höhe: „Hast du denn auch auf die Altan' nausgschaut? I hab doch net phantasiert. Natürlich is was los!" Da wurde es Herrn Stieglitz zu dumm. Also, die Türe zur Altane, die war nicht zugesperrt! „Jetzt will i dir amal was sagn. Dees is ja koa Wohnung. Dees is ja a Saustall. 's Badfenster knarzt wie der Teufel, der Riegel beim Eßzimmer schließt net, hundertmal hab i gsagt, daß d' Schalusien runterglassen werdn, im Kammerl kann ma koa Licht net anmacha, weil einfach koa neue Birn net kauft werd! Ja, dees is ja a Spaziergang für an Einbrecher. Dees is ja extra für d' Einbrecher hergricht'. Die waarn ja dumm, wenns net kummerten. Und i, i waar 's Rindviech. I derfat ma oane aufn Schädel naufhaun lassn, bloß weil ma z' faul is, daß ma d' Altantür zusperrt!" Herr Stieglitz redete sich immer mehr hinein. Vergeblich versuchte ihn die Ehefrau zu beschwichtigen, die jetzt nicht mehr an die Einbrecher dachte, sondern nur an die Nachbarschaft, welche durch den Spektakel geweckt werden konnte. „An Apfi muaß sie essen, mitten in der Nacht, an Apfi. Hättst koan Apfi net g'essen, hättst koane fünf Finger net gsehgn!"

Ob Frau Stieglitz in jener Nacht Opfer einer Sinnestäuschung geworden war, oder ob die Einbrecher vor den Ausbrüchen Herrn Stieglitz' die Flucht ergriffen hatten, das hat sich nie feststellen lassen. Aber einen Apfel um Mitternacht, das gab es jedenfalls im Hause Stieglitz nicht mehr.

DER PRÜGELTEPPICH

VON HEINZ SCHARPF

Abdul Mustapha ballte die Fäuste. Beim Barte des Propheten, war das noch ein Leben für einen freien Moslim? War man noch Herr in seinem Haus und auf seinen Feldern, seit man sich vor den neuen Gesetzen beugen mußte?

Abdul Mustapha klammerte sich um so strenger an die alten Lehren des Korans, je mehr der Verordnungen es regnete. So oft eine solche öffentlich verkündet wurde, bekam er jedesmal einen Tobsuchtsanfall. Man hörte ihn dann weithin wettern und fluchen.

Deshalb begab sich eines Tages der Imam des Dorfes zu ihm, um ihn zur Vernunft zu mahnen. „Salam, der Segen Allahs sei mit dir!" Mit diesen Worten trat er ein und ließ sich eine Pfeife reichen. Dann begann er bedächtig: „Höre, Abdul, alter Hitzkopf, was nützt es, wenn du wie der Samum in der Wüste tobst. Laß dich warnen, sonst wird man mit dir noch verfahren wie mit einem störrischen Kamelhengst. Du wirst mit Ketten gefesselt werden und einen Maulkorb angelegt bekommen."

„Vater der Weisheit", antwortete Abdul und seine Stirnadern schwollen, „wer kann da ruhig zusehen?! Die Hamüns gehen unverschleiert, der Fez ist verboten, nachts lassen sie die Eisenbahn rollen, obwohl der Koran lehrt, daß nächtliche Arbeit nicht gedeihen kann. Wo sind unsere ehrwürdigen Sitten und Gebräuche? Hinweggeblasen — — Und was bekamen wir beschert? Lärmende Maschinen, Kleider aus Franken und abendländische Hüte, die aussehen wie Melonen, mit denen man die Schweine füttert. Allah akbar, der Scheitan ..."

Der Imam legte den Finger an den Mund. „Laß dich warnen, Abdul", wiederholte er, „eine neue Zeit ist angebrochen, den Alten unverständlich, aber voll Verheißung für die Jugend. Du wirst den Gang der Geschichte nicht aufhalten können. Darum beherrsche dich! Ich will dir eine Geschichte erzählen, aus der du lernen kannst! Höre zu: Zur Zeit unserer Väter war einmal ein Palastverwalter, von derselben oppositionellen Einstellung und dem gleichen aufbrausenden Temperament wie du. Der Sultan, der seine Dienste schätzte, wollte ihn nicht verlieren, also schickte er ihm einen Teppich ins Haus mit dem Rat, bei jedem Wutanfall die Zähne zusammenzubeißen und so lange stumm auf den Teppich loszuschlagen, bis der erste Zorn verraucht war. Und der Verwalter tat so. Wenn er glaubte, vor Wut über irgend eine Verfügung zerspringen zu müssen, prügelte er so lange auf den Teppich los, bis er ruhig geworden war. Abdul Mustapha, laß dir raten , schaffe dir ebenfalls so einen Prügelteppich an."

„Imam", nickte der Türke, „dein Rat hat einen langen Bart. So einen Klopfteppich habe ich seit Jahr und Tag im Haus, meine Suleika weiß davon ein Lied zu singen. Ich wollte, ich könnte mir einen zweiten anschaffen. Aber auch das verbieten die neuen Gesetze, auch die Vielweiberei hat die Regierung untersagt."

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



„Alsdann", sagte dieser Tage mein Hausherr zu mir, „alsdann gestern war i wieder amal mit meiner Alten in der Oper."

„Sie scheinen ja ziemlich oft ins Theater zu gehen", antwortete ich.

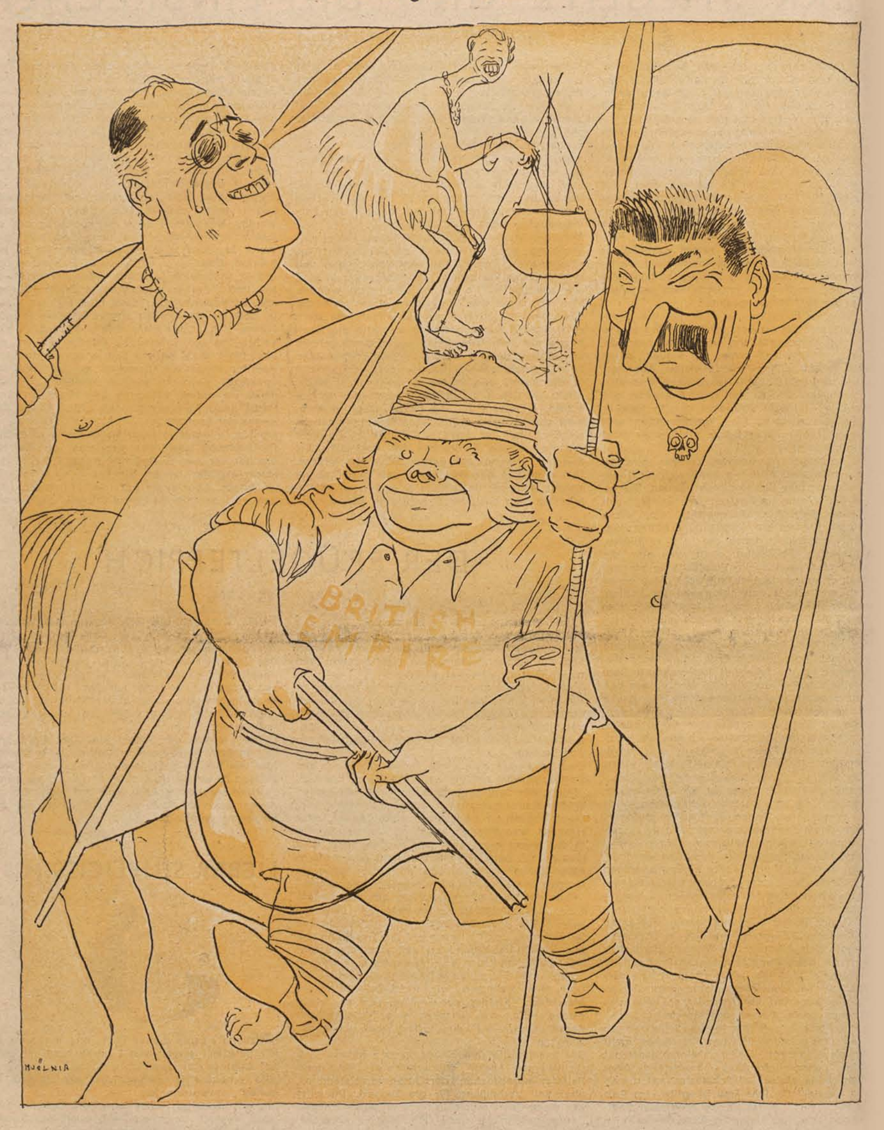
„Ja —", nickte er, „aber nur in die Oper!"

„Und weshalb besuchen Sie niemals das Schauspielhaus?" fragte ich höflichkeitshalber.

„Das hat alles sein' Grund!" erklärte Herr Baudrexl, mein Hausherr. „Mei Alte brodelt immer endlos umeinander, bis mit der Anziagerei fertig wird — und weil do bei so aner Oper allerweil a Ouvertüre dabei is, kann ma nix versamen, wenn ma z' spät hinkommen tuat!" H. K. B.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —
Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Einladung zur Invasion



„Wenn die Jagd ergebnislos bleibt, haben wir ja immer noch den Dicken!"

Invito all' invasione: "Anche se la caccia rimane senza risultato, abbiamo pur sempre ancora il pancione!„

München, 5. April 1944
49. Jahrgang / Nummer 14

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT · MÜNCHEN

Die Spinne und ihre Opfer

(Wilhelm Schulz)

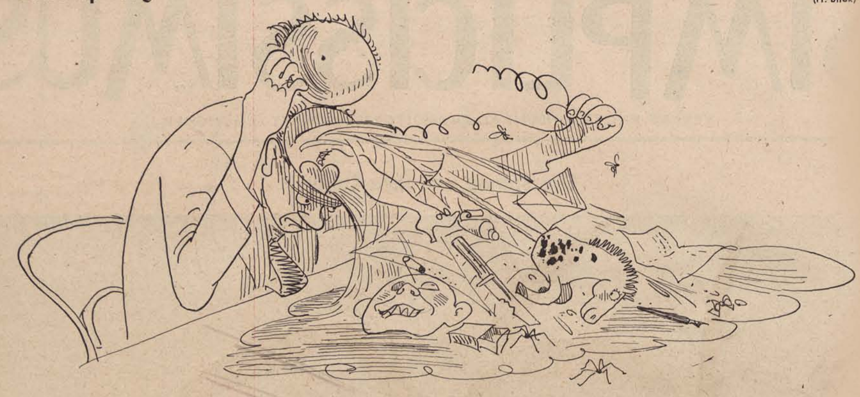


„Wie schön sie mir ins Netz gegangen sind, jetzt brauche ich sie nur noch vollends einzuwickeln!"

Il ragno e le sue vittime: "Con che facilità mi son venuti nella rete! Ora non abbisogno che d' invilupparli completamente!„

Entrümpelung

(Fr. Bilek)



Im Gehirn wird's weich und weicher.
Man versimpelt, man vergißt.
Rette, was zu retten ist!
Mensch, entrümple deinen Speicher!

Denn da hausen faule Drohnen:
Altes, überkomm'nes Zeug.
Abgestand'ner Zeitungsteig
und Präokkupationen.

Nicht exakt zu End' Gedachtes.
Nachweh'n von Suggestion.
Billiger Witz und flauer Hohn.
Angefang'nes, Halbvollbrachtes.

Peinliche Erinnerungen.
Selbstbetrug, ganze Schachteln voll.
Allerhand auf Konto Soll.
Und wie viel vorbeigelungen!

Hirngespinste, grau und heiter.
Steckenpferde. Futterneid.
Eifersucht. Bequemlichkeit.
Und so weiter – und so weiter –

Weg damit! So wirst du reicher.
Ach, es geht oft seltsam her:
Weniger ist manchmal mehr...
Mensch, entrümple deinen Speicher!

Ratatöskr

Die Selbstgedrehte

Von Walter Foitzick

Es gibt Leute, die schwören auf die selbstgedrehte Zigarette. Ich schwöre auch ein bißchen, wenn ich keine andere habe. Die Selbstdreher sind ein stolzes Geschlecht, und, wenn sie grade selbst drehen, verachten sie die anderen.
Wir stehen dann im Mittelpunkt des Interesses. Wir holen das Kästchen mit dem Tabak heraus, wir nehmen das Zigarettenpapier zur Hand, blasen es auf, tun Tabak drauf und drehen dann. Sehen Sie so! Natürlich, wenn man's vormachen will, wird's nie so schön. Wir werkeln mit den Fingern herum, bremsen links und rechts, schieben Tabak wieder herein, versuchen die eine Papierseite unter die andere zu kriegen. Ich sage mit Vorbedacht: versuchen. Hundert Finger sollte man haben! Daß dabei viel Tabak herunterfällt, wer weiß wohin? ist ein Schönheitsfehler und gilt nicht. Soll ich sagen, daß manchmal das Papierblättchen reißt, selbstverständlich nur bei ganz grünen Anfängern? Nein, ich soll es nicht sagen. Und nun kommt etwas ganz Wichtiges: das Befeuchten des Papierrandes mit der Zunge, schnell und elegant. Wer diese Klippe überwindet, hat schon viel gewonnen. Manchmal platzt dabei der ganze Laden, und der gute Tabak rinnt ins All. So, jetzt wird's zugeklebt; dabei muß man mit den Fingern eine Art Volte schlagen. Was Sie jetzt hier sehen, ist nicht etwa eine kleine Trompete, wie Sie aus der Form schließen könnten, sondern soll eine Zigarette sein. Deshalb kneift man links und rechts den hervorstehenden Tabak mit dem Fingernagel ab. Wenn das das Ding auch noch verträgt und geduldig aushält, kann geraucht werden.
So geht es natürlich nur bei Anfängern. Anfänger bleibt man ungefähr 10 Jahre lang. Nach dieser Zeit entstehen schon ganz wohlgeformte Trompeten oder auch an den Enden zugespitzte wurstartige Gebilde, auf die man ziemlich stolz ist und die der Dreher für recht vollkommen hält. Verzeihen Sie bitte, ich bin Sachkenner, ich bin im dritten Drehjahrzehnt, wobei bemerkt werden muß, daß Weltkriege dem Drehen sehr förderlich sind, sie zählen eigentlich doppelt.
Auch ich weiß die Geschichte von dem perfekten Dreher, jeder erzählt sie. Führend sollen früher die Wachtmeister mancher österreichischen Reiterregimenter gewesen sein. Die Legende erzählt: Der Griff mit einem Stückchen Zigarettenpapier in der Linken in die Hosentasche, in der der Tabak lose bereit lag, erwischte die vorschriftsmäßige Menge Tabak, und dann, schwupp, rollte er die Zigarette mit einer Hand auf dem Oberschenkel des linken Beines, während er mit der Rechten den Gaul immer weiter nach Bosnien lenkte.
Ja, das waren noch begnadete Zigarettendreher! Gleiches kann man auch von Matrosen in den Hafenkneipen von Marseille erzählen, nur lenkten sie dabei nicht nach Bosnien, sondern hielten in der Rechten das Kartenspiel.
Ach, es fehlt einem doch viel, wenn man kein alter österreichischer Wachtmeister war, oder die rechte Schulung im Hafen von Marseille versäumt hat.

Orkan der Leidenschaft

Es traf sich, daß das Ehepaar Bollmann aus der Buchstraße bei einem Kinobesuch den Großfilm „Orkan der Leidenschaft" erwischte. Einigermaßen verblüfft, aber mit sichtlicher Anteilnahme, betrachteten die beiden das äußerst heftige und unalltägliche erotische Gebaren auf der Leinwand. Gesine Bollmann fühlte sich in Gemütstiefen angerührt, die durch das Zusammenleben mit Krischan Bollmann bisher noch nicht beansprucht worden waren. Sie seufzte lustvoll.
„Kuck mal, Krischan, was der sich mit ihr hat", sagte sie.
„Och, Krischan, wenn 'n das so sieht — ich kann mich nich besinnen, daß du dschemals so aus dir rausgegangen wärst!"
„Das mag woll, Sintschen", versetzte Krischan Bollmann nüchtern. „Aber denn mußt du auch bedenken, was der da 'n Berg Geld für kricht." K. L.

Verständigung

Als dem Maurer Jan Eilers der Backstein aus der Hand geglitten und dem gerade drunten am Gerüst vorübergehenden Großkaufmann Reineking vor die Füße gefallen war, blieb Herr Reineking stehen und äußerte sich, den Blick aufwärts gerichtet, wie folgt:
„Sie — das is dscha fahrlässig! Wollen Sie sich nich freundlichst en büßchen besser in Aacht nehmen?"
Jan Eilers beugte sich über den Rand des Gerüstes, in einer Haltung, die gleichermaßen Verständnislosigkeit wie Einsatzbereitschaft ausdrückte.
„Wat?" fragte er.
Herr Reineking lief rot an und ging aus dem Leim.
„Gottsdonner!" brüllte er. „Willst du dußliger Hund mir hier den Brägen einschlagen, oder büst du abasiger Saufsack all am frühen Morgen besoffen?".
Jan Eilers nickte befriedigt.
„Kuck an", sagte er, „nu kann er mit 'n mal Deutsch. Aber eers muß 'n gegen Unsereinen dscha ümmer mal grob werden, nich?" K. L.

Ausgleich

(R. Kriesch)



„Schrecklich, daß einem Mann andere Frauen so oft besser gefallen als die eigene!"
„Ganz richtig, dafür ist man aber auch oft die ‚Andere'!"

Accomodamento: "È terribile vedere come ad un uomo piacciano sì spesso le altre donne più che la propria!„ — "È vero; ma in compenso si è anche spesso l' 'altra,!„

Kleine Meinungsverschiedenheit

(O. Gulbransson)



„Was sagst du, du stützt mich? Nein, ich stütze dich!“

Piccola differenza d'opinione: „Che dici mai ... che sei tu che sostieni me? No, sono io che sostengo te!„

DER ECHTE POUSSIN

VON SCHLEHDORN

Leider werden die Antiquitätenhändler immer seltener, die nichts von Antiquitäten verstehen. Alles verstehen heißt alles verteuern. Solange ein neues Bild mit einem goldenen Rahmen („ich habe den Künstler noch gekannt, das war so einer mit Samtjacke und Schulden", erzählt der Händler) grundsätzlich mehr kostet, als ein altes („ist ein bißchen viel Firniß drauf, wird wohl 'ne Venus oder sonst 'ne Heilige sein") — solange kann man das Neue gratis bewundern und das Alte billig erstehen. Aber wenn der Mann im Laden erst sagt: „Hier habe ich etwas für Kenner; vermutlich ein echter van het Fluytje, der war vermutlich Meisterschüler von Adrian Hals, bekanntlich vermutlich einem Vetter von Frans Hals, dem bedeutenden Holländer, — Sie wissen: ‚Hillebobbe von Haarlem', ‚lachender Kavalier' und so — also ganz groß. Ich erwarte täglich die Expertise von Professor Faltenwurf, dem bekannten Halsspezialisten; der sagte mir noch gestern: Der van het Fluytje wird sicher über Nacht ein sehr gefragter Meister. Das ist mehr als Kunst, das ist Kapitalsanlage", — wenn der Mann im Laden so spricht, dann laß die Finger davon.

Onkel Ewald, der Landgerichtsdirektor, hatte ein Bild erstanden. Er hatte es lange im Schaufenster des Antiquitätenhändlers betrachtet und dann kurz entschlossen gekauft, — sozusagen Liebe auf den ersten Blick. Es war in kleinem länglichen Format, stark nachgedunkelt, die typische „heroische Landschaft". Links zeigte es einen zerfallenen Turm, geheimnisvoll rankenumsponnen. Daneben Bäume, nicht so hingewischt wie oft heutzutage, wo manches Bild zum Rebus wird, sondern jedes Blättchen mit Liebe ausgeführt. Rechts sah man einen Bergkegel, offenbar einen Vulkan, und vor dunklem Gebüsch Nymphen im Tanz, von vielem Firnis so braun, daß ein sportliches Mädchen von heute sie beneiden konnte. In der Mitte ein Wasser und im Hintergrund eine Ferne, in immer heller werdendem Blau verschwimmend, bis man Himmel und Erde nicht mehr unterschied. Der Kollege Wedding, dem seine holländische Frau zwei echte Wouvermans und einen fast echten van Dyk mit in die Ehe gebracht hatte, kam, sich das Bild zu besehen. Er trat sachverständig zwei Schritte zurück, kniff die Augen zusammen und faßte den Onkel am Ärmel: „Donnerwetter, wissen Sie was? Das ist ja ein Poussin!"
Freudig erschrak der Besitzer: „Meinen Sie wirklich?"
„Zweifellos, ein Poussin!"
Onkel Ewald hing seinen Poussin in seinem Junggesellenheim über den Schreibtisch. Genau in Augenhöhe. (Den Stich von Heidelberg mußte er dafür etwas höher anbringen.) Und wenn er von den Akten aufsah, in die er mit seiner immer kleiner werdenden Schrift seine Noten schrieb, so machte er auf dem Bild alle Reisen, die er im Leben nicht gemacht hatte, insbesondere nach Griechenland, und träumte von allen Fernen, die er nicht erreicht hatte und vielleicht auch von einigen Nymphen, die er leider nicht näher kennengelernt hatte.
Den Poussin bewunderten die Neffen, wenn sie den Onkel besuchten, mit dem man bei einem guten Burgunder über alles sprechen konnte, auch über kleine Mädchen und kleine Schulden. Von dem Poussin schwärmten die Nichten, wenn sie kamen, damit der reizende Onkel sie ins Theater führte.
Für Poussin wurde Onkel Ewald geradezu Spezialist. Er wußte alles über dessen Lebensgang in Rom und Venedig, über seinen Schwager Dughet, der sich später gleichfalls Poussin nannte, und über seine Nachfolger, von dem köstlichen Claude Lorrain bis zu Vernet.
Seinen Poussin betrachtete er liebevoll durch die Lupe, entdeckte immer neue Schönheiten und suchte immer wieder vergeblich nach dem Signet des Meisters.
„Onkel Ewald poussiert seinen Poussin", behauptete der Neffe Rolf. Rolf war es auch, der gelegentlich eine dumme Bemerkung machte, ob es nicht vielleicht eine Kopie . . . ?
„Was meinst du, ob es wirklich ein Poussin ist?" fragte Onkel Ewald am nächsten Tag voll Sorge seinen ältesten Neffen Regierungsrat Julius.
„Was soll es denn sonst sein?" fragte der zurück und ließ am Abend seinen Vetter telefonisch wissen: „Rolf, du bist ein Riesenroß."
Von Stund an behandelten alle Onkel Ewalds Poussin wie das Spielzeug eines nervösen Kindes oder das neue Leiden eines Hypochonders. Bis schließlich Regierungsrat Julius einfach das Bild unter den Arm nahm und es zu einem Restaurator trug. Der betrachtete es kritisch, durchleuchtete es sachkundig und brach in schallendes Gelächter aus: „Ein Poussin soll das sein? Ein übermaltes Stilleben ist das."
Und wirklich: hinter dem umrankten Turm verbarg sich eine Bierflasche. Der Kegel des Vulkans überdeckte einen Rettich. Und die Nymphen tanzten auf einem — Kümmelkäse!
„Was machen Sie für ein betrübtes Gesicht? Sie haben wohl sehr viel dafür bezahlt?" fragte der Restaurator.
„Nein", erwiderte Regierungsrat Julius, „aber der Onkel glaubt doch daran."
„So sagen Sie ihm, es sei ganz der Stil von Poussin." — — —
„Es ist einwandfrei ganz der Stil von Poussin" berichtete Julius, und der gute Onkel atmete glücklich auf: „Nicht wahr, aus seiner dritten Periode, nach 1642." Er wurde in gemessenen Grenzen poetisch: „Ist er nicht köstlich? Sieh nur, wie der Turm sich geradezu plastisch vorwölbt." — Die Bierflasche, dachte Julius. — „Wie naturecht steht im Hintergrund der Vulkan, der von Zeit zu Zeit hochkommen läßt, was tief im Innern ruht." — Natürlich, der Radi, sagte sich Julius. — „Und wie die Nymphen tanzen auf dem schwellenden, duftenden —" Käse, wäre es Julius fast entfahren, aber er vollendete: „Wiesenrain."
„Ja, Wiesenrain", nickte der Onkel. Dann erzählte er von Claude Lorrain, der ein ‚Liber veritatis' führte, wo er die Skizzen aller seiner Gemälde aufzeichnete, um Fälschungen zu verhindern. „Leider hat Nicolas Poussin ein solches Buch nicht geführt."
„Ja, leider", sagte Julius und überlegte, daß auch Claude Lorrain vor Kopisten dadurch nicht sicher war.

Onkel Ewald war gestorben.
Die Zahl der Zylinder beim Begräbnis zeigte seine Beliebtheit. Der Präsident versprach ihm ein dauerndes Gedächtnis der Behörde. Der Pfarrer rühmte ihn unter anderem als feinen Kunstkenner. Die Neffen und Nichten trauerten ihm ehrlich nach.
Als das sehr sorgfältige Testament, das jeden bedachte, eröffnet wurde, fand sich folgende Verfügung:
„Mein Neffe Julius soll den Poussin über meinem Schreibtisch erhalten und seinem Wert entsprechend pflegen."
Auf dem Heimweg mit Frau Dorette philosophierte Julius:
„Wie rührend, daß der gute Onkel gerade mir das Bild vermacht hat. Rolf hat die Bibliothek und Fritz den ganzen Burgunder geerbt. Daß so häufig hinter der blauen Ferne der Poesie sich der Materialismus in Käse und Bier verbirgt. Wie gut, daß Onkel Ewald das nicht gewußt hat. Original ist alles, wovon man nicht weiß, daß es Kopie ist. (Das gilt auch vom Schriftsteller.) Wie schlecht sind in der Literatur und der bildenden Kunst die Onkels weggekommen. Nirgendwo steht ein Denkmal, das „den Onkel" ehrt. Wo ist das Epos vom unsterblichen Onkel?"
„Aber vielleicht", meinte Dorette, „hat doch mancher Maler im Heiligen Joseph oder sonst einem verständnisvoll lächelnden Heiligen seinen Onkel Ewald porträtiert." — Julius hat das Bild nicht über seinen Schreibtisch gehängt — „ich würde immer den Käse riechen". Aber er sah es manchmal an, den geheimnisvollen Turm und die tanzenden Nymphen und die blaue Ferne. . Und meinte nach einiger Zeit: „Du, Dorette, ob der Restaurator sich nicht am Ende geirrt hat? Ob es nicht doch ein echter Poussin ist?"
„Sicherlich", lächelte Frau Dorette, „aber wir wollen keinen Sachverständigen fragen. Sachkenntnis verdirbt den Genuß der Unbefangenheit."

(J. Hegenbarth)

Im Käfig - Davanti alla gabbia

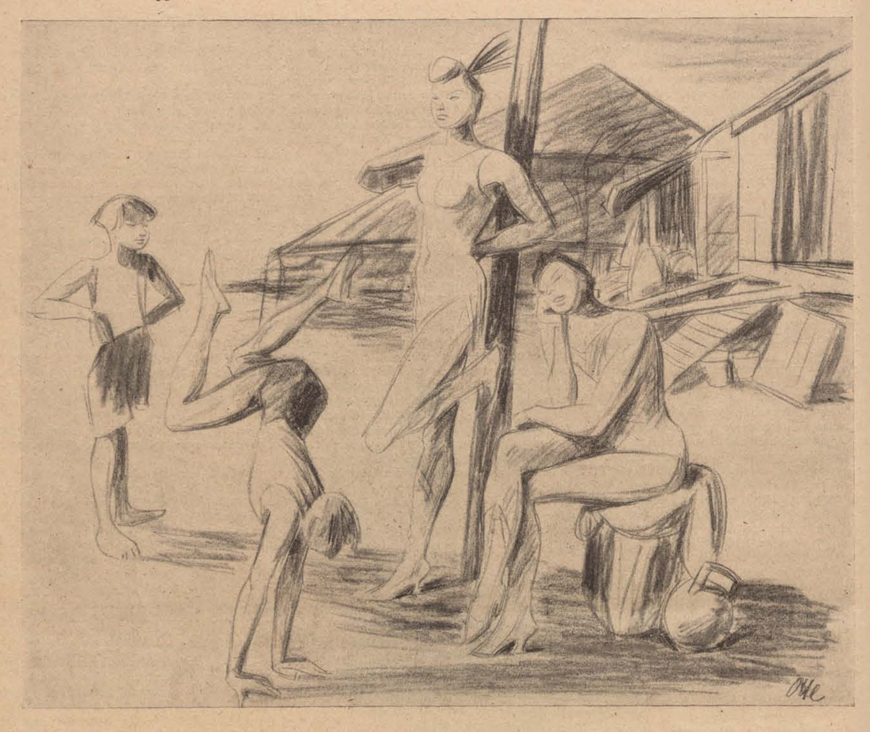


„Warum ist denn der Bär so wild, Mutti?" — „So sind alle Männer, wenn man sie einsperrt, mein Kind!"

"Dimmi, mamma, perchè l' orso infuria tanto?„ — "Tutti gli uomini fanno così, bambino, quando si toglie loro la libertà!„

Vorteil - Vantaggio

(O. Herrmann)



„Siehste, mein Junge, wenn jeder Mensch den Handstand beherrschen würde, könnte man sich auch in der Straßenbahn noch besser einteilen!"

"Vedi, ragazzo, se tutti sapessero far bene la querciola, si starebbe più comodi anche nella tramvia!„

SCHWEIGEN IST GOLD

VON STEFAN HOLLENTHONER

Als ich sechs Jahre alt war, kam ich in ein Pensionat. Die Abgabe von Kindern in ein Pensionat war damals sehr im Schwange. Es war so bequem, man hatte den Kopf frei für den Erwerb und das Herz fürs Vergnügen, und die Kinder waren in der Anstalt — in der Regel — gut aufgehoben. Man zahlte 150 Kronen im Monat oder auch ein wenig mehr, besuchte den Zögling jeden Sonntag — später etwas weniger oft — brachte ihm Schokolade, ging mit ihm spazieren und verabschiedete sich dann von ihm mit gerührten Küssen und einem Sack voll Ermahnungen. Inzwischen leistete das Pensionat ganze Arbeit. Wer Anlage hatte, die Autorität zu verachten, dem wurde das Rückgrat schmiegsam gemacht, wer hingegen am Verstande schwach war, dem wurde — ähnlich, wie man eine Gans schoppt — ein solides Wissen in die spröden Gehirnganglien hineingemauert.

Die Anstalt, in die ich gesteckt worden war, gehörte einem Orden und wurde von Laienbrüdern geleitet. Unterrichtet wurde von acht Uhr früh bis sieben Uhr abends, also, wenn man von einer größeren Pause zu Mittag und einer kleineren am späten Nachmittag absah, eigentlich den ganzen Tag. Es gab auch die Möglichkeit, das Klavier- oder Violinspiel zu erlernen. Ob das Talent im Einzelfall vorhanden war, war einer Erörterung gar nicht wert. Radio gab es damals noch nicht und die Grammophonmusik galt schon wegen des krächzenden Riesentrichters nicht als fein. Es war daher die Krone der Bildung, selbst jenes Geräusch erzeugen zu können, das nach Wilhelm Busch „störend oft empfunden" wird. Der Wille der Eltern entschied und der „Musikbruder" nahm die Sache in die Hand.

Ich sollte nun das edle Klavierspiel erlernen. Damals war ich neun Jahre alt. Ich weinte und wehrte mich mit Händen und Füßen. Täglich von eins bis zwei sollte ich klimpern, während meine Kameraden auf dem Spielplatz tollten! Meine Mutter hätte bald nachgegeben, doch mein Vater entschied: „Du lernst Klavierspielen und damit basta! Du plärrst, als ob es weh täte, es zu erlernen. Es tut bestimmt mehr weh, sich einen Zahn ziehen zu lassen... Na also."

Unser Musikbruder hieß Roland, war ein Wallone von Geburt und ein springlebendiges Männlein. Wie alt er war, weiß ich nicht. Sein Gesicht war glatt und wohlgerundet, sein Schädel ebenfalls glatt wie ein Spiegel. Seine kleinen grauen Augen bewegten sich wieselflink und sahen so ziemlich alles, was sie nicht sehen sollten. Im Sack seiner weiten Kutte trug er ständig ein hölzernes Ding, das aussah wie eine Spindel und an dem

Montgomery, der Kraftmeier

(E. Thöny)



„Sie werden staunen, mit welcher Leichtigkeit ich die schwersten Situationen beherrsche! Das muß man gesehen haben, da muß man dabei gewesen sein!"

Montgomery, lo smargiasso: "Sarete stupiti nel vedere con che facilità io domini le situazioni più difficili! Bisogna aver visto! . . . Bisogna esser stati presenti!„

mit einer Darmsaite ein Elfenbeinstäbchen befestigt war. Beim Unterricht knipste Bruder Roland damit den Takt. Er zirpte wie eine Grille. Kam der Schüler öfters aus dem Takt oder griff er gar zu arg daneben, so borgte sich Bruder Roland die Hand des Sünders aus und schlug ihm auf den Fingerknöcheln mit der hölzernen Grille den Takt, wozu er mit schmetternder Stimme sang: „Eine — zweie — dreie — viere — merk dir das, filou, du bringst mich sonst ins Grab!" Ei, das war kein Zirpen mehr, das war ein Heer wildbeißender Ameisen! Häufig tanzte die Spindel auch auf meinen Fingern und ich fand, daß es mehr Schrecken bedeutet, das Klavierspiel zu erlernen, als sich einen Zahn ziehen zu lassen.

Ich weiß nicht, ob ich überhaupt jemals irgend ein Talent für Musik besaß. War es jedoch in zarten, verduckten Keimen vorhanden, so wurden diese durch Bruder Rolands hölzerne Grille restlos vernichtet. Heute stehe ich der Musik ausgesprochen verschüchtert gegenüber. Wenn jene gewissen Inbrünstler im Konzertsaal neben mir sitzen und, wie vom Schlag getroffen, den Musikorkan irgendeiner der numerierten Symphonien in sich aufsaugen, zähle ich mit Beben: Eine — zweie — dreie — viere, und der Schweiß bricht mir aus vor Angst, so ein Jubelposaunist könnte patzen, mitten im größten Getöse! Nur die Schallplattenmusik verschafft mir eine Art von erlöstem Genuß, da es hier kein Patzen gibt. Die Zwangsvorstellung von der zirpenden Teufelsspindel des wallonischen Roland verläßt mich, wenn die Schallplatte geruhsam summend anläuft...

Nach einigen Monaten konnte ich außer Skalen auch schon einiges spielen, was sangbar war. So zum Beispiel: Kuckuck, Kuckuck, ruft aus dem Wald! Oder: A, a, a, der Winter der ist da! Man hielt die Zeit für gekommen, um mich einem intimen Kreis als klavierspielendes Wunderkind zu präsentieren. So lud uns denn die Tante Karoline, als ich einmal Kurzferien hatte, zu sich. Die Karolintant' besaß im fünften Bezirk eine Spirituosenhandlung „en gros et en detail", die sie offensichtlich gut ernährte. Die Tante war unförmig dick und konnte nur sehr mühsam gehen. Seit Jahrzehnten sagten ihr die Ärzte einen plötzlichen Tod voraus. Sie starb aber just nicht, obwohl sie von frühmorgens bis spät abends klagte: „Och Gott, ich werd' wohl schon bald sterben!" Es starben aber nur ihre prophetischen Ärzte — und ihre Männer. Drei Männern hatte sie bisher schon ins gemeinsame Familiengrab nachgeweint. Sie hätten länger leben können, aber sie unterlagen leider dem spirituellen Reiz der Spirituosen im Laden der Tante. Sie soffen vorerst en detail, später en gros — und da war es bald aus mit ihnen, obwohl sie durchwegs handfeste Kerle gewesen waren. Jetzt war die Tante zum viertenmal verheiratet, und zwar mit einem schneidigen Fiaker vom Grund. Der Onkel Alois hatte lotrecht gewichste Schnurrbartspitzen, im Knopfloch trug er gern eine Blume, im linken Ohr glänzte ein goldenes „Flinserl". Er war der richtige fesche Naturbursch, kam rasch in Himmelfahrtsstimmung und hatte ein gutes Herz.

Ich wurde in meiner blauen Uniform in Tantes schönes Zimmer hineingeführt, wo die Fuchsien am Fenster standen und ein Kanarienvogel versonnen piepste, und dann zum Kuß herumgereicht. Als der schlagobersbeladene Kaffee und der gezuckerte Mohnstrudel aufgetragen wurden, machte ich bereits die Tafelmusik. Das schreibt sich leicht nieder, vorausgegangen waren aber ein liebreiches Betteln von Onkel und Tante, ein unendliches Geziere meinerseits und die Androhung des Entzuges jeglicher Huld von Seiten meiner Eltern. Schließlich entstieg das erste Stück dem alten braunen Flügel mit der taubengrauen Plüschdecke: Kuckuck, Kuckuck, ruft aus dem Wald!

Als ich geendet hatte, folgte tosender Beifall. Der Onkel Alois erzeugte ihn ganz allein mit seinen mächtigen, sonnengebräunten Pranken; er klatschte, daß die Schnurrbartspitzen bedenklich wackelten. Erst, als ihm die gestärkten Röllchen schon ganz nach vorn gerutscht waren und ihm die Finger verklemmten, hörte er auf. Er erhob sich, klopfte mir im Vorübergehen auf die Achsel und sagte: „Bravo, Burscherl, dös hätt' i nöt 'glaubt von dir!" Dann trat er zum Schrank und tat mit einer Gewandtheit, die nur die Übung bringt, einen kräftigen Schluck aus der Kognakflasche.

Die Tante sah ihn ja nicht, ihre blauen Augen schwammen in Tränen des Entzückens und der Rührung. „Och, du!... du bist ja ein zweiter Mozart! Na so was, so ein Kind noch — und schon so ein Künstler!..."

Die Tante meinte es mit ihren Worten durchaus ehrlich, sie war kinderlos, sie liebte mich — sehr zum Unterschied von meinen übrigen Verwandten — und ich sollte einmal das erben, was ihre trinkfesten Männer übrig lassen würden. (Es blieb nichts übrig, ihr fünfter Mann überlebte sie und versoff den ganzen Spirituosenhandel bis auf den letzten Knopf.)

Mein Vater sagte gar nichts. Er sog an seiner Virginiazigarre und hatte ganz kleine Augen vor verschämtem Stolz. Er war gewiß sehr befriedigt über die Früchte seines unerbittlichen Entschlusses, mir die Pforten der edlen Musica öffnen zu lassen. Mutter hingegen lächelte, wie sie das gerne tat, ihr stilles, versonnenes Lächeln, und sagte schließlich ruhig: „Zeig, was du noch kannst!"

Ich zeigte, was ich noch konnte. Vom jungen Ruhm berauscht und ohne einen Gedanken an Bruder Rolands Spindel spielte ich: A, a, a, der Winter, der ist da! Dann noch einmal das Lied vom Kuckuck. Dann spielte ich Eigenes, mit viel Pedal und sehr, sehr laut. Es herrschte schließlich ein sehr animierter Wirbel im Zimmer, der Onkel Alois versuchte mein manchmal recht atonales Gedröhne zu überschreien, ich hinwiederum wollte seiner Stimme die Durchschlagskraft durch noch ärgeres Eindreschen abkaufen. Bis es die Tante und meine Eltern nach einem ruhigeren Ort gelüstete und sie sich ins Nebenzimmer begaben, um dort einen neuen Teppich zu bewundern.

Der Onkel Alois hob mich mit einer Hand vom Klavierstockerl und setzte mich auf seine Knie. Seine Arme umschlangen mich. „So, du klaner Mozart", sagte er, „jetzt fahr'n ma amol Fiaker!"

Der Onkel schnalzte hinreißend mit der Zunge und dann ging's los. Er schaukelte mich auf den Knien, vorerst im sanften Trab und dann im Galopp und tat mit den Händen so, als würde er seine feurigen Rappen zügeln. Im großen und ganzen stellte ich mir eine Fahrt im Fiaker weniger eingeweideerschütternd vor, ich war auch sehr erschöpft, als die „Fahrt" zu Ende war und der Onkel Alois mir einen kräftigen, alkoholduftenden Kuß auf die Wange gab. „Gell, dös war fein?!" rief er und begann dann in seiner Tasche zu kramen. „Mach deine Augen zua... na, wird's bald?" Ich erhoffte mir ein Zuckerl, schloß die Augen und streckte erwartungsvoll die Zunge heraus. Der Onkel lachte: „Tua dein' Schlecker wieder eini und halt dei Pratzerl auf!" Das tat ich. Ich spürte plötzlich etwas Kühles in meinem Handteller liegen. Ich riß die Augen auf — es war ein blitzblanker, nagelneuer Silbergulden! Bevor ich noch losjubeln konnte, zog der Onkel die Stirne kraus und legte den imponierenden Zeigefinger an die Lippen: „Still sein, steck'n ein, kauf dir Zuckerl drum — aber der Tant' derzähl ja nix! Sie is a wenig geizig, waßt... Also, bleibt unter uns, Hand drauf!" „Hand drauf!" sagte ich und ließ den Gulden verschwinden, denn eben kamen meine Eltern mit der Tante zurück.

Nun empfahl sich der Onkel, er wolle ein bißchen nach seinen Pferden schauen, sagte er. Als er weg war, nahm mich die Tante in ihre Arme und sagte: „Was wird denn aus dir noch alles werden? Mein Gott, wenn ich nur auch so schön spielen könnt'! Seit mein zweiter Mann tot is, hat keiner mehr das Klavier ang'rührt." Sie langte ächzend nach ihrer altmodischen Börse, die auf einem Tischchen lag, und sagte dann: „Weil du so brav bist, so gib ich dir was!" Und zum zweitenmal spürte ich etwas Kühles in meinem Handteller liegen: einen blitzblanken, nagelneuen Silbergulden. Meine Eltern protestierten, und ich war sehr verlegen. All das steigerte aber nur den Opferwillen der Tante. „Nimm nur, Bub, kauf dir Zuckerl drum! Aber hörst: dem Onkel darfst nix sagn! Verstehst mich?" Zu meinen Eltern gewendet, setzte sie hinzu: „Der Alois is ein wengerl geizig, er fürcht' sich gleich, es bleibt für ihn zu wenig."

Als meine Eltern mit mir in der Straßenbahn nach Hause fuhren, war ich sehr still. Ich begann zu ahnen, was Philosophie ist. Da hatte ich im Sack zwei Silbergulden, um die sich meine heiße Hand schloß, damit sie nicht durch ein Klimpern ihre Zweiheit verraten sollten. Nur ich wußte ja, daß es z w e i Gulden waren, die ich besaß. Vater, Mutter, Onkel und Tante wußten nur von einem.

Ich überlegte weiter: Richtiger wäre doch gewesen, der Onkel und die Tante hätten sich voreinander nicht gefürchtet und mir in Eintracht und gemeinsam einen Silbergulden überreicht. Das gegenseitige Mißtrauen hatte sie hingegen zwei Gulden gekostet. War es also immer gut, wenn die Linke nicht wußte, was die Rechte tat? Einige Male juckte es mich gewaltig, mich meinen Eltern anzuvertrauen. Ich wäre so gern wieder der Mittelpunkt des Erstaunens gewesen. Aber der Onkel Alois fiel mir ein, in meinen Augen das Urbild aller männlichen Tugenden, und daß ich ihm mit Handschlag gelobt hatte, die Sache würde ganz unter uns Männern bleiben.

Meine Standhaftigkeit wurde belohnt. So oft ich in den Spirituosenladen zu Onkel und Tante kam, erhielt ich von jedem insgeheim einen Gulden zugesteckt. Zuletzt war er schon eine Belohnung für meine charakterfeste Verschwiegenheit. Als es zehn Gulden waren, die ich schon bekommen hatte, ergab das ein Zwanzigkronenstück in Gold.

War mein Schweigen bisher Silber gewesen, war es jetzt wirklich Gold geworden. Alles, weil die Tante nicht wußte, was der Onkel tat.

Frühlingswandlung

Grau begann sich das Land zu entpuppen:
aber nun ist es grün,
getupft mit den weißen und rötlichen Schuppen
der Kirschbaumgruppen,
die blühn.

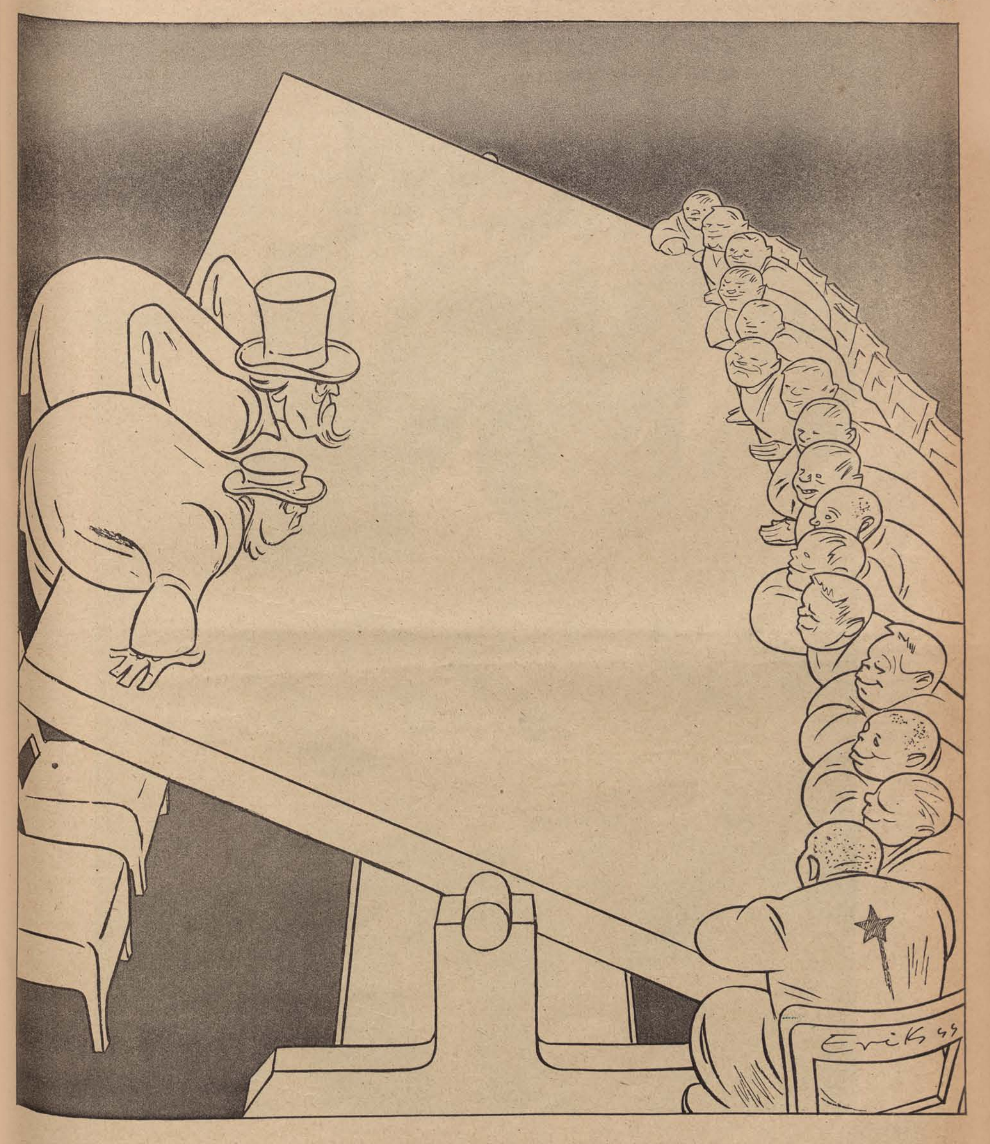
Fern im Gelände blicken die runden
kühlen Augen der Seen.
Wie große Fühler zittern im bunten
Lichte der ersten seligen Stunden
Pappeln, die auf dem Hügelrand stehn.

Plötzlich bewegt es sich, anfangs bedächtig,
dann, wie zum eigensten Wesen erweckt,
hebt sichs, das Land, das schimmernde, mächtig,
fliegt in den Frühling, blauflüglig, prächtig,
das schöne, das junge Insekt.

Karl Martin Schiller

2 : 16

(Erik)



oder der künftige Konferenztisch der Alliierten (Patent Molotow)

2 : 16, oppure il futuro tappeto della Conferenza degli Alleati (brevetto Molotow)

Im graphischen Kabinett

(K. Heiligenstaedt)



„Allerhand Geld für so eine kleine Radierung!“ — „Du weißt ja nicht, was vorher drauf war!“

Nel Gabinetto Grafico: “Tanto danaro per una si piccola incisione!„ — “Ma tu già non sai cosa ci sia stato sopra prima!„

Flußlandschaft im Osten - Paesaggio fluviale all' est

(H. Beckers)



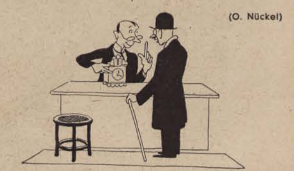
DER FLORENTINER GÜRTEL

VON HEINZ SCHARPF

Herr Dietrich von Detmold hielt durch Ehereif, söllerstarke Burgmauern und scharfe Falkenaugen eine junge Frau gefangen.
Zwei aus dem Türkenkrieg heimgekehrte invalide Mannen waren als ständiger Schutz um sie, so sie sich lustwandelnd im Tal erging, scharfe Doggen wachten nachts vor ihrer Kemenate, galanten Minnesängern ward der Zutritt zur Burg von einem martialischen Vogt verwehrt, die schöne Frau sah sich allseits treueverpflichtet.
Ritter Dietrich war ein rauher Geselle, dennoch zitterte seine Eheliebste nicht vor ihm, sondern fügte sich minniglich allen seinen Wünschen, immer lag ein süßes, verstecktes Lächeln um ihren vollen, roten Mund, das Herrn Dietrichs Herz schneller schlagen und sein Blut sieden machte. Tod und Hölle, seine Wolfszähne knirschten bei dem Gedanken, daß ein fremder Wind seinen Besitz streifen oder eine frevle Hand seinen streng behüteten Schatz entführen könnte. Und wer weiß, in welchem Ausmaß der ungeschlachte Goliath von seiner krankhaften Eifersucht noch ergriffen worden wäre, wenn ihn nicht plötzlich ein wilder Schrei der Christenheit aus seiner Verliebtheit aufgeschreckt hätte.
Papst Urban II. rief auf dem Konzil zu Piacenza die gesamte Ritterschaft gegen die heidnischen Seldschuken auf. Auch der Detmolder mußte seinen schweren Harnisch anlegen, um mit Gottfried von Bouillon die Wallfahrt nach Jerusalem anzutreten. Gott will es! sang es einmütig durch die deutschen und fränkischen Lande, was in Rom ein sichtliches Wohlgefallen auslöste.
„Der Teufel hole die verdammten Seldschuken", fluchte hingegen der aufgestörte Ehemann, ließ sich seinen Streithengst Vistaha satteln, gab ihm die Sporen und jagte zur Stadt, wo er bei einem Feinschmied eintrat und nach einem Keuschheitsgürtel verlangte. Es herrschte gerade eine lebhafte Nachfrage in diesem Damenartikel. Der Feinschmied legte ihm einen goldverzierten Florentiner, so genannt nach dem Ort seiner Herkunft, vor, schmiegsam und biegsam, mit einem kunstvollen Schloß daran und einem noch kunstvolleren Schlüssel. Mit einem hellen Knack sprang die Feder ins Schloß, und mit zwei helleren Knick schloß der Schlüssel zweimal ab, drauf war der stählerne Liebestöter von niemandem mehr zu öffnen. Sechs güldene Dukaten warf der Ritter für das Kunstwerk hin, dann ritt er zufrieden heim und trat damit vor sein Weib.
„Vielliebe Fraue mein", sprach er, „bevor ich scheide, will ich euch erst noch mit einem Angebinde schmücken, das euer bestes Kleinod in den Tagen eures Alleinseins sein soll." Und er legte ihr ohne viel Umstände den Gürtel an. Knack, machte das Schloß, knick-knick, machte der Schlüssel.
Oh, wie Frau Jutta da erblaßte. „Vieledler Herr Gemahl", begann sie wie ein gekränktes Kätzchen zu jammern, „was tut ihr mir für Schmach an! Ich, die ich reiner bin als der Kiesel im Bach, das Blatt auf dem Baum, die Wolke in der Luft, werde so gedemütigt. Womit habe ich das verdient? Wisset, daß tausendmal stärker als ein Eisenband das Band der Liebe hält. Meint ihr denn wirklich, daß Frauenlist so einen Florentiner nicht zu öffnen verstünde? Derselbe Feinschmied, der ihn anfertigte, hat vielleicht noch einen zweiten Schlüssel auf Lager?"
Verflucht, durchfuhr es den Ritter, wo sie Recht hat, hat sie Recht! Also nahm er ihr den Gürtel großmütig wieder ab. Frau Jutta lächelte wonnesam. Aber sie lächelte zu früh. Denn am Tage seines Auszugs gewann des Ritters Eifersucht abermals die Oberhand und er legte ihr gewaltsam den Florentiner wieder an. Und dazu grinste er satanisch, denn der Teufel hatte ihm im letzten Augenblick etwas eingeblasen, wovon sich die Hölle einen himmlischen Spaß erwartete.
Drauf bestieg Herr Dietrich sein Schlachtroß, sprengte in einer Wolke von Staub dahin, rückte durch Ungarn, wo er sich den Grafen Hugo von Vermandois und Raimond von Toulouse anschloß, setzte bei gutem Wind über den Bosporus und erstürmte als erster die Mauern von Nicäas. Aber das Kriegsglück war wankelmütig. Schwebte die Heilige Lanze den Christen auf ihren Wegen auch leuchtend voran, so dauerte es doch beinahe drei Jahre, bis Gottfried von Bouillon am heiligen Grab in Jerusalem eine Tasse seines Namens zu sich nehmen konnte.
Da war es nun aber auch die höchste Zeit für den tapferen Detmolder, heimzukehren und nach seinem Weib zu sehen. Der Rückweg stand der Hinfahrt an Fährnissen und Abenteuern in nichts nach, doch eines Tages tauchten dann im Frühnebel die Zinnen der heimatlichen Burg vor ihm auf, der Wächter auf dem Söller stieß ins Horn und die Zugbrücke rasselte mit dumpfem Getön herab.
Frau Jutta empfing ihren Gatten mit einem schrillen Freudenschrei. Sie war inzwischen noch begehrenswerter geworden. Der Ritter strich sich seinen langen morgenländischen Bart und sah ihr forschend in die Augen. „Vielliebe Fraue mein", begann er lauernd, „ist euer Herz auch rein geblieben gleich dem Kiesel im Bach, dem Blatt auf dem Baum, der Wolke in der Luft?"
„Für und für", blickte sie ihn wonnesam an. „Immer weilten meine Gedanken bei euch im Türkenlande. Vor Sehnsucht kam ich fast um."
Da lachte nach drei langen schweren Leidensjahren Herr Dietrich von Detmold wieder sein dröhnendes Mannslachen und holte seinen Schlüssel unter dem Wams hervor. Es war das einzige an ihm, was nicht Blut und Rost angesetzt hatte. Knick, machte der Schlüssel und nochmals knick, dann sprang mit einem befreienden Knack das Schloß auf.
„Tod und Hölle!" fuhr der Ritter empor. Wutschnaubend faßte er sein Weib an.
„Um Himmelswillen, mein Gemahl, was ficht euch an", schrie Frau Jutta auf, „fandet ihr denn den Gürtel nicht unversehrt und wohlversperrt?"
„So ist es, du falsche Schlange", lachte der Detmolder schaurig, „aber ich versperrte das Schloß bei meinem Auszug gar nicht, jetzt hingegen finde ich es doppelt verschlossen vor." Ohne Erbarmen zerrte er die Ungetreue hinaus auf den Söller und schleuderte sie in den Abgrund, den Raben zum Fraß.
Dann bestieg er von neuem seinen Streithengst Vistaha, um zur Stadt zu reiten und mit dem schurkischen Feinschmied abzurechnen.
Aber der verwies ihn achselzuckend auf die neueste Erfindung der Florentiner Künstler, die am laufenden Band Allerweltsschlüssel herstellten, welche wie zum Hohn auf des Ritters Namen Dietriche genannt wurden und einen begehrten Handelsartikel darstellten.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Bobby ist in einem Uhrengeschäft und der Verkäufer meint beratend:
„Diese Uhr könnte ich Ihnen empfehlen! Jede Stunde springt ein kleiner Vogel aus dem Gehäuse und zwitschert!"
Meint Bobby bedauernd:
„Geht leider nicht, wir haben zu Hause eine Katze!" F. H.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 88 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —
Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Hundeleben der Verräter

(Erich Schilling)



„Was meinst du, de Gaulle, schmecken nun Sowjetstiefel besser als britische oder amerikanische?"

Vita da cani dei traditori: "Che ti pare, de Gaulle, gli stivali sovietici non hanno dunque un sapor migliore di quelli britannici o statunitensi?„

München, 12. April 1944
49. Jahrgang / Nummer 15

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

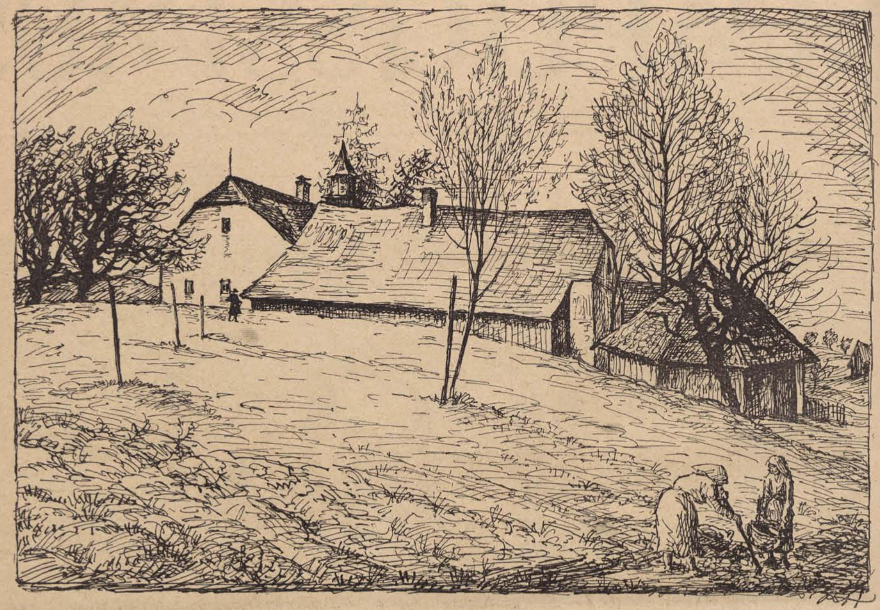
John Bulls Oster-Eiertanz

(Erich Schilling)



La danza delle uova pasquali di John Bull

Schloß Zwickledt, der Wohnsitz des Zeichners A. Kubin (R. v. Hoerschelmann)



Il castello di Zwickledt, soggiorno del disegnatore A. Kubin

DER RUNDLAUF

VON WALTER FOITZICK

Als ich ihn traf, strahlte Felix Nube. „Was hast du, Felix?" fragte ich ihn. Felix erklärte: „Du weißt doch wohl, was ein Rundlauf ist?"

„Ja, ich erinnere mich, Rundlauf war so eine Sache in der Turnstunde. Da hing man zu mehreren dran und machte Engelfliegen."

Nube war empört. „Mach keine solchen destruktiven Witze. Rundlauf ist eine ernste Sache. Rundlauf gibt's in jedem besseren Büro. Rundlauf kommt von oben. Rundlauf ist ein mit der Schreibmaschine geschriebenes Papier, auf dem Anordnungen stehen, die verwirklicht werden sollen. Sehr praktisch! Man schreibt auf sie seinen Namen, wodurch man anzeigt, daß man die Sache zur Kenntnis genommen hat, und gibt's weiter."

„Ja, und?"

„Dann müssen natürlich die Anordnungen befolgt werden und niemand kann sich damit ausreden, daß er von der Sache nichts wisse."

„Wirklich großartig so ein Rundlauf", gab ich zu; „und deshalb strahlst du so?"

„Ach, Unsinn, aber ich habe den Rundlauf ins Familienleben eingeführt. Wir machen jetzt Rundlauf zu Hause."

Felix erklärte: Hast du etwa keine Beanstandungen zu Hause? Na, siehst du! Auch bei dir wird sicher das Badezimmerfenster nicht rechtzeitig geschlossen, oder der Kellerschlüssel hängt nicht an seinem Platz, oder die Kinder kommen mit ungewaschenen Fingern zu Tisch. Was tut man in solchem Fall? Nichts einfacher als das, man erläßt einen Rundlauf. So zum Beispiel: „Ich sehe mich genötigt, wie schon zu wiederholten Malen aufs neue darauf hinzuweisen, daß das Badezimmer am Abend bei Dunkelheit zu schließen ist. Gezeichnet Nube."

Darüber steht: An alle Familien- und Hausmitglieder. Nun kommt natürlich eine Liste. Erst Mutter Annemarie Nube, dann Hausmädchen Maria Killer, folgen: Kinder Paul Nube, Thea Nube und Säugling Wiesentraut-Irmelin Nube. In kleinerer Schrift steht darunter: Für die Nichtschulpflichtigen und daher des Lesens und Schreibens unkundigen Kleinkinder hat die Erziehungsberechtigte Unterschrift zu leisten. Siehst du, alles sehr fein durchdacht. Natürlich haben alle Rundläufe eine laufende Nummer. Mama und Paulchen und Thea, sowie Marie unterschreiben einfach und für Wiesentraut-Irmelin macht's wieder die liebe Mama.

Na, wenn das nicht Organisation ist! Wenn ich jetzt nach Hause komme und rufe nur: „Nummer 334", weiß jeder sofort, daß ich mich auf Rundlauf Nr. 334, betrifft unzulässige Verschleppung meiner Zeitung, beziehe. Nube war selig. Er hatte zur Zeit mehrere Rundläufe im Umlauf.

Wir unterhielten uns über den Wert eines Buches. Johannes hatte keinen rechten Gefallen an ihm gefunden und gab dem auch Ausdruck.

„Sonderbar", warf Martin ein. „Fast genau das, was du da eben äußertest, habe ich ihm gestern auch gesagt."

‚Ihm' — das war ich, und ich konnte Martins Behauptung nur bestätigen.

Nachdenklich schaute Johannes uns an.

„Sollte ich es so flüchtig gelesen haben?" sagte er.

Der geheilte Misanthrop

Ist er mir früher sonst begegnet,
wich er mir aus in großem Bogen.
Jetzt, da 's von oben Bomben regnet,
fühlt er sich zu mir hingezogen.

Ich habe nämlich einen Keller
mit einer dicken Betondecke.
Der Sinn wird unwillkürlich heller,
weiß man, wohin man sich verstecke.

Und mit der Helle kommt die Wandlung.
Der Altruismus rührt die Beine,
was ich aus der und jener Handlung
ersch'n zu dürfen froh vermeine.

Zutraulich fängt er an zu plaudern
und fügt gesprächig Masch' an Masche.
Ja, neulich zog er ohne Zaudern
zwei Keks – für mich! – aus seiner Tasche.

Der Misanthrop wird sichtlich heiter.
Wozu auch mit der Menschheit trutzen?
– Geht das in diesem Tempo weiter,
kommt's noch dazu, daß wir uns duzen.

Ratatöskr

OSTERN

(Wilhelm Schulz)



Wer zu Ostern geht spazieren,
So die linden Lüfte weh'n,
Hört die Vögel musizieren,
Sieht die ersten Blumen steh'n.
Hoffnungsfroh und voller Glück
Läßt den Winter er zurück.

WILHELM SCHULZ

Der neue Herr Vetter

(O. Gulbransson)



„Wenn du hübsch brav bist, Genosse Viktor Emanuel, mache ich dich vielleicht zum Politruk!"

Il nuovo "Signor cugino": "Se tu, compagno Vittorio Emanuele, sarai proprio buono, forse ti faccio anche Politruk!"

DIE LEOPARDIN

VON ROLAND MARWITZ

Die Löwen waren noch im Freigelände, aber die Panther, die Jaguare und Leoparden mußten im Raubtierhaus sein. Ihre großen Außenkäfige waren leer. Ich las ihre Namen, die deutschen und die lateinischen, die auf den Tafeln standen.
Irgendwo fegte ein Wärter herbstliche Blätter zusammen. Vorhin hatte er mir zugeschaut, wie ich an der Löwenschlucht ein paar Seiten meines Skizzenblocks mit hastigen Strichen bedeckte. Jetzt unterbrach er seine Tätigkeit für einen Augenblick und deutete in die Richtung, in der sich der Eingang zum Raubtierhaus befand.
Ich nickte ihm zu. Ich hatte verstanden. Aber ich blieb doch vor den leeren Käfigen stehen, die sauber waren, bis auf ein paar Blätter von der gleichen rostbraunen Farbe, wie sie dort der Mann zusammenkehrte.
Unmöglich sagen zu können, warum ich hier vor den leeren Käfigen stehen blieb. Ich dachte, daß man jetzt die Hand zwischen die Stäbe stecken konnte, ohne Gefahr. Ich dachte allerlei törichte Gedanken, und daß es vielleicht nur Faulheit war, wenn ich nicht die paar Schritte zum Eingang machte, den mir der Mann mit dem Besen gewiesen hatte.
Der Mann war jetzt fort, aber ich fühlte, daß ich nicht allein war. Ich wandte mich um, als hätte mich jemand angesprochen, aber der Herr im schwarzen Mantel, der zwei Schritte von mir entfernt stand, hatte nichts gesagt. Dennoch lüftete er höflich, mit einer etwas altmodischen Höflichkeit, den gleichfalls etwas altmodischen Hut und trat noch näher.
„Es ist das Parfüm. Das bleibt", sagte er, und sein Blick glitt von mir fort zu dem leeren Käfig. Ich nickte zustimmend. Seine Art hatte etwas, das keinen Widerspruch zu dulden schien.
Alter Militär, dachte ich, aber die kleine Schleife am Samtrevers des schwarzen Mantels deutete auf keinen Kriegsorden. Es war ein vergessener Orden, den kein Mensch mehr kannte und wertete. Mit seinem klaren, etwas weitsichtigen Blick streifte der alte Herr das Namensschild.
‚Leopard', stand da. ‚Felis Leopardus. Ost-Afrika.'
Er nickte und dann sagte er noch einmal: „Das Parfüm bleibt."
Plötzlich war es mir, als ob dieser leere Käfig, auf dessen Boden langsam ein paar rötliche Blätter kreisten, noch immer den starken Geruch der Raubkatzen ausströmte.
Das mußte es wohl sein, was der alte Herr mit dem ‚Parfüm' gemeint hatte.
„Sie zeichnen?", fragte er dann mit einem Blick auf den Skizzenblock, der aus meiner Manteltasche hervorragte. Ich bejahte.
„Zeichnen ist besser als fotografieren", sagte er.
„Je nachdem. Ein gutes Foto ist mir lieber als eine schwache Zeichnung."
„Vielleicht. Jedenfalls ist Zeichnen ungefährlicher."
Wieder schienen mir seine Worte unklar, und so nickte ich nur.
„Wollen wir ein wenig in die Sonne gehen? Man soll die letzte Sonne genießen", sagte er. Ich warf einen Blick zur Tür des Raubtierhauses. Dort war es wärmer als in der Sonne.
Der alte Herr lächelte, als sollte mich dies Lächeln beschwichtigen.
„Sie ist nicht darin", sagte er, „sie ist ja tot."
„Wer ist tot?" fragte ich und ging nun schon an seiner Seite der Sonne und den Kastanien zu, die langsam ihre letzten Blätter fallen ließen.
„Die Leopardin. Felis Leopardus. Oder sagt man da Leoparda? Ich bin immer ein schwacher Lateiner gewesen."
„Ich auch", erwiderte ich, und der alte Herr mit dem vergessenen Ordensbändchen im Knopfloch lächelte geschmeichelt, als hätte ich ihm ein Kompliment gesagt.
„Es hat sogar in der Zeitung gestanden, daß sie tot ist, ob das bei uns der Fall sein wird, ist zweifelhaft", sagte er, und das Lächeln blieb, aber es schien plötzlich ein wenig beschattet zu sein.
Ich dachte, daß wohl jeder, der mit einem Skizzenblock durch die Welt schlendert, hofft, daß wenigstens sein Tod Anlaß wird, um in der Zeitung genannt zu werden, aber ich sagte es nicht. Ich blickte hinüber zur Löwenschlucht. Vier Löwinnen standen dicht nebeneinander. Es schien, als seien sie vor einen unsichtbaren Wagen gespannt, einen Wagen, wie ihn die Cäsaren fuhren oder alte, längst gestorbene Götter.
Auch der alte Herr blickte auf die schöne, gestraffte Quadriga.
„Mit diesen da", sagte er, „kann ein Mann hoffen, fertig zu werden. Mit jener aber, die sie dort im Käfig erschießen mußten, nie."
Wir gingen schweigend weiter. Es war jetzt windstill, und die Sonne schien. Im Restaurant nahe dem Musikpavillon standen noch ein paar gedeckte Tische.
Wir setzten uns. Die Kellnerin brachte Kaffee. Als sie fort war, glaubte ich, daß es an der Zeit sei, mich vorzustellen, aber der alte Herr schien meinen Gedanken erraten zu haben, er hob abwehrend die Hand.
„Bitte, keine Namen!", sagte er, und nach einer kleinen Pause: „ich will Ihnen eine Geschichte erzählen. Ich erzähle selten Geschichten, ich gehöre nicht zu den geschwätzigen Greisen, aber da wir uns nun einmal vor ihrem Käfig getroffen haben..."
„Eine Tiergeschichte?" fragte ich.
„Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Ich kenne mich da nicht aus. Ich glaube, daß die Grenzen zwischen Tier und Mensch weniger bestimmt liegen, als wir meinen. Übrigens ist es die Geschichte einer Frau."
Er hatte die Handschuhe abgestreift und rührte mit dem Löffel in der Tasse, obwohl er weder Milch noch Zucker genommen hatte. Ich sah, daß er schöne und kräftige Hände hatte, und ich sah auch, daß der Ring an seiner Rechten ein Wappenring war. Er schien meinen Blick zu fühlen.
„Bitte, keine Namen", sagte er noch einmal, und er drehte den Ring so, daß der blaue Stein, in den das Wappen geschnitten war, verschwand.
„Der Frau aber", fuhr er fort, „muß ich natürlich einen Namen geben, einen Vornamen. Nur die Vornamen zählen bei den Frauen, finden Sie nicht auch?"
„Wie bei den Königen", sagte ich.
„Ja", sagte er, „damals, als Isotta in mein Leben kam, gab es noch Könige. Es ist also sehr lange her, und es interessiert Sie vielleicht gar nicht."
„Doch. Was Sie sagen, klingt wie der Anfang eines Märchens. Ich liebe Märchen."
„Allmählich wird alles zum Märchen. Das eigene Leben und das der anderen. Das aber wußte ich damals noch nicht. Es ist über dreißig Jahre her. Ich war jung, aber trotz meiner Jugend war ich schon Kammerherr an einem jener kleinen Höfe, die als ein bizarrer Rest des achtzehnten Jahrhunderts bis in den Beginn unserer Zeit hineinspukten. Damals empfand ich das natürlich nicht so. Die Feste, die Empfänge, die Defiliercour, den Ordenssegen — ich nahm das alles furchtbar ernst. Ernster als mein Freund und gnädiger Herr, der Herzog. Da lernte ich Isotta kennen. Sie stammte nicht aus unserm Ländchen. Die Herzogin hatte sie auf einer Reise im Süden kennengelernt und an den Hof gebracht. Sie galt als Hofdame und Vorleserin, obschon sie sich nie um die Pflichten einer Hofdame kümmerte, und ich auch nie ein Buch in ihrer Hand gesehen habe. Es gab böse Stimmen, die sogar ihren Adel bezweifelten und etwas von Adoption murmelten. Die Leute irrten. Wenn nicht die kleine Silbe zwischen Vor- und Nachnamen, sondern das Blut entscheidet, so war Isotta eine der adligsten Frauen, die je über diese Erde geschritten sind. Von der ersten Stunde an war ich ihr verfallen. Und wie mir, schien es allen zu gehen. Männern und Frauen. Niemand konnte besondere Vorzüge von ihr aufzählen, vielleicht war sie nach den Gesetzen der Norm nicht einmal schön, aber sie war viel mehr als schön, sie war — ganz. Verstehen Sie das?"
„Ich glaube schon."
„So ganz, wie ein Tier ganz und eins ist. Ungebrochen in ihrem Wesen und in ihren Instinkten. Ihrer Herkunft und Heimat nach hätte sie dunkel sein müssen, aber sie war es nicht. Sie war rotblond. So etwa, wie die Farbe der Blätter war, die dort im Käfig lagen, oder besser noch, wie das Fell der Leopardin, die sie neulich erschießen mußten, als sie den Wärter ansprang."
„Wurde er gerettet?" fragte ich. Ich hatte die Zeitung nicht gelesen. Ich war zum erstenmal in dieser Stadt und wußte nichts von dem ganzen Vorgang. Dennoch erschien mir meine Frage töricht.
„Natürlich nicht. Um aber weiter von Isotta zu erzählen, so weiß ich nicht, was mich am meisten an ihr verzauberte. Ihr Haar war wundervoll, aber ihr Mund war es, mit den festen, weißen Zähnen, und der leichte und doch federnde Gang. Und die Augen, die grünlich schimmerten und die doch zuweilen einen Ton bekamen, der an sehr edles Gold erinnerte. Altes Gold, aus einer Zeit, da man es noch mit Kupfer legierte. Aber kann man die Schönheit und Art einer Frau beschreiben? Man kann es nicht. Anfangs glaubte ich, daß sie ein exotisches Parfüm benutze, aber sie gebrauchte überhaupt kein Parfüm. Es war der Duft ihres Körpers, der so fremd und betörend war. Schon sehr kurze Zeit nach unserm Kennenlernen bat ich Isotta, meine Frau zu werden. Sie zögerte ein paar Sekunden, Sekunden, die mir endlos erschienen, dann aber stimmte sie zu. Sie antwortete nicht mit einem ‚Ja', sie sagte es mir nur durch einen Wimpernschlag. Aber dieses zweimalige Senken und Heben der Lider war mir mehr als alle Worte. Ich küßte sie, und sie erwiderte meinen Kuß. Ich war sehr glücklich, obwohl es zahlreiche Schwierigkeiten zu beheben gab. Ihre Herkunft, ihr Adoptivadel, ihre Mitgift, die sehr gering war, das alles zählte damals, aber mein gnädiger Herr und Freund, der Herzog, regelte diese Dinge in der großzügigsten Weise. Er schien zu fühlen, daß ich diese Frau besitzen oder zugrunde gehen müsse.
Wir heirateten bald. Trauzeugen waren der Herzog und Alexander. Ich sprach noch nicht von Alexander? Wir nannten ihn Axel, und er war mein bester Freund. Mein einziger Freund, eigentlich. Er war Rittmeister. Dragoner. Im selben Regiment, in dem ich gedient hatte. Als ich Axel von meiner Verlobung erzählte und ihn bat, Trauzeuge zu sein, wurde er wider seine Gewohnheit sehr ernst. ‚Du bist mir vorausgekommen', sagte er. Ich

SCHICKSAL

Ein Käfer watschelt unter meinem Fuß —
Ein Tritt von mir: er wäre Apfelmus!
Ich tu' es nicht. Ich würde mit ihm leiden.
Und außerdem: ich fühle in uns beiden
Das gleiche Urgesetz der Parzen:
Vielleicht erhebt sich irgendwo im schwarzen
Dunkel des Schicksals schon ein Fuß,
Der mich zerträte — und ich wäre Apfelmus.
Wie nett indessen, wenn er mich verschonte,
Sei's dieserhalb, sei's weil's nicht lohnte ...

WENDELIN UBERZWERCH

stammelte irgend etwas in meiner Ahnungslosigkeit, aber da lächelte er schon wieder.
‚Vielleicht ist es besser so', sagte er. ‚Vielleicht hätte ich einen Korb bekommen. Vielleicht werdet ihr glücklich. Vielleicht bist du der rechte Mann für Isotta.'
Lauter ‚Vielleicht', und zum Schluß sagte er: ‚Ich wäre ihrer nie sicher gewesen. Das ist nicht gut. Man muß seiner Frau sicher sein.'
Wir reichten uns die Hände, er wünschte mir alles Glück, und bei der Hochzeit konnte ihm niemand anmerken, daß er selbst einmal die Absicht gehabt hatte, Isotta zu heiraten. Dann reisten wir ab. Isotta und ich."
Der alte Herr mit dem vergessenen Ordensband im Knopfloch drehte wieder den Löffel in der Tasse, aus der er noch keinen Schluck genommen hatte.
„Sie reisten nach Italien?" fragte ich. Ich fragte es nur, weil ich das Schweigen überbrücken wollte, und weil ich mich entsann, daß damals alle Hochzeitspaare nach Italien fuhren.
„Nein."
„Nach Paris?"
„Auch nicht. Ich hatte zwar Italien vorgeschlagen, aber Isotta hatte darüber gelacht wie über einen Scherz. Sie wollte weiter. Sie wollte nach Afrika, und nach einigem Zögern willigte ich ein. Ich mußte deshalb einen längeren Urlaub erbitten und mehr Geld beheben, aber ich hätte ihr wohl jeden Wunsch erfüllt. Ich fragte sie, ob ihr Deutsch-Ost recht sei, und sie stimmte zu. ‚Wenn nur Raubtiere da sind!' sagte sie. Ich fragte sie, ob sie Raubtiere schießen wolle. Sie lachte. ‚Nein, nicht schießen!' war ihre Antwort.
Nun, es gab damals noch genug Raubtiere in Deutsch-Ost. Löwen in ganzen Rudeln, Jaguare und Leoparden. Ich hatte gute Empfehlungen, und wir wurden überall sehr gastlich aufgenommen. Ich schoß Antilopen und Springböcke und kurz hintereinander zwei Löwen. Isotta begleitete mich, aber sie trug keine Büchse. Sie ließ sich von ihrem Boy ihren Fotoapparat mit dem Stativ nachtragen. Sie fotografierte leidenschaftlich, aber das Seltsame war, daß sie es nie duldete, daß man sie aufnahm. Ich besaß kein Bild von ihr, und ich sagte ihr einmal scherzhaft, daß sie sich anscheinend wie eine Wilde davor fürchte, fotografiert zu werden.
‚Vielleicht bin ich eine Wilde.' Ihre Worte klangen sehr nachdenklich. Mich aber, meine Nigger und die Jagdbeute hielt sie in unzähligen Bildern fest, dabei war Fotografieren damals nicht so bequem wie heute. Nur als ich sie bat, mich mit den beiden Löwen aufzunehmen, lehnte sie ab. ‚Eine harmlose Beute!' lachte sie, und wieder war es dies Lachen, das mich bezauberte und das ich nie ganz verstand. Eines Nachts aber sollte es auf Leoparden gehen. Eine Leopardin hatte Tag um Tag ihre Beute aus den Viehherden des Nachbardorfes gerissen, und der Häuptling bat um unsere Hilfe.
Ich bat Isotta, nicht mitzugehn, aber sie sah mich nur erstaunt an. So, als hätte ich ihr zugemutet, bei einem Fest daheim zu bleiben. Da gab ich nach. Wir gingen mit starkem Schutz und vielen Trägern. Auch ein paar Herren von der Militärstation waren dabei, und langsam wurde die Leopardin eingekreist. Aber wir waren alle etwas nervös. Nur Isotta war ganz ruhig. Die letzte Strecke, kurz vor der Lichtung, wo ich zu Schuß kommen sollte, trug sie ihren Apparat selbst. Ich konnte nicht sehr auf sie achten. Wir standen still und wagten kaum zu atmen. Plötzlich berührte mich mein Büchsenträger am Arm und deutete auf einen Baumwipfel. Es war Mondschein, aber die grünen Augen hätte ich vielleicht auch im völligen Dunkel leuchten sehen. Das Tier sah sich umstellt. Ich hörte einen leisen, fauchenden Laut, und wie ein Echo schien der gleiche Laut von Isottas Lippen zu kommen. Im selben Augenblick zuckte die grelle Flamme des Blitzlichts auf. Die Leopardin setzte zum Sprung an, und ich riß den Abzugsbügel. Die Büchse versagte. Ich drückte wie verzweifelt, da fielen neben mir ein paar Schüsse. Meine Jagdgefährten hatten wohl gemerkt, daß ich eine Ladehemmung haben müsse, und hatten ihrerseits geschossen, aber ihre Kugeln kamen zu spät. Die Katze war gesprungen. Nicht auf uns zu, wie es zuerst schien, sondern seitwärts. Vielleicht hatte das grelle Licht sie geblendet.
Isotta brach in einen kleinen, fremdartigen Schrei aus, ein paar versuchten das Tier zu verfolgen, ich fluchte auf meinen Träger und untersuchte das Gewehr. Es war keine Ladehemmung. Der Patronenrahmen war leer. Da trat Isotta zu mir, legte ihre Hand auf meinen Arm und unter dem Druck ihrer Hand wurde ich, wie immer, ganz ruhig.
‚Es ist gut so', sagte sie, ‚es wäre ein Mord gewesen.'
Ich sah sie verwirrt an. Was sollte das heißen?
Jetzt lächelte sie wieder.
‚Ich hoffe, die Aufnahme ist gelungen', sagte sie. Sie hatte recht. Die Aufnahme war sehr gut gelungen. Ein paar Tage später zeigte mir Isotta einen Abzug. Auf die Rückseite hatte sie das Datum unseres Hochzeitstages geschrieben und darunter: Isis.
Isis nannte ich sie sehr selten. Nur in den Stunden, da ich glaubte, daß wir uns ganz nahe wären.
‚Es gehört dir allein', sagte sie. ‚Ich habe die Platte vernichtet. Bist du nun versöhnt?'
Natürlich war ich versöhnt, und nur, daß sie das Datum unserer Hochzeit und nicht das der Jagd gewählt hatte, schien mir verwunderlich.
‚Du wolltest immer ein Bild von mir. Dies bin ich', sagte sie und deutete auf die Leopardin. Sie lächelte wieder ihr rätselhaftes Lächeln, aber ihre Worte klangen zu ernsthaft für einen Scherz.
Übrigens erfuhr ich nun, daß den Büchsenträger keine Schuld traf. Isotta sagte es mir. Sie war es, die den Patronenrahmen entfernt hatte.
Zwei Wochen später fuhren wir heim. Ich schmückte mein Arbeitszimmer mit ein paar Speeren, Geweihen und den Löwenfellen. Ich wollte auch Isottas Aufnahme vergrößern und rahmen lassen, aber sie bat mich, es nicht zu tun.
‚Sie gehört nur dir allein', sagte sie wieder, und seitdem trug ich das Bild in der Brieftasche, in einem Fach, das man besonders öffnen mußte. Selten zog ich das Bild hervor, dann aber betrachtete ich es lange, bis mich eine Unruhe ergriff, die erst schwand, wenn ich Isotta wieder sah.
Daheim erwartete mich der Dienst bei Hofe, der mir nun nach der Weite und Einsamkeit Afrikas etwas eng und langweilig erschien. Ich gab um Isottas willen mehr Gesellschaften, als ich es sonst getan hätte, aber ich begrüßte es doch als Abwechslung, wenn ich zuweilen dienstlich nach Berlin mußte, wo wir eine Gesandtschaft unterhielten. Isotta begleitete mich nie auf diesen Reisen, obschon ich sie darum bat.
‚In jedes Dschungel', sagte sie, ‚aber nicht dorthin.'
Nun, ich wußte sie ja auch während meiner Abwesenheit nicht allein. Wir hatten viele Bekannte, auch Axel kam anfangs oft zu uns, aber von dem Tage an, da ich Isotta erzählt hatte, daß Axel die Absicht gehabt hatte, um sie zu werben, behandelte sie ihn mit einer grausamen Kälte und einem vernichtenden Hohn. Axel war ein guter Reiter, aber wenn man Isotta hörte, so mußte sein jüngster Rekrut ihm überlegen sein. Sie spottete über ihn, und es schien ihr gleichgültig zu sein, ob er dabei war oder nicht. Axel selbst lächelte nur zu ihren Worten, und dies schien Isotta noch mehr herauszufordern.
Schließlich bat sie mich, ihn zu ersuchen, seine Besuche einzustellen.
Ich tat es, aber es wurde mir schwer genug. Er war mein einziger Freund."
Der alte Herr schwieg. Es schien, als habe er seine Erzählung beendet. Die Sonne war jetzt fort. Wir fröstelten. Die Kellnerin kam und kassierte. Wir standen auf. Wir gingen dem Ausgang zu. Vor uns kreisten wieder jene rostbraunen Blätter auf den Wegen, von denen der alte Herr gesagt hatte, daß Isottas Haar von ähnlicher Farbe war.
Kurz vor dem Ausgang drehte mein Begleiter um. Wir gingen jetzt wieder den Weg zurück. Aus der Löwenschlucht kam ein einsamer und gewaltiger Schrei.
Vielleicht war es dieser Schrei, der dem alten Herrn, der im schwarzen Mantel und altmodischen Hut an meiner Seite ging, die Stimme löste. Die ganze Zeit hatte er geschwiegen. Jetzt fuhr er, noch ein wenig leiser als zuvor, fort.
„Wissen Sie, wie ein Gerücht entsteht? Ich weiß es nicht. Ich habe oft darüber nachgedacht, aber ich habe keine Lösung gefunden. Übrigens war es das törichste Gerücht von der Welt. Es hieß, daß Isotta mich betrüge, und daß Axel ihr Geliebter sei. Es war so sinnlos, daß ich nicht einmal darüber lachen konnte. Gerade Axel sollte es sein! Der Mann, für den sie nur Spott und Kälte übrig hatte, und dessen Freundschaft ich aufgeben mußte um ihretwillen, der nie mehr in unser Haus kam. Es gab die berühmten Briefe ohne Unterschrift. Ich zerriß sie, ohne sie Isotta zu zeigen. Es gab Dienstbotengeflüster, das verstummte, wenn ich nähertrat. Eines Tages kam der Leiter einer Detektei zu mir und bot mir seine Dienste an. Er sagte, man habe ihn telefonisch bestellt. Ich warf den Kerl hinaus. Aber als der Herzog eine Andeutung machte, sehr taktvoll, sehr vorsichtig, da wurde ich stutzig. Ich beschloß, zu Axel zu gehen und mit ihm zu sprechen. Nicht wie mit einem Rivalen, sondern wie mit einem alten Freund, der am besten das Seine dazu tun würde, dem Gerede ein Ende zu machen. Ich traf ihn nicht an. Es hieß, er sei auf einem Spazierritt. Ich wartete. Nach einer Stunde wurde es Zeit für mich, zu gehen. Auch Isotta hatte den Nachmittag zu einem Spazierritt benutzt. Zum Tee wollte sie zurücksein.
Ich klingelte Axels Burschen und bat ihn um ein Blatt Papier, ich wollte ein paar Zeilen für seinen Herrn hinterlassen.
Der Bursche deutete auf die große Schreibmappe, die auf dem Arbeitstisch lag, und bat mich, mich zu bedienen, dann ging er.
Ich setzte mich, zog die Mappe näher und wollte sie öffnen, als sie mir entfiel. Sie glitt über meine Knie, dann auf den Teppich, und eine Fülle von Papieren fiel heraus.
Ich bückte mich, und plötzlich sah ich das Bild der sprungbereiten Leopardin. Es lag zwischen den Kuverts, Kartons und Briefbogen. Ich hob es auf und ließ die Mappe mit ihrem herausgequollenen Inhalt liegen. Ich legte es auf den Schreibtisch. Meine Hand zitterte nicht. Auch nicht, als ich dann die eigene Brieftasche hervornahm und das kleine Geheimfach öffnete. Das Bild war da,


(Fr Bilek)

Zukunftspläne

(R. Kriesch)



„Weißt du, Mizzi, wenn ich erst verheiratet bin, kommt mir diese Verdunkelung tagelang nicht mehr weg!“

Piani d' avvenire: Sai Mizzi, quando sarò sposata, questo oscuramento non scomparirà per molti giorni!„

Zerbrechliches - Fragile

(J. Hegenbarth)



„Lassen Se det Paket nich fallen, lieber Mann, es enthält Glaswaren!"
„Ach wat, denn machen Se eben Rühreier draus!"

"Guardate, caro uomo, che non Vi cada il pacco in terra! Esso contiene oggetti di vetro!„ — "Ah che! In ogni caso ne fate delle uova strapazzate!„

und was hier vor mir lag, war ein zweiter Abzug. Ich betrachtete ihn lange, und ich zögerte lange, ehe ich ihn umwandte.
Da stand ein Datum. Es war das Datum vom Tage unserer Rückkehr. Es war nicht Isottas, es war Axels Schrift, und auch der Name, der da stand, stammte von seiner Hand. Es war der gleiche, mit dem ich Isotta rief in den seltenen und berauschenden Stunden, da ich glaubte, daß wir uns ganz nahe seien.
‚Isotta bin ich für so viele. Nenne mich Isis. Isis bin ich für dich allein.' Ich glaubte wieder ihre Worte zu hören. Sehr lange muß ich so gesessen haben. Als der Bursche eintrat, war er erstaunt, mich noch zu sehen. Er bückte sich und hob die Schreibmappe auf, dann fragte er mich, ob ich krank sei. Ich glaube, ich verneinte. Aber er öffnete doch ein Fach und holte eine Flasche Kognak hervor. Dabei sah ich, daß in dem gleichen Fach ein Revolver lag. Ich lehnte den Kognak ab und auch einen Wagen, den mir der Bursche besorgen wollte. Ich sagte, daß ich warten wolle. Als Axel eintrat, deutete ich auf das Bild und ließ ihm noch Zeit, es zu betrachten. Ich sah, wie er erblaßte. Dann schoß ich. Ich hatte gut geschossen, und jetzt, wie er zusammensank, an der gleichen Stelle, an der ich zuvor Isottas Bild vom Teppich aufgehoben hatte, fühlte ich keinen Haß mehr gegen ihn. Ich beugte mich über ihn, er öffnete noch einmal die Augen, und seine Lippen flüsterten dreimal ein Wort, das ich erst später verstand.
‚Dank!' hieß das Wort, und es schien, als fühlte er sich von einer schweren Last befreit.
Der Bursche kam, ich ließ ihn einen Arzt rufen, obschon hier jeder Arzt zu spät kommen mußte, dann ging ich, die Waffe in der Hand haltend, heim. Man hielt mich nicht an. Es war schon dunkel. In meinem Hause hörte ich, daß Isotta zurückgekommen, aber vor etwa zwanzig Minuten plötzlich aufgesprungen und ohne Hut und Mantel davongelaufen war. Zwanzig Minuten mochten es her sein, daß ich auf Axel gefeuert hatte. Es gab ein paar Häuser, in denen ich sie hätte suchen können, aber als ich unterwegs an einer Polizeiwache vorüberkam, gab ich es auf und stellte mich."
Wir hatten jetzt wieder die Höhe der Löwenschlucht erreicht, aber die große, steinerne Mulde war leer. Auf dem dunkelnden Wasser des Sprunggrabens trieben ein paar Blätter. Sie leuchteten nicht mehr, sie schienen schwarz zu sein, als wären sie verbrannt.
„Damals stand mein Name auf der ersten Seite in den Zeitungen. Ein Oppositionsblatt behauptete, daß der Herzog sich weigern würde, ein Todesurteil zu unterschreiben, aber die Anklage lautete nicht auf Mord, und die Welt sagte, daß das Urteil sehr milde sei. Wahrscheinlich hatte die Welt recht. Auch damit wohl, daß sie nicht verstand, daß ich Axel nicht gefordert, sondern ihn wortlos niedergeschossen hatte. Ich verstand es selbst nicht. Ich sah Isotta noch einmal im Schwurgerichtssaal. Sie hätte eine Vereidigung ablehnen können, aber sie tat es nicht. Sie sagte aus, daß nicht die geringsten Beziehungen zwischen ihr und Axel bestanden hätten. Um das Bild befragt, erklärte sie dem Vorsitzenden, daß es Axel wahrscheinlich bei einem Besuch an sich genommen habe. Die Schrift sei ja auch nicht die ihre, und ihr Name wäre Isotta. Von Isis wisse sie nur, daß sie eine ägyptische Göttin sei.
‚Eine die Menschen beglückende Göttin', sagte sie, und hier sah sie mich zum ersten Male an. Ihr Blick war ohne Haß und ohne Liebe, gleichgültig wie der Blick eines Tieres, das etwas streift, zu dem es keine Beziehung hat.
‚Ja', sagte der Vorsitzende, ‚und außerdem ist Isis die Hüterin des Schattenreiches. Das aber gehört wohl nicht mehr hierher'."
Vom Eingang ertönte das Glockenzeichen, das die Besucher daran erinnerte, daß in wenigen Minuten geschlossen würde. Ich wollte mich zurückwenden, aber der alte Herr zog mich leise die paar Schritte hinüber zu den leeren Käfigen. „Ich bekam Gefängnis. ‚Nur Gefängnis', wie die Leute feststellten, und nach Jahren, die mir endlos schienen, wurde ich begnadigt. Als man mich entließ, gab es keine Könige und Herzöge mehr. Mein früheres Leben erschien mir wie ein ferner und unwirklicher Traum. Isotta hatte sich schon gleich nach dem Urteil von mir scheiden lassen und war abgereist. Ich bemühte nun doch den Herrn von der Detektei und erfuhr, daß sie zuerst in ihre Heimat gefahren und dann nach Afrika gereist sei. Das letztere aber war nur ein Gerücht und Sie wissen ja, was man von Gerüchten zu halten hat."
„Ja, ich weiß", sagte ich.
Der alte Herr mit dem vergessenen Ordensband im Knopfloch des schwarzen Überziehers stand jetzt vor dem Käfig, und er umklammerte die Eisenstangen, als suche er einen Halt.
„Diesmal ging ich dem Gerücht nach", sagte er nach einer Minute des Schweigens, die mir sehr lang erschien. „Ich fuhr hinunter, und ich habe sehr lange dort gelebt. Wahrscheinlich zu lange. Isotta bin ich nicht mehr begegnet. Auch keiner Spur von ihr. Raubkatzen wissen ihre Spur gut zu verwischen. Dennoch schoß ich viele von ihnen. Die Löwen ließ ich den anderen, aber ich hatte den Ruf, daß kein Leopard vor mir sicher sei. Aber nach jedem Schuß hatte ich das Gefühl: Isis war es nicht. Sie nicht. Dann kehrte ich zurück und glaubte, sie gefunden zu haben. Hier, hinter diesen Stäben. Ich kam jeden Monat einmal. Vielleicht, weil ich im Gefängnis einmal im Monat Besuche empfangen durfte. Ich blieb stets eine ganze Stunde und glaubte wirklich, daß die Leopardin, die hier im Käfig lag oder mit schnellen, weichen Schritten den kleinen Raum entlangschweifte, Isis sei. Langsam wurde mein Haß zum Mitleid. Ich sprach mit dem schönen Tier, wie ich mit Isis gesprochen hatte. Ich durfte es ungestraft wagen, meine Hand durch die Stäbe zu strecken. Das ist nun vorbei. Man hat sie erschießen müssen, weil sie ihren Wärter anfiel. Aber das stand ja in der Zeitung, wenn auch nicht auf der ersten Seite. Mir aber ist, als sei irgendwo in der Fremde am gleichen Tage Isis gestorben. Vielleicht irre ich mich, aber ich glaube nicht. Möge ihr Tod so schnell und schmerzlos gewesen sein wie der des Tieres und möge sie in Frieden ruhen."
Eine Minute noch standen wir schweigend, dann lüftete der alte Herr in seiner etwas altmodischen Höflichkeit den gleichfalls etwas altmodischen Hut und ging. Er ging sehr schnell, schneller, als man es gemeinhin in seinen Jahren tut, und ich folgte langsam.

(H. Bilek)



„Das muß alles, alles anders werden!" "Bisogna che tutto si muti . . . tutto!„

BRATKARTOFFELN

Wer hat nun das bessere Herz? Ein Mann oder eine Frau? Hinweg mit dem Sprachgebilde von den robusten Männern und den sanften Frauen! Sanft wie ein Täubchen? Zärtlich wie ein Fädchen? Ein Lamm Gottes? Ein Taubenauge? Ein Sanfter Heinrich? Ach, von mir aus können sie heute noch so mild auf dem Madonnensockel stehen, unsere lieben Frauen — — ich glaube nicht mehr an ihr gutes Herz, an ihr Mitgefühl, an ihr Mitleiden mit unseren Schmerzen! Denn was mir heute widerfuhr — doch vernehmet lieber die Geschichte und urteilt selbst:

Ich briet Bratkartoffeln. Zugegeben, es ist nicht meine Aufgabe, mir knusprige Kartoffeln zu braten. Aber ich wollte gern einmal wieder richtige saftige, leckere, goldbraune Bratkartoffeln essen und nicht die meines Weibes, die mit angebrannten Salzkartoffeln verdammte Ähnlichkeit haben. Ich benutzte also flink einen Ausgang meiner Frau, eilte in den Keller, klaubte aus der Kartoffelkiste die kleinsten und festen Knollen, kochte und schälte sie, schnitt sie in feine, hauchdünne Scheiben, salzte sie mäßig, gab ein wenig Zwiebel, ein wenig Kümmel dazu, zum Schluß noch etwas Pfeffer und trat wohlgemut zum Herd. Ein kleiner Tiegel war bald gefunden, das Schmalztöpflein aus dem Versteck gezerrt und schon prasselte und prutzelte es in dem Tiegel, daß es eine Art hatte. Ein gar köstlicher Duft, ein wenig scharf mit der Zeit, verbreitete sich in der engen Küche, der Kochdampf drang mir in die Augen, biß und zwickte mich, daß ich es nicht mehr aushielt, mit geschlossenen Augen zum Fenster tappte, es zu öffnen, da stieß ich an den Pfannenstiel und, wie es mein Mißgeschick mit meinem Ungeschick will, fällt mir doch meine ganze Kochkunst auf den Fuß.

Ich schrie: „Au! — Herbei, Leute! Herbei! Helft!"

Die Leute eilten herbei. Ich hatte ja lange und laut genug geschrien, hatte verzweifelt bei allen Nachbarn Sturm geläutet. Es war auch ein höllischer Schmerz, das brennheiße Fett, das mir vom nackten Knie über das Schienbein bis zum Fuß gelaufen war. Ich hatte barfuß gekocht, nur ein Paar Pantoffeln an den Füßen, denn ich hatte dem spritzenden Fett wohlweislich mißtraut und wollte meine Hose nicht der Gefahr von verräterischen Fettflecken aussetzen.

Mitleidig, mit Wehklagen und mit echtem Mitgefühl kamen die Nachbarn von nah und fern. Sie brachten aus ihren Hausapotheken, was sie zur Linderung meines Schmerzes nur bringen konnten. Sie salbten und ölten, puderten und verbanden mich, gaben mir schmerzstillende Pillen, sie rieben meine Stirn mit belebenden Wassern, labten mich mit Kognak und Riechsalzen — ach, sie taten in ihrer Barmherzigkeit viel zu viel für meine kleinen Brandwunden, die nur im ersten Schmerz und Schreck mir so gefährlich erschienen waren. Vor allem die Männer ließen es sich nicht nehmen, mir gut zuzureden, mich zu trösten, sie betteten mich sanft und versuchten, mit lustigen Worten mich aufzuheitern. Ja, dachte ich gerührt bei mir, in der Not erkennt man seine Freunde, wie lieb und gut sind sie doch alle zu mir, die eigentlich meinem Herzen fern stehen, wie doppelt lieb und erschrocken und zärtlich wird erst meine gute Frau sein, wenn sie heimkommt — wie wird sie sich sorgen und ängstigen und mich verwöhnen und wie werden ihr die Tränen fließen, wenn sie von meinem Mißgeschick erfährt.

Meine Frau kam heim. Sie kam sehr schnell.

An der Straße schon hatte man ihr vom Hergang meines Unfalls erzählt.

„Kitty!" rief ich selig und breitete die Arme nach ihr aus.

„Moment, Johannes!" Sie trat nicht an mein Bett. Ihr erster Weg war in die Küche.

Ich sah es ein. Sie wird mir einen Leckerbissen holen, die Gute, die Besorgte, dachte ich und, da wir Männer uns so gern bemitleiden lassen, wickelte ich schnell den Verband vom Fuß, ihr meine Not zu zeigen.

„Kitty! Komm doch!"

Sie kam. In der Hand hielt sie etwas.

Es war kein Leckerbissen, es war der Schmalztopf.

„Kitty! Schau!" Ich streckte ihr mein Bein hin. Sah gebannt in ihr Gesicht.

Kitty schaute. Sie schaute auf mein Bein. Sie schaute in ihren Topf. Dann öffnete sie den geliebten Mund und sagte ganz sachlich:

„Johannes! Ja, wieviel Fett hast du denn eigentlich genommen?"

Jo Hanns Rösler

Dilemma

(K. Heiligenstaedt)



„Ausgerechnet jetzt ruft der Kellner an, daß es in der Halle noch einen roten Schoppen für Hotelgäste gibt!"

Dilemma: "Proprio adesso il cameriere telefona che in sala c' è ancora un quarto di vino rosso per gli ospiti!„

Die Beleuchter

(G. Vontra)



„Singen kann das Mädchen nicht — also alles Licht auf die Beine!"

DER LEBENDE LEICHNAM

Knorz wurde geboren, wuchs auf und schrieb.
Knorz hatte ein wohlassortiertes Lager von Geschichten, das in vielen Mappen in einem großen Schrank untergebracht war. Auf einigen Mappen stand „Reisegeschichten" — nach Jahreszeiten geordnet — auf anderen „Liebesgeschichten" — wieder auf anderen „Geschichten für Frauenzeitschriften" oder „Abenteurergeschichten" oder sonst irgend etwas. Es waren jedenfalls viele hundert Geschichten.
Ob Knorz auch sogenannte bessere Sachen hätte schreiben können, blieb unentschieden. Auf alle Fälle wäre das ein Luxus gewesen, und Knorz erlaubte sich keinen Luxus, außer den, seine Geschichten nie wieder selbst zu lesen. Leider nützte ihm auch das nichts, infolge seines guten Gedächtnisses, wie die Sache selbst erweisen wird.
Die Sache selbst begann an einem Abend, an dem sich Knorz von einem Mädchen, das ihm gefiel, vor dessen Haustür verabschiedete. Da rollte sich — der Teufel weiß warum — vor seinem inneren Auge plötzlich die illustrierte Unterhaltungsbeilage einer Zeitung auf, in der diese selbe Szene abgezeichnet war, als Illustration einer Novelle, und die Unterschrift trug: „Lia drückte Benno sanft und bedeutungsvoll die Hand und schlüpfte hinein. Benno sah durch die Glasscheiben, wie die Treppenbeleuchtung aufflammte und die Gestalt der Geliebten zierlich wie eine Eidechse die Stufen hinaufhuschte —" und während sich das alles genau so abspielte, dachte er verwirrt: „Das ist doch von mir, das ist doch aus ‚Lias Weg zum Glück' —"
Zu Hause wollte er mit Emphase sagen: „Ich liebe!" aber er starrte nur lange den Schrank mit den Manuskripten an. Dann ging er ratlos zu Bett. Nächsten Tags beim Stelldichein schlug er nacheinander einen gediegen bürgerlichen, einen kalt blasierten und einen stürmisch erotischen Ton an. „Sehr gut", sagte sein Gedächtnis, „genau wie in ‚Heimgekehrt' und in ‚Der Lebemann von Monte Carlo' und in ‚Die erste Nacht mit Ophelia'." Knorz verstummte und begann zu frösteln wie ein alter Mann. Das Mädchen betrachtete ihn von der Seite, sagte, es habe etwas vor und verließ ihn.
— In den folgenden Monaten erlebte die Welt — die Welt der Knorze wohlverstanden — das Schauspiel, Knorz auf dem Kriegspfade des Lebens zu sehen. Es war furchtbar spaßhaft, wie er es abwechselnd mit dem Abenteuer und der Bravheit, mit der Niedertracht und der Anständigkeit, mit der Religiosität und dem Atheismus versuchte. Die Welt der Knorze lachte sich halbtot, aber Knorz selbst fand das durchaus nicht lächerlich. Knorz geriet in Verzweiflung, weil es ihm durchaus nicht gelingen wollte, sich zum Leben zu bringen. An keiner Sache hatte er Spaß, immer fühlte er sich wie ein alter Roué, immer war er satt, ohne doch eigentlich je gegessen zu haben. Es gibt Leute, die solchen Zustand für erstrebenswert halten, Knorz wünschte ihnen voll Haß, daß sie ihr Ziel erreichen möchten, wenigstens was sie selbst anbetrifft.
Schließlich schloß er sich bei seinen Manuskripten ein und grübelte. Und da fand er's.
Natürlich konnte er nicht leben, weil er längst tot war. Sein ganzes Leben lag ja bereits gedruckt oder doch zum mindesten aufgeschrieben vor, von der Wiege bis zum Grabe, in allen möglichen Variationen. Er hatte ja schon alles erlebt, alles mitgemacht, er war ja schon dagewesen und veröffentlicht und in der Mappe mit der Aufschrift „Zweitdrucke" untergebracht. Keine Macht der Welt kann einen Zweitdruck wieder zum Erstdruck machen.
Als Knorz das begriffen hatte, schloß er die Tür seines Arbeitszimmers wieder auf, ging hinaus und verlobte sich. Es war ja nun doch alles egal. Die Verlobung ging nach dem Erstdruck „Mario und Lilli" vor sich. Sie hätte auch nach einem andern Modell vor sich gehen können, Knorz hatte Auswahl.
Knorz heiratete, er machte sogar eine Hochzeitsreise. In Rom, wo er in „Die singende Seele" und „Sehnsucht nach dem Süden" und zehn anderen Geschichten schon gewesen war, dachte er daran, davonzulaufen, egal was daraus entstehen würde. Aber wo sollte er hinlaufen, er, der alles schon kannte, der die Schönheit der Welt längst ausgewalzt und in kleinen Portionen auf seine Kurzgeschichten (aus dem Atlas und dem Lexikon) verteilt hatte?
Auf der Rückreise — wahrscheinlich war die Müdigkeit schuld daran und der Mangel eines ordentlichen Abendessens, denn der Speisewagen war abgehängt — überkam Knorz eine unheimliche Ahnung von der magischen Kraft des Wortes, das die Dinge auflöst und negiert, indem es sie ausspricht. Eine Sekunde lang hatte er fast eine Vision: er sah den Teufel, wie er als letztes und sicherstes Mittel zur Zerstörung des verhaßten Kosmos das Wort erfand, das gesprochene und das geschriebene. „Idioten glauben, daß das Wort die Dinge festhält," dachte Knorz, „es hält nur die Schlaube der Dinge fest, nachdem es den Inhalt ausgesogen hat. Dinge und Worte sind Todfeinde." Und er dachte: „Nur das Tier wäre Bürge der Ewigkeit —", aber was sollte er mit solchen Ideen? Man konnte sie nicht in Kurzgeschichten verwerten und also waren sie albern.
— Knorz reiste heim. Knorz schrieb weiter, denn dazu war Knorz ja schließlich da.
Eines Tages bekam er die unüberwindliche Lust, die Pistole aus dem Schreibtisch zu nehmen und die in das Tintenfaß ausgelaufene Schlaube seines Lebens mit einem netten kleinen Loch zu versehen. Eine Sekunde lang wiegte er sich in der Illusion, daß es ihm auf diese Weise doch noch gelingen werde, einen lebendigen Erstdruck zu erzielen. Aber dann fielen ihm die rund dreißig seiner Geschichten ein, die vom Selbstmord handelten — Selbstmord in allen Variationen der Ausführung und der Gründe — nein, auch die Skala war durchlaufen, auch hier war er schon gedruckt, erledigt, tot. Welche Narrheit, einen Leichnam zu erschießen.
— Immerhin war noch ein ganz, ganz winziger Rest Leben in ihm, der noch nicht ins Tintenfaß ausgelaufen war. Als dieser Rest sich eines Tages auch anschickte, die Schlaube zu verlassen, sah Knorz in das Gesicht seines Sohnes, das feierlich auf ihn niederstarrte.
„Was wird aus ihm werden?" dachte Knorz. „Ach, hätte er nie schreiben gelernt! Hätte ich ihn auf einer öden Insel ausgesetzt —" und er öffnete den Mund zu einem letzten warnenden Wort, aber der Sohn kam ihm zuvor.
„Quäle dich nicht, Papa," sagte der Sohn, „ich weiß, was du sagen willst. Ich werde das Werk deines Lebens fortsetzen, ich gelobe es dir!"
Entsetzt öffnete Knorz noch einmal den Mund, aber die Worte formten sich nicht mehr. Während er sich dunkel einer seiner Geschichten erinnerte, in der auch von einem Mißverständnis auf dem Sterbebett die Rede war, schlich sich der winzige Rest seines Lebens gelangweilt und schuldbewußt aus dem Zimmer.

E. G. Stahl

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Dieser Tage war ich bei einer Führung durch das Anatomische Institut.
„Und hier", sagte der mit der Führung betraute junge Mediziner, „hier sind Herz, Leber und Nierenpräparate."
„Und das halt sich?" fragte ein Dicker, der sich neugierig vordrängte. — „Unbegrenzt."
„Hör'n S' auf", wunderte sich der Dicke. „Und in was san's denn einmariniert, die Innereien?"
„In reinen Alkohol", antwortete der junge Mediziner geduldig.
„Na so was!" Der Dicke schüttelte den Kopf und sagte zu seiner besseren Hälfte: „Siegst es, Alte, i hab's ja allerweil scho g'sagt, daß unser Doktor an Schmarrn versteht... Mir hat er den Akahol verboten."

H. K. B.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt —

— Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

In Süditalien

(E. Thöny)



„Das sind also die Bringer der Kultur, von denen Roosevelt immer spricht!“

Nella Bassa Italia: “Questi dunque sono i messaggeri della cultura, di cui parla sempre Roosevelt!„

München, 19. April 1944
49. Jahrgang / Nummer 16

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Sein Kriegsziel



„Ich erwarte, daß jeder Amerikaner für unsere Ziele gerne Gut und Blut hergibt!"

La sua mèta di guerra: "Io attendo che ogni americano dia volentieri beni e sangue pei nostri ideali!„

Vollmond über dem Geäst - Luna piena sugli sterpi (W. Wellenstein)



BÜROPFLANZEN

VON WALTER FOITZICK

Man verstehe mich recht: Büropflanzen, das ist nicht im übertragenen Sinne gemeint wie Großstadtpflanzen oder Mauerblümchen oder Asphaltgewächse, nein, ich meine Büropflanzen im eigentlichen Sinne, Pflanzen, die im Büro gedeihen mit richtigen Blumentöpfen und Blättern und womöglich sogar Blüten.

Manchmal findet man diese Pflanzen sogar in ganz modernen, pikfeinen Büros, wo alles poliert und vernickelt ist, außer den Sekretärinnen und teilweise sogar diese auch. Aber dorthin gehören die richtigen Büropflanzen ursprünglich nicht. Wo hinein sie am besten passen, das sind die altertümlichen Schreibzimmer mit Urväter-Möbeln, hohen Aktengestellen und pfeiferauchenden älteren Herren, die gelegentlich frühstücken, manchmal gewichtig zum Abortschlüssel greifen und voll unvernickelter Menschlichkeit sind.

Da gedeihen die echten Büropflanzen, da kommen sie zur Blüte. Sie stehen am Fenster, füllen das ganze Fensterbrett, überwuchern den Aktenbund, und einige Stecklinge gedeihen neben dem Tintenfaß, auf daß ihr Anwachsen und Fortkommen gut kontrolliert werden kann. Es sind meistens Pflanzen mit fleischigen Blättern, Clivien und Callas und große Blattbegonien. Man hat den Eindruck, sie fühlen sich hier wie zu Hause. Vielleicht erinnert sie der Aktenstaub an Sandstürme ihrer Heimat oder der leichte Mief an den Brodem der Dschungelwälder am tropischen Fluß, denn man friert nicht gern in solch altväterlichen Schreibstuben, und oft riechts recht dschungelhaft.

Selbstverständlich steht auch eine Zimmerlinde hier. Akten und Zimmerlinden sind eine Lebensgemeinschaft eingegangen, die den Botanikern anscheinend bisher entgangen ist. Hier blühen sie üppig und „danken durch reichen Flor der sachgemäßen Pflege", wie es in den Anleitungen zur Zimmerpflanzenpflege heißt.

So muß es an den Ufern des Orinoko sein, an denen man mit dem Dampfer langsam vorüberfährt, oder an einem Nebenfluß des Amazonas, denke ich mir, wenn ich an solchen Bürofenstern im Erdgeschoß vorbeigehe. Ach, wer da mal hinkönnte! Aber in diese Büros kommt man leicht.

Falls ich mal ein Treibhaus haben sollte mit selten exotischen Pflanzen, würde ich darin ein Aktengestell aufbauen mit vielen schönen unerledigten Akten, und ein Bürovorsteher müßte da erledigen. Ich bin überzeugt, meine Pflanzen würden es mir durch besonders reichlichen Flor lohnen. Man muß ihnen eben nur die natürlichen Lebensbedingungen schaffen.

LIEBHABERWERTE

VON HEINZ SCHARPF

„Wissen Sie, Fräulein", sagte der junge Mann, „Sie gleichen sehr dem berühmten Porträt einer jungen Florentinerin von Domenico Ghirlandaio."

„Nee", staunte das Fräulein.

„Sie sehen mit demselben wunderbar ruhigen Ausdruck über alle Welt hinweg, insonderheit über die Blicke der Männer."

„Nee?" machte das Fräulein noch größere Augen.

„Sie haben dasselbe süße, herbe Antlitz, von dem man sich nicht losreißen kann. Es ist, als blendete soviel Reiz die empfindsame Netzhaut der Seele, daß man jedes Detail noch immer vor sich flirren sieht, auch wenn der Blick nicht mehr darauf ruht."

„Nee!" Dem Fräulein stand der Mund offen.

„Dabei berührt es besonders apart, daß Sie denselben Schmuck wie die Schöne auf dem Bild tragen, die nun wiederum moderne rote Halskette, die so wundervoll kontrastierend auf der weißen Haut liegt."

Dem Fräulein blieb das Nee in der Kehle stecken. Es machte förmliche Telleraugen.

Der junge Mann betrachtete es mit dem Blick des schwelgenden Kunstkenners.

„Man müßte Ihnen eigentlich eine goldgeschnitzte Umrahmung geben", schwärmte er, „die stillose Umwelt ausschalten, um Sie in Ihrer ganzen Köstlichkeit genießen zu können."

Des Fräuleins Pupillen verschlangen beinahe die Iris. „Nee", blies es dem verzückten Betrachter den Rauch seiner Zigarette ins Gesicht.

„Und wissen Sie", hob der Enthusiastische die Stimme, um auf etwas ganz Besonderes vorzubereiten, „was für dieses schöne Mädchen des Ghirlandaio kürzlich bei einer Auktion bezahlt wurde? Eine Million Mark in bar."

„Nee", fuhr das Fräulein auf, „eine Million bar für das tote Bild?... Verrückt!... Und das lebende Modell möchte jeder umsonst haben... Nee!"

Metrisches Training

(◡◡—)

»Wahrlich leicht tust du dir«, sprach ein älterer Herr,
»mit dem Jamben=, Trochäen=, Daktylen=Geplärr!
Jeder weiß, wie bequem sich das handhaben läßt.
Raff' dich auf zu dem heldischen Maß Anapäst!

Denke dran, wie Tyrtäus die Seelen bezwang,
wie befeuernd er Hymnen und Kampflieder sang!
Riß er nicht auch den Feigsten noch mit durch sein Wort:
dădădā, dădădā, dădădā und so fort?«

... Nun, ich hab' es mit Achen und Krachen versucht.
Werd' ich jetzt als ein zweiter Tyrtäus gebucht?
Ach, mir schwant, daß man schnöde mich durchrasseln läßt.
Nur mein Name, vielleicht, schlupft als Not=Anapäst.

Ratatöskr

Der Dank des Empires

(E. Thöny)



„Schrecklich, wie schlecht die Drehorgel des alten Kriegsinvaliden klingt! Wir werden ihnen diesmal Drehorgeln in etwas besserer Ausführung zur Verfügung stellen!"

La riconoscenza dell' Empire: "Che suono orribile ha l' organetto del vecchio invalido! Questa volta metteremo loro a disposizione organetti d' una costruzione un po' migliore!„

Kanarienvogel gegen Sitzbadewanne

VON ELL WENDT

Der Sonntag, schon in biblischen Zeiten von der himmlischen Behörde als Ruhetag eingesetzt, und seither als solcher von den irdischen Behörden genehmigt und bestätigt, wird sinngemäß ausgenutzt, wenn er der Muße, der Entspannung und der Freizeitgestaltung dient. Man sollte annehmen, Freizeitgestaltung sei ein Leichtes und Vergnügliches, aber daß auch hierüber die Meinungen auseinandergehen, beweist die Wendelinsche Ehe. Franz Wendelin, Finanzbeamter in mittleren Jahren, faßt seine Freizeitwünsche in den kernbayerischen Ausruf: „Mei Ruah will i habn!" zusammen. Anna Wendelin hingegen stellt Ansprüche an das Leben, Ansprüche, die sich nur am Sonntag verwirklichen lassen, denn wie käme eine Frau, die ihr Hauswesen in Ordnung halten, Schlangestehen und die Geschäfte nach Mangelware abgrasen muß, dazu, alltags ins Kino zu gehen oder gar einen Ausflug zu machen? Derlei Wünsche bleiben dem Sonntag und der Freizeitgestaltung vorbehalten, und so eröffnet Frau Anna die ehelichen Feindseligkeiten beim Frühstück mit einem Hinweis auf das schöne Wetter und den Worten: man könnte. — Man könnte zum Beispiel mit der Trambahn ins Isartal hinausfahren und irgendwo im Grünen...

„Ich bin doch nicht verrückt", unterbricht Herr Wendelin unfreundlich. „Mir langts, wenn ich zweimal täglich ins Amt und retour fahren muß."

„Ein Spaziergang im Englischen Garten wäre auch nicht schlecht", räumt Frau Anna friedfertig ein, worauf Franz knurrig erwidert, er habe keine Lust, sich die Haxen krumm zu treten.

Anna seufzt. Eine Weile herrscht mißvergnügtes Schweigen. Die Sonne spiegelt sich im goldgeränderten Sonntagsgeschirr, der Malzkaffee duftet. Frau Wendelin, weit entfernt, das Rennen aufzugeben, hat einen neuen Einfall. „Weißt du was? Wir laden Kunstwadls zum Kaffee ein. Ich habe einen Zopf gebacken."

„Damit morgen nichts mehr da ist vom Zopf", grantelt Herr Wendelin. „Die haben uns auch keinen Zopf vorgesetzt, als wir bei ihnen waren."

„Das stimmt", gibt Frau Wendelin zu. „Aber man darf nicht so sein, Franz. Gemeinnutz geht vor Eigennutz."

Franz Wendelin braust auf. Ihm brauche niemand zu sagen, was Gemeinnutz sei. Wenn jeder so gemeinnützig wäre wie er, dann stünde es besser um die Welt. Am letzten Opfersonntag habe er ein Fufzgerl in die Sammelbüchse gespendet, und überhaupt —

„Reg dich nicht auf, Franzl" beschwört Frau Wendelin. Langjährige Erfahrung hat sie belehrt, daß Franz, einmal auf der Bahn des Zorns, nicht zu bremsen ist. „Der Klügere gibt nach", sagt sie, um das letzte Wort zu behalten und begibt sich mit dem Frühstücksgeschirr in die Küche.

Herr Wendelin bleibt mit der Sonntagszeitung allein. Seiner Gewohnheit gemäß beginnt er mit den Todesanzeigen und Stadtnachrichten, dann unternimmt er einen kurzen Streifzug durch die Politik, um schließlich endgültig bei den Käufen, Verkäufen und Tauschangeboten zu landen.

„Radioapparat, fast neu, gegen Fahrrad", liest Herr Wendelin. „Opossumkragen gegen guterhaltene Schuhe (Gr. 39), Kanarienvogel, echter Harzer Roller, gegen Sitzbadewanne —"

„So ein Schmarrn!" schimpft Franz Wendelin laut. Anna steckt den Kopf zur Tür hinein. „Du solltest lieber ein gutes Buch lesen", sagt sie vorwurfsvoll. „Immer die Politik!"

„Ich bin ja gar nicht bei der Politik", widerspricht Franz. „Hör nur, was die Leute tauschen wollen: Radio gegen Fahrrad, na, das geht noch. Aber hier: Kanarienvogel gegen Sitzbadewanne. Ja, gibt's denn sowas auch?!"

Frau Anna tritt näher und sieht Franz über die Schulter. „Eine Sitzbadewanne hätten wir", sagt sie versonnen.

„Bist du narrisch?" erkundigt sich Herr Wendelin entrüstet.

„Einen Kanari tät ich mir schon lang wünschen", fährt Frau Wendelin unbeirrt fort. „Wo wir doch den schönen Käfig geerbt haben von der Tante Gusti."

„Ich mag keine stinkenden Viecher in meiner Wohnung", ereifert sich Franz.

„Ein Kanari stinkt nicht. Sowas Liebes und Herzerfreuendes mit seinem Gesang!"

„Du weißt ja gar nicht, ob er singt."

„Da steht doch: echter Harzer Roller!"

„In der Zeitung steht viel", behauptet Herr Wendelin.

„Die Sitzbadewanne ist sowieso überall im Weg, seitdem der Speicher entrümpelt worden ist", sagt Frau Anna. „Wann nimmt man schon einmal ein Sitzbad?"

Eine Erwiderung hierauf bleibt Herrn Wendelin erspart, denn seine Frau sieht sich genötigt, in die Küche zu eilen, aus der es brenzlich riecht.

Beim Mittagessen wird die Debatte über Freizeitgestaltung wieder aufgenommen. Diesmal schlägt Frau Anna mit ungebrochenem Kampfgeist einen Kinobesuch vor. Im Universumpalast wird der „Schrei nach Liebe" gegeben. Resi Kunstwadl hatte gesagt, man müsse sich den Film unbedingt ansehen.

Herr Wendelin aber erklärt eisern, er müsse überhaupt nichts und ins Kino gehen schon gar nicht. Im übrigen würde es ihn interessieren zu erfahren, was Anna und Frau Kunstwadl in ihrem Alter noch vom „Schrei nach Liebe" erwarteten. Hier reißt Frau Wendelins Geduldsfaden. Sie übergeht den unzarten Hinweis auf ihr Alter und behauptet weinend, nicht genug damit, daß Franz ihr niemals etwas biete, er gönne ihr auch nicht das kleinste Vergnügen. Ob er etwa glaube, sie rackere sich die ganze Woche ab, um sonntags die Wände anzustarren? Da diese Frage unbeantwortet bleibt, setzt Anna Wendelin nach dem Mittagessen den Hut auf und geht in einem Anfall von trotziger Selbstbehauptung allein ins Kino. Während sie die Treppen heruntersteigt, fragt sie sich nicht zum erstenmal, ob der Mann, der sich jetzt droben in der Wohnung das Sofakissen unters Ohr schiebt, wirklich derselbe ist, der ihr in ihrer Brautzeit Aufmerksamkeiten in Gestalt von Pralinen und Veilchensträußchen erwiesen hat. Viel hat er es sich ja nie kosten lassen, wenn man es recht bedenkt, aber die Vergangenheit erscheint ihr golden, verglichen mit einer Gegenwart, in der Franz weder Geld, noch Zeit, noch Liebenswürdigkeit an sie wendet.

Droben auf dem Sofa hätte Herr Wendelin sich nun im Vollbesitz seiner heißerstrittenen Ruhe sonnen können. Aber irgendetwas stört ihn. Annas Vorwurf, er biete ihr nie etwas, wirft einen Schatten in seine Seele. Zwar begehrt er heftig auf. Bietet er Anna nicht eine gesicherte Existenz, und ein behagliches Heim? Es scheint wahrhaftig, als genüge das nicht, als wolle der Mensch im allgemeinen und die Frau im besonderen darüber hinaus noch etwas haben, eine Sonderzulage gewissermaßen.

Nachdenklich greift Herr Wendelin wieder zur Zeitung. Dieses alberne Tauschangebot will ihm nicht aus dem Kopf. Er hat gar nicht gewußt, daß Anna sich schon so lange einen Kanari gewünscht hat. Wer kennt sich überhaupt mit Frauen aus! Während er mißmutig mit dem Zeigefinger die Zeilen entlangfährt, grantelt er in sich hinein. Eine Sitzbadewanne, im Wege oder nicht, ist immerhin ein wertbeständiger Gegenstand, was man von einem Vogel durchaus nicht behaupten kann. Aber die lästige Empfindung, Anna etwas schuldig zu sein, bewirkt, daß er sich seufzend vom Sofa erhebt und zum Telefon eilt. Nun fehlte es nur noch, daß der Kanarienbesitzer nicht zu Hause ist, denkt Herr Wendelin erbost, indem er die angegebene Nummer wählt. Die ganze Sache hängt ihm schon zum Halse hinaus.

Eine weibliche Stimme meldet sich. Der Kanarienbesitzer ist eine Besitzerin. Herr Wendelin hätte es sich denken können. Welches einigermaßen vernünftige Mannsbild gibt sich mit Kanarienvögeln ab! Die Stimme scheint einer älteren Vertreterin des weiblichen Geschlechts zu gehören, sie greint und wehklagt, über das böse Reißen einerseits, gegen das der Arzt ihr Sitzbäder verordnet habe, und über die Trennung vom Kanari Hansl andererseits, die halt gar so hart und bitter sei. Aufs Geld solle es ihr ja nicht ankommen, aber die Leute wollten Sachwerte und sie sei alt und arm an Sachwerten. Darum habe sie gedacht — „Mei, der Hansl! So a liabs Viecherl! Und singen tut der wie a Paradiesvögerl! Wissens, wann ma so ganz alloani dasteht in der Welt —" Die greinende Stimme bricht ab. Im Telefon ist nur noch ein beunruhigendes Schnauben und Schneuzen zu hören.

In Franz Wendelin reift ein großer Entschluß. „Behalten Sie Ihren Vogel!" sagt er mit der Unliebenswürdigkeit, hinter der sich weiche Herzen tarnen.

„Aber — aber die Sitzbäder", stammelt die Alte und wiederholt, aufs Zahlen solle es ihr nicht ankommen.

„Darüber läßt sich reden", sagt Herr Wendelin streng. „Kommen Sie morgen bei mir vorbei." — Sehr befriedigt kehrt er auf sein Sofa zurück. Die Freudenkundgebungen des alten Fräuleins waren wie ein warmes Brausebad über ihn hingerieselt. Er hat gar nicht gewußt, daß es ein so angenehmes Gefühl sei, Menschen glücklich zu machen. Und gleich zwei auf einmal! Denn das alte Fräulein soll seinen Vogel behalten, und er wird Anna einen anderen kaufen. Soviel er weiß, gehören Kanarienvögel nicht zur Mangelware, sie sind weder rationiert, noch bezugscheinpflichtig. Es dürfte nicht allzu schwierig sein, so ein kleines, gelbes Ding aufzutreiben, und vielleicht bringt sein Gesang wirklich eine freundliche Note in den grauen Alltag eines Finanzbeamten.

Spitzenleistung

(Fr. Bilek)

Flessione stupefacente

Als Anna aus dem Kino zurückkehrt, sitzt Franz, umhüllt von Pfeifenrauch, auf dem Sofa und lächelt ihr geheimnisvoll entgegen. Anna, die gutmütige Seele, hat den Streit vom Mittag längst vergessen. Ganz erfüllt vom „Schrei nach Liebe", schickt sie sich an, den Gang der Handlung chronologisch und mit allen Einzelheiten vor Herrn Wendelin aufzubauen, da sagt er mitten in eine Schilderung der Hauptdarstellerin hinein: „Du bekommst deinen Vogel."

„Wie bitte?" fragt Frau Anna verständnislos.

Herr Wendelin schlägt auf die Zeitung. „Kanarienvogel, echter Harzer Roller, weißt du nicht mehr?"

Nun entsinnt sich Frau Anna. „Ach

Fortsetzung Seite 186

Die Stimme seines Herrn

(Erich Schilling)



Der Britenleu hört Churchillreden

La voce del suo padrone: Il leone britannico ascolta i discorsi di Churchill

MEIN FREUND JOHANNES

Ein ehemaliger Mitschüler war aufgetaucht. Er befand sich auf einer Geschäftsreise, die ihn für etwa 14 Tage in unserer Stadt festhielt.

Anfangs war es uns ganz lieb, mal wieder ein neues und doch nicht ganz fremdes Gesicht in unserem Kreise zu sehen, aber als er dann Abend für Abend wie selbstverständlich unsere Zeit mit Beschlag belegte, begann uns das langsam lästig zu werden. Um so mehr, als wir immer deutlicher erkannten, daß er eigentlich ziemlich hohl und eingebildet war.

„Was tun wir denn heute mal?" fragte er, als wir uns eines Morgens in der Bahn trafen.

„Ich denke, wir machen uns mal einen richtig netten Abend", meinte ich.

„Sehr einverstanden!" rief der Freund. „Bei wem?"

„Wenn es ein richtig netter Abend werden soll, wohl am besten jeder bei sich", sagte Johannes.

*

Johannes war sehr niedergeschlagen.

„Ich habe mich mit meiner Frau gestritten", berichtete er.

„Versuche doch einfach, die Sache zu klären", schlug ich vor.

„Dann gibt es gleich wieder Streit", lehnte er ab.

„Bist du so rechthaberisch, Johannes? Sage doch einfach, du hättest dich geirrt, und sie hätte recht gehabt", redete ich ihm zu.

„So ist es ja tatsächlich", klagte er.

„Dann ist die Sache doch ganz klar. Du brauchst deinen Fehler doch nur einzugestehen", äußerte ich überrascht.

„Was du denkst! Wenn ich das mache, wird sie, von meinem Großmut gerührt, behaupten, nein, ich hätte doch eigentlich das richtige gemeint. — Und schon ist der Streit wieder im Gange", sagte Johannes.

J. Bieger

ja" — sagt sie gedehnt. Sie braucht ein wenig Zeit, um aus der Welt der großen Gefühle und Illusionen in die der Sitzbadewannen und Kanarienvögel zurückzufinden.
„Freust du dich denn gar nicht?" fragt Herr Wendelin enttäuscht. Eine gute Tat trägt zwar ihren Lohn in sich, so hat man es schon in der Schule gelernt, aber ein bißchen äußere Anerkennung kann trotzdem nicht schaden. Gewissenhaft und langatmig setzt er Anna auseinander, was sich seit ihrem jähen Aufbruch am Mittag zugetragen hat, nicht ohne dabei seinen Edelsinn in aller Bescheidenheit erstrahlen zu lassen.
„Franz!" ruft Frau Wendelin gerührt. Jetzt freut sie sich wirklich, und nicht nur auf den Kanarienvogel. Das beste ist die Entdeckung, daß in dem grantigen älteren Herrn auf dem Sofa der alte Franz noch lebt, der Franz der Pralinen und Veilchensträußchen, der Franz, bei dessen Anblick vor mehr als zwanzig Jahren ihr Herz höher geschlagen hat.
Sie kocht Kaffee und tut zur Feier des Tages ein paar Bohnen hinein. Gemeinsam auf dem Sofa sitzend, malen sie sich die Freuden einer durch Kanariengesang belebten Ehe aus, und unversehens wird ihnen der Sonntag doch noch zu dem Tag sinnvoller Freizeitgestaltung, als der er sowohl von der himmlischen, als auch von der irdischen Behörde vorgesehen ist.

Das Überbleibsel - Il rimasuglio

(O. Herrmann)



„Aber Fritze, mußte denn immer schreien, wenn de nicht gleich zu essen bekommst?"
„Jawohl, Muttchen, das habe ich noch vom Säugling so an mir!"

"Ma Fritz, devi sempre gridare se non ti si dà subito da mangiare?,, — "Sì, mammina; l' ho fatto sin da quando ero lattante!.

DER HOCHZEITSSTRAUSS

VON JO HANNS RÖSLER

„Aber das ist doch absonderlich!"
„Bei einer Frau, die man liebt, ist nichts absonderlich, Johannes! Hast du nun Blumen oder nicht?"
„Ich habe keine Blumen, Eve."
„Dann verschaff dir welche! Ohne Blumen heirate ich nicht. Du kannst einem jungen Mädchen von neunzehn Lenzen nicht zumuten, ohne Blumen vor den Altar zu treten. Ich will Maiglöckchen und Myrthe, wie es der Brauch ist."
„Tausend Menschen heiraten heute ohne Blumen, Eve!"
„Meine Mutter hat Blumen gehabt, meine Großmutter hat Blumen gehabt, meine Urgroßmutter hat Blumen gehabt — und ich soll ohne Blumen zum Altar treten?"
„Aber es gibt doch keine Blumen, Eve!!"
„Dann gibt es auch keine Hochzeit, Johannes!"
Was sollte ich dazu sagen? Ich wollte heiraten, unbedingt heiraten. Eve gefiel mir über die Massen. Sie hatte alles in höchster Vollendung und reichster Verschwendung, was das Herz begehrt. Ich stellte mir das Verheiratetsein mit ihr als das Paradies auf Erden vor. Ich hatte eine Woche lang jede Nacht davon geträumt und es waren die sieben schönsten Träume meines Lebens. Ich hatte ihre Liebe errungen, das Jawort der Eltern erhalten, sogar eine süße kleine Wohnung war uns vom Himmel in den Schoß gefallen, in einer Stunde sollte die Hochzeit sein — und da kam Eve mit der verrückten Idee, ohne Blumen nicht heiraten zu wollen.
„Und Myrthe muß dabei sein, Johannes!"
„Wozu denn Myrthe?"
„Das ist ein Symbol!"
„Stimmt es denn?"
„Es stimmt, Johannes."
Wer ermißt mein Glück im Unglück, mein Unglück im Glück? Ich mußte Blumen bringen. Mußte ich? Ich sah Eve an. Eve sah in ihrem weißen Brautkleid wie ein Märchen aus. Ihre großen blauen Augen, ihr blondes Haar, ihr roter Mund, die weißen Schultern unter dem Brautschleier — es war zum Verrücktwerden, so schön war alles! Ich mußte mir Blumen verschaffen und gelte es Graz! Ich griff nach meinem Zylinder, den weißen Handschuhen, ich raste aus dem Haus und lief, was ich konnte, zum Standesamt.
„Ein Königreich für einen Hochzeitsstrauß!"
„Herr! Hier ist keine Gärtnerei!"
„Leider! Leider! Aber verratet mir um der Liebe willen, die dieses Amt schuf und erhält, den Namen des Paares, das gestern hier geheiratet hat!"
Der Standesbeamte blätterte in den Akten.
„Hans und Grethe Frohjahr", sagte er dann, „sie wohnen Himmelpfortgasse zehn..."
In der Himmelpfortgasse fand ich die Neuvermählten, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Wange an Wange saßen sie, Hand in Hand, zwei Herzen und ein Schlag. Das Glück leuchtete ihnen aus den Augen.
Des Ehemannes Haare waren zärtlich zerzaust, des jungen Weibes Mund glühte wie roter Rubin. Sie starrten erschrocken auf mich, der zur Tür hereingestürzt kam und sich vor ihnen auf die Knie warf.
„Helft! Helft!"
„Ein Irrer!"
„Nein. Nur ein Verliebter!"
„Ein Verliebter?"
„Ein Bräutigam! Eine Stunde vor der Hochzeit!"
„Was wollen Sie denn?"
„Mein Glück retten!", flehte ich mit erhobenen Händen, „ich brauche Blumen, Blumen, Blumen! Ich liebe meine Braut! Ich bete sie an! Sie ist das schönste Mädchen der Welt! In einer Stunde ist die Hochzeit! Aber meine Braut tritt nicht ohne Blumen vor den Altar! Versteht meine Not! Ihr hattet Blumen, der Standesbeamte verriet es mir! Borgt sie mir, schenkt sie mir, verkauft sie mir! Verlangt meine Seele, ich gebe sie euch dafür!"
Das junge Paar ging Auge in Auge, Hand in Hand ins Schlafzimmer. Sie kamen Auge in Auge, Hand in Hand zurück. Sie brachten ihr Brautbukett. Es waren Maiglöckchen mit Myrthe. Ich jubelte auf.
„Wie soll ich euch danken?"
Die junge Frau lächelte: „Machen Sie Ihre Braut so glücklich wie mich mein Mann..."
Küßte ich ihr den Saum des Kleides? Ich weiß es nicht mehr. Ich weiß nur noch, daß ich reicher als ein Krösus und stolzer als ein König das bereits einmal benutzte Brautbukett meiner geliebten, wunderschönen Eve in den Arm legte und es am nächsten Morgen in unserem Schlafzimmer auf unserem Nachtkasten stand. Aber ehe wir noch recht erwachten und uns den Schlaf aus den Augen küßten, wurde die Tür aufgerissen, ein Mann stürzte herein — in einem dunklen Anzug, mit weißen Handschuhen, den Zylinder auf dem Kopf — er warf sich vor unserem Bett auf die Knie und rang flehend die Hände:
„Ich heirate! Ich habe keine Blumen! Borgt, schenkt, verkauft mir euer Brautbukett!"
Ich traute meinen Augen nicht. Der Mann, der flehend im Hochzeitergewand vor unserem Bett kniete, dessen Augen verzweifelt um die Blumen des bereits zweimal benützten Brautbuketts bettelten, da auch er wie kein anderer normaler Sterblicher Blumen zur Hochzeit aufzutreiben vermochte — war der Obergärtner der städtischen Gärtnerei. Und seht, das versöhnt!

Chancen

(R. Kriesch)



„Nee, Ilse, nicht für 'ne Million ließe ich mich so nackt sehen, wie diese Tänzerin!" — „Na, Tante, warte doch erst mal auf ein Angebot!"

Occasione propizia: "Ah no, Ilse, neanche per un milione mi farei vedere così nuda come questa ballerina!„ — "Eh, zia, aspetta prima che te ne venga l' offerta!„

Der Skorpion - Lo scorpione (A. Kubin)



DER AUSRUFER

VON BRUNO WOLFGANG

Auf dem Georgimarkt in Hinterpetzluckau war diesmal ein interessanter Mensch erschienen. Aus zwei Kisten und einem darüber gelegten Brett hatte er sich am äußersten linken Flügel der Verkaufsbuden einen Stand errichtet. Sein Rüstzeug bestand bloß aus zwei kleinen flachen Handkoffern und seinem Geist, der den strömenden Quell seiner Rede nährte. Er trug einen ehemals schönen, doch nun in der Farbe verblaßten und durch mancherlei Fettflecke entstellten Überzieher. Sein Kopf mit dem reichen blonden Haar und dem feingeschnittenen, ein wenig sentimental lächelnden Mund erinnerte an den eines bekannten Filmschauspielers. Ihm und seinem sympathischen Wesen überhaupt hatte er zweifellos diesen sonst wenig begehrten Beruf und manchen Erfolg zu danken.

Er hatte zwei Artikel anzupreisen: Rasierklingen und Fleckseife. Man kann von einem Verkäufer nicht verlangen, daß er sich zur Probe ununterbrochen vor dem staunenden Publikum rasiere. Dazu hätte es der gleichzeitigen Anwendung des Haarwuchsmittels „Rapidolin" bedurft, das er nicht führte. Aber niemand hätte mehr Zartheit und Vertrauenswürdigkeit für eine Rasierklinge aufbieten können als er. Mit unendlicher Behutsamkeit nahm er die Klinge zwischen die Fingerspitzen, sah sie voll Liebe an und sprach: „Sehen Sie, meine Herrschaften, ich spreche zu Ihnen als Ihr Freund und Berater. Ich übertreibe nicht. Ich sage nicht, diese Klinge ist so scharf, daß man sie nur anzusehen braucht, um rasiert zu sein. Das wäre unreell. Aber wenn ich sage: meine Herren und Damen, es genügt, die Klinge an einem Seidenfaden aufzuhängen und ganz leise mit dem Gesicht daran entlangzustreifen, so daß diese wunderbare Klinge durch ihr Eigengewicht die Haare sozusagen vom Gesicht wegstreichelt, wenn ich das sage, liebe Mitbürger, da komme ich der Wahrheit schon ganz nahe."

Einige Kinder drängten sich in die erste Reihe vor. „Recht so, Kinder, die Jugend voran! Laßt Sonne herein! Auch ihr werdet einmal groß sein und euch rasieren. Ihr habt Väter, die vorn, und Mütter, die hinten rasiert werden müssen. Zum Vatertag, zum Muttertag, was könnte ein Kind seinen lieben Eltern schöneres kaufen als diese herrliche, ideale, unübertroffene Damaszenerstahlklinge ‚Kleopatra', die nur noch heute zu haben ist, die nie mehr wieder kommt, weil sie wegen der Devisensperre nicht mehr erzeugt werden kann und zur Hälfte des Selbstkostenpreises abgegeben werden muß."

Ein hübsches, junges Mädchen blieb stehen und lächelte. Das gab dem Ausrufer noch mehr Schwung. Begeistert rief er:

„Auch du wirst dich einmal rasieren, auch du! Sehen Sie, reizendes Fräulein, ich nehme diese Klinge aus Primissima Ultra-Edelkunststahl. Wenn Ihre schönen Augen so scharf wären wie diese Klinge, könnten Sie jetzt sehen, wie in diesem lauen Frühlingswind die Klinge die Luftmoleküle lautlos zerschneidet. Doch das kann niemand sehen. Aber, meine Herrschaften, etwas anderes können Sie sehen. Ich bitte: ich nehme dieses Haar (er riß sich ein langes blondes Haar vom Kopf), ich halte es gegen diese wahnwitzig scharfe Schneide, ich tue nichts, ich drücke nicht, ich presse nicht, ich ziehe nicht. Ich halte es ganz ruhig. Ich blase nur ganz leise... so... Sie sehen, zwei halbe Haare fallen ab wie die Kirschblüten, wenn ihre Zeit gekommen ist. Kein Trick, kein Schwindel. Jeder kann es an seinem eigenen Haar versuchen."

Zehn Buben rissen sich Haare aus und hielten sie dem Ausrufer hin. Er halbierte sie (die Haare). Zuletzt überreichte ihm das Mädchen etwas schamhaft eines ihrer feinen, braunen Haare. Er blies und die Teile sanken zu Boden. Er fing sie auf, steckte sie rasch in die Westentasche und sagte galant: „Darf ich mir dieses zum Andenken behalten?"

Das Mädchen errötete. Die Buben kicherten. Die Erwachsenen kauften Klingen zu einer Mark das Dutzend.

„Noch nicht genug", fuhr der Ausrufer fort. „Wenn die Klinge nach oftmaligem Rasieren stumpf geworden ist, kann sie hier in diesen neu erfundenen Kartoffelschälapparat eingespannt werden. Die Kartoffel werden damit nicht geschält — nein, rasiert. Nur die oberste Schichte, dünn wie Seidenpapier, wird weggeschnitten. Alle Vitamine bleiben erhalten. Professor Altmann, der berühmte Nekrologe, hat wissenschaftlich nachgewiesen, daß eine mittlere Familie dadurch einen Meterzentner Kartoffeln im Jahr erspart. So bekämpft man die Verschwendung, so wird gespart, so können wir durchhalten, bis bessere Zeiten kommen. Fünfzig Pfennig das Stück. In drei Wochen ist dieser Betrag hereingebracht. Den Rest Ihres Lebens — hundert Jahre währe es — schälen Sie umsonst!"

Die Frauen kauften den Apparat. Auch das Mädchen kaufte einen. Er wickelte ihn in ein Papier ein. Zuvor aber schrieb er rasch einige Worte darauf und sah ihr bei der Übergabe tief in die Augen. Das Mädchen trat seitwärts und nickte dann unauffällig von ferne herüber. Auf dem Zettel stand: „Abends um acht Uhr im Stadtpark. Ja?" Der Verkäufer fuhr fort:

„Wenn es noch etwas Vollkommeneres geben könnte als die Rasierklinge ‚Kleopatra', könnte es nur diese Fleckseife ‚Amalia' sein. Alle Flecke putzt sie weg, mit Ausnahme der Sonnenflecke, die zu weit sind, und der Leberflecken im Gesicht, die der ärztlichen Kunst vorbehalten sind. ‚Amalia' entfernt Flecke von Fett, Sauce, Bratensaft, Essig und Öl, ‚Amalia' entfernt Flecke von Tinte, Ölfarben, Wasserfarben, ‚Amalia' beseitigt Flecke von Wagenschmiere, Ruß, von Obst, Kaffee, Fixiernatron und Himbeersaft. ‚Amalia' entfernt Flecke von..."

In diesem Augenblick bemerkte er ein vornehmes Auto, das geräuschlos vor seinem Stand gehalten hatte. Die Anwesenden gaben Raum und einzelne lüfteten die Kappen. Im Innern des Wagens saß eine auffallend gekleidete Dame mit blutroten Lippen und großen, dämonisch untermalten Augen. Sie sah ihn aufmerksam an und lächelte, gleichfalls dämonisch.

Der Ausrufer fühlte sich von einem seltsamen Fluidum abenteuerlicher Erwartung eingesponnen, wie die Fliege im Spinnennetz. Er konnte den Blick nicht von ihrem Antlitz losreißen und halb gegen seinen Willen schloß er mit gedämpfter Stimme: ... Amalia entfernt Flecke von... Blut!" Im nächsten Augenblick trat auf einen Wink der Gräfin der Wagenlenker heran und sagte: „Sie sollen abends um acht Uhr ins Schloß kommen. Die Frau Gräfin hat Arbeit für Sie." Dann ging er zurück und das Auto fuhr davon. Eine Lawine abenteuerlicher Phantasien ergoß sich durch die Seele des Ausrufers. Es war ein Glück, daß sich sein Tagewerk dem Ende näherte. Denn er konnte nicht mehr den rechten überzeugenden Brustton aufbringen. Er sprach halb geistesabwesend und bemerkte gar nicht, daß ihm ein kecker Junge eine dicke Schweinsborste hinhielt. Er erlebte im voraus schaurige Romane mit der Überschrift: „Die Bluthochzeit im Grafenschloß", oder „Die Geheimnisse der roten Gräfin" oder „Das Beinhaus der Lady Macbeth"

Als er endlich eingepackt hatte, erkundigte er

sich noch rasch über die Verhältnisse im Schloß. Er erfuhr, daß die Gräfin durch ihre exzentrischen Launen bekannt und der Graf wegen seiner Gewalttätigkeit gefürchtet sei. Beide standen im Rufe außergewöhnlicher Sparsamkeit. Er bürstete seinen Überzieher ab, wusch sich die Hände, dann rasierte er sich tadellos, aber nicht mit der Klinge „Kleopatra" und schlug klopfenden Herzens den Weg zum Schlosse ein.

Ein Diener führte ihn durch hallende Gänge, an deren Wänden zahlreiche Hirschgeweihe hingen, in eine finstere Rumpelkammer und hieß ihn warten. Nach einer Viertelstunde erschien er wieder und brachte einen lichtgrauen Herrenrock, deutete auf einige dunkle Flecke am oberen Kragenrand und brummte: „Ob Sie die ausputzen können". Dann ging er. Der Ausrufer begann zu putzen. Es war ihm lieb, daß ihm niemand zusah. Denn er verwendete lieber Salmiak und Benzin, das er vorsichtshalber mitgebracht hatte. Die Flecke rührten zweifellos von Blut her. Wieder begann seine Phantasie zu arbeiten. Wessen Hals mochte wohl von einem haarscharfen Messer durchschnitten worden sein, ehe sein Leichnam in den finsteren Kellergrüften des Schlosses bei Fackelschein verscharrt wurde? Wer war der Mörder? Der Graf selbst? Oder die Gräfin, deren rätselhaftes Lächeln die Gier eines Vampirs verschleierte?

„Nun, geht's?" fragte eine tiefe Frauenstimme. Erschrocken fuhr er auf. Die Gräfin war unhörbar eingetreten und stand dicht hinter ihm. Unwillkürlich zog er den Hals zwischen die Schultern und im Unterbewußtsein schoß ihm der ängstliche Wunsch durch die Seele: wenn es ihm schon an den Hals ginge, mögen sie sich wenigstens der Rasierklinge ‚Kleopatra' bedienen, wodurch sein Leben wenigstens noch ein wenig verlängert worden wäre.

„Es geht langsam" flüsterte er heiser, „es sind alte Flecke".

„Ja, sie sind vom vorigen Jahr", erwiderte die Gräfin. „Der Graf hat irgendwo auf einem Jahrmarkt Rasierklingen von einem Schwindler gekauft. Beim ersten Versuch hat er mehr Blut vergossen als auf einer Kreisjagd. Der neue Anzug war total ruiniert. Sie sehen ja selbst. Er hat geschworen, diesen Kerl, wenn er ihn je wieder trifft, mit einem Stock so zuzurichten, daß er erst in zehn Jahren wieder die Jahrmärkte unsicher machen kann. Vielleicht können Sie ihm dabei helfen, den Mann ausfindig zu machen."

„Verzeihung, Frau Gräfin, wie hieß die Marke?" stammelte der junge Mann.

„Kleopatra, Messalina oder irgend so eine Filmdiva aus dem Altertum", lachte die Gräfin. „Nun, putzen Sie nur weiter. Mein Mann kommt in einer Stunde. Der Diener wird Ihnen etwas zu essen bringen. Adieu."

Der romantische Zauber war fort. Es blieb nur die Vision eines zähnefletschenden Grafen und eines schmerzlichen Knotenstockes. So sehr das Nachtmahl und das Honorar lockte, er beschloß, es nicht abzuwarten. Das Fenster ließ sich leicht öffnen. Draußen lag ein kleiner verwilderter Garten, der Zaun war nur wenige Meter entfernt. Vorsichtig ließ er seine beiden Koffer hinabgleiten, dann kroch er selbst behutsam hinaus, kletterte über den Zaun und lief, so schnell er konnte, zur Stadt zurück. Der letzte Zug war bereits fort. Es blieb ihm nichts übrig, als in einem Gasthof im billigsten Zimmer zu übernachten.

Am nächsten Morgen weckte ihn der Lärm zorniger Männerstimmen. Er spähte durch die Gardinen und sah etwa ein Dutzend Männer von fürchterlichem Aussehen. Alle hatten die Gesichter blutig zerkratzt, einer trug sogar einen Verband. Alle hielten Kleopatra-Klingen in der Hand. Sie fuchtelten mit derben Bauernstecken und fragten den Wirt nach dem Ausrufer. Da gab es kein langes Besinnen. Während die schweren Tritte im Hausflur sich näherten, sprang er durch das Gangfenster in den Hof und gewann durch eine Hintertür den Weg zum Bahnhof. Der Zug fuhr ein, er sprang auf, stürzte ins WC. und klappte den Riegel zu. Er war gerettet.

Der Zug fuhr weiter, dem nächsten Jahrmarkt zu. Allmählich legte sich seine Erregung. Und auch in der Stadt wurde es wieder ruhig. Einige Männer warfen Kleopatra auf den Mist, andere hoben sie auf, als Weihnachtsgeschenk für Freunde. Niemand gedachte in Liebe des Ausrufers, außer vielleicht ein Mädchen, das lange auf dem Marktplatz hin und her ging und unter den wüst verstreuten Papieren und Strohbündeln den unerfüllten Traum eines Frühlingsabends zu suchen schien.

WECKEN!

Ein schwäbisches Lazarettidyll

Sonntagmorgen. Im Speziallazarett träumen wohlgepflegt und sorglos die Verwundeten, viele Amputierte, sie schätzen den erlösenden Schlaf sehr. Dazu ist sonntags sowieso alles eine Viertelstunde später, das ist besonders schön. Und wie häßlich würde es klingen, wenn da einer käme und im Kommißton „Aufsteh'n!" durch den langen Flur brüllen würde —!

Trotzdem ist es gut und Pflicht, daß jeder sich früh erhebt und aufsteht, soweit der Genesungsfortschritt das erlaubt.

Feiertägliche Ruhe. Plötzlich braust eine stramme Stimme durch die Flucht des Korridors: „Aelles, (etwas leiser) was do isch, (wieder lauter) aufschtanda!" — Pause. — Man hört, wie es rechts und links in den Stuben langsam lebendig wird. Die ersten Radiolaute schwingen durch das Stockwerk. —

„Ha wia, Herr Hauptmann, Sia brauchet doch nicht aufschteh!" Eine gestreifte Krankenjoppe huschte überrascht an der offenen Türe des Offizierszimmers vorbei. Etwas entfernter die gleiche Stimme:

„Aelles, was muaß, aufschtanda!" — — —

Von links: „I muaß net, i hann a Flasch, a Nachtente." Von rechts: „I muaß, aber i derf net uffschteh; breng mr da große Granatwerfer!" — Kleine Pause. — Neues Kommando: „Aelles, was muaß ond derf, aufschtanda!"

Es erscheint die Stationsschwester. Frohlockend naht sich ihr der Gestreifte und brüstet sich: „Gell, i hann älle aus em Bett rauskriagt, Schwester, ond dabei bin i net amol U.v.D."

Ed. Eisele

Neben mir saß einer. Man konnte es einfach nicht neben ihm aushalten.

„Herr!" schrie ich, „Sie riechen ja, als ob Sie im Gras gesessen hätten!"

„Im Gras?"

„Ja. Aber in einem Gras, das zuvor eine Kuh gefressen hat!"

J. H. R.

(Toni Bichl)

Meine Villa im Osten — La mia villa all' est

Ruhiger Betrieb

(K. Heiligenstaedt)



„... dann hat der Chef mich als Jüngsten noch beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er Flirts im Büro nicht schätzt!“

Azienda tranquilla: “... poi il principale ha incaricato me, come la più giovane, di dirVi ch'egli in ufficio non apprezza il flirt!„

Der Tuchmacher

Von Stefan Hollenthoner

In Utfalu leben viele Tuchmacher. Es sind kleine Handwerker, die ohne große Hast auf althergebrachte Art und mit ererbten Werkzeugen ihr solides Tuch herstellen. Seit einiger Zeit sind sie zu einer Organisation zusammengeschlossen, das gibt Zusammengehörigkeitsgefühl — aber auch viel Schreiberei. So eine Organisation will wissen, was man ist, was man kann und was man hat; vor allem will sie fortwährend haben, daß man ihr schreibt. Da nun so ein schlichter Tuchmacher, der Zeit seines Lebens vielleicht zehn Briefe mühsam niedergemalt hat, nicht wüßte, was er seiner Organisation Liebes und Interessantes schreiben könnte, so enthebt sie ihn der Mühe des Grübelns und schickt ihm von Zeit zu Zeit ein Formular. Da gibt es viele Fragen und zu jeder Frage gehört eine geräumige Rubrik. Diese Fragebogen, wie sie auch heißen, kommen gewöhnlich mit der Post, und während der Absender außen (am Kuvert) noch weiß, wie man heißt und wo man wohnt, hat er es innen schon vergessen, denn der Bogen beginnt mit der mißtrauischen Frage: „Wie heißen Sie? Wo wohnen Sie?"

Weniger widerspruchsvoll ist schon die — gewöhnlich auf der vierten Seite vorkommende — Frage: „Haben Sie Kleintiere (Hühner, Gänse, Enten oder Hasen)? Ja — Nein?" Da jeder weiß, was Kleintiere sind, und keiner etwa einen Ochsen darunter verstehen würde, so kann die in Parenthese vorgenommene Aufzählung nur die löbliche Absicht verfolgen, Genauigkeitsfanatiker, die es immer gibt, davon abzuhalten, zum Beispiel auch die Wanzen unter die Kleintiere einzureihen. Wie man sieht, stärken solche Formulierungen die Selbstzucht und den Scharfblick. Das ist auch von dem der eigentlichen Frage nachgestellten: „Ja — Nein?" zu sagen. Es nimmt jeder Weitschweifigkeit den Atem, die ja doch für gewöhnlich nicht enthüllen, sondern verbergen soll. Wer hat, der muß bekennen, mag sich auch die Seele krümmen, wer nicht hat, der darf mit einem schwungvollen Federstrich verneinen.

Einer der Redlichsten von Utfalu ist der alte Tuchmacher Karay Tibor. Er werkt den ganzen lieben Tag in seiner Werkstatt und gönnt sich nur Pausen, um zu essen oder seinen Kanarienvogel zu füttern. Seine rissigen Finger sind von der jahrzehntelangen Arbeit krumm und fast unbeweglich, trotzdem weben sie ein Tuch, das sich sehen lassen kann und noch stets seine Käufer gefunden hat. Seit er aber, wie alle anderen auch, der Organisation angehört, soll er auch schreiben und das fällt ihm bitter schwer. Er schiebt es solange auf, bis er „von oben" gemahnt wird oder bis sich die Formulare schon zu häufen beginnen. Er könnte sich zwar an den Szabo Joska wenden, der ist so eine Art Winkelschreiber und seit es Formulare gibt, blüht sein Weizen; aber der alte Karay ist mißtrauisch und läßt sich nicht gerne in seine Verhältnisse blikken. Wenn schon die Organisation aus unerforschlichen Gründen neugierig ist und alles wissen will, so sollen wenigstens andere keinen Vorteil davon haben. So verkneift er sich denn, wenn es nicht mehr anders geht, einen Abendtrunk im Gemeindegasthof und setzt sich zu den Formularen.

Einmal, als seine Finger besonders klamm sind, die Feder Zicken macht und das Papier des Fragebogens besonders schlecht ist, wird er wütend und wirft seine Feder hin. Das gibt einen dicken Tintenfleck. Der schwarze Binnensee macht Karay noch verdrießlicher und er hadert im Geiste mit seiner Organisation, die ihm solche Fragebogen schickt. Wie er nun in Punkt sechzehn die Frage liest: „Womit verbringen Sie Ihre Freizeit?", da packt ihn der Ingrimm, denn diese Frage kommt ihm gerade recht. Er klemmt die Feder in die Faust und schreibt als Antwort hin: „Mit dem Ausfüllen von Formularen."

Zwei Wochen später bekommt er eine Vorladung auf das Stuhlrichteramt. Er erforscht sein Gewissen und findet keinen Grund zur Unruhe. In dieser Stimmung tritt er vor den Herrn Stuhlrichter. Der begrüßt ihn mit den Worten: „Sie, Herr Karay, was machen Sie denn da für Sachen? Ihre Organisation hat sich bei mir über Sie beschwert, und ich muß schon sagen, derartiges zu schreiben, ist eine Keckheit! ... Da!" Der Stuhlrichter breitet vor dem verdatterten Karay das Formular aus und sein Finger deutet unbarmherzig auf Frage sechzehn betreffend Gestaltung der Freizeit und ihre bündige Beantwortung.

Der Tuchmacher kratzt sich den Kopf und es wird ihm klar, daß er ja tatsächlich dem zudringlichen Formularschicker eins auswischen wollte. Eine schöne Geschichte das ... !

„Sehr bedauerlich, daß Sie sich solche Scherze erlauben", fährt der Stuhlrichter fort und will schon nach der Feder greifen, um ein Protokoll mit dem Beschuldigten aufzunehmen. Karay hat sich aber inzwischen gefaßt und er geht in die Verteidigungsstellung. „Das ist ja gar kein Scherz, wie der Herr Stuhlrichter glauben! Wo würde ich mir erlauben, meine hohe Standesbehörde zu foppen ... ! Das ist die reine Wahrheit. Wenn ich den ganzen Tag gearbeitet habe, dann soll ich mit meinen krummen Fingern schreiben. Hundertmal muß ich die Feder zwischen meinen steifen Fingern drehen, bis ich einen Buchstaben hervorbringe."

Der Stuhlrichter hält inne und schaut sich die hingereckten Hände des Tuchmachers an. Freilich, damit kann man keine flinke Feder führen. Auch der uferlose Tintenfleck auf dem Formular spricht Bände. Karay sieht, daß er Boden gewinnt und fährt fort: „Was denken Euer Wohlgeboren, ob ich jemals einen Feierabend habe?! Ich bin ein gewissenhafter Mensch und bis ich so ein Formular ausgefüllt habe, vergeht eine Woche."

Der Stuhlrichter blättert den Fragebogen, in Gedanken versunken, um und um. Plötzlich bleibt sein Blick auf einer Stelle haften und ein rasches Lächeln huscht über sein Gesicht. „Also, Sie sagen, daß das, was Sie da geschrieben haben, Ihr voller Ernst ist und kein alberner Scherz? Die volle Wahrheit?"

„Die reine Wahrheit!" ruft der Tuchmacher und schaut so ehrlich drein, daß der Stuhlrichter leise gerührt ist.

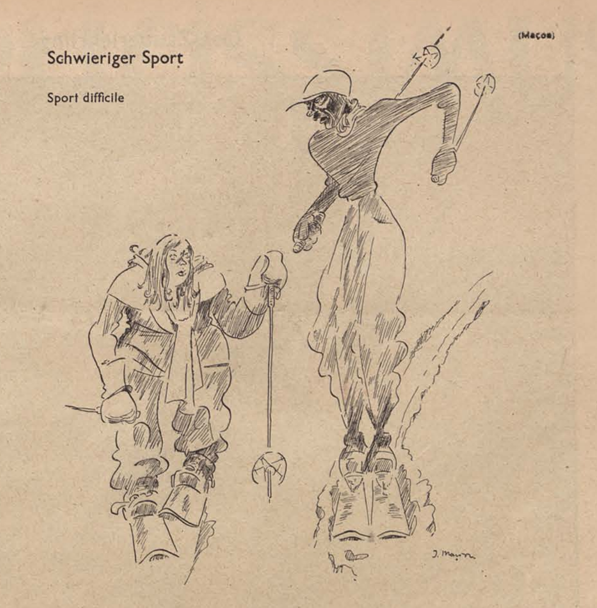
„Ja — dann kann ich Ihnen nicht an! Denn hier steht, daß alle Fragen wahrheitsgemäß und nach bestem Wissen und Gewissen zu beantworten sind. Und die Wahrheit ist es ja — äh, ich meine, von Ihrem Standpunkt aus betrachtet!"

Als der Tuchmacher gegangen ist, zündet sich der Stuhlrichter eine Zigarette an. Er wälzt, während er grübelt, einen Ballen Rauch in seinem Munde. Wie er ihn ausbläst, sagt er sinnend: „Merkwürdig: Als Scherz ist es eine sträfliche Frechheit, als Wahrheit aber erschütternd!"

Schwieriger Sport

Sport difficile

(Maçon)



„Nee, Paulchen, das eine sage ich dir: wenn hier nicht endlich mal Sand gestreut wird, gebe ich das Schifahren auf!"

"Te lo dico proprio sul serio, Paolino: se qui finalmente non si sparge della sabbia, io smetto di sciare!„

*

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Steht da irgendwo in einer großen Bahnhofhalle ein Urlauberzug.

Die Landser beugen sich aus den Fenstern, unterhalten sich, steigen aus, besorgen sich dies und jenes oder stehen in plaudernden Gruppen beisammen, als eine mehr denn üppige Brünette, die rundliche Fülle in einen Trainingsanzug gepreßt, die Perronsperre verläßt und den Bahnhof entlang schreitet.

Schmunzelnde Blicke folgen ihr, da ruft plötzlich ein Landser weit aus dem Abteilfenster gelehnt: „Sie — Fräul'n ... Gehn S', Fräul'n!"

„Was wünschen Sie?" fragt die rundliche Brünette stehenbleibend.

„Gehn S'? Fräul'n", sagt der Landser höflich, „ich möcht Ihnen was fragen."

„Nun?" antwortet die Brünette. „Was denn?"

„Ja schaun S'", sagt der Landser, „i und meine Kameraden, wir möchten halt gar so gern wissen, ob Sie, wann S' die Hosen anziehen, einen Schuhlöffel brauchen?" H. K. B.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Der Zauberlehrling

(Wilhelm Schulz)



„Wenn ich nur den Besen wieder in seiner Ecke hätte!“

L'apprendista fattucchiero: “Oh se riuscissi a mettere di nuovo la scopa nel suo angolo!„

München, 26. April 1944
49. Jahrgang / Nummer 17

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die große Frage

(E. Thöny)



„Außerdem scheine ich das Gedächtnis verloren zu haben, ich weiß absolut nicht, wofür ich gekämpft habe!"

La grave domanda: "Inoltre mi pare d'aver perduto la memoria; non so davvero perchè lo abbia combattuto!"

Frühling im Stadtpark - Primavera nel Parco Civico (J. Hegenbarth)



DER NEUE ANZUG

VON WALTER FOITZICK

Sie stehen vor dem Spiegel, und der Schneider macht an Ihnen herum. Er zeichnet Striche und Kreuze auf Sie, als seien Sie ein Notizblock. Das nimmt Ihnen jede Würde, das schüchtert Sie ein, und Sie wagen keine Wünsche mehr auszusprechen. Wenn Sie denken, jetzt sei alles fertig, macht der Schneider ritsch ratsch, und beide Ärmel sind abgetrennt. Man steht in einem der lächerlichsten Aufzüge vor dem Spiegel, im Jackett und doch in Hemdsärmeln. Man hatte eine viel würdevollere Anschauung von sich selbst. Vergeblich reckt man sich, zieht den Bauch ein, macht Standbein und Spielbein, versucht das gewinnende Lächeln der Schaufensterfiguren, es hilft gar nichts.

Der Schneider tröstet: „Der Anzug wird ausgezeichnet." Schneider sind nette Menschen, sie sagen nie: „Donnerwetter, sind Sie aber dick geworden" oder „Sind Sie aber abgemagert". Sie sprechen nur von ein paar harmlosen Zentimetern.

Eines Tages ist der Anzug fertig. „Ein feines Anzügerl", sagt der Schneider, als zerginge er ihm auf der Zunge. „Der Stoff ist angenehm im Tragen, immer noch sehr dankbar, sitzt vorzüglich."

Sie müssen sich wieder im Spiegel betrachten. Schade, daß es Spiegel gibt! Sie verderben einem das ganze Idealbild, das man von sich selbst hat. Es muß wohl am Inhalt liegen, denn der Anzug sitzt vorzüglich. Jeder Anzug sitzt zuerst vorzüglich.

Mit diesem neuen Anzug haben Sie am Anfang ein großes Getue. Sie hängen ihn sorgfältig auf den Bügel und legen ihn in die vom Schneider gewollten Falten. Das wird eines Tages anders werden. Sie sind gewohnt, viel in den Taschen zu haben, Brieftasche, Notizbuch, Schlüsselbund, Taschenlampe und andere Gegenstände des täglichen Bedarfs. Der Schneider hat es Ihnen streng verboten. Harte Wochen sind es, in denen Sie ihm gehorchen. Sie haben die Brieftasche ausgeleert und beschränken die Füllung Ihrer Taschen auf ein Mindestmaß. Sie nehmen Umgruppierungen vor. Einmal kommt der erste Auftritt im neuen Anzug. Sie treten möglichst harmlos vor die Freunde, stecken die Hände in die Hosentaschen, benehmen sich ganz leger und tun so, als wenn gar nichts wäre. Es nutzt nichts, die Freunde merken es sofort und versuchen Ihnen den Anzug zu verleiden.

Das alles muß man durchmachen, aber trösten Sie sich, er wird älter, und bald können Sie wieder Ihre Taschen vollstopfen, und wenn er so recht gemütlich geworden ist, sagt Ihre Frau: „In diesem Anzug kannst du dich aber nicht mehr sehen lassen."

Die Sonne lamentiert

»Da soll ich nun jeden Morgen aufgehen am Horizont.
Die Menschen wollen's so haben, sie sind das so gewohnt.
Nichts schöner, als sich zu suhlen im »lieben« Sonnenschein ...
Ich möchte nicht immer bloß s c h e i n e n, ich möchte auch einmal s e i n.

Und wißt ihr, was ich dann täte als souveränes Gestirn?
Ich pfiffe auf eure Gefühle und euer blödes Gehirn.
Euer Flehen und Winseln und Jammern, das ließe mich alles taub.
Mit Gluthanonaden schöß' ich euren Krempel zu Asche und Staub.

Ihr treibt's ja neuerlich selber nicht anders, windige Brut!
Und ich soll weiter bescheinen, was sich da unten tut?
Sternhagelkreuzdonnerwetter, ich habe den Schwindel satt.
Könnt' ich nur, wie ich möchte - flugs wäre die Rechnung glatt!«

... »Gemach, Madame!« vermerkt' ich von meinem Schreibtisch her.
»Ihr Grimm ist respektabel, doch menschelt er allzu sehr.
A n a n k e scheint es zu wollen; Erbarmen kennt die keins.
Da heißt's: sich beugen und schweigen - für Sie wie für unsereins.«

Ratatöskr

MEIN FREUND JOHANNES

Es war schon ziemlich spät, aber Johannes saß immer noch an seinem Schreibtisch. Er dichtete.

Endlich war er fertig. Noch einmal überflog er das Geschriebene. Dabei ging ein Leuchten über seine Züge.

„Das ist das beste, was ich je geschaffen habe", sagte er glücklich. Dann nahm er das Blatt, zerknüllte es und warf es in den Ofen.

„Aber Johannes!" rief ich entsetzt.

„Laß nur", wehrte er ab. „Ich kenne das. Wenn ich es morgen wieder durchgelesen hätte, wäre ich vielleicht etwas enttäuscht gewesen. Das geht fast allen Menschen so. Mir jedenfalls immer. Und dazu ist mir dies Gedicht zu schade."

J. Bieger

Stalin ohne Maske

(O. Gulbransson)

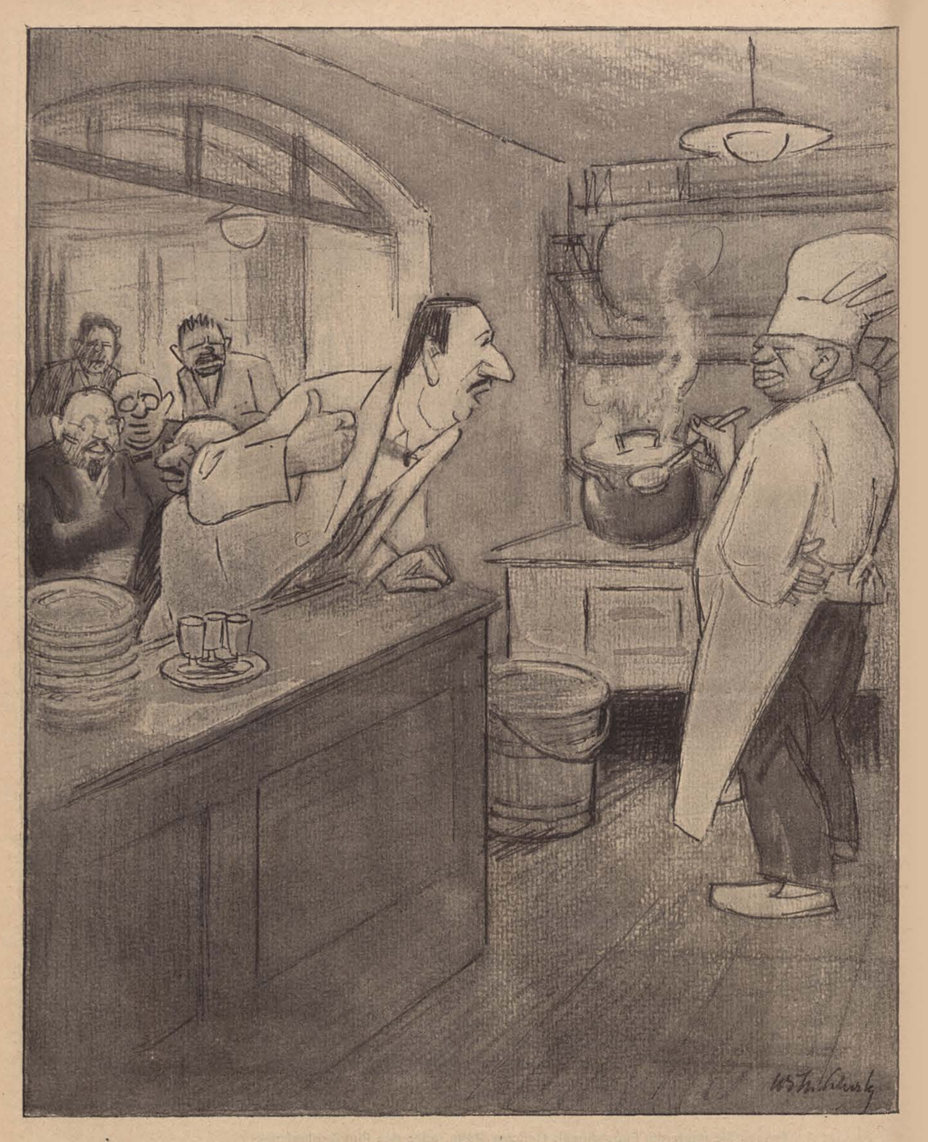


„Tragen Sie heute die Engelsflügel, Genosse Stalin, oder den Plutokratenfrack?“
„Keines von beiden. Die Kostüme können eingemottet werden, ich zeige mich von jetzt ab ohne Maske!“

Stalin senza maschera: “Compagno Stalin, portate oggi le ali d' angelo o il frack di plutocrate?„
“Nè questo nè quelle; i costumi possono esser messi al riparo dalle tarme. D' ora in poi mi mostro senza maschera!„

Der Küchenchef de Gaulle

(Wilhelm Schulz)



„Noch einen Offizierskopf! Die Moskauer Gäste sind noch nicht satt!"

Il capocuoco de Gaulle: "Ehi, un' altra testa d' ufficiale! Gli ospiti moscoviti non sono ancora sazi!„

FEINE LOKALE

VON KONRAD SEIFFERT

Es gibt Lokale, die sind so vornehm, daß man in ihren Räumen nur zu flüstern wagt. Alles ist da gedämpft: die Musik, das Kommen, das Gehen, das Lachen, die Unterhaltung der Gäste, das Licht. Man schreitet über dicke Teppiche. Man sitzt in wundervollen Sesseln. Und man ißt mit Andacht.

Es gibt nun Menschen, die lieben so etwas, die fühlen sich wohl in solchen Lokalen, denen würde einiges fehlen, wenn sie dort nicht ein und aus gehen könnten. Geld? Natürlich haben sie Geld. Feine Lokale pflegen teuer zu sein. Die Vornehmheit muß bezahlt werden. Von den Gästen.

Der Ramon und ich, wir waren in der Hauptstadt. Und wir hatten beschlossen, einmal solch ein feines Lokal zu besuchen. Die Figur hatten wir dazu. Und die Kleidung kauften wir uns. Ja, man muß elegant gekleidet sein, wenn man ein feines Lokal besucht.

Ist man das nicht, dann kann es einem geschehen, daß man nur bis zur Eingangstür gelangt. Dort steht in der Regel eine imposante Gestalt in einer pompösen Phantasieuniform. Von diesem Herrn wird man gemustert. Fällt die Musterung nicht zu seiner Zufriedenheit aus, dann wird einem der Eintritt verwehrt.

Die Musterung erstreckt sich nur auf das Äußere. Das Äußere ist entscheidend. Nein, ins Herz kann der Wachposten keinem Menschen schauen. Das ist gut so, das kann auch schlecht sein. Ganz wie Sie wollen, lieber Herr.

Wir, der Ramon und ich, wir kamen in das feine Lokal hinein. Der Wachposten an der Tür verbeugte sich tief, als er uns sah, er zog die Mütze vom Schädel und hauchte ein paar Begrüßungsworte, die Ramon mit einem Geldschein honorierte. Dafür wurde dann die Flügeltür weit vor uns aufgerissen. Und mir schien es, als beginne eine Kapelle einen gedämpften Einzugmarsch für uns zu spielen.

Zwei sehr kühn berockte junge Mädchen mit entzückenden Beinen warfen sich auf uns und schmeichelten uns die Mäntel und die Hüte ab. Sie trugen sie ein paar Schritte zur Seite. Diese Schritte hätten wir ganz gut selber machen können. Aber dazu war es nun zu spät. Unsere Sachen verschwanden, und mit seelenvollem Wimpernschlag und tiefem Knicks reichten uns die Mädchen zwei Papierzettel hin. Die Kinder hatten Finger, deren Nägel blutrot und goldig lackiert waren. Darüber staunten wir etwas. Wir honorierten. Wir taten das gern. Und wenn es nach Ramon gegangen wäre, dann hätten wir diese beiden braunen Mädchen, die rote Blumen im schwarzen Haar trugen, eingeladen, den Abend mit uns zu verbringen.

Aber es ging nicht nach Ramon. Ramon hatte ungern seinen Mantel und seinen Hut abgegeben. Er hielt so etwas für albern. Und es war auch sonst gar nicht üblich, das zu tun. Doch wir befanden uns in einem wirklich feinen Lokal. Da ging das nicht anders.

Ein Junge riß nun eine Tür vor uns auf. Es war ein netter Bursche mit Kinderkugelaugen. Wir honorierten. Der Junge verbeugte sich und schloß die Augen dabei.

Seine Verbeugung war ein Schutz gegen das, was nun kam. Ein Herr, eine Art Herzog oder Fürst oder Graf, kam auf uns zu. Er wiegte sich ein wenig in den Hüften, legte den Kopf schief, machte eine einladende Handbewegung und flüsterte ein paar Worte, die wir nicht verstanden. Dabei verbeugte auch er sich. Aber das war etwas ganz anderes. Diese Verbeugung war nur angedeutet. Und sie war in ihrer Unnachahmlichkeit wirkungsvoller als alles, was ich auf diesem Gebiet je kennengelernt habe.

Wir befanden uns nun in einem Raum, der matt erleuchtet war. Musik spielte zauberhaft leise. Die Gäste an den kleinen Tischen schienen stumm zu sein. Sie aßen. Kellner in feierlichem Schwarz huschten lautlos hin und her.

Wir wurden von dem Herzog zu einem Tisch mit zwei Sesseln geleitet. Und wir wagten es nicht, dieses Geleit zu honorieren. Ramon knurrte verhalten.

Ein Kellner schoß herbei. Er reichte uns die Karte, zog einen goldenen Schreibblock hervor und lauschte andächtig in starker Schräge auf das, was wir ihm zu sagen hatten. Ramon meinte halblaut zu mir: „Bestelle irgend etwas. Ich bin schon so gut wie satt!"

Ich bestellte flüsternd. Und flüsternd wiederholte der Kellner, indem er schrieb. Dann entschwebte er. Wir hatten Zeit, uns umzusehen. Es saßen da Herren, die mir genau so unbeholfen zu sein schienen wie wir. Und das gab mir ein wenig Halt.

Es saßen aber auch Damen da. Und die verwirrten mich. Den Ramon auch. Diese Frauen waren alle hübsch. Sie waren reichlich bemalt. Im Gesicht, jawohl. Das ist ja nun einmal so. Aber sie waren auch recht spärlich bekleidet. Sie hatten bis zu den Hüften nur wenig an und oben noch weniger. Gewiß: es war nicht kalt, nein, wirklich nicht. Ich finde jedoch, lieber Herr, daß so etwas einen Mann, der zum Essen in ein Lokal geht, mehr oder weniger stark beeindruckt. Ramon und ich, wir waren beeindruckt.

Doch wir aßen. Der Kellner brachte die Speisen. Er stellte sie vor uns hin mit dem gleichen Gesichtsausdruck, mit dem ein Briefmarkensammler die blaue Mauritius zeigt.

Das Essen schmeckte uns. Der Wein war auch nicht schlecht. Selbstverständlich: wir tranken. Wir tranken sogar reichlich. Und das fiel auf. Es gab da in diesem feinen Lokal Leute, Damen und Herren, die schauten zu uns hin. Ich weiß nicht genau, ob auch so etwas sehr fein ist.

Krach? Aber nein, lieber Herr! Krach machten wir gar nicht! Wir tranken nur so still vor uns hin, klopften mit der Schuhspitze den Takt der Musik mit, rauchten, sahen uns die Rücken der Damen und verschiedenes andere an. Ach, das war ganz nett. Und wenn eine von ihnen zu uns herüberblickte, dann lächelten wir ihr zu. Es war nicht eine darunter, die das übel nahm.

Wir wollten zahlen. Der Kellner brachte uns die Rechnung auf einem goldenen Tablett. Ich nahm sie. Ich sah mir den Endbetrag an. Ich erschrak. Es war eine phantastische Summe. Und ich sagte leise zu Ramon: „Das ist eine Verrücktheit!"

Ramon griff nach der Rechnung, ehe ich es verhindern konnte. Der Kellner stand mit unbewegtem Gesicht daneben. Ramon nahm ihm seinen Bleistift aus der Hand.

Und dann ging er einen Posten nach dem anderen durch. Er strich acht Flaschen Wein und ein paar teuere Kleinigkeiten. Wir hatten weder diese acht Flaschen getrunken noch die Kleinigkeiten gegessen. Er strich auch die Telefonnummer des feinen Lokals, die mitaddiert worden war. Diese Nummer war so raffiniert gedruckt, daß sie bei einiger Unachtsamkeit oder absichtlich glatt mit aufgerechnet werden konnte. Ramon stellte fest, daß außerdem die Addition falsch und ungünstig für uns war. Er addierte nun die einzelnen Posten und rechnete einen recht niedrigen Betrag heraus.

„So!" sagte er zu dem Kellner, „jetzt stimmt die Sache. Da scheint ein kleines Mißverständnis vorgelegen zu haben!"

Der Kellner nahm die zusammengestrichene Rechnung mit hochgezogenen Augenbrauen: „Verzeihung! Ich werde mit dem Geschäftsführer sprechen!"

Er tat es. Der Geschäftsführer, der Herzog, kam. Er war untröstlich. Er zerfloß. Er war ganz Zerknirschung. Mir schien es, als wolle er sich uns zu Füßen werfen. Wir bliesen den Rauch unserer Zigaretten über ihn hin.

Er zerfloß noch mehr und versicherte, so etwas sei in diesem feinen Lokal noch nie, noch niemals vorgekommen. Er beschwor uns, ihm zu glauben, daß wirklich nur ein Mißverständnis vorliege, und er wolle energisch durchgreifen, oh, er werde die Sache genau untersuchen, er werde den Schuldigen — ach, er fasse es noch gar nicht, daß so etwas habe geschehen können.

Wir winkten ab. Die Leute in unserer Nähe wurden noch aufmerksamer, als sie es ohnehin schon waren. Man soll diese Aufmerksamkeit der Gäste in feinen Lokalen zu vermeiden suchen, lieber Herr!

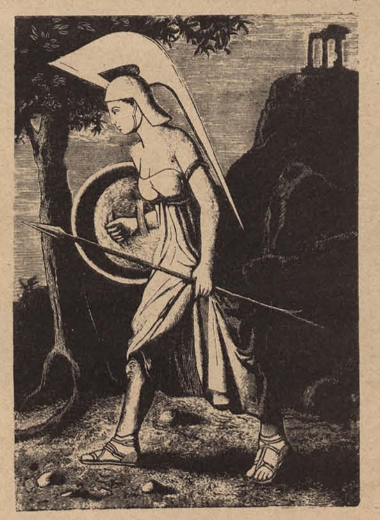
Der Kellner nahm, als der Geschäftsführer völlig zerschmettert gegangen war, die Rechnung wieder vom Tisch, beugte sich zu uns herab und sagte so laut, daß alle Damen und Herren in unserer Nähe es hören konnten: „Ich vergaß noch, das Essen für den Chauffeur aufzuschreiben!" Dabei schrieb er schon.

„Genehmigt!" meinte Ramon. Und ich zahlte. Auch das Abendessen und den Wein für den Chauffeur, obwohl wir weder ein Auto noch einen Chauffeur hatten. Aber wir empfanden beide, daß es nicht fein war, zu Fuß zu solch einem vornehmen Lokal zu kommen. Der Kellner verbeugte sich tief. Ich hatte ihm ein recht ansehnliches Trinkgeld gegeben. Jawohl, das gehört dazu, Sie können es glauben!

Wir gingen. Aber wir verließen das feine Lokal noch nicht. Eine Treppe höher wurde gespielt. Ich warnte Ramon. Doch er wollte nicht hören. Wir pokerten. Und ich war davon überzeugt, daß jeder Spieler jedes As, das er brauchte, aus dem Ärmel zaubern konnte. Hier mußten wir kahlgeschoren werden.

Ich irrte mich: wir gewannen ausnahmsweise einmal an diesem Abend.

Pallas Athene (K. Rössing)



Der Herr Oberförster inspiziert sein Revier . . . (Fr. Bilek)



. . . er mischt sich unerkannt unters Rudel

Il capoforestale ispeziona il suo distretto boschivo — e si mischia, non riconosciuto, fra il branco

Ramon vor allem gewann fast ohne Unterbrechung. Das verstand ich nicht. War das Lokal wirklich so fein, daß es hier keine Falschspieler gab? Ich achtete scharf auf jede Bewegung der Spieler. Das war überflüssig. Wir gewannen weiter.
Ich stopfte mein Geld in die Taschen. Das tat auch Ramon. Wir verabschiedeten uns ziemlich spät von unseren Mitspielern. Es waren vornehme Herren darunter mit weißem Haar und untadeligem Benehmen.
Die Mädchen mit den goldroten Fingernägeln brachten unsere Mäntel und Hüte. Wir honorierten aus der Westentasche heraus. Auch der Wachposten am Eingang wurde bedacht.
Er pfiff. Ein Herr, ein eleganter Herr, ließ ein Auto vorfahren. Wir hatten zu Fuß gehen wollen. Aber nun fuhren wir, nachdem auch dieser Herr honoriert worden war.
Als wir zu Haus ankamen, stellten wir fest, daß unsere Brieftaschen verschwunden waren. Ach, es befand sich nicht allzu viel Geld und kein wichtiges Papier darin. Und wir, der Ramon und ich, wir sagten uns, daß es ganz richtig sein müsse, sein Geld nicht in Brief-, sondern in Hosen- und anderen Taschen unterzubringen, wenn man in einem feinen Lokal verkehrt. Vielleicht machen Sie es gelegentlich auch so, lieber Herr!

MEIN FREUND JOHANNES

Ich holte Johannes von einer Prüfung ab.
„Nun, mein Freund, wie hast du das Examen überstanden?" fragte ich.
„Gut", sagte Johannes lächelnd.
„Wir wollen es feiern", schlug ich vor.
Wir feierten es. Mit allen guten Freunden beiderlei Geschlechts. Es wurde ein sehr netter Abend.
„Wenn es heute schon so nett war", sagte Johannes zum Schluß, „wie nett wird es dann wohl erst werden, wenn ich es das nächste Mal mit Erfolg versuche."
„Aber du sagtest mir doch, du hättest es gut überstanden", rief ich entsetzt.
„Überstanden schon", sagte Johannes, „aber nicht bestanden."

J. Bieger

NACHT IST

Die Katzen streunen weit ins Feld.
Der alte Bauer zählt sein Geld.
Die Magd sagt: Bauer, gute Nacht!
Der Bauer fragt: hast zugemacht?!
Die Magd sagt: nein, die Haustür klemmt,
Weil einer sich dagegenstemmt!
Der Bauer nimmt vom Herd ein Scheit,
Das Mannsbild ist schon ziemlich weit.
Der Bauer lacht: Marie, komm her!
Wie, wenn ich jetzt ein Junger wär?!
Dann schließen sie die Haustür zu.
Der Hof hat kurz hernach sein' Ruh.
Die Magd liegt freilich ohne Schlaf:
Ich Trampel, weint sie, ach, ich Schaf!

Peter Steinbach

Bestürzung

(K. Heiligenstaedt)



„Der Schirm wird Ihrer Frau Gemahlin sicher große Freude machen!“
„Donnerwetter! Sieht man mir die drei Tage Ehe schon an?“

Sbalordimento: “Quest' ombrello farà certo molto piacere alla vostra consorte!„
“Per Dio! Si vedono già in me i tre giorni di matrimonio?„

DER HECHT

VON A. WISBECK

Das gräfliche Schloß lag unweit der Grenze, einem lehmfarbenen Fluß, der träge, in engen Schleifen, durch die weite Ebene torkelte. Manchmal kamen gelbhäutige Männer vom jenseitigen Ufer angerudert. Vor ihren Bäuchen baumelten flache Kästen, und ihr öliger Blick flehte: Komm und besehe dir einmal die Herrlichkeiten der großen Welt! Mit diesem zinnoberroten Hosenträger wirst du dich in jedem besseren Boudoir beliebt machen, aber auch der gipserne Amor, dessen Köcher statt Pfeilen Zahnstocher birgt, spricht für erlesenen Geschmack. Oder wie wäre es mit diesen himmelblauen Straps? Die eingestickten Herzchen werden dir manchen Kuß der Geliebten eintragen. Willst du aber als Lebemann gelten, so rate ich dir zu dieser strammen, elfenbeinernen Frauenwade, die als Pfeifenstopfer unersetzliche Dienste leistet! — Sah man von diesen Besuchen ab, so ließ sich meilenweit kaum jemals ein Fremder blicken. Im Schloß freilich wimmelte es von Gesinde, und das gräfliche Paar hatte sich die Abgeschiedenheit seines Herrensitzes dadurch erleichtert, daß es jahraus, jahrein, eine große Zahl von Gästen in dem weiträumigen Haus beherbergte. Da wohnte in dem altertümlichen, holzgetäfelten Zimmer die greise Baronin, die von der Meinung besessen war, jede seelische Erschütterung könne durch Bridge gebannt werden. Das luftige Turmzimmer bewohnte ein junger Baron, der sich stets in blütenweißen Shorts trug und als Amateur-Meister des Tisch-Tennis galt. Das blonde Fräulein von Siebenkraut aber lag am liebsten auf der Terrasse und las mit fliegenden Pulsen die sinnbetörenden Liebesgeschichten des alten Marcel Prévost. Manchmal, wenn alles noch schlief, polterte eine heisere Jägerstimme durch das Haus: „Wo bleibt mein Rasierwasser?" Es war die alte Exzellenz, die man niemals ohne Flinte sah, und die immer nach Hirschblut roch. „Wenn man weder Bridge noch Domino spielt, hat man irgendwie einen geistigen Defekt", behauptete die Baronin und sah mich durch ihr Lorgnon scharf an „Ganz recht!" schrillte die hohe Stimme der Gräfin, „ich habe den Kainz noch als Romeo spielen sehen." Denn die alte Dame war schwerhörig, und ihre zusammenhanglosen Reden wurden in höflicher Weise nur als Geräusche hingenommen. „Wie ich also so dasteh' und äug' ins Gehölz — —" hört man aus dem Hintergrund die Stimme Seiner Exzellenz. — So gingen die Tage dahin. Fräulein von Siebenkraut liest nun Maupassant, und der junge Baron hat mangels eines ebenbürtigen Gegners das Tisch-Tennis mit Patience vertauscht.

„Ich fürchte, Sie langweilen sich weidlich", sagt eines Tages mein Gastherr zu mir. „Wenn ein Mensch nicht einmal Billard spielt, was soll er dann treiben in dieser gottverlassenen Einöde? Vielleicht kann ich Ihnen aber doch eine kleine Unterhaltung bieten, die Ihrem Geschmack entspricht. Draußen, im Rohrsee, treibt sich ein Hecht herum, der größte, der mir im Leben unter die Augen gekommen ist. Seit langem bemühen wir uns mit aller List und Tücke, des alten Herren habhaft zu werden, aber er lacht uns nur aus. Seine zwanzig Pfund mag er gut und gerne wiegen. Vielleicht haben Sie Glück — Petri Heil!"

Am nächsten Morgen ziehe ich mit Schnur und Blinker hinaus Auf filzigem Boden, durch hohes Röhricht, stoße ich in ein Gewirre von Seen und Teichen. Wasser und Erde schienen sich hier noch nicht getrennt zu haben, allüberall blitzt es aus Kesseln und Wannen durch die braunen Kolben der schilfigen Wildnis. Ein Zug wilder Enten schwirrt darüber hin, es quakt und schnattert, schmatzt und piepst aus dem Rohr, der Geruch faulenden Wassers stockt im schwülen Dickicht. Spinnen gleiten, behende wie Schlittschuhläufer, über die grüne Haut der Wasserlinsen, darunter schießen gelbgeränderte Flügelschalen dahin, jagen rotbäuchige Molche, Drachenkinder des Wassers, hinter flüchtigen Weibchen her. Ein Gewimmel von Stechmücken, von Quappen und Maden, Schnecken und mißgestalteten Würmern beleben den Sumpf. Man frißt und paart sich, brütet, stirbt und versinkt. Blasen steigen aus dem schlammigen Grund, zerbersten und gebären neues Leben. Ein beklemmendes Gefühl der Verlassenheit, die Vorstellung, der einzige Mensch zu sein, will mich beschleichen, und Schweiß steht auf meiner Stirne, bis ich mich durch Schilf und Schlamm zu dem See gearbeitet habe, den mir der Graf beschrieben hatte. Hier liegt auch angepflockt das alte Boot. Zu meinen Füßen glänzt ein Stein, ein rundlich abgescheuerter, blendend weißer Kiesel. Wie kam er hierher in diesen verfilzten Sumpf? Ich stelle mich vor ihn hin und starre ihn an wie ein Wunder dieser Welt. „Ja, sieh mich nur an, Menschlein!" sagt er, „und bestaune mich! Seit hunderttausend Jahren liege ich an dieser Stelle und rühre mich nicht. Urkraft hat mich aus feurigem Schlund gespien und gebacken, Gletscherströme rissen mich zu Tal und schliffen mich, Mammut und Höhlenbär haben mich beschnüffelt. Was willst du armseliges Mückchen, daß du aufgetaucht bist für einen Atemzug aus der Ewigkeit? Du magst gescheit sein, weise aber bin ich, denn lange schon, ehe du warst, habe ich in die Gestirne gesehen."

Nun rudere ich hinüber in die kleine Bucht, in der sich der Hecht aufhalten soll. Eine Schnur, an deren Ende ein wirbelndes Stückchen Blech befestigt ist, zieht hinter mir her durch das stille Wasser, und eine Haspel ermöglicht es, die Leine nach Belieben zu verlängern und zu verkürzen. Laßt euch nun von den Fischen erzählen, wenn ihr nicht Bescheid wißt! Die Forelle ist ein kühner, mutiger Räuber. Unbedenklich stürzt er sich in jede Gefahr, wo er nahrhaftes Leben wittert. Der Karpf ist der behäbige Bürger des Teiches. Er lebt von Renten und wartet es geduldig ab, daß ihm ein toter Käfer, ein Stückchen Entenkot, ein Schuhriemen oder Glasscherben in das offene Maul gespült wird. Nerven kennt er nicht, das macht ihn fett und schmackhaft. Der Hecht aber ist ein Feigling, ein beinloses, in das Wasser verbanntes Krokodil. Mit einem gesunden Fisch bindet er nicht gerne an, ein kranker aber wird ihm jederzeit zum ungetrübten Genuß. Und sieh, da kommt auch schon ein solch blitzendes Fischlein an der gefräßigen Schnauze vorüber gestolpert! Sehr rüstig scheint es nicht zu sein, wie es im quirlenden Wasser dahinschlingert. Hier kann man getrost zupacken. Schnapp — jetzt sitzt es schon im Schlund. Aber was ist das? Der Fisch verheddert sich im Gaumen, will nicht in den Magen schlüpfen. Ausspeien? Bitte, recht gerne, aber das verdammte Vieh haftet auch an der Zunge. Und jetzt wird man sogar fortgezogen aus dem schilfigen Loch, in dem es sich so schön von Weißfischen und Bitterlingen träumen ließ. Sollte man sich getäuscht haben? War es vielleicht kein Fisch, den man geschnappt hatte, sondern nur ein elendes Stückchen Blech, an dem drei winzige Widerhäkchen saßen? — Lange geht die peinliche Reise durch das Wasser. Was hilft alle Kraft des Rückens und der Flossen gegen menschliche Tücke? Man müßte sich schon selber den Kopf abschneiden, wenn man der Qual entgehen wollte, denn die Häkchen sitzen fest, und die Schnur ist gute Ware. So endet man schließlich dort, wo man es nicht wollte — auf der Erde.

Mehrmals fahre ich die Bucht ab, da geht ein gewaltiger Ruck durch die Schnur, surrend fährt sie von der Rolle. Der Hecht! Nein, mein Lieber, da hilft kein Reißen und Zerren mehr, gedrillt sollst du werden, daß dir Hören und Sehen vergeht! Manchmal darfst du glauben, du könntest entwischen, aber dann wieder heran zu mir, immer näher heran, mein Guter! Könntest du schwitzen, du würdest es längst tun, denn deine Arbeit ist verteufelt hart, und ich fühle schon, wie deine Kräfte erlahmen. Müde und abgekämpft folgst du mir nun schon wie ein Stück Holz. Ergib dich — du bist besiegt! —

Da liegt nun der mächtige Fisch vor mir auf dem Land. Die Kiefer öffnen und schließen sich, der Leib zuckt und bäumt sich auf. Ein wahrhaft häßliches Tier ist ein Hecht. Gott hat sich an ihm versucht, als er die Fische schuf. Ein krokodilschnäuziges Ungeheuer ist er, das der Versteinerung entging. Der rasche Übergang vom angefressenen Wanst zum Schwanz wirkt ekelhaft. Ich ergreife den weißen Stein und zertrümmere

Psalmodie von der Sommerfrische

Unter den Birnen
sitzen die Dirnen
nähen und zwirnen
mit heißen Stirnen.

Sonne brennt.
Auf der Wies'n drent
Hüterbub sich halb derennt,
weils Schäflein flennt.

Da, auf dem grünen Plan
liegen die städt'schen Flan-
eurs und Flaneusen.
Haben fast gar nichts an.

Recht und schlecht
dengelt Sensen unser Knecht,
die er denen, die da dösen,
gerne in den Hintern stoßen möcht.

Über die weite Flur
kommen wie an einer Schnur
leinensteif und steil und stur
Damen, die gerad zur Kur.

Unter den Birnen
sitzen die Dirnen
nähen und zwirnen
mit kühernen Hirnen.

WALTER DREXEL

Brüderliche Klänge

Du kleiner Stein am Wege,
Ich halt' dich in sinnender Hand.
Kantig bist du und wettergebrannt,
Blitzschnell und träge.

Sag mir, wo stand deine Wiege,
Wer hat dich ins All verweht,
Bist du der Zeiten schillernde Lüge
Oder des Ewigen wahres Gebet?
Funke aus Feuer, Enkel aus Eis,
Der du aus Strömen bist, blutvoll,
Von denen keiner weiß.

Du kleiner Mensch am Wege,
Ich seh' dich im strahlenden Schein
Des Alls wie einen verwehten Stein,
Blitzschnell und träge.

Sag mir, wo hast du begonnen,
Wer entließ dich in die Zeit,
Bist du dem funkelnden Stern entronnen
Oder der glühenden Tiefe im Leid?
Bruder der Steine, Wand'rer im Wind,
Der du gerufen bist: Klänge,
Die uns im Herzen sind.

LUDWIG EDUARD FLEISCHMANN

Kunstwerke an Zahncreme-Millionäre

(Erik)

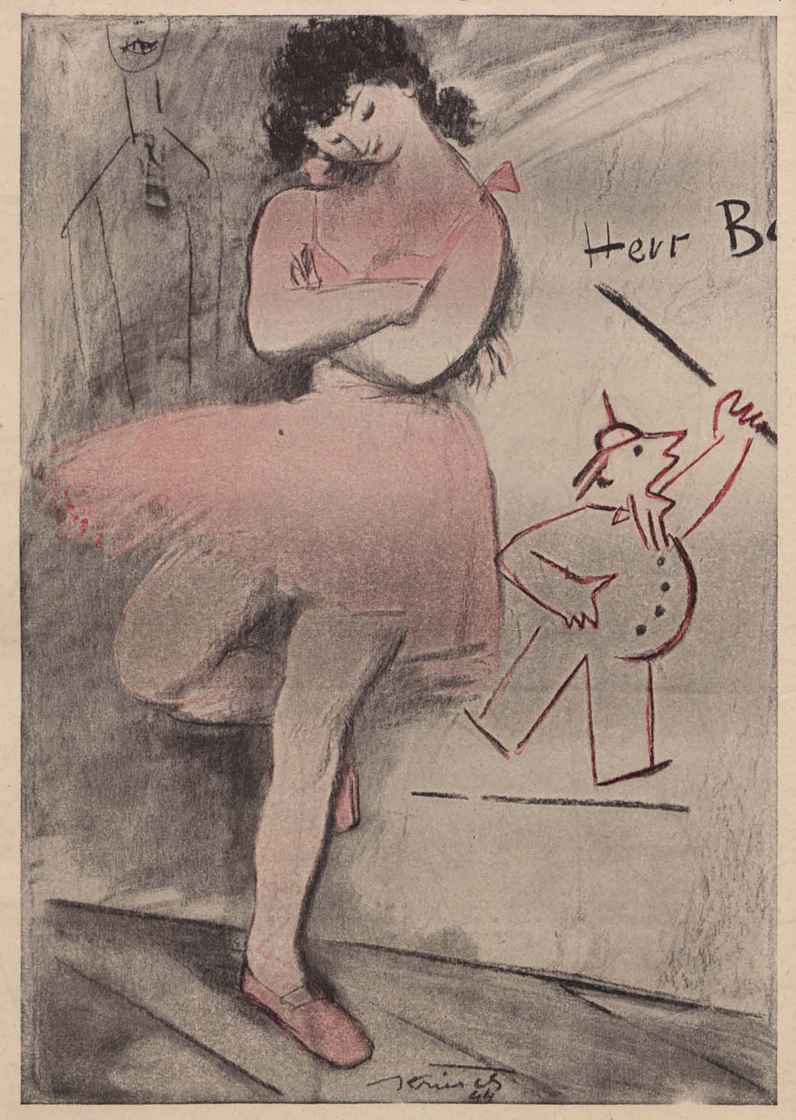


„Ruhe, bitte Ruhe, Messer Michelangelo und Messer Tizian — Signor Columbus kann doch wirklich nichts dafür, daß er Amerika entdeckt hat!"

Opere d'arte ai milionari di dentifrici: "Calma calma, Messer Michelangelo e Messer Tiziano! Il signor Colombo non ha davvero nessuna colpa se ha scoperto l'America!..

Enttäuschung

(R. Kriesch)



„Unter Liebe stelle ich mir auch etwas anderes vor: Zu mir sagt er, er wolle für meine Zukunft sorgen, und dem dressierten Pudel schenkt er eine Wurst!"

Delusione: "Per amore io m' immagino qualcosa altro: Egli mi disse di voler provvedere al mio avvenire e regalò una salsiccia al barbone ammaestrato!„

des flache Schädeldach. Die Stimmen im Röhricht sind mit einem Male verstummt, es ist, als trauere die verborgene Tierwelt um einen der ihren. Drückende Schwüle brütet in dem Binsenloch, in dem ich neben dem toten Fisch sitze. Sein kleines Auge sieht mich böse an. Gerne würde ich mich von der Stelle entfernen, doch lastet bleierne Schwere in meinen Gliedern. Der Dämon der Urwelt umschleicht mich und speit mich an mit feurigem Atem: „Was hast du getan, armseliger Wicht? Deine Schlauheit hat mich in das Herz getroffen, doch nicht besiegt. Sei verflucht!" Blutrot, ein schreckhafter Knäuel glühender Gase, hängt der Sonnenball am diesig gewordenen Himmel. Ich ergreife den Fisch und werfe ihn, so weit, als es meine Kraft noch vermag, in das Wasser hinaus. Da liegt er nun auf dem seichten Grund, und sein weißlicher Bauch leuchtet aus dem dunklen Schlamm. —

„Nein, Herr Graf", sagte ich des Abends, „es ist mir nicht gelungen, den Hecht zu fangen." „Wie, Sie haben bei der Kavallerie gedient?" frägt die schwerhörige Gräfin und wehrt mit dem Hörrohr eine Fliege ab. „In welchem Dreß geht man zum Fischen?" will das Fräulein von Siebenkraut wissen. „Ich möchte morgen mein Glück versuchen", kündigt der junge Baron an, ohne von seinen Patience-Karten aufzublicken. — Am nächsten Tag breitet er den toten Fisch auf den Fließen der Diele aus. Alle umstehen das Tier. „Es wurde mir nicht allzu schwer, den Hecht zu fangen," witzelt der Baron, „denn er war bereits tot." „Rätselhaft — ganz rätselhaft", staunt der Graf, während seine schmale Hand das zerschmetterte Schädeldach betastet. „Zwischen Pergamentpapier in Butter mit etwas Petersilie geschmort, gespickt und leicht papriziert, hätte der Hecht ein leckeres Mahl abgegeben. Die meisten essen ihn zwar gesotten als „Grünen Hecht", doch nennt dies schon das berühmte Kochbuch der Madame Michelet eine Barbarei und läßt bestenfalls eine Sülze gelten. Wie dem auch sei, es entzieht sich leider unserer Kenntnis, wie lange das Tier schon tot ist, und mit Fischvergiftungen darf man nicht spassen. Den Schweinen aber wird der Hecht gut bekommen, und auf diese Weise soll er schließlich doch noch, wenn auch in veränderter Form, unserem Magen zur Freude gereichen!"

DER MEISTERDETEKTIV

VON EWALD LONGFORS

„Wie auffallend still und friedlich es hier ist!" meinte Frank Alban, der berühmte Meisterdetektiv, zu seinem Gehilfen und Mitarbeiter Bob, als er die Tür zu der kleinen Mansardenwohnung mit einem Dietrich öffnete. „Man sollte es kaum glauben, daß sich hier vor zwei Stunden eine Mordtragödie zugetragen hat."

Sie betraten das Innere der Wohnung, und Bob bestätigte: „Ja, es sieht hier alles sehr ordentlich und aufgeräumt aus."

Frank Alban wies mit ausgestrecktem Zeigefinger auf den Teppich, der die Mitte des Fußbodens bedeckte: „Dort fanden sie ihn. Er ist stranguliert worden. Ganz deutlich ersteht das Ganze vor mir. Der Mörder öffnete wie wir mit einem Dietrich die Wohnungstür, schlug sein Opfer im Bruchteil einer Sekunde zu Boden und erwürgte es."

„Ja, er hat offenbar nicht viel Umstände gemacht", nickte Bob zustimmend.

Der Meisterdetektiv fuhr fort: „Ja, der Kerl ging sehr vorsichtig zu Werke, er vermied jeglichen Lärm und löschte hinterher alle Spuren aus. Das ist kein gewöhnlicher Verbrecher, mit dem wir es hier zu tun haben, Bob, sondern einer, der sein Handwerk versteht."

„Die Polizei vermutet aber, daß es sich dabei um eine Schlägerei gehandelt habe."

„Ach was, die Polizei, deren Vermutungen kenne ich, die sind immer falsch." (An die Schriftleitung: Bitte, trotzdem weiterlesen!) Frank Alban wehrte verächtlich ab. „Du brauchst ja nur einen Blick auf das Zimmer zu tun, um alle Zusammenhänge klar zu erkennen. Nein, ich sage dir, der Mörder fiel wie ein Blitz ebenso unerwartet wie unbarmherzig über sein Opfer her. Doch was ist das?"

Der Meisterdetektiv kniete am Boden und zupfte ein Haar vom Teppich. Er hielt es triumphierend gegen das Licht und wandte sich dann seinem Mitarbeiter zu: „Es bestätigt sich wieder einmal die klassische Regel, daß selbst der gewiegteste Schurke sich durch eine Geringfügigkeit zu verraten pflegt. Sieh einmal her! Der Mörder ist rothaarig. Will sagen, eigentlich mehr rotbraun."

„Nein, rotblond", widersprach hier Bob seinem Herrn.

„Rotblond, auch gut", entgegnete dieser und steckte das Haar sorgfältig in die Brieftasche. „Aber nun wollen wir zunächst einmal ganz systematisch vorgehen."

Bob zückte einen Zollstock und schickte sich an, das Zimmer auszumessen. Unterdessen öffnete Frank Alban den Garderobenschrank und unterzog die Schubladen einer gründlichen Untersuchung. Garn- und Bandrollen, Knöpfe und Haken, Stoffreste und dergleichen kamen zum Vorschein, und im Nachttisch fand er die verschiedensten kosmetischen Artikel.

„Ein merkwürdiger Mensch das, der Ermordete. Muß ein Sonderling gewesen sein. Das wird uns vielleicht auf die richtige Spur bringen. Hättest du jemals geglaubt, Bob, so etwas in der Wohnung eines Mannes vorzufinden?"

„Der Ermordete war vermutlich sehr feminin", meinte Bob.

„Ja, vielleicht. Frank Alban betrachtete nachdenklich den bunten Wirrwarr von Sachen, die er auf dem Tische aufgehäuft hatte, als ihm plötzlich ein Licht aufzugehen schien. „Unsinn", rief er. „Man soll nie voreilige Schlüsse ziehen. Alles will erwogen und bis in die letzten Konsequenzen durchdacht sein. Das hier ergibt eine ganz andere Lösung, die ebenso einfach wie menschlich ist: Der Ermordete hatte ein weibliches Wesen im Hause. Gewiß war er verheiratet."

„Ja, das ist anzunehmen."

„Dann handelt es sich also nicht um einen gewöhnlichen Mord, sondern um eine Eifersuchtstragödie..."

„Drei Meter mal vier mißt die Stube", unterbrach ihn Bob.

Indessen fuhr der Meister fort zu kombinieren: „Darum ist hier alles so unberührt gelassen worden. Des Mörders Absicht war es also nicht, zu rauben oder zu plündern, sondern ganz einfach Rache zu nehmen wegen verschmähter Liebe... Zweifelsohne war sein... Pst!"

Draußen wurden Schritte laut. Erwartungsvoll wandten sich die Detektive zur Korridortür und lauschten.

„Man sagt, daß es zuweilen den Mörder an die Stätte seiner Untat zurücktreibt", flüsterte Frank Alban erregt. „Jetzt gilt es zu handeln."

Ein Schlüssel wurde ins Schlüsselloch gesteckt, und gleichzeitig bewegte sich die Klinke. Langsam ging die Tür auf.

„Hände hoch!" rief Frank Alban und sprang mit dem Revolver in der Hand vor.

Ein gellender Schrei ertönte, und das dumpfe Poltern von Paketen, die zu Boden fielen, war zu hören.

In der Tür stand eine große, kräftige Frau mit üppig rotblondem Haar und einem Gesicht, das vor lauter Angst und Schrecken ganz verzerrt war. Ihre Augen waren starr auf Albans Revolver gerichtet.

Der Meisterdetektiv senkte langsam die Waffe und steckte sie in die Hosentasche. In den unteren Stockwerken wurden Türen aufgerissen, die Leute schrien bestürzt durcheinander und kamen die Treppe heraufgelaufen.

„Wer sind Sie?" fragte Frank Alban sichtlich benommen.

„Das frage ich Sie", erwiderte die Frau stockend. „Was tun Sie in meiner Wohnung?"

Der Detektiv schnarrte: „Polizei!" und hielt ihr eine Erkennungsmarke unter die Nase.

Da stieß die Frau erneut einen Schrei aus und begann nun am ganzen Leibe zu zittern: „Polizei? Ich habe doch nichts verbrochen", stöhnte sie. Inzwischen hatten sich die Nachbarn eingefunden. Sie blickten drohend die beiden Männer an, aber da sie angeblich von der Polizei waren, verhielten sie sich zurückhaltend.

„Wissen Sie denn nicht, daß hier ein Mord geschehen ist?" rief Frank Alban erregt.

„Hier auch?" Die Frau sah ihn entsetzt an.

Da trat einer der Nachbarn an den Detektiv heran. „Glauben Sie nicht auch, mein Herr, daß Sie an die falsche Adresse geraten sind", sagte er und grinste. „Es stimmt schon, daß ein Mord begangen wurde. Aber das war Nummer 117 und wir haben hier Nummer 17." — — —

Als die beiden Detektive im Hause Nummer 117 anlangten, war der Mörder schon längst von der Polizei gefaßt worden und hatte bereits gestanden.

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig.)

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Karrenberg ist zum Tee bei Kellers. Man unterhält sich angeregt, später beginnt Frau Helga, die nicht mehr ganz junge, aber immer noch hübsche und vor allem bis in die Fingerspitzen von ihrer Jugendlichkeit durchdrungene Blondine, in alten Photos zu kramen und zeigt ihm ein Bild, auf dem sie selbst als Mädelchen von zwei Jahren auf Mutters Arm zu sehen ist:

„Schauen Sie — so hab ich vor dreißig Jahren ausgesehen..."

„Entzückend!" sagt Karrenberg; und nach einer Pause schärfsten Nachdenkens:

„Wer ist denn das niedliche Kleinchen auf Ihrem Arm?"... F. F.

*

Diesen Herbst war der Segen des Waldes groß. Oft kamen die Kinder des Dorfes zu mir und boten mir ganze Handtaschen voll Steinpilze an. Ich nahm sie gern. Nur eines Tages stutzte ich doch ein wenig, als der achtjährige Rimstallerbubi zu mir ins Zimmer trat, mir sein Hütei voll Steinpilze hinhielt und fünf Mark dafür verlangte.

„Du bist ja ein richtiger Räuber, Bubi!" sagte ich, „so ein Mordsgeld für die paar Pilze."

„Dös is jetzt der Preis so", sagte der kleine Mann unerschüttert.

„Aber Bubi! Ich habe doch gestern nur halb so viel dafür bezahlt!"

Der Kleine schaute mich ein wenig schuldbewußt an, ganz sicher schien er seiner Sache nicht mehr zu sein, aber er gab sich noch nicht geschlagen.

„So, von wem hast nachher die Schwammerln kriegt, Röslervater?"

„Von deiner Schwester, der Zenz!"

Da war die Sicherheit des Kleinen mit einem Schlag wiederhergestellt. Er winkte nur verächtlich ab und sagte *geringschätzig*:

„Ja mei — von an Madl!" J. H. R.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —
Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Edens Nöte im Zirkus Britannia

(Erich Schilling)



„Verdammt, der Sowjetköter treibt den Gaul immer weiter nach links, wie soll ich mich da halten?"

Imbarazzi di Eden nel "Circo Britannia„: "Maledizione! Il botolo sovietico spinge sempre più il cavallo verso sinistra! Come posso tenermi in equilibrio?„

München, 3. Mai 1944
49. Jahrgang / Nummer 18

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

VICTOR EMANUEL



„Sehen Sie, ohne Krone wird das Bildchen schon viel hübscher, Sie sollten nur noch weiter zurücktreten!"

Vittorio Emanuele: "Vedete, senza corona il quadretto riesce molto più grazioso. Solo dovreste andare ancor più indietro!"

Kleine Auseinandersetzung - Piccolo alterco

(Hch. Kley)



Das Kleidungsstück

Von Walter Foitzick

Ich scheue mich, dieses Kleidungsstück mit Namen zu nennen, es ist der Verachtung der Frauen verfallen. Sie wenden sich voller Abscheu von dem Manne, der das trägt, zu mindesten aber von dem, der es öffentlich zur Schau trägt. Ich habe bei den Frauen meines Bekanntenkreises herumgefragt. Sie waren dagegen. Sie sagten, es sei höchstens für Greise, und zwar für solche, die einen Bauch haben.

Aber endlich muß es doch gesagt sein, um was es sich hier handelt. Ich nehme mir den Mut, ich spreche das Wort aus. Verzeihen Sie mir, meine Damen, hier stehe ich, es ist der Hosenträger.

Ich weiß nicht, wie lange der Mann schon Hosenträger getragen hat, oder sich seine Hosen von ihnen hat tragen lassen. Ich vermute, schon sehr lange, denn meine Urgroßväter haben sie getragen und meine Großväter und der Vater. Es waren alles ehrengeachtete Leute, soweit ich gehört habe. Aber auf einmal liegt ein Hosenträger auf ihrer Ehre, denn es heißt, der feine Mann, der Mann von Welt und ohne Bauch hat Gürtel zu tragen.

Warum?

Diese Frage an das Schicksal beantwortet man mir damit, daß der Hosenträger die Linie zerstört. Und wollen Sie sich etwa die Ihnen eigentümliche Linie zerstören lassen? — Ich wenigstens nicht. Wehe mir, meine Vorfahren sanken mit zerstörter Linie ins Grab. „Können Sie sich Alkibiades in Hosenträgern vorstellen?", rief man mir zu, und ich hatte nicht den Mut zu sagen, daß ich es könnte.

Wehmütig haben viele Männer Abschied genommen von dem Kleidungsstück, das so praktisch war. Niemals rutschten die Hosen. Ungefesselt durch den Gürtel schritt der Mann durchs Leben. Atmen und Bücken war eine Lust. Die edle Einfalt und stille Größe ihres Bauches schwankte frei im Aether. Vorbei, vorbei! Heimlich tragen wir noch manchmal den Hosenträger, wenn keine Frauen im Umkreis sind. Kürzlich hörte ich von zwei Männern, die waren zu Hause in Gürtel geschlagen, aber als sie einmal allein eine Reise unternahmen, legten sie Hosenträger an, um ihre Ungebundenheit zu zeigen, diese Wüstlinge!

Nur ganz starke männliche Naturen wagen es noch, sich ihre Hosen tragen zu lassen, und sich sogar dessen zu rühmen; ja so mutige Männer gibt es unter den Zivilisten

Bescheidener Vorschlag

Briefe... Briefe... ohne Ende!
Liebreich - wie ich gern gesteh'.
Aber, ringend meine Hände,
stöhn' ich gleichwohl je und je.

Denn ich soll ja Antwort geben,
und das fällt allmählich schwer.
Das Papier seh' ich entschweben
und das letzte Briefkuwähr.

Zudem: der Gedankenreigen
wird ein müdes Dachgetrauf.
(Von dem Porto will ich schweigen,
dieses treibt man schließlich auf.)

Holde Dame, lieber Herre,
die ihr mich zu Rate zieht,
sagt: Wie wär's mit einer Sperre
auf postalischem Gebiet?

Ratatöskr

Schau, wie's die Maulwürf schon treiben!

Oh, daß die Bäume sich wieder begrünen!
Die Veilchen feiern ihr blaues Fest.
Die Vögel beziehen ihr altes Nest,
Und ihren Korb umflügeln die Bienen,
Ob er auch noch zu gebrauchen ist.

Hebe den Arm, du! Strecke das Bein!
Winterlich sind sie dir fast eingerostet.
Schmeckt die Luft nicht silbern wie Wein?
So einen hast du schon lang nicht gekostet,
Wenn du ein erfahrener Trinker auch bist!

Schau in den Himmel! Dem Vogelflug zu!
Flügellos, mußt dich bescheiden!
Läßt dir dein unruhig Blut keine Ruh?
Will es die Vögel, die Bienen beneiden?
Halt's mit den Veilchen, die bleiben!

Bleiben am Platze, und du kannst doch gehn,
Den Feldweg, noch gestern vereist!
Alles im Frühling will auferstehn!
Daß sich's dir auch hier im Talgrund beweist:
Schau, wie's die Maulwürf schon treiben!

Was wolln sie hier oben? Es treibt sie die Pflicht!
Sie wolln's, die Verwegenen, wagen,
Und wie ihre Herzen auch schlagen:
Solchem Befehl widerstehen sie nicht!
Sie wolln's, die Verwegenen, wagen,
Emporzuklimmen ans schreckliche Licht:
Sie können's nur blinzelnd ertragen!

Georg Britting

Die USA. vergüten

(E. Thöny)



„Wenn ihr über die Schweiz kommt, Boys, vergeßt nicht, nach den Spreng- und Brandbomben auch die Schecks abzuwerfen!“

Gli USA. indennizzano: “Boys, se volate sulla Svizzera, dopo le bombe esplosive ed incendiarie, non dimenticate di gettar giù anche i cheques!„

Die GPU. verhandelt

(Erich Schilling)



„Die Verhandlungen mit den polnischen Vertretern sind abgeschlossen, Kommissar!"
„Gut, Genosse, laß die Leichen wegräumen!"

Trattative colla GPU.: "Commissario, le trattative coi rappresentanti polacchi sono terminate!„ — "Bene, compagno! Fa portar via i cadaveri!„

MEIN FREUND JOHANNES

Es war eine etwas schwierige Zeit. Johannes hatte keine rechte Freude am Schreiben. Das merkte man seinen Arbeiten an, und so kamen sie auch meistens wieder zurück.

„Manchmal möchte ich, ich wäre ein Handwerker oder so etwas", seufzte Johannes.

„Dann müßtest du aber schwer arbeiten", erklärte ich.

„Dafür hätte ich meine Leute", meinte Johannes.

„Ach so, und du möchtest dann am liebsten nur Rechnungen ausschreiben?" fragte ich lächelnd.

„Ausschreiben? — Quittieren!" sagte Johannes.

*

Johannes trank gerne ein Gläschen Wein. Auch Südwein oder Grog schätzte er sehr. Aber für Schnaps und andere scharfe Getränke hatte er wenig Verständnis.

Martin kannte ihn doch weiß Gott lange genug, um das zu wissen. Ich war also ziemlich erstaunt, daß er ihm zum Geburtstag ausgerechnet eine große Flasche Kümmel schenkte.

Johannes aber nahm sie freundlich entgegen.

„Ein netter Einfall von dir, Martin, mir gerade etwas zu schenken, was du so gerne trinkst", sagte er.

*

Jemand klagte: „Neulich, im Halbschlaf, fiel mir so eine wundervolle Pointe für eine Kurzgeschichte ein. Aber nachher, als ich wach war, war sie mir vollkommen entfallen, und alle Versuche, sie wieder einzufangen, scheiterten."

„Vielleicht war sie zu schlüpfrig", sagte Johannes.

J. Bieger

DAS WARTENDE MÄDCHEN

VON RAINER PREVOT

Die blutroten Vorhänge des humpelnden Postwagens flattern wie Fahnen im sausenden, staubwirbelnden Frühwind der Provence. Weither kommt der Mistral in wilden Sprüngen durch das Land gefegt und biegt die schlanken Pappeln wie Schilfrohre. Das Wort bläst er am Munde aus wie ein Kerzenlicht. Deshalb wohl bemühen sich die Leute hierzulande, gar so laut und so flammend zu sprechen. Deshalb schreit der Kutscher so aufgeregt mit seinen klapperdürren Gäulen. Und deshalb ist die Unterhaltung der beiden Fahrgäste, die hoch auf dem Rumpelkasten thronen, so lebhaft und gebärdenreich. Sie gilt dem Lob dieses Landes.

Dem einen der beiden, einem ländlichen Kavalier von phänomenaler Beleibtheit, merkt man von weitem an, daß er hier daheim ist; schon an der selbstverständlichen Art, wie er vier Fünftel des nicht sehr geräumigen Doppelsitzes mit seiner Fülle belegt. Der andere, der mit übergeschlagenen Beinen halb in der Luft sitzt und sich krampfhaft an der eisernen Rückenlehne festhalten muß, ist offenbar ein landfremder junger Mann, und seinem hellgrauen Reiseanzug sieht man nicht gleich an, in welcher Stadt Europas er gekauft wurde. Doch sei's verraten: dieser andere war einst ich, — damals...

Ich also mustere den gesprächigen Nebenmann und denke dabei an die klassischen Vorbilder dieses unausrottbaren Menschentypus: Dieser Bauch könnte Falstaff heißen, oder noch besser, bodenständiger und rasseverwandter, Gargantua. . Dieser keck aufgedrehte Schnurrbart aber, dieser verwegen aufs Ohr geschobene Schlapphut, das kann nur Porthos sein, dieser knotigste von den „Drei Musketieren" des alten Dumas.

Porthos also sagt eben: „Ja, die Frauen!" und schnalzt mit der Zunge, daß die Gäule einen Galoppsprung machen: „Sie sollen heute noch unsere herrlichen Frauen kennen lernen!"

Abgemacht: Abends acht Uhr auf der Terrasse des allbekannten Forumkaffees, am ersten Ecktisch rechts· das ist sein Stammplatz. Ich weiß auch schon, daß „sie" Julia heißt und die ganz junge Schwester einer anderen ist, von der Porthos-Gargantua nur mit seligem Lächeln und feuchtglitzernden Augen schwärmt.

Er hat seine Geschäfte in der Stadt. Ich habe meine Neugier und meinen Kodak. Wiedersehen, Porthos! Ich werde pünktlich sein, so wahr ich zwanzig Jahre zähle...

*

Schon geht's zum Abend. Ich schlendre seit Stunden. Das wimmelnde Leben dieser südlichen Stadt hat mich mit unsichtbaren Armen gepackt. Die bunten Vorhangfetzen, die als Türen dienen, schlagen wie Flügel riesiger Fledermäuse im lauen Abendwind und lassen mich ins innerste Eingeweide fremdartiger Behausungen schauen, wo tief hinten schon die ersten Lampen brennen...

Musik ist erwacht, irgendwo, überall. Aus allen Häusern, allen Höfen trillert und jubelt es. In offenen Kneipen sitzen Männer an langen Tischen vor vollen Rotweinkrügen, und diese lachende, tanzende, schleichende Musik macht ihre wie meine Sinne weich und verwirrt. Und aus allen Türen sind Frauen aufgetaucht, wie plötzlich entsprossene Blumen. Frauen gehen wiegend und geputzt in allen Straßen vor mir her und kommen auf mich zu, und von ihrem schweren, fremden Duft ist die ganze Stadt erfüllt. Ich gehe ziellos, umschmeichelt und getragen vom sanften Wellenspiel der Nacht. Aus einem Tanzlokal klingt Gesang. Ich schaue durch die offene Tür. Ein Mädchen mit einer Papierblume im Haar und zitternden Ohrgehängen singt einen Gassenhauer, dessen aufreizender Kehrreim aus allen Kehlen bricht wie plötzliches Schluchzen... Alles ist so seltsam unwirklich. Ich vergesse Zeit und Stunde. Die ganze Straße wird zum Zauber eines nie zuvor durchwachten Traums, und ich fühle den unbekannten Quell meines Blutes und die noch ungesprochene Sprache meiner Jugend aufrauschen, unbegreiflich und gewitterschön...

Da schlägt es zehn Uhr, und ich war nicht im Forumkaffee. Morgen früh schon reise ich weiter. Addio, Porthos! Leb' wohl, Julia!

*

Ich hatte mein kleines, verfehltes Abenteuer längst vergessen, da kam ich, nach genau zehn Jahren, wieder in dieselbe Stadt.

Und schau, da ist das Forumkaffee! Eine kleine Erfrischung täte gut... Doch was ist das? Bin ich behext? Dort am ersten Ecktischchen rechts, noch genau so rund wie einst, Schnurrbart und Schlapphut kaum weniger verwegen, sitzt Porthos-Gargantua. Auch ich trage zufällig wieder einen hellgrauen Sportanzug, und mein bartloses Gesicht hat sich offenbar noch nicht zu sehr verändert; denn schon streckt auch er mir grüßend die Hand entgegen:

„Endlich! Sie haben auf sich warten lassen, junger Freund, und die Geduld der schönen Julia auf eine harte Probe gestellt. Aber noch steht der Weinkrug für Sie bereit. Es ist acht Uhr vorbei, und sie wohnt weit. Kommen Sie!"...

Er hat eines der landesüblichen kleinen Korbwägelchen herbeigepfiffen, und wir sitzen wieder wie damals, ich halb in der Luft, am zugeklappten Riesensonnenschirm mich festhaltend, der die Fahrgäste tagsüber gegen die Hitze schützt. Ein drolliger Spaß!... Wie wir so durch die belebten Gassen fahren, der fernen Vorstadt zu, taucht in mir ruckweise die Erinnerung auf an jene einzige Nacht in dieser gar seltsamen Stadt, wo ein Mädchen, das ich nie gesehen, seit zehn Jahren auf mich warten soll!...

Doch da sind wir. Aussteigen. Kutscher bezahlen. Was nun? Es ist schon fast Nacht. Blaue, sehnsuchtsvolle Nacht. Durch ein Gartentürchen geht's, und dann zwischen Obstspalieren auf Steinfliesen. Im Dunkel einer Weinlaube Frauenstimmen. Ich sehe nicht deutlich, erkenne nur die Landestracht, und höre Porthos' Stimme: „Julia, hier bring ich dir endlich den fremden jungen Herrn, der sich einstmals angesagt hatte, und auf den du vergebens gewartet hast. Du siehst, er hat doch Wort gehalten. Er ist ein Kavalier! Gib ihm ein Glas und einen Kuß!"

Ist das ein Mummenschanz? Und ich der Narr dabei?... Die Mädchen kichern. Ich lache mit und bemühe mich, kein Phantast zu sein... Aber diese Nacht kommt mir mit einem Mal vor wie ein lauerndes Gasthaus mit hundert Geheimwinkeln und Falltüren... Und wo sind plötzlich die anderen? Ihr Lachen hat sich entfernt... Ich bin allein mit einem Krug voll duftenden Südweins und etwas Weiblichem an der Seite, das ich nicht recht sehe, aber bis in die Fingerspitzen spüre... Bin wohl richtig in ein Haus geraten, wo's für solche Gelegenheiten immer eine „Julia" gibt! .. Da beugt es sich zu mir, und zwei Augen, die wie blasse Leuchtkristalle sind, betasten mein Gesicht:

„Ich sehe dich nicht, ... aber ich würde dich ja doch nicht erkennen."

„Und hast zehn Jahre auf den Unbekannten gewartet!" witzle ich.

„Freilich", lacht sie hell zurück, „wir Frauen warten immer auf Einen, der kommen soll... Meist kommt dann ein anderer... oder auch mehrere... und darüber vergeht unser Leben."

Frauen, diese Zauberinnen, sagen oft so einfache, entzaubernde Dinge

Und ich höre alle Frauen dieses Liebesgartens zum Gaste dieser Nacht unbefangen sagen, all ihre Liebe habe auf ihn gewartet. Er aber lächelt und glaubt — wie ich an meine nie besessene Wiedergefundene.

Und wieder ist voll Musik die Nacht, und ich fühle, wach und erglühend, wie in anderen Lauben ringsherum, durch alle Häuser und Gärten der sinnentrunkenen Stadt ein Hauch Ewigkeit weht aus Weinrausch und Gassenhauern... Und ich selber bin nicht mehr einsam wie einst in meinem ahnungsbangen Jugendtraum... Diese Nacht ist eine reife Frucht voll süßer Wirklichkeit...

*

Ist das schon das Frühlicht?... Ich gehe, eh es Tag wird.

Und wie ich durch die erwachenden Gassen gehe, versinkt das letzte Dunkel, vom jungen Tag verweht, weit hinter der Stadt — jenseits der Welt.

*

Ihr aber möchtet wohl die Stadt kennen, wo mir dies geschah? Sie liegt im ewigen Jugendland. Doch ich nenne sie nicht. Denn Ihr könntet heimlich, zur Dämmerstunde der Sehnsucht, ins Forumkaffee gehen und den Porthos nach meiner Julia fragen, die nun abermals zehn Jahre auf mich wartet!

SCHNECKE

Geschwindigkeit 0,09 cm/sk im Durchschnitt

Was macht inzwischen der Schall?
Er brüllt, ein rasender Teufel, bereits in 330 Meter Entfernung.

Sie aber verweilt an der gespaltenen Fährte des Rehs;
Denn der feuchte Boden behält die Eindrücke der Anmut.
Für sie ist die Spur eine abgründige Tiefe,
Eine Schranke, von Riesen gesetzt,
Unüberkriechbar, eine Erdkatastrophe.

Auch der Stein hält sie auf,
Berg der Mühseligkeit, unbesteigbarer Gipfel!
Vorsichtig spielt sie daran mit den Fühlern,
Rollt sie gelassen ein
Und umgeht ihn, Schranke, vom Tiergott gewälzt.

Das Gras, vom Jäger am Morgen zertreten,
Sind große Wälder für sie,
Deren ewiges Dickicht sie geduldig durchzieht,
Stück für Stück, gemächlich, die wandelnde Zeitlupe....

So gekrochen werden alle Wege wunderbar!

Sie liest am gefallenen Blatt des Baumes das Lied der Vergänglichkeit,
Vor dem Vogeltritt schlüpft sie in das gewundene Haus zurück;
Denn sie haßt die Erschütterungen,
Die kleinsten spürt sie wie Erdbeben.

Sie kennt keinen Schrei,
Auch nicht den Schrei der Freude,
Wenn sie nach tagelanger Bemühung hoch oben im Krautstengel hängt.

Sie stirbt stumm, wenn dein Fuß sie zertritt.

Leise, bedachtsam, zögernd, ein alter Herr,
Klebt sie die Silberspur ihres Wegs
Auf das Moos.

Nie wird sie ans Ende der Welt kommen!

ANTON SCHNACK

I nervi di Miss Britannia

Miß Britannias Nerven

(Erik)



„Wir können nicht dulden, daß eine kleine Insel vor unserer Tür feindlichen Diplomaten Aufenthaltsrechte gewährt ...

"Non possiamo tollerare che un isoletta davanti alla nostra porta conceda diritti di soggiorno ai diplomatici nemici ...



Ihre Ausweisung ist nur noch eine Frage von Tagen ...

La loro espulsione non è che questione di giorni ...



Wenn auch die Feindstaaten weiterhin ihre Diplomaten dort belassen ...

Sebbene anche Paesi nemici continuino a lasciarvi i loro diplomatici ...



So ist damit zu rechnen, daß im hohen Norden ...

Così c è anche da contare che nell' alto nord ...



Das Ausscheiden dieses Staates bedeutet eine empfindliche Schlappe für Deutschland ...

l distacco a questo Stato significa un sensibile scacco per la Germania ..



Nach Ablehnung der Kapitulationsbedingungen bietet sich uns ...

Dopo il rifiuto delle condizioni di capitolazione, a noi si offre ...



Im Südosten ein Bild ...

Nel sudest un quadro ...

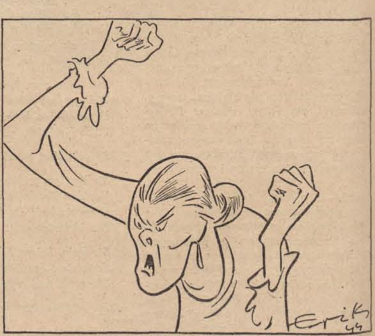


Dessen umwälzende Veränderung ...

Il cui scompigliante mutamento rafforza senza dubbio la posizione di Hitler ...„



Allerdings die Position Hitlers bedeutend verstärkt ..."

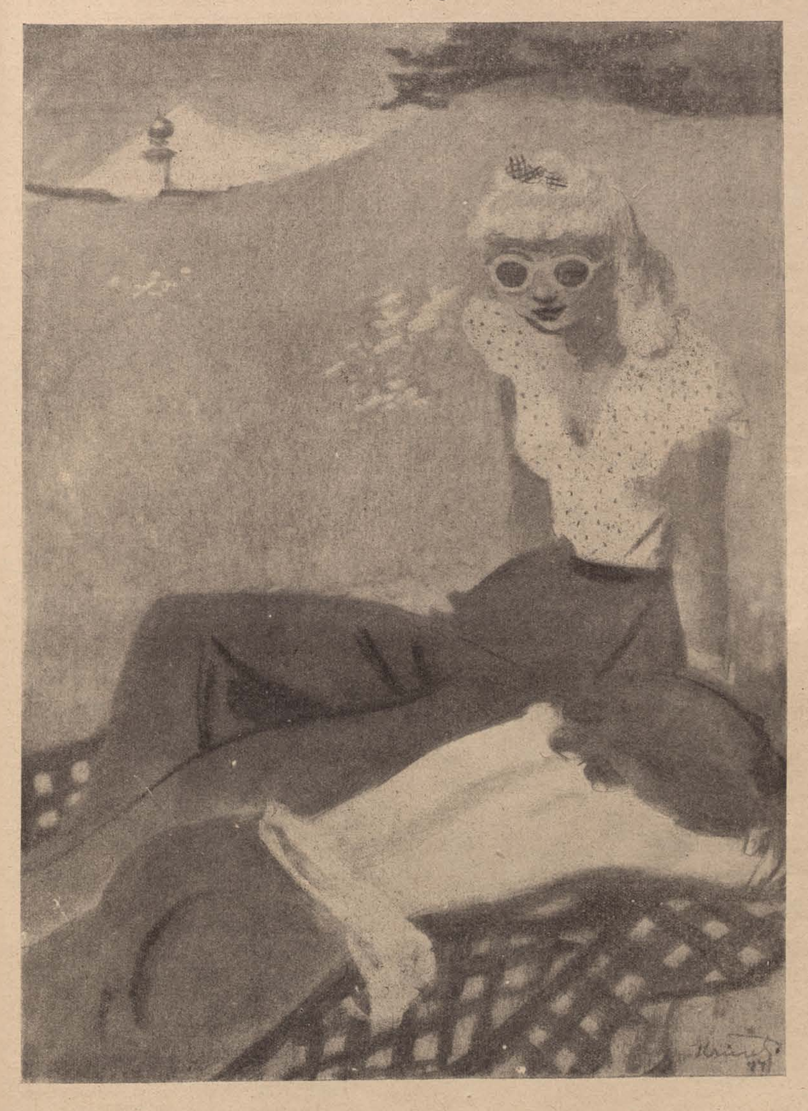


„Goddam – Gegen wen führt denn unsere Regierung eigentlich einen Nervenkrieg?"

"Goddam! in realtà contro chi fa il nostro Governo la guerra dei nervi?„

Knusprig

(R. Kriesch)



„Bin ich schon braun?“ — „Wenn du 'n Omlett wärst, würde ich sagen: ‚Jetzt auf den Tisch‘!“

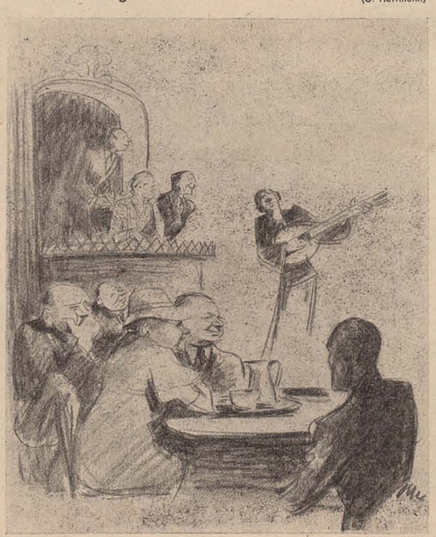
Croccante: “Sono già bruna?„ — “Se tu fossi un' omeletta, io direi: ‘Ora in tavola,!„

DER MÖRDER

VON KURT GROOS

In der Frühe eines regnerischen Septembermorgens stellte sich ein gewisser Herr Padrowinken in einem vollkommen gebrochenen Zustand der Polizei. Man richtete ihn durch Zuspruch auf, gab ihm ein Glas Wasser, klopfte leutselig seine Schulter und ermunterte ihn, seine Beichte in vollem Umfang abzulegen, nichts zu verschweigen, nichts hinzuzufügen.
Der gänzlich Erschütterte bezichtigte sich, den Artisten Podra während der gestrigen Nachtvorstellung ermordet zu haben. Das war auf absonderliche Art geschehen.
Vor dem Auftreten des Artisten, der die in der Welt einzigartige Sensation mit den Likörgläsern vorführte, tänzelte eine junge, delikat gewachsene Dame mit schön rollenden großen Puppenaugen, eine Dame, die mit nichts als mit goldenen Schuhen und mit drei mittelgroßen Blättern bekleidet war, vor das Publikum und bat mit süßer Stimme, während der nun folgenden unerreichten Darbietung absolute Ruhe zu bewahren. Darauf zog die junge Dame einen Schmollmund, tänzelte ab, und Podra kam mit zwei weiblichen Gehilfen, ebenfalls gut anzusehen, auf die Bühne. Der weltberühmte Artist stellte sich auf ein solides Likörglas und machte dann einen kleinen Hupfer. In diesem Augenblick des Hüpfens schob eine der Damen ein zweites Likörglas auf das erste, und das wiederholte sich mit vierunddreißig Hupfern, so daß Podra schließlich eine Stange von vierunddreißig Likörgläsern erhüpft hatte. War das zweifelsohne schon eine reife Leistung, so setzte buchstäblich jedem Varietébesucher der Atem bei dem aus, was jetzt geschah. Der Artist beugte sich ganz langsam nach unten, umklammerte die Likörgläschenstange, hob den aufgesetzten Fuß unendlich vorsichtig ab und machte einen Kopfstand.
Doch das war noch immer nicht der Höhepunkt. Beim Höhepunkt prodelte eine Trommel; das Zeichen, daß Podra nun zum freihändigen Kopfstand auf der Stangenspitze überging. Es kam die Stelle, bei der der Atem stockte. Etwas wankend, leicht bebend, zog der Artist beide Hände ab von der gläsernen Stange aus Gläsern, führte die Arme behutsam zur Seite und legte sie schließlich an die geschlossenen Beine, starr ragend wie eine auf den Kopf gestellte Kerze.
Zwanzig Jahre und eine Woche hatte der berühmte Podra, der nicht mehr der Jüngste war, dazu gebraucht, um so kopfunter freihändig auf der Likörgläschenstange zu balancieren. Wäre in diesem unerhörten Augenblick eine Stecknadel im Varieté zu Boden gefallen, so würde es sich angehört haben, als ob jemand eine Brechstange auf das Parkett schleuderte.
Und da, auf dem Gipfelpunkt, im Augenblick atemloser Spannung, beim Aussetzen aller Herzen, ereignete sich das Fürchterliche. Herr Padrowinken konnte einen mit gigantischer Willenskraft seit dem Einsetzen des Trommelgebrodels unterdrückten Niesreiz nicht mehr länger zurückhalten — sein explosives Niesen wirkte in diesem Augenblick wie eine unerwartet hochgehende Tretmine. Da geschah es! Podra zuckte zusammen auf dem Gipfel seiner Likörgläschenstange und stürzte ab.
Der Vorhang fiel; es entstand eine fürchterliche Panik. In dem Durcheinander entkam Herr Padrowinken. Er erfuhr aber durch die Morgenpresse, nachdem er die ganze Nacht an einem Flußufer herumgeirrt war, daß der Likörgläschen-Kopfstandbalance-Weltmeister ausbalanciert hatte.
Das war der Inhalt der Padrowinkschen Beichte.
„Ich bin sein Mörder", sagte der Gebrochene, „bitte, nehmen Sie mich fest!" Der Polizeimeister schüttelte den Kopf und bedauerte, nicht helfen zu können. Er erklärte, daß es sich hier um höhere Gewalt gehandelt habe. Zur Festnahme sei keinerlei Anlaß vorhanden.
Von diesem Augenblick an hielt sich Padrowinken für das Opfer eines Justizirrtums. Die Polizei, später auch verschiedene Staatsanwälte, Advokaten und zahlreiche untere Justizpersonen, die er immer wieder in flehentlichen Gesuchen bat, ihn der gerechten und verdienten Strafe zuzuführen, hatten viel Schererei und Ärger mit ihm. Herr Padrowinken kam ans Trinken. Als er einmal in einer Bodega mit Selbstbedienung sechs Liköre getrunken hatte, deren geleerte Gläser ihn nun anklagend anstarrten, stellte seine zitternde Hand sie wie spielerisch aufeinander — und da durchzuckte sein Hirn eine Idee, die ihn drei Nächte nicht schlafen ließ. Diese Idee führte er mit eiserner Energie durch, denn er wollte sich nun selbst richten; nein, sich richten lassen durch das Schicksal.
Er trainierte zwanzig Jahre und eine Woche. Genau nach dieser Zeit war auch er in der Lage, einen freihändigen Kopfstand auf der Spitze von vierunddreißig aufeinandergetürmten Likörgläschen auszuführen.
Herr Padrowinken ließ die beiden letzten Silben seines Namens fort und nannte sich Padro. Winken Padro — das klang aus propagandistischen Gründen besser als Josef Padrowinken, wird jeder zugeben. Die ersten Varietéagenturen des Erdballes rissen sich um ihn. Wie ein Schlafwandler, so sicher, führte er seine Balance als Likörgläschen-Kopfstandbalanceweltmeister Nr. II aus, immer auf den ersehnten Augenblick wartend an dem jemand im Varieté niesen würde, um ihm das verdiente Schicksal zu bereiten, diese ungeheuere, immer mehr drückende Schuldlast von seinen Schultern zu nehmen.
Jahr um Jahr verging. Niemand nieste während der kritischen Sekunde, obgleich einmal ein hundertflammiger Kronleuchter ins Parkett stürzte, worauf Padro aber nicht reagierte. Padros Gemüt verfinsterte sich mehr und mehr. Aber gerade das Finstere machte ihn bei Frauen so beliebt. Todunglücklich balancierte er durch das Dasein; niemand sah ihn je lachen oder lächeln.
Ohne Absenderangabe überwies er der Witwe seines so tragisch zu Tode gekommenen Vorgängers — jener Dame mit den Puppenaugen, die damals um äußerste Ruhe gebeten hatte — monatlich Mk. 384.12 (Mk. 84.12 für Steuern, soziale Abgaben und Krankenkasse). Die Witwe, die sich in die damalige Affäre mit Recht nicht mitverstrickt fühlte, nahm an, daß es sich um die anonyme Zuwendung eines gewissen Magnaten Alef Paddawakka handelte, mit dem sie ohne Wissen ihres Mannes in Budapest einmal Eis gegessen hatte.
Eines Tages kam Padro wieder in die bisher ängstlich gemiedene Stadt, in der er den großen Artisten zu Tode geniest hatte. Und hier sollte sich auch sein Schicksal erfüllen. Als er das Direktionszimmer des Großvarietés betrat, sah er noch finsterer, noch unglücklicher aus als sonst. Der Direktor verwechselte ihn wegen dieses asketischen Aussehens sogar mit einem im gleichen Programm auf einem elektrisch angeglühten Nagelbrett auftretenden Fakir.
Das Haus war ausverkauft wie immer, wenn der Name Padro von den Litfaßsäulen leuchtete. Auch die Frau seines Vorgängers saß in einer Loge. Man erinnerte sich natürlich, daß vor einem Vierteljahrhundert ein Artist bei der gleichen Darbietung ums Leben gekommen war.
Vor dem Auftreten hatte der Theaterarzt noch eine recht ernste Besprechung mit Padro. Er redete ihm ins Gewissen und verwarnte ihn im guten, denn es hatte sich in der Welt des Varietés längst herumgesprochen, daß der berühmte Artist in der letzten Zeit maßlos trank. Vor jedem Auftreten füllte und leerte Padro die vierunddreißig Likörgläschen, um mit seinen zerrütteten Nerven einigermaßen fertig zu werden und zu vergessen. Wie ein wankender Schlafwandler arbeitete Padro. An diesem Abend hatte er seine Schminke besonders dick aufgespachtelt, um seine vielen tiefen Kummerfalten zu verbergen, die die immerwährende Selbstzerfleischung in sein Antlitz gemeißelt hatte.
Alles ging den gewohnten Gang. Die Trommel brodelte, der Höhepunkt näherte sich. Padro stand die grausame Sekunde kopfunter auf der Likörgläschenstange durch. Niemand nieste. Rauschender Beifall durchraste das Haus.
Nach der Vorstellung gab der Varietédirektor einen kleinen intimen Abend zu Ehren des großen Gastes. Auch die Witwe des damals zu Tode gekommenen Podra war geladen. Padro saß finster an der Tafel. Sobald er sein Glas hob — und er hob es oft —, zitterte seine Hand.
Undelikaterweise brachte jemand das Gespräch auf den früheren Weltmeister im Likörgläschenkopfstand. Padro, kreidebleich, sprang auf und schrie: „Ich bin sein Mörder, ich, ich!" Man beruhigte ihn so gut es ging, und Padro erzählte die Sache, die er schon unzähligen Juristen vorgetragen hatte. Der Theaterarzt erhob sich. Er klopfte lächelnd die Schulter des Gastes. „Mein Lieber", sagte er, „das sind alles Hirngespinste! Ihr Kollege ist eines ganz natürlichen Todes gestorben. Auch ich war damals in der Vorstellung. An ganz bestimmten Symptomen merkte ich schon beim Einsetzen der Trommel, daß jeden Augenblick ein schlimmer Herzanfall eintreten würde. Im übrigen fingen ihn seine Gehilfinnen im Fall sogar auf — aber er war schon tot, als er unten ankam. Ihr Niesen hatte also gar nichts damit zu tun!"
Alles Finstere wich aus Padros Gesicht. Eine derart freudige Überraschung bemächtigte sich seiner, daß ihn auf der Stelle der Schlag traf; leblos sank er dem Arzt in die Arme. — Das war die erste glückliche Sekunde in Padros Leben seit jenem dummen Vorfall damals.

Sinnestäuschung - Allucinazione (O. Herrmann)



„Finden Sie nicht auch, daß diese Sängerin eine entsetzliche Stimme hat?" — „Stimme? — Ich habe mir gedacht, es sei Luftwarnung!"

"Non trovate anche Voi che questa cantante ha una voce orribile?„
"Voce? ... Pensavo che fosse un allarme!„

Escursione nella stratosfera

Ausflug in die Stratosphäre

(Fr. Bilek)



Abwechslung

(K. Heiligenstaedt)



„Wie, Sie sind von Köln bis München auf dem Fuß eines anderen gestanden?"
„Ach nee, von Frankfurt ab hat der andere auf dem meinen gestanden!"

Variazione: "Come? Da Colonia a Monaco siete stata sul piede d' un altro?„
"Ah no; a partire da Francoforte l' altro è stato sul mio piede!„

GALAVORSTELLUNG AM TIGRIS

VON JOSEF ROBERT HARRER

Wieder einmal waren wir mit unserem lieben Freunde Riccardo, dem Artisten, beisammen. Wir sprachen von seiner Vielseitigkeit. Er mußte erzählen, und er tat es gerne.

„Obwohl ich als Schlangenmensch arbeite und steppe und auch ein paar Darbietungen am Schwebereck zeige, wäre das alles einmal beinahe zu wenig geworden! Ja, damals tief drinnen in der Türkei!" sagte er lächelnd. „Was war da? Berichte!" fuhren wir auf ihn los. Und da erzählte Riccardo die Geschichte von der Galavorstellung am Tigris.

Vor ein paar Jahren war Riccardo bei einem Wanderzirkus beschäftigt. Man zog durch Kleinasien und machte gute Geschäfte, aber da der Direktor seine Einnahmen am liebsten bei Wein und Kartenspiel umsetzte, stand er eines Tages ohne Artisten da. Sein Zirkus hatte sich sang- und klanglos aufgelöst. Riccardo tat sich mit einem jungen Italiener, namens Tito, zusammen. Sie kauften einen Esel, auf den sie ihre Koffer und die wenigen Gerätschaften aufluden. So wanderten sie durch die Türkei, bald da, bald dort eine kleine Schaustellung gebend. Sie gelangten weit nach Osten bis an den Oberlauf des Tigris. Meist ging das Geschäft mehr schlecht als recht. Da sagte eines Tages Tito, als sie in eine kleine Ortschaft, etwa 50 Kilometer von Bismil entfernt, gekommen waren, man müsse einen Großabend veranstalten. — „Einen Großabend?" fragte Riccardo. „Wir zwei allein?"

„Ja, wir beide! Wir mieten einfach dort das Café!"

Etwa fünf Minuten vom Bahnhof entfernt befand sich knapp neben dem Bahndamm das Café. Ein Café! Ja, aber nicht nach europäischen Begriffen! Es war ein unscheinbarer Holzbau mit einem länglichen Raum, der für ungefähr 100 Personen Platz bot. An den beiden Schmalseiten je eine Tür, gestampfter Lehmboden, sonst nichts! Riccardos Kenntnisse der Landessprache waren sehr bescheiden, Tito hingegen sprach recht gut türkisch. Und so verhandelte er mit dem Cafétier, einem alten Türken, der froh war, seine Bude einmal einen Abend lang allein lassen zu dürfen und dafür noch ein paar Pfennig zu bekommen. Der Anfang klappte also. Dann malten sie große Plakate.

„Zwei weltberühmte europäische Artisten geben sich die Ehre, für den morgigen Abend eine Großvorstellung im Sultan-Café anzuzeigen! Eintritt nur 20 Kerusch!"

Der Abend kam. Alte und junge Türken, aber kein einziges weibliches Wesen, drängten sich vor dem Café. Alle hatten kleine Teppiche mitgenommen, auf denen sie dann eng aneinander hockten. Die beiden Artisten hatten aus Kisten an der einen Schmalseite ein Podium gebaut; ein Leintuch mußte den Vorhang ersetzen.

Vor ausverkauftem „Hause" begann Riccardo mit einer Steppnummer, zu der Tito die Musik machte. Lauter Beifall folgte. Dann zeigte sich Tito als Clown, der Tierstimmen nachahmte. Diese Nummer gefiel so gut, daß er mehrere Zugaben spenden mußte. Hierauf trat Riccardo als Schlangenmensch auf. Seine Nummer und die Musik auf der Mundharmonika mußten verlängert werden. Dann produzierte sich Riccardo am schwebenden Reck, das man mühsam angebracht hatte, indem man zwei Ziegel aus dem Dache nahm und durch die Öffnungen die Seile herabließ. Als diese Nummer nach etlichen Wiederholungen beendet war, kam Tito als Zauberer. Er sagte zu einem in der ersten Reihe hockenden alten Türken:

„Herrrr, Sie haben mir die zehn Kerusch, die ich eben den Herrschaften gezeigt habe, gestohlen!"

Der Türke fuhr auf. Er rief entrüstet, er habe bei Allah noch nie im Leben gestohlen. Da trat Tito auf ihn zu und faßte nach seinem Turban, ohne sich darum zu kümmern, daß er sich damit in große Gefahr begab. Drohend blickte man ihn an. Aber er nahm dem Türken einfach den Turban vom Kopf und zog aus ihm zehn Kerusch heraus. Da brüllten alle. Der alte Türke aber untersuchte hastig seinen Turban, da er hoffte, daß noch weiter Geld herausfallen werde. Die Zaubernummer brachte die wunderbarste Stimmung, die noch stieg, als Riccardo zur Abwechslung als komischer Schlangenmensch erschien. Zum Schluß machte Tito wieder einen Clown, und als Draufgabe tanzten beide. Es war inzwischen infolge der vielen Wiederholungen elf Uhr geworden.

„Das war das Ende unserer Großvorstellung!" sagte Tito vortretend. „Wir danken für den Besuch und den Beifall!"

Die Türken aber blieben sitzen. Man verlangte, daß sie weiterspielten. Stöcke wurden geschwungen, drohende Mienen richteten sich auf die zwei Artisten.

„Morgen geben wir noch eine Vorstellung!" rief Tito.

„Nichts da! Jetzt, jetzt wollen wir die ganze Vorstellung noch einmal sehen!"

Messer blitzten auf. Da blieb den beiden nichts übrig, als die Vorstellung nochmals zu beginnen. Vorher rief Tito noch in den Raum:

„Wir fangen nochmals an! Aber jeder muß noch 20 Kerusch zahlen!"

„Nein, wir haben schon bezahlt! Wir zahlen nichts mehr! Anfangen!"

Müde und verdrossen begannen sie ihr Programm. Und da sie sich ihre Arbeit erleichtern wollten, zeigten sie leichte Dinge, sogenannte Lückenbüßer. Nun hatte Riccardo, während Tito meist nur auf der Mundharmonika spielte, den größeren Teil zu bestreiten. Und nun wußte er auch, warum er immer oft nur aus Laune oder Scherz die Arbeit anderer Artisten kopiert und versucht hatte. Das nützte ihm jetzt.

Endlich nach zwei Uhr früh gingen die Türken.

... Am nächsten Tag heckten die beiden einen Plan aus, wie sie sich für die schwere Vorstellung schadlos halten konnten. Sie grübelten. Da sagte Riccardo:

„Wir geben heute wieder eine Vorstellung, aber wir verlangen 50 Kerusch Eintritt! Und dann — — Ich habe es! Dann verschwinden wir einfach! ... Ich habe mich zufällig nach den Zügen erkundigt. Wir haben fünfzehn Minuten nach acht Uhr einen Zug nach Bismil. Ich besorge die Fahrkarten, ich bringe heimlich unser Gepäck zum Zug. Du hältst die Besucher, die uns gestern zu zwei Vorstellungen gezwungen haben, mit Worten hin. Ein paar Minuten nach acht Uhr verschwindest auch du, du eilst zum Bahnhof und — die betrogenen Betrüger sollen machen, was sie wollen! Übrigens haben die zwei Türen auch außen Riegel, die du für alle Fälle vorschieben kannst, damit sie nicht sofort nachlaufen können!"

Sie besprachen noch alles genau, sie mieteten zur Freude des alten Türken das Café auch für diesen Abend, sie verkauften heimlich den Esel; dann malten sie große Plakate:

„Heute Galavorstellung mit ganz neuem Programm und vielen Überraschungen! Eintritt nur 50 Kerusch! Der Saal wird vor acht Uhr geschlossen! Pünktlich erscheinen!"

Es geschah, wie sie es geplant hatten. Der Raum war gesteckt voll. Es waren noch mehr Leute als am Vorabend gekommen. Noch immer drängten Neugierige hinein, sie zahlten gerne einige Pfennige und mehr. Während Riccardo die Fahrkarten besorgte und die Koffer wegschaffte, empfing Tito die Leute. Er steckte eine hübsche Summe ein. Und dann spielte er zur Einleitung auf seiner Mundharmonika; er blickte auf seine Armbanduhr. Es war drei Minuten nach acht Uhr. Da rief er in den Raum:

„Nun kommt gleich die erste Überraschung unserer Galavorstellung! Sie werden das Verschwinden lebender Menschen bestaunen! Ich bitte um ein wenig Geduld!"

Er zog das Leintuch vor. Eine Kerze hinter rotem Papier warf ein mystisches Licht auf den Vorhang. Leise schlich Tito hinaus, er schob den Riegel vor, dann eilte er zur anderen Türe, die er gleichfalls von außen verriegelte. Hierauf raste er zum Bahnhof. Schon war der Zug eingefahren. Nun hinaus auf den Bahnsteig! Riccardo winkte ihm, auf dem Trittbrett stehend. Langsam setzte sich der Zug wieder in Bewegung, Tito, nach der Hand Riccardos greifend, sprang auf. Riccardo und Tito lachten erleichtert auf. Es war gelungen. Und schon fuhr der Zug neben dem Café vorüber, eben als die Türe von innen eingedrückt wurde. Die Zuschauer stürzten schreiend, mit den Händen fuchtelnd heraus, einer über den anderen.

Diese Geschichte erzählte uns Riccardo; und er schloß:

„Ja, manchmal geht es nicht anders! Wenn ich zurückdenke, was ich in jener halben Nacht, da wir zwei Vorstellungen geben mußten, alles versuchte, nur um die Zeit zu füllen, tut es mir nicht leid, daß wir die Leute am zweiten Abend mit der Galavorstellung zum besten gehalten haben! Denkt nur, ich mußte das schlafende Kamel machen, dann den singenden Esel, dann den müden Schlangenmenschen, den steppenden Clown, ach, was alles noch! Und doch wäre alles fast noch zu wenig gewesen! ... Bei unserer Galavorstellung dann hat uns ein einziger Trick genügt, und zwar nur deshalb, weil er gelungen ist! Aber obwohl er gelang, wagte damals Tito doch erst dann eine Siegesmusik auf seiner Mundharmonika zu spielen, als unser Eisenbahnzug das Café längst zurückgelassen hatte!"

Brief an die Freundin

Damals, als du losgefahren,
wünschte ich dir guten Wind.
Wo wir doch in so viel Jahren
so gute Freunde gewesen sind.

Nun bist du wohl schon angekommen,
da drüben im wilden Afrika.
Dein Schiff ist ja damals so schnell geschwommen,
vorüber am Strande von Altona.

Du mußt mir nun auch fleißig schreiben.
Wie ist das Leben denn so im Busch?
Kann man die Löwen so vertreiben,
wie hier die Katzen? Einfach mit: „Kusch"?

Habt ihr ein richtiges Lagerfeuer?
Und ein richtiges Negerzelt?
Sind die Bananen da auch so teuer?
Oder braucht ihr gar kein Geld?

Kochst du nun selber euer Essen?
Oder habt ihr einen Koch?
Und — fast hätt' ich zu fragen vergessen:
Liebst du mich noch?

Jürgen Bieger

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Der neue Jagdgehilfe hat seinen Dienst angetreten.

Der Förster durchstreift mit ihm das Revier und führt ihn in seine Obliegenheiten ein.

Da wechselt ein prächtiger Sechzehnender über den Weg.

„Und dieser Hirsch", erklärte der Förster dem Jagdgehilfen, „darf nicht geschossen werden!"

Staunt der Jagdgehilfe:

„Ja, warum denn nicht?"

„Weil der unsrem Jagdpächter erhalten bleiben muß, auf den schießt er nämlich jeden Sonntag!"

F. H.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt —

— Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München

Auf dem Ölfaß

(Wilhelm Schulz)



„Kann ich nicht auch ein bißchen Platz nehmen?“ — „Bedaure, besetzt!“

Sul barile del petrolio: “Non posso avere un posticino anch' io?„ — “Mi rincresce; è occupato!„

München, 10. Mai 1944
49. Jahrgang / Nummer 19

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

(O. Gulbransson)

DIE GYMNASTIKSTUNDE

OLAF GULBRANSSON 44

„Es geht schon, es geht schon! Nur das Rückgrat muß noch weicher werden!"

L'ora della ginnastica: "Va bene, va bene! . . . Soltanto la spina dorsale deve diventare ancor più molle!„

Der gefällige Spiegel - Lo specchio compiacente

(W. Wellenstein)



DAS SCHAF

VON WALTER FOITZICK

Einleitung: Die Sonne schien, die Isar rauschte, kein Kuckuck rief, nicht einmal der echte. Ich stand am Zaun und sah einem Zwerghahn zu, der sich verlaufen hatte und von Gänsen, Puten und sogar von den Hennen, die doch sonst jeden in Hahnenuniform mit Respekt begrüßen, gejagd wurde.

Uberleitung: Hinter mir weideten vier Schafe, eine Schäfin und drei Junge, die man nicht mehr recht als Lämmchen ansprechen konnte, sondern es waren schon mehr Halbwüchsige. Sie schienen zu heißen: Milchgard, Dieter und Theobold.

Hauptteil: Ich achtete ihrer nicht, aber plötzlich fühlte ich, wie Dieter an meiner Tasche leckte. Ich laß mir nun mal nicht gern an meiner Jackentasche lecken, deshalb tat ich etwas Unfeines, ich stieß mit dem Fuß nach Dieter. Ich beobachtete das Zwerghähnchen weiter. Da bemerkte ich, wie das Mutterschaf hinter mir stand, seitlich gedreht, als kreuze es die Arme und wollte sagen: „Wollen doch mal sehen, wer hier recht hat." Es zeigte mir die kalte Schulter, die kalte Hammelschulter.
Ich habe es nicht gern, wenn jemand mit gekreuzten Armen hinter mir steht, der etwas Derartiges sagen könnte. Ich tat, als ginge mich die ganze Schaffamilie nichts an und schlenderte, ohne hinzusehen, weiter. Da senkte das Oberschaf den Kopf, machte an den Hinterläufen irgendwelche Muskeln straff und ich lag im Dreck, genauer gesagt, im Kuhdreck. Man konnte es an meiner Hose sehen. Es handelte sich um einen Stoß in die Hüftgegend, zehn Zentimeter höher und es wäre ein verbotswidriger Nierenschlag gewesen.
Ich hielt es für unzulässig, daß jemand ein Mitglied der Reichsschrifttumskammer mit dem Kopf gegen das Hüftbein stieß, zumal wenn dieses Mitglied sich ausschließlich der Naturbetrachtung hingegeben hatte ohne einen Funken von Kritik zu äußern.
Dabei machte ich ein Gesicht, das dem Schaf ja aus Familienkreisen bekannt sein mußte. Das Schaf tat deshalb vielleicht nichts weiter, ich aber löste mich, wenn auch bemerkt, vom Feind und nahm neue Stellung bei einem Gatter ein.
Dort stand ich und war empört, richtig beleidigt, zumal das Schaf so aussah, als habe es den Vorgang für ganz selbstverständlich und folgerichtig gehalten. Ich schäumte innerlich vor Wut. Wenn ich sechs Jahre alt gewesen wäre, hätte ich nach den Schafen gespuckt, so aber tat ich, als ob ich schon dreizehn wäre, ich schmiß mit Steinen nach der Saubande, nach der Mutter, die ganz in Wolle war, mindestens ausreichend für drei Pullover, und nach den lieben Kleinen. Die spürten aber auch nichts. Am liebsten hätte ich die Kinder getroffen, um die Alte recht zu ärgern, aber sie empfanden meine Geschosse nur als angenehmes Kitzeln.
Ein reiferer Schriftsteller kann nicht dauernd mit Steinen nach Schafen schmeißen. Ich stellte also das Feuer ein, um mich zur Reinigung meiner Hose zu begeben.

Schluß: Meine Rachegefühle (niedrigste Sorte) sind bis zur Stunde noch nicht gestillt, ich habe beschlossen, bei der nächsten, sich bietenden Gelegenheit möglichst viel Hammelkoteletts zu essen, vielleicht ist Dieter, der Pfundshammel dabei. Außerdem erinnerte ich mich an Goethe, der pflegte, wenn ihn ein Erlebnis stark berührte, sich dieses mit Hilfe eines Dramas vom Herzen zu schreiben, ich schrieb mir das Schaf hier von der Leber. Jetzt ist mir schon etwas wohler.

Frühlingsüberraschung

Stiefmütterchen blühen wieder,
violenblaue und gelbe.
Dazu die Vogellieder...
Es ist doch immer dasselbe:
Singsang und Blumenflor.
Viola tricolor!

Da läutet's, und ein Bote
schiebt übers Gartenstaket
huldreich in meine Pfote
ein längliches Paket.
Was mag es wohl enthalten?
Wir wollen's gleich entfalten.

Sieh da: ein Glasgemäße,
ein volles, notabene,
délicatesse française,
und stammt aus der Touraine...
Froh sing' ich mit im Chor:
Phiola tricolor!

Ratatöskr

Vor dem Blutbad



Davanti al bagno di sangue

Miß Britannia beim Welttheater

(Erich Schilling)



„Wie schnell das doch geht! Vor ein paar Jahren habe ich noch die Hauptrolle gespielt und jetzt spiele ich nur noch die komische Alte!"

Miß Britannia nel teatro mondiale: "Come va presto! ... Qualche anno fa rappresentavo ancora la parte di protagonista e ... adesso faccio soltanto quella della 'vecchia comica,!,,

MEIN FREUND JOHANNES

Wir waren bei Johannes.

Als wir uns ein Pfeifchen stopfen wollten, hatte Martin wie üblich seinen Tabak leider vergessen. Johannes ist mildherzig. Er bot ihm von dem seinen an.

Martin stopfte. Es ging allerhand hinein, in seine Pfeife. Als er sie endlich angezündet hatte, machte er ein wehmütiges Gesicht.

„Da muß ich doch an unsere Jugendzeit denken. Mir ist, als wäre ich wieder ein kleiner Junge und rauchte mit euch trockenes Buchenlaub", meinte er etwas anzüglich.

„Damals hast du aber soweit ich mich entsinnen kann, dir deinen Bedarf jedenfalls immer selber aufgesammelt", sagte Johannes.

*

Martin und ich waren längere Zeit auf Reisen gewesen. Als wir heimkehrten, empfing uns Johannes am Bahnhof.

„Gut, daß ihr wieder da seid", sagte er ehrlich erfreut. „Da habe ich doch endlich wieder jemand, mit dem ich über alles, was mich bewegt, sprechen kann."

„Kannst du das denn etwa nicht mit deiner Frau?" fragte ich bestürzt.

„Nicht alles", sagte Johannes. „Das schönste nicht."

„Und das wäre?" fragte ich, mit Bedauern und leisem Zorn einen Seitensprung argwöhnend.

„Kann ich vielleicht mit ihr über meine Frau schwärmen?" fragte Johannes.

J. Bieger

BÜBCHEN

VON WILHELM PLEYER

Bübchen ist ein an sich reizender Junge im Alter von sieben Jahren. Der erste Eindruck, den ich von ihm hatte — ich lernte ihn auf einer langen Bahnfahrt kennen —, war der eines ganz entzückenden Kerlchens, von dem man sich gleich denken kann, daß er der Liebling seiner Mutter ist. Das war er denn auch. Und man konnte es ohne weiteres feststellen, da er mit seiner Mutter reiste. Diese war ebenfalls von gewinnendem Äußeren, was ich nicht meinetwegen, sondern meiner Geschichte wegen bemerken möchte. Nun, „Geschichte" ist vielleicht zuviel gesagt; ich habe eben nur einiges von Bübchen zu erzählen.

Wir saßen da zu sechst im Abteil, als die Dame mit Bübchen einstieg und den vierten und achten Platz einnahm. Bübchen war aber nicht geneigt, sitzen zu bleiben, sondern strebte von dem einen Fenster, wo es ihm überraschend schnell langweilig geworden war, zum anderen draußen am Gang. Dabei schritt Bübchen, der lange gebügelte Hosen und ein Paar derbe Treter anhatte, über unsere Füße, als ob sie die Füße von Leichen wären. Bübchen ging nicht über Leichen, dazu war er zu klein, sondern bloß über Leichenfüße, sozusagen. Aber auch das andere Fenster bot nur eine mittelmäßige Landschaft und weder ein Puppentheater noch ein Kino. Also machte Bübchen den Weg sehr bald wieder zurück. Er griff sich einige Spielzeuge aus einer großen Handtasche, welche Spielzeuge alle die sichtlich geschätzte Eigenschaft hatten, daß sie Geräusche machten. Pferdchen galoppierten klappernd auf einer blechernen Dose, vier Hühner pickten auf einem grünen Brettchen, eine kleine Trompete hatte zwei Töne, einen höheren und einen tieferen. Bübchen probierte sie alle beide, immer wieder. Dann wollte er essen und trinken, denn Blasen macht hungrig und durstig. Bübchens Mutter packte Stullen aus und öffnete die Thermosflasche. Mit der Stulle ging Bübchen ans Gangfenster, wegen des Trinkens kam er wieder zurück. Auch jetzt ging er wieder über unsere Füße, und mit den Butterbrotfingern hielt er sich an unsere Knie an. „Bübchen", sagte seine Mutter, „kannst du nicht hierbleiben, bis du da gegessen hast?!" Bübchen konnte nicht. Nach einer Weile wollte er etwas haben, was in der großen Handtasche ganz unten war. Dabei legte er die noch offene Flasche um, schüttete einigen Kaffee aus und zerriß etwas, das wie eine Tüte voll Erbsen klang. Und dann schlug er Krach, weil er die Sache doch nicht fand, — ich weiß nicht mehr, was es war — ich glaube eine Trillerpfeife. Mir wurde es langsam ungemütlich, weil ich nächst Bübchen saß, und da ließ ich mich zu einer Äußerung hinreißen: „Bübchen, nur eine halbe Stunde möchte ich dein Vati sein!" Zuerst antwortete der Herr, der sich immer einmischt, wenn die Dame genügend hübsch ist. „Seien Sie doch froh, daß das Kind so lebenslustig ist!" sagte er. Ich antwortete ihm kühl, daß es hier nicht um Lebenslust, sondern um das Maß des Erträglichen gehe; schließlich könnten die Menschen doch nicht vor Lebenslust einander auf den Köpfen herumtanzen. Ein Weilchen war es nun still, abgesehen von Bübchen, der irgendetwas aus dem großen Koffer wollte, ich glaube eine Schnellfeuerkanone. Indem Bübchens Mutter abwehrte, sagte sie mit einem freundlichen Blick auf den Herrn und die Dame gegenüber: „Manche Leute vergessen so leicht, daß sie auch einmal jung waren." Ich sagte: „Ich habe gar nichts vergessen, meine Dame, ich erinnere mich noch deutlich, eine Menge Prügel bekommen zu haben. Aber wie mir jetzt allmählich scheinen will, ganz zu Unrecht. Meine Mutter sagte immer ‚Lausebengel' zu mir; sie hätte sollen ‚Bübchen' sagen." Die Dame schwieg, sie war so plumper Unterhaltung nicht geneigt; aber mir kam es vor, als summte und pinkte es in ihr, wie wenn man einen elektrischen Kocher angesteckt hat. Inzwischen hatte sich Bübchen draußen beim Gangfenster auf die Heizleitung gestellt und hielt den Kopf hinaus, daß der Schopf wie ein helles Fähnchen wehte. „Willst du hinuntergehen, Bübchen?!!!" Nein. Das immer gefragte Bübchen wollte auch diesmal nicht. Ich lachte ein leises, aber rohes Lachen, so nach der Art von Kaspar Schlich; leider ließen es die Umstände nicht zu, daß ich hätte dampfen und mich entfernen können. Da ließ sich Bübchens funkelnagelneue Tante vernehmen: „Man merkt doch gleich, wer keine Kinder hat." Während der Herr, der ganz danach aussah, lebhaft nickte, lachte ich mein schlichöses Lachen weiter und sagte: „Nee, gnädige Frau, man merkt viel eher, wer nur e i n s hat!" Schnapp, das hatte gesessen. Es surrte und pinkte, wie wenn man auch noch einen zweiten elektrischen Kocher angesteckt hat. Der Herr, der sich dreingemischt hatte, erhob sich, zog seinen Überrock an und langte sich sein Gepäck herunter, er stieg auf der nächsten Station aus, ihn freute wohl die ganze Fahrt nicht mehr. Hinter ihm drängte Bübchens Mutter auf den Gang hinaus, denn Bübchen war verschwunden. Ziemlich aus der Ferne hörte man die Fragen seiner Mutter und irgend etwas von Bübchens Stimme. Allmählich kamen die Fragen näher, und Bübchen fand sich wieder ein. Inzwischen war der Platz des ersten Herrn von einem zweiten eingenommen worden, der dem hübschen Jungen zulächelte, aber ebenfalls die hübsche Dame meinte; es war einfach albern, wie er sich gebärdete, als ihm die Frage nach dem Alter des reizenden und hoffnungsvollen Knaben beantwortet war. „Sieben Jahre! Noch so jung und schon einen so großen Sohn!" Und was dergleichen Quatsch mehr ist. Bübchen rächte sich — und hatte damit zum ersten Male meinen Beifall —, indem er den Aschenbehälter aushob und den reichen Inhalt auf die dunkle Hose des Onkels ausschüttete. „Bübchen!!!" rief die Mutter. Aber der Herr zeigte ihr, daß Bübchen sich ihm gegenüber alles leisten konnte, er erhob sich nur, um die Asche von seinem Bein zu tun und es nachlässig abzustäuben, und lachte, zwar nicht so frei wie ich, aber doch. „Der Herr hat Humor", sagte die Dame gegenüber mit feinem Lächeln. Obzwar sie mich dabei nicht ansah, fügte ich doch hinzu: „Und wird ihn noch brauchen können." Wobei ich bemüht war, um noch eine Nuance feiner zu lächeln. In der Dame surrte und pinkte es weiter. Aber sie sollte noch mehr abkriegen. Natürlich nicht von mir, denn wozu hatten wir denn Bübchen mit! Bübchen hatte jetzt Lust, weiterzuessen, womit er vorhin zu früh aufgehört hatte. Auch wollte Bübchen trinken, und seine Mutter schraubte bereits geschäftig die Thermosflasche auf. Und während Bübchen — den Mund voll Butterbrot — trank, wollte er gerade etwas sagen, und da mußte er husten, und da sprudelte er das ganze Gemenge der Dame auf das taubengraue Kleid mit dem weißen Plissée-Einsatz — „Bübchen!!!" schrie die Mutter, während der Entsetzensschrei der Dame steckenblieb, als ihr Blick auf mich fiel. Sie hatte sich nun mal festgelegt, und da konnte sie nur versichern, daß es nicht so schlimm sei, und daß das wohl mal vorkommen könne, und daß der jetzige Kaffee ja keine solchen Flecken mache. Besonders zu letzterem lachte ich ein Lachen von ausnehmender Breite, und da packte die Mutter Bübchen und zerrte das widerstrebende, strampelnde, kratzende und beißende hinaus auf den Gang und haute es dort, indem sie die Wut ausließ, die sie eigentlich auf mich hatte.

„Na also, endlich", sagte ich, „aber teilweise schon zu spät!" Bübchen heulte, seine Mutter kehrte keuchend zurück, der Herr mit der Asche auf dem Hosenbein barg sich hinter seinem Überrock, um dösend ruhigere Zeiten abzuwarten, die Dame in dem Taubengrauen redete Bübchens Mutter heroisch zu, und ich dachte daran, wie mir einmal der Kompanlekoch gesagt hatte, als ich ihn beim Kaffeeholen fragte, wovon wohl der Kaffee so schwarz sei; da hatte er überallhin geschaut, und nachdem er sich vergewissert hatte, daß nirgendwo einer lauschte, hatte er mir ins Ohr geraunt: „Von der Farbe!"...

Als Bübchen mit seiner Mutter ausstieg — auch das war schließlich der Fall —, da trat ich ans Gangfenster und ließ es hinunter, um diesen Blick hinterher recht lange zu genießen, immer und immer noch zu sehen, wie Bübchen entschwand. Indem nun Bübchen unter meinem Fenster vorbeiging, spuckte er nach mir hinauf. Es war eine exakte Leistung, wie ich sie bisher nach meinen vagen literarischen Kenntnissen nur reiferen Seeleuten zugeschrieben hatte. Gezielt war gut, und es ging mir nur deshalb nicht ins Gesicht, weil Bübchen noch zu klein war.

Aber er wird schon größer werden.

Ein Skipetare reitet

Seht den weißen Fez! Da naht der Skipetare.
Seine Flinte auf dem Rücken macht ihn stolz.
Alt ist schon sein Esel, und der sonderbare
Sattel mit dem Bündel Hühner ist aus Holz.

Fest im Quersitz, trommelt er noch mit den Beinen
Unaufhörlich auf das müde graue Fell.
Doch der Esel zwischen Disteln, Staub und Steinen
Geht den Karrenweg nicht langsam und nicht schnell.

Ruhig dreht der Reiter seine Zigarette,
Und die pralle Sonne gerbt ihm das Gesicht.
Hinterdrein, wie wenn er sie zu schützen hätte,
Trottet noch sein Weib im Staub und jammert nicht.

Barfuß folgt sie dem Gebieter in verwegen
Weiten Pluderhosen, die sich blähn im Wind.
Seinen Esel treibt sie an mit leichten Schlägen,
Und auf ihrem Rücken schaukelt sanft das Kind.

Heinz Friedrich Kamecke

MEIN FREUND JOHANNES

Martin hatte eine neue Freundin aufgetan, deren Schönheit er uns in glühenden Worten schilderte. „Das einzige, was mich manchmal etwas stört, sind ihre stark hervortretenden Backenknochen", erklärte er.

„Das kann doch nicht so schlimm sein", meinte Johannes. „Lege ihr doch einfach ein Kissen unter, wenn du sie auf den Schoß nimmst."

*

Johannes hatte eine Stellung angenommen. Gleich am ersten Tage kam er erst eine Viertelstunde nach Geschäftsbeginn. Die Bahn habe sich verspätet, erklärte er. Da es die beiden nächsten Tage ähnlich ging, zog man Erkundigungen ein, die aber seine Aussagen vollauf bestätigten. Am vierten Tage kam er gar 30 Minuten nach der Zeit. Als er eintraf, hatte man bereits nachgeforscht.

„Diesmal ist die Bahn aber pünktlich gefahren!" hielt man ihm vor.

„Deshalb habe ich auch erst die nächste erreicht", sagte Johannes.

J. Bieger

DIE TREPPE

VON SCHLEHDORN

„Du wartest wohl die zwei Minuten, bis ich oben mein Paketchen abgegeben habe", rief Frau Dorette fröhlich ihrem Gatten zu, „und besiehst dir inzwischen die Treppe."

Regierungsrat Julius hatte ja nun dreiviertel Stunden Zeit, und die alte Barocktreppe war wirklich sehenswert.

Sie stammte aus jener Epoche, wo es noch ein richtiges Treppenhaus im Hause gab und wo die Treppe noch eine Geste war. Eine ausladende Geste, — sie ging nämlich nach rechts und links in je einem geschwungenen Bogen mit altem geschnitztem Geländer auseinander. Eine einladende Geste, — jeder Bogen sagte: seien Sie willkommen!, entweder links beim Obersten oder rechts beim Präsidenten. Eine verschwenderische und feierliche Geste, — denn das Treppenhaus war hoch und kühl und hielt den Abstand vom Haustor zu den persönlichen Räumen, und die Stufen waren vom Alter glatt sehr breit und so niedrig, daß man gemessen darauf schreiten mußte. So war die Treppe.

Ein korrekter Charakter hätte angesichts der beiden Aufgänge vor der Frage gestanden, ob er sich beim Aufstieg zu der linken Wohnung entsprechend der Verkehrsordnung auf dem rechten Bogen zu halten habe oder zwecks Zeitersparnis lediglich auf der rechten Seite des linken. — Frau Dorette natürlich war auf diese Frage nicht gekommen, sondern war graziös links hinaufgestiegen und hatte links bei der Wohnung des Obersten den kupfernen Klingelknopf gezogen, der Bursche hatte geöffnet und die hohe Tür hinter ihr geschlossen.

Als sich Regierungsrat Julius die Treppe besah, drängte sich ihm die bisher noch ungelöste kulturgeschichtliche Frage auf: ob wohl die allererste Treppe a u f w ä r t s oder a b w ä r t s geführt hat?

Er sah das Bild vor sich wie in grauer Vorzeit (die sicher gar nicht so grau war) Uwu und Bowo am Fuß eines Berghanges stehen. Uwu ist der weniger behaarte und fällt auch nicht ständig, wie Bowo, in den Gang auf vier Beinen zurück. Beide äugen den Abhang hinauf: oben sieht man ein Weib, eine Ziege und einen Kohlkopf (die ihnen alle drei wichtiger erschienen, als die landschaftliche Aussicht selber).

„Hu!" schauderte Bowo angesichts der unüberwindlichen Steigung. Uwu dachte scharf nach. „Ha!" blitzte es in ihm auf. Er hatte einen Felsvorsprung gefunden, kletterte hinauf, Bowo zögernd ihm nach — hihi — und noch höher auf einen zweiten und so in Sprüngen bis zur Höhe, — „hähä!"

Siehst du, Bowo, das bedeutete dieser triumphierende Laut, so haben wir den Neigungswinkel von fast 90 Grad zerlegt in abwechselnde überwindbare Steigungen von 1:1 und solche von 1:0. Das Weib und die Ziege waren allerdings inzwischen verschwunden, doch blieb ihnen der prähistorische Kohl.

So entstand die Treppe. In den Jahrtausenden seither ist die Menschheit, aufsteigend auf den Stufen der Zivilisation, nicht viel weiter damit gekommen. Allerdings erfand sie eine Treppe, bei der man sich selbst auf den Kopf von vorhin steigt: die Wendeltreppe. Und die Treppe, die von selber geht: die Rolltreppe. Der Gipfel der Entwicklung wird die Rollwendeltreppe sein.

Die einzige Treppe, die von Anfang an abwärts führte, war die Kellertreppe. Und die erste Erkenntnis in der Philosophie der Treppe ist die, daß man schneller herunterkommt als hinauf. Das gilt überall, man frage Schuldenmacher, Trinker und Schiläufer. — —

In diese Betrachtung hinein kamen Kinderstimmen und Kinderschritte, die die Treppe hinaufstiegen. Püppi, offenbar die Enkelin des Obersten, an der Hand der geduldigen Karoline, und Fratz, der Enkel des Prasidenten, den seine Gouvernante, Fräulein Zwieback, aufforderte, ein paar freundliche Worte mit dem kleinen Mädchen zu wechseln.

Wenn ich ein Schriftsteller wäre, sagte sich Julius, der Mensch formt nach seinem Bilde oder nach dem Vorbilde anderer Romane, Menschen mit betriebsfertigem Scheckbuch oder mit ausgefransten Hosen, und sie zwischen Dachkammern und schloßartigen Villen, weißen Armen und schwarzem Verdacht nach Belieben hin- und herschickt, als ob er das Schicksal selber wäre, — wenn ich ein Schriftsteller wäre, so würde ich jetzt den Entwicklungsroman „Die Treppe" schreiben. Als erste Szene: Püppi und Fratz. In Entwicklungsromanen lassen Erwachsene die Kinder das empfinden, was sie als Kinder empfunden hätten, wenn sie damals schon Erwachsene gewesen wären. Mit Vorgefühlen künftiger Ahnungen durchschauern sie da in posthumer Pubertät die Kinderseele... In Wirklichkeit hat Fratz zu Püppi gesagt: „Nachher rutsch ich auf dem Geländer runter" (dann wird Karoline aufschreien und Fräulein Zwieback ist starr). Eine spätere Szene könnte die beiden einige Jahre später zeigen, wo in breitester Diskretion ihr erstes trotzig-zartes erotisches Erröten viviseziert wird. Und wenn sie sich geheiratet haben — natürlich ist der Schriftsteller keineswegs verpflichtet, das zuzulassen — und wenn sie sich dann gezankt haben, gehen sie traurig einsam auf verschiedenen Treppenbögen und treffen sich endlich oben wieder zum happy end. Solche poetischen Möglichkeiten bietet diese Treppe. —

Während die Kinder rechts und links in den Wohnungen verschwanden, glaubte Regierungsrat Julius zu sehen, wie die ganze beamtete Menschheit auf einer Treppe stieg. Schwerfällig oder leichtfüßig, ehrgeizig oder resigniert stiegen sie über Rangstufen, die einer erkämpfen muß, und Gehaltsstufen, die man ersitzen kann — ein jeder rettungslos eingestuft. Und ziemlich weit oben auf der Treppe stand sein Mitschüler Franz, den

(J. Hegenbarth)

Überlegenheit

Superiorità



„Vor der Erhabenheit der Natur wird der Mensch ganz klein, Emmi!"
„So? Du vielleicht — ich nicht!"

"Emmi, al cospetto della maestà della natura l' uomo è piccino piccino!„
"Ah così? Forse tu . . . ma io no!„

Täuschung

(R. Kriesch)



„Ah — wie würzig ist doch dieser Duft der Alpenblumen!"
„Glaub' ich, das Fläschchen hat mich auch sehr viel gekostet!"

Illusione: "Come è aromatico questo profumo di fiori alpestri!„
"Credo bene; la fiala mi ha costato anche molto!„

er unlängst als Chef einer bedeutenden Behörde in Gastein wieder getroffen hatte, und der sich — selbstverständlich ganz genau dunkel an damals erinnerte.
Jetzt trat auf den Vorplatz vor seine Wohnung der alte Präsident und stieg ruhigen Schritts die Treppe hinab. Offenbar war er es, denn man kommt nicht so aus einer fremden Wohnung. Sein Kopf zeigt, wie feine Greisenköpfe häufig, etwas von der klaren Strenge der Büste Dantes (der die bitteren Worte schrieb, wie schwer es sei, der Fremde Treppen zu steigen). Er war in langen Jahren scharfsichtig und nachsichtig geworden gegenüber Untergebenen und Vorgesetzten. Und stieg mit Haltung abwärts. —
Unterdessen unterhielten sich drei Treppenstufen miteinander. Die untere Stufe sagte: „Seht mich an, ich trage euch beide." Die mittlere meinte: „Ohne mich bräche der ganze Aufbau zusammen." Und beide stellten fest, daß jede Stufe an sich gleich hoch, gleich im Profil, kurz: gleich ist. „Gewiß", sagte die oberste Stufe, „aber wenn ich nicht wäre, wäre oben eben etwas mehr unten, und wir erreichten das nächste Stockwerk nicht."
Richtig ist übrigens: von unten wirken die höheren Stufen stets flacher als sie sind. Aus diesem Grunde der Perspektive fühlen sich Untergebene meist klüger als ihre Vorgesetzten. Die perspektivisch richtige Treppe hat jener Steuerbeamte gefunden, der die progressive Einkommensteuer erfand; die nach oben immer höher werdenden Stufen wirken von unten wirklich gleich. — —
Jetzt gab es oben wieder etwas zu sehen. Wo sich die beiden Treppenbögen vereinigten, wie zu einer kleinen Bühne für höfliche Begegnungen, traten gleichzeitig auf: von rechts die noch recht junge Gattin des Präsidenten und von links der Oberst, begrüßten sich wie alte Freunde und stiegen (er immer eine Stufe hinter ihr und mit einer halben Wendung zu ihr) gemeinsam die Treppe herunter.
„Na sowas", sagte die Hintertreppe, die beim Öffnen der Türen einen Blick hinausgeworfen hatte (und sie weiß meistens viel mehr, was auf der Vordertreppe vorgeht, als diese selbst). „Wenn das der Herr Präsident und die Frau Oberst wüßten... Der Präsident ist ausgegangen, und die Frau Oberst hat Damenbesuch. Aber neulich hat sich bei der auch ein Herr melden lassen, als ihr Mann im Dienst war. Er sagte, er wäre ihr Schwager. Vielleicht war er es auch. Vielleicht aber auch der Hausfreund oder der Gerichtsvollzieher. Na, ich will nichts gesagt haben, aber warum sollten diese Ehen nicht unglücklich sein?"
„Seltsam", meinte die alte Barocktreppe, „ich weiß gar nicht, was auf der Hintertreppe vorgeht. Ich dachte gerade, wieviel Generationen hier schon gegangen sind. Damen in Reifröcken und Herren mit Zierdegen, Frauen in Empirekleidern mit Begleitern in schokoladenbraunem Frack, wieviel schmale Schuhe, die vom Tanzen kamen, und Stiefel mit singenden Sporen, — und die Jugend war immer wieder jung. Aber auch Herren, die sich feierlich melden kamen oder Besuch machten im Helm oder Zylinder. Und mancher Treppenwitz ist mit denen mitgegangen, der Euch beim Heruntersteigen erst einfällt, genau ein paar Minuten zu spät. Und die Treppenwitze sind immer Eure besten Bemerkungen... Ich will dir etwas verraten, Julius: Willst du die Gesundheit eines Mannes wissen, so sieh ihn eine Treppe hinaufsteigen, willst du wissen, wie sicher eine Frau ist, so sieh, wie sie eine Treppe hinuntergeht..."
Aber da kam schon Frau Dorette voll Grazie die alte Treppe herunter. Ihr Lächeln ging vor ihr her und ihre schöne Stimme klang in dem hohen Treppenhaus: „Nicht wahr, ich habe mich doch sehr beeilt."
Nun brauchte Regierungsrat Julius Betrachtungen über die Tonleiter und über die Himmelsleiter und die anderen metaphysischen Verwandten der Treppe nicht mehr anzustellen.
„Ist sie nicht interessant, die Treppe?" fragte Frau Dorette.
„Ja", erwiderte er, „wenn man Zeit für sie hat, ist sie, wie all die alten Dinge, voll Erfahrung und Weisheit."

*

SCHÖNCHEN

Ich lernte ein Mädchen kennen. Elisabeth hieß sie. Alle guten Gaben können nicht gleichmäßig verteilt sein. Der eine ist schön, der andere ist klug. Elisabeth war sehr schön.
Wir saßen im Zoo. Bestellten eine halbe Flasche Wein.
Ich füllte die Gläser.
„Muß mal recht dumm fragen, Herr Hanns."
„Fragen Sie nur, wie es Ihnen ums Herz ist!"
„Warum schenken Sie sich denn zuerst ein?"
„Das ist so Sitte."
Das Mädchen zwitscherte:
„Haha! Ich kann mir schon denken, warum — damit Sie wenigstens genug haben, wenn's nicht reicht!" J. H. R.

Der Dirigent - Il direttore d'orchestra (G. Vontra)



Der größte Lacherfolg

(E. Thöny)



„Ich möchte gerne etwas recht Lustiges haben!" — „Da kann ich Ihnen nur die ‚Atlantik-Charta' empfehlen. Wenn Sie die lesen, werden Sie sich schief lachen, Mylord!"

Il piú grande successo d' ilarità: "Vorrei avere qualcosa di veramente allegro!„ — "Allora non Vi posso raccomandare che la 'Carta Atlantica„. Se Voi, Mylord, la leggete, scoppierete dalle risa!„

Gemeinsames Leid

(K. Heiligenstaedt)



„Seit einer Stunde warte ich auf einen großen, blonden Herrn in grauem Anzug!"
„Sehn Se, und ich warte seit einem Jahr auf 'nen kleinen, schwarzen, der meistens in Blau geht!"

Affanno comune: "È un' ora che attendo un signore alto e biondo, vestito di grigio!,,
"Guardate un po'! . . . Ed io è un anno che ne attendo uno di piccolo e bruno che di solito si veste in blu!,,

DIE ZIMMERLINDE

VON JO HANNS RÖSLER

Ach, wie friedlich, ach, wie lieblich ist doch das Leben eines Zauberkünstlers! Am frühen Morgen sitzt er auf dem Balkon, eine Primel am Tisch — ohne häusliche Sorgen verzehrt er sein Mittagessen, eine Rose am Tisch — und wenn er nachts von der Vorstellung heimkommt, sitzt er behaglich beim Nachtmahl, eine Zimmerlinde am Tisch, und wenn er Lust hat, kommen Freunde zum Skat bis weit nach Mitternacht. Ja, so gut hat es nur ein Zauberkünstler!

Eines Tages bekam der Zauberkünstler Besuch. Ein Freund aus Jugendtagen suchte ihn auf und war hochwillkommen. Man saß gemütlich bis weit nach Mitternacht.

„Eine Frage, lieber Freund", sagte der Besucher zu dieser Stunde, „was ist eigentlich aus der blonden Inge geworden, in die du vor zehn Jahren so verliebt warst?"

„Ich habe sie geheiratet."

„Geheiratet?"

„Ja", sagte der Zauberkünstler und seufzte ein wenig schwer.

„Hast du dich wieder von ihr scheiden lassen?"

„Keineswegs."

„Oder lebt ihr getrennt?"

„Auch das nicht. Sie lebt mit mir hier in dieser Wohnung."

Der Freund rückte ein wenig unruhig hin und her.

„Warum läßt sie sich dann nicht anschauen? Wir waren doch seinerzeit gut befreundet. Sie muß mich doch gehört haben? Warum kommt sie nicht herein? Warum ist sie nicht bei uns?"

„Sie ist bei uns. Sie ist hier im Zimmer."

„Hier? Wo?"

Der Freund war aufgesprungen und starrte umher. Da nahm der Hausherr die Zimmerlinde vom Tisch.

„Hier ist Inge!" sagte er.

„Wo?"

„Diese Zimmerlinde."

„Ein dummer Scherz!"

„Kein Scherz alter Freund!" sagte der Zauberkünstler und setzte den Blumentopf wieder vorsichtig nieder, „eine herrliche Nutzanwendung meines Könnens! Sieh, wir waren zehn Jahre verheiratet, da begann es. Wenn ich früh in Ruhe meine Zeitung lesen wollte, wollte Inge sich unterhalten — wenn ich mittags müde von den Proben heimkam, brachte Inge mir ihren ganzen Ärger — am Abend störte es sie, wenn ich Freunde mitbrachte. Erst schmollte sie nur, dann ward sie nervös, später begann sie zu schimpfen und mir das Leben zur Hölle zu machen. Da versuchte ich es das erste Mal!"

„Was? Um Gottes willen!"

„Wie oft hatte ich auf der Bühne schon einen Menschen verwandelt! Ich dachte gerade sehnsüchtig daran, denn wir saßen beim Frühstück, die Zeitung enthielt eine wichtige Kritik, die ich lesen wollte, aber sie sprach und sprach, immer wieder störte sie mich, wurde heftig, zornig, schrie, riß mir die Zeitung weg — da sagte ich, mehr wie zum Spaß die Zauberformel — —"

„Und?"

„Statt der keifenden Frau stand vor mir auf dem Tisch eine liebliche Zimmerlinde. Ich war begeistert. Ich setzte die Zimmerlinde in die Sonne, las meine Zeitung in Ruhe zu Ende. Bevor ich ging, verwandelte ich sie wieder zurück."

„Und sie? Was sagte sie?"

„Sie kam nicht dazu etwas zu sagen", lächelte der Zauberkünstler zufrieden, „denn als ich mittags heimkam und sie mir schon in der Tür mit Vorwürfen begegnete, verwandelte ich sie schnell in eine Rose, holte ein Glas und stellte sie neben mich auf den Tisch. So geht das nun schon seit Jahren. Heute abend verwandelte ich sie in eine Zimmerlinde, denn Zimmerlinde ist sie am liebsten — hier ist sie, meine Inge, meine angebetete Zimmerlinde — —"

Seht, so friedlich und lieblich ist das Leben eines Zauberkünstlers! Am frühen Morgen sitzt er auf dem Balkon, eine Primel am Tisch — ohne häusliche Sorgen verzehrt er sein Mittagessen, eine Rose am Tisch — wenn er nachts heimkommt, ißt er behaglich sein Nachtmahl, eine Zimmerlinde am Tisch, und wenn er Lust hat, kommen Freunde zum Skat bis weit nach Mitternacht. Ja, so gut hat es eben nur ein Zauberkünstler!

DER ERLEDIGTE DRACHE

VON HEINZ SCHARPF

Es dürfte ungefähr ein Fünfteljahrhundert her sein, da erschien in einem vielgelesenen Blatt ein Inserat, in dem eine junge, von einem feuerspeienden Drachen bewachte Prinzessin einen Befreier suchte. Spätere Ehe nicht ausgeschlossen. Adresse: Drachenburg a. D. —

„Der Kleinen kann geholfen werden", beschlossen daraufhin fünfzig unternehmungslustige Benzinritter und wollten sofort zu diesem verlockenden Abenteuer starten. Aber ihrer neunundvierzig waren sich über das a. D. hinter Drachenburg nicht im klaren, sie hielten es für eine Chiffre, dies gestattete dem fünfzigsten, dem bekannten Kilometerfresser Cyprian, in Sportkreisen der karierte Cyperl genannt, einen nennenswerten Vorsprung.

Er sauste mit seiner fast zur Gänze abgestotterten Rennmaschine die Donau hinab, daß die Ureinwohner des Landes kaum Zeit fanden, zur Seite zu springen und ihn ob der hinterlassenen Auspuffgase mit wenig herzlichen Nachrufen bedachten. Unverdrossen fraß er sich durch den Staub der herrlichen Natur, bis sich der Tag zu Ende neigte, dann ließ er den Lichtkegel seines Motorrades aufleuchten, die Nacht gleißend vor sich hertreibend.

Endlich fand sich an der Chaussee eine Warnungstafel mit der Aufschrift: „Achtung vor dem Drachen!"

„Aha", dachte Cyprian mit ungewöhnlicher Verstandesschärfe, „da dürfte die Burg auch nicht mehr weit sein, in der die junge Dame gefangen sitzt", und er stoppte seine Maschine, daß die Bremse wie am Spieß aufkreischte. Dann begann er lang und andauernd zu hupen. Auf einmal vernahm er ein rasselndes Schnauben. Er hielt es anfangs für einen des Weges kommenden Traktor, aber dann hörte er sich grunzend im Stabreim angerufen: „Verwegener Fant, was lärmst du so laut?"

„Hören Sie mal", legte Cyperl salopp zwei Finger an die Kappe, „sind Sie vielleicht mit dem feuerspeienden Drachen identisch, der eine gefangene Prinzessin bewacht? Ich möchte nämlich, bezugnehmend auf das Inserat hier" — und er hielt dem geschwänzten Traktor die Zeitung unter die Schnauze — „besagte Dame befreien. Compris?"

„Uah", riß das Ungetüm den Rachen auf, der eine geräumige Garage für einen schnittigen Kleinwagen abgegeben hätte, „herzlich willkommen, ich habe schon voll Ungeduld auf Sie gewartet. Folgen Sie mir!" Und er rasselte dem karierten Cyperl voran, daß dieser kaum mit dem vierten Gang zu folgen vermochte.

„Es stimmt also, daß eine Prinzessin hier gefangen gehalten wird?" erkundigte er sich dann vor dem Eingangstor der Burg.

„Ja, und was für eine, da werden Sie Augen machen! Ich rufe sie Ihnen gleich."

„Wie?" staunte Cyprian, „Sie wollen sie freiwillig herausgeben? Ohne daß man Sie häßliche Echse erst lange im Drachenblut wälzen lassen muß? Beim Barte meiner Großmutter, das ist ja ganz gegen die Fabel. Sie scheinen mir ein Unikum von einem Lindwurm zu sein."

„Mäßigen Sie Ihre Bewunderung", versuchte das Unikum eine plumpe Verbeugung, „ich bin bloß ein armer gehetzter Wurm."

„Wieso das?"

„Bewachen Sie längere Zeit hindurch ein modernes junges Mädchen", grollte der Gefragte und wischte sich den Schweiß von den Stirnbeinen, „ich habe Feuer genug gespien vor Ärger, aber in letzter Zeit blieb mir einfach die Spucke weg."

Indem trat schon die Prinzessin, äußerst schick gekleidet und von sehenswertem Rahmenbau durch das Tor der Drachenburg, betrachtete sich rasch noch einmal in ihrem Taschenspiegel, zog mit dem Lippenstift die einladenden Linien ihres Mundes nach und tänzelte lächelnd heran.

„Na, endlich", reichte sie mit einem stahlblauen Augenaufschlag Cyprian die Hand, im nächsten Augenblick schwang sie sich forsch auf den Rücksitz seiner Maschine. „Nette Karre", bemerkte sie anerkennend, „so flitze ich gern dahin. Servus, alter Giftwurm", winkte sie kurz noch einmal ihrem geringelten Kerkermeister zu, „du weißt ja, was du mich kannst!"

„Uah", spie der Drache.

Dem karierten Cyperl gefielen die Abschiedsworte der Prinzessin ungemein. „Verdammt schneidige Kröte", dachte er, „die paßt zu meinen Pferdekräften. Spätere Ehe nicht ausgeschlossen." Und er trat auf den Gashebel und böllerte mit der jungen Dame los.

Der Lindwurm sah den beiden schweifwedelnd nach, zwei dicke Tränen rannen ihm die Backen hinab, gewidmet dem armen Cyperl, der in furiosem Tempo rettungslos in die Fata Morgana seines Glücks jagte. Dann schüttelte er sich, daß die Schuppen stoben. „Nein, nein, und nochmals nein, ich habe es einfach satt", seufzte er aus tiefstem Herzensgrunde. „Mir hängt mein Amt zum Halse heraus, ich begebe mich in den wohlverdienten Ruhestand." Und er übergab die Schlüssel zur Drachenburg der Wach- und Schließgesellschaft, suchte eine grüne Wiese auf, band sich eine Schnur um den Leib, drückte sich platt zusammen, wartete auf ein Lüftchen, ließ sich steigen und verschwand für immer in den Wolken. Es war der letzte Drache, der ein temperamentvolles modernes junges Mädchen zu bewachen versucht hatte.

LIEBER SIMPLICISSIMUS


(O. Nückel)

Rudi übernachtet mit seinem Freund Bobby in einem Hotel.

Abends beim Schlafengehen meint ersterer:

„Bobby, warum gehst du denn mit dem Monokel zu Bett?"

Erwidert Bobby:

„Ja weißt du, ich habe in letzter Zeit immer so undeutliche Träume!" F. H.

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

John Bull wird nervös!

(Mjölnir)



„Auf! England will dich wieder brüllen hören!“ — „Gott sei Dank! Ich hatte schon Angst, ich solle beißen!“

John Bull diviene nervoso: “Orsù! L' Inghilterra vuol sentirti ruggire di nuovo!„ — “Sia ringraziato Iddio! Temevo già di dover mordere!„

München, 17. Mai 1944
49. Jahrgang / Nummer 20

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Anschauungsunterricht

(Erich Schilling)



„Sehen Sie, so stelle ich mir das Bild des zukünftigen Welterlösers vor!"

Insegnamento dimostrativo: "Vedete, così io mi figuro il ritratto del futuro riscattatore del mondo!„

Flandrisches Dorf - Paesaggio fiammingo

(H. Beckers)



DIE FALTE

VON WALTER FOITZICK

Über meinem Bett hängt ein Bild, und damit man weiß, was es darstellt, steht darunter geschrieben „Heimkehr des Landwehrmannes".

Ich glaube nicht, daß ich mich mit einem Bild schon einmal so eingehend beschäftigt habe wie mit diesem. Ich sehe es beim Einschlafen und beim Aufwachen, und manchmal stelle ich mich im Bett auf, um es ganz genau zu betrachten. Da kehrt also ein Landwehrmann heim, er kehrt nicht etwa heim vom Frühschoppen oder aus dem Manöver, nein, er kommt aus dem Krieg, die Ordensauszeichnung an der Brust zeigt es. Er kommt aus einem früheren Kriege, wie man an der Uniform erkennen kann.

Oh, was erzählt das Bild alles, es ist nämlich ein Genrebild, wie man sie damals in den siebziger Jahren malte, wo noch nicht so viele nackte, stehende und sitzende Figuren modern waren. Man verlangte damals von einem Bild, daß es eine Geschichte erzählt, etwas Aufregendes oder Lustiges oder Gemütvolles. Wenn man sich's überlegt, hatten die Leute ganz recht, sie wollten was erzählt bekommen. Jahrhunderte lang wurden Bilder so gemalt.

Also mein Landsturmmann kehrt heim, er kehrt stürmisch heim. Der Mantel flattert um ihn wie bei der Nike am Parthenon. Weit hat er die Arme geöffnet, um seine Familie zu begrüßen. Die Tür ist offen stehen geblieben, und ihm folgt jemand mit einem großen Koffer auf einer Treppe. Ich denke mir: die wohnen nicht im Erdgeschoß.

Kommt er unerwartet? Ich bin im Zweifel. Die Frau ist vom Kaffeetisch aufgestanden, an dem noch eine ältere Dame sitzt, vermutlich die Schwiegermutter. Man war also beim Kaffeetrinken, der Löffel steckt noch in der Tasse. Hätte die Frau gewußt, daß ihr Mann jetzt kommt, so hätte sie mit dem Kaffee sicher noch etwas gewartet, nicht wahr? Andererseits hat sie sich ein schönes, wie ich vermute, Atlaskleid, ein richtiges Sonntagskleid, angezogen. Sie wird halt ein bißl was geahnt haben, und der ältere von ihren beiden Buben, der sich an sie schmiegt, hat einen Helm aufgesetzt, einen Säbel umgeschnallt und eine Fahne in die Hand genommen. Ich kann mir nicht helfen, das deutet auch ein wenig auf Erwartung. Aber das alles beschäftigt mich nicht so sehr wie die Falte und die Schublade. Da ist nämlich die Schublade einer Kommode halb geöffnet, nicht zugeschoben. Es ist doch ein gut aufgeräumtes bürgerliches Zimmer zur Kaffeestunde, was hat da eine Kommodenschublade offen zu stehen? Und dann die Falte im Teppich. Richtig schlampig sieht das aus. Wo doch zwei Frauen im Hause sind und in der damaligen Zeit sicher kein Dienstbotenmangel herrschte, kann ich mir diese Falte nicht erklären. Ich erkundigte mich bei Malern wegen der Schublade und der Falte. Die nahmen die Sache auf die leichte Schulter und meinten, da habe eben der Maler im Vordergrund rechts ein interessantes Motiv gebraucht und so habe er mir-nichts dirnichts die Schublade offen stehen lassen und den Teppich etwas zerknüllt.

Sehen Sie, so sind die Maler, eines interessanten Motives wegen bringen sie die ganze Wohnung in Unordnung und verläumden die Ordnungsliebe der Hausfrau, zerstören womöglich damit ein behagliches Familienleben.

Das Bild macht mir richtig Sorge, ich bin nur froh, daß ich keinen Schulaufsatz darüber zu schreiben habe.

AUF POSTEN

In erloschenem Land,
Irgendwo. Die Augen ins Dunkle gerichtet,
Blind vor so vieler Nacht,
Stehst du und dein Gewehr.
Um dich her
Hat Flammenmacht
Kümmerndes Leben vernichtet
An der Steppe Rand.

Nur dein Ohr
Sucht nach Geräuschen
Im Verhangenen drüben,
Und du beugst dich vor
Als könnte die Öde dich täuschen,
Wärest du aufrecht stehen geblieben.

Niemandsland
Ohne Baum, ohne Tier.
Die lebendige Welt
Weit, weit weg von dir.

Nichts? Oder doch?
Es ist wie vor des jüngsten Tages Gericht,
Da selbst die zirpende Grille sich zitternd verkriecht,
So totenstill - - immer noch.

Werner Gaede

Im alliierten Zirkus

(E. Thöny)



„Wenn Sie mich schon als große Nummer von ihrem Programm gestrichen haben, können Sie mich doch wenigstens als Stallbursche engagieren, ich scheue mich vor keinem Dreck!"

Nel Circo degli Alleati: "Sebbene mi abbiate diggià radiato dal vostro programma come numero d' attrazione, pure potreste almeno ingaggiarmi come mozzo di stalla; io non ho schifo di qualsiasi sterco!„

Einigkeit auf dem Phrasendreschboden

(O. Gulbransson)



„Wenn das Stroh auch leer ist, die Hauptsache bleibt, daß wir im gleichen Takt dreschen!"

Concordanza nell' aia delle frasi: "Sebbene la paglia sia vuota, pure l' importante si è che noi trebbiamo con eguale cadenza!„

DER ZAUBERTURM

VON HORST IRMLER

Gabriele hatte sich schon daran gewöhnt, erst ganz leise, und dann mit lauter Stimme ihre Selbstgespräche mit folgenden Worten einzuleiten:
„Aber bei alledem . . ., schließlich und endlich . . ., wenn man bedenkt, wie allein ich immer bin . . .!"
— — — — — — —
Das ist die richtige Ausdrucksweise, welche der Nachgiebigkeit den Weg ebnet und dem Gewissen den Laufpaß gibt. —
„Bei alledem", sagte sie sich, „es ist ein tolles Ansinnen, wenn ich aber Nein sage, wird er mir nicht einen einzigen Urlaubstag schenken, dieser Michael, — sondern störrisch werden und überdies eine grausame Postsperre über mich verhängen; sage ich Ja, kann es sehr, sehr schön werden, aber — auch arg gefährlich. Ach, dieser Michael, — wie habe ich doch schon seine Laster und Vorzüge liebgewonnen!
Jedenfalls will ich die Sache nicht so hitzig nehmen, und es bleibt mir noch von Fall zu Fall genug Zeit zu überlegen und zu sehen, ob ich nicht etwas Gutes dabei herausfinde und alles harmonisch in Einklang bringen kann."
Trotzdem konnte sie einen Seufzer nicht unterdrücken, beeilte sich aber dennoch die Koffer mit Wäsche und Kleidern, Schuhen und Strümpfen vollzustopfen, und als sie mit ihren Vorbereitungen zu Ende war, schritt sie zum Spiegel, warf einen prüfenden Blick hinein und verließ das Haus mit der festen Absicht, es nicht vor vierzehn Tagen wieder zu betreten.
Gabriele war kaum zwanzig Jahre, sie war ungemein schön und über ihrer Rede, wie über ihrem ganzen Auftreten lag ein süßer Liebreiz, — außerdem war sie verliebt und die Liebe kennt keine Vernunftsgründe. Alles ist erlaubt. Deshalb ist ihre Haltung auch gerechtfertigt, wenn sie, ohne die gestrenge Frau Mama zu informieren, ganz plötzlich ihr Semester unterbricht, die große Stadt verläßt, und dorthin fährt, wo Michael sie brieflich aufgefordert hatte hinzukommen, um mit ihm vierzehn sommersonnenreiche Tage zu verbringen.
Michael war wiederum einer von den Freunden, denen man schon, trifft man sie selbst im frühesten Leben und ist zudem noch ein Mädchen, alles sagen kann und alles — geben möchte!
Ja, ja, solche gibt es. —
Bis zum Kriege hatten sie sich beide nur mit Kinderaugen angesehen und beurteilt, aber dann kam die große Wende. Ganz sicher fühlten sie, wie übereinstimmend und beglückend das Verständnis war, das sie verband. Zwar geschah es im Wirbel des Krieges, daß man sie trennte, Michael Soldat wurde und Gabriele mit gebeugtem Köpfchen allein im Kolleg saß. Dort die Hefte doppelt eifrig mit ihrer kühnen Steilschrift bekritzelte und einmal in der Woche die gesammelten Unterlagen in ein großes gelbes Kuvert steckte, unzählige Küsse hinzufügte, alles versiegelte und zu Michael an die Front weiterleitete. Ja, bestimmt, diese klugen und schmackhaften Feldpostbriefe hatte sie beide über manche bittere Stunde hinweggebracht und trotz der Trennung war ihre Verbindung nur noch inniger und gefestigter geworden.
Aber ach, über alle Innigkeit lag doch auch ein Schatten und besonders war das Mädchen niemals unglücklicher gewesen, wie damals, als vor allen Dingen die Eltern ihre ganze Autorität geltend gemacht und verlangt hatten, mit der Heirat zu warten, bis der Krieg vorbei sei. Jedoch irgend eine Unruhe sagte besonders ihr, daß diese Maßnahme falsch sei und daß es gar keine Rolle spiele, wenn auch ihr Michael noch keine Existenz besitze. — — —
Am frühen Abend desselben Tages, da Gabriele die Stadt verlassen hatte, erreichte sie mit dem Zuge Zinsburg, das wohl den häßlichsten Bahnhof im Umkreis von tausend Kilometer besitzt.
Michael erwartete sie. Er stand, braungebrannt und verwegen aussehend, in seiner schmucken Uniform unter der Normaluhr. Und als er ihr mit strahlenden Augen einen duftenden Strauß Blumen gab, fühlte die mutige Gabriele plötzlich eine Beklemmung, und sie dachte in diesen folgenden Minuten mehr nach, als sie in ihrem ganzen Leben nachgedacht hatte:
Sie hatte nämlich eine Tante gehabt, die ihr Leben als Stiftsfräulein beendet hatte, nachdem sie als junges Ding der Neigung nachgegeben hatte, der jetzt Gabriele selbst so kühn entgegenstolperte, — — — und deren bedauerlichen, bittersüßen Fall die Mutter ihr mehr als dreihundertundzweiundzwanzigmal als abschreckendes Beispiel erwähnt hatte.
Kurz, — noch während Michael die Koffer einem schwerhörigen Gepäckträger übergab, tat sie den Schwur, daß trotz der großen Liste von Eroberungen, die Michael sicherlich besaß, — mehr als fünf Küsse pro Tag ihr nicht geraubt werden sollten.
Kein Schwur ist jemals feierlicher geleistet worden.
Endlich wandte sich Michael wieder Gabriele zu: „Wie schön, daß du gekommen bist", sagte der junge Mann lächelnd, indem er die Hände seiner Freundin nahm und respektvoll an die Lippen führte, fuhr er fort: „In diese Hände lege ich meinen ganzen schwer verdienten Urlaub. Wie gut ich es doch habe."
Diese Worte und dieser Handkuß beruhigten Gabriele nur halb und sie erwiderte mit raschen Worten:
„Verzeih' mir, der heutige Tag mag für dich ein Festtag sein, und ich bin selbstverständlich auch glücklich, dich nach 11 Monaten wiederzusehen, daß ich aller Welt wohl will, nur bleibt mir unverständlich, daß ich in diese verlassene Krautfelder- und Pilzdiebegegend gelockt worden bin!"
„Aber allerliebste Gabriele, sicherlich habe ich einen Grund, gedulde dich, die große Überraschung kommt noch!"
Mit diesen Worten setzten sie ihren Weg fort, bis zum Fuchsbau, einen alten, traditionsreichen Gasthof, der in zehn Minuten zu erreichen war.
Als sie angekommen waren, sagte er zu Gabriele: „Ich habe dir hier ein Zimmer reservieren lassen. Mach' dich bitte geschwind etwas frisch nach der langen Fahrt und laß uns dann zu Tisch gehen, ich habe einen Bärenhunger!"
Das Zusammensein bei Tisch verlief gut. Das Essen war ausgezeichnet, und als man den Kaffee reichte, sagte sie plötzlich:
„Übrigens, Michael, hübsch ist das Zimmer, vielen Dank!"
Michael blickte erstaunt auf und antwortete:
„Wie bitte, Gabriele, hier darfst du doch nicht wohnen. Ja, wie erkläre ich dir das nur flink, das Beste wird sein, wir gehen ein bißchen bummeln, du mußt ja außerdem noch das Städtchen kennenlernen, das voller Schönheiten ist und das Allerschönste erwartet auch voller Sehnsucht dein Kommen!"
Er gab ihr das Hütchen und die Tasche und sie gingen durch enge Straßen, über eine bucklige, uralte Brücke und bald erreichten sie den Fluß, dessen Wasser gemächlich nach dem nahen Meere strebte. Am Himmel senkte sich die liebe Sonne und warf noch einen warmen, goldenen Hauch den beiden entgegen.
Endlich hatte Michael viel Mut, und er begann zu sprechen:
„Gabriele, du hast mir eines Tages die Freundschaft erwiesen, zu sagen, daß ich wie mein Vater, gesunden Verstand, einen praktischen Sinn und Verständnis für dein kleines Herz besäße, — daß ich aber auch von einem verkrachten Theaterdirektor väterlicherseits die Neigung geerbt hätte, romantisch zu sein. Gut denn, hat mich der Himmel mit dieser Gabe also gesegnet, so will ich aufpassen, daß in diese schwere Zeit auch etwas Romantik hineinkommt und eine dumme, törichte Welt dich und mich vierzehn Tage als Frau und Mann gelten lassen, trotzdem wir keinen Trauschein haben und nicht erst dankend lächelnd häßliche Hochzeitsgeschenke empfangen mußten."
Während er so sprach, wurde Gabriele über und über rot und erschien dadurch nur noch anmutiger als gewöhnlich. Sie hielt eine kleine Weile die Augen auf den Boden gerichtet, blickte dann schüchtern auf und sagte, nachdem sie ein wenig

INSEKTENFABELN

Von Wilhelm Bleyer

(Zeichnungen: Fr. Bilek)



Vollendete Mimikry

Das wandelnde Blatt, ein wenig gestört,
Regte sich nur ganz matt
Und flüsterte, völlig ungehört:
»Ich dachte – ich wäre – ein Blatt . . .«

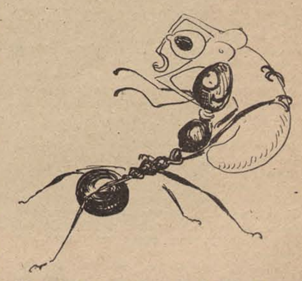


Launige Schöpfung

Schöpfungsfroh im Sonnenscheine
Nahm sich Gott den Heuschreck vor:
»Jedem Männchen schöne Beine,
Jedem Weibchen ein Tenor!«

Prinzip des Lebens

Die Grille an des Kampfes Ziel
Fraß eine andre mit Stumpf und Stiel:
»Ja, fressen oder gefressen werden,
Das ist die Losung auch unter der Erden!«



Klassische Beispiele verderben gute Sitten

Blutrote=Raubameisen=Gruppen
Schleppten Rufibarbispuppen.
Die Kerle lachten rauh: »Da drinnen
Sind unsere Sabinerinnen!«

Zuversicht geschöpft hatte: „Wenn ich dich recht verstehe, durchlauchtigster Michael, glaubst du, weil du so lange Soldat bist, ließe sich das auch so kommandieren und das nennst du dann noch obendrein romantisch? Ich meine ..."

„Nein, nein", unterbrach er sie, „so ist es natürlich nicht", und sich ereifernd, sagte er weiter, „ich weiß wohl, es ist nur ein kleiner Schritt zwischen einer Handlung, die uns danach kläglich erscheinen läßt, aber ist es nicht ratsam, die Gegenwart bewußt und klaren Sinnes zu erleben?" Während er sprach, neigte er den Kopf etwas nach rechts und sah dann Gabriele, oder wenigstens den Saum ihres kurzen, grauen Röckchens, und es schien ihm, als ob er durch seine Worte sich sehr weit von ihr entfernt hätte, bis ans Ende der Welt, — ja leider, und doch war der Zwischenraum zwischen ihr und ihm nur ein halber Schritt, und er hätte nur seine Hand ausstrekken brauchen, um die Hand Gabrieles zu ergreifen, und sie hätte fühlen müssen, wie unendlich er sie lieb hatte.

Statt dessen machte Gabriele eine Geste der Ungeduld und sagte:

„Nun sollst du meine Antwort haben. Du bist ein Mann von Geist oder vielmehr möchtest einer sein. Du verabscheust die Halbheiten und frommen Lügen, sowie die Zeremonien, die sich eine ordentliche Welt gewählt hat, um dem Verhältnis zwischen zwei Menschen eine Form zu geben, du machst bei allen Schwierigkeiten einen Sprung ins Ungewisse, überlegst aber nicht dabei, daß ich dann meine Verlegenheit laufend mit Puder betupfen müßte. Bestimmt, was du willst, das kann ich nur unbesonnen und leichtfertig nennen. Du benutzt den Krieg als Vorwand, um einem gewissen Ziel flinker näherzukommen. Das Ende würde aber nur sein, daß du mich so quasi vor einer Klostertür sitzen lassen würdest!"

Er fiel ihr ins Wort: „Das ist unmöglich, sage nur bitte das nicht, dazu bist du viel zu nett."

„Ich weiß, du hältst mich für hübsch, reizend und betest mich an, du gibst vor, mich zu lieben, sechs Jahre lang, das heißt 6 × 365 Tage hintereinander, ohne die Regentage auszunehmen. Gewiß, das ist eine schöne Leistung und diese verdient ohne Zweifel mehr als ab und zu einen Kuß als karge Wegzehrung. Aber Michael, ich kann das nicht, jeder ist nun einmal so, wie seine Erziehung war."

Er bereute es bitter, so unermeßlich übereilt gesprochen zu haben, er hätte ihr doch erst viel ausführlicher erklären müssen, daß der Krieg mit seinen bitteren Notwendigkeiten kein Recht besitzt, ihrem persönlichen Bereich maßloses Unrecht zuzufügen, selbst wenn er nichts weiter war als nur ein Student im Waffenrock. Er hatte alles ganz falsch gemacht, über so etwas spricht man gar nicht, und er hätte ihr doch erst den Zauberturm zeigen sollen, vielleicht ..., — und dann befiel ihn, dem Wortgewandten, eine Welle der Ratlosigkeit und lähmte seine Zunge.

„Oh, das ist gut erdacht", sagte sie und sah ihn mit einer Miene verächtlichen Erstaunens an.

„Nun spielst du den Gekränkten, — aber ich werfe mich nicht weg, nein, nein, lieber warte ich weiter auf den, der meinen Wert erkennt und mich als Frau heimführen will", — und ganz leise, daß es kaum hörbar war, — „aber ach, es dauert doch ein bißchen reichlich lange."

Endlich erlangte Michael seine Sprache wieder, und er meinte:

„Begreife Gabriele, die ewige, gültige Wahrheit ist, daß die Frau, indem sie sich besinnt, wie sie tatsächlich sein soll, eminent sittlich wirkt, ich weiß das..."

„Woher?"

„Oh, von einem Abreißkalender, das mindert aber den Wert dieser Erkenntnis um kein Lot!"

„Sooool!"

— — — plötzlich endete der Weg, den sie während des Gespräches gegangen waren, vor einem alten, vom Zahn der Zeit arg angenagten Kastell, an dem sich nur noch der Turm stattlich ausnahm und behäbig gegen den Himmel sich streckte.

„Mein Gott", rief sie aus, „wo führst du mich nur noch hin? Was soll ich hier an diesem finsteren, krähenumflatterten Rattenturm?"

„Rattenturm?" entgegnete er verblüfft, „nein, nein, hier irrst du dich aber gründlich, Gabriele, das ist mein Zauberturm, und die Stiege führt schnurstracks in den siebten Himmel."

Gabriele blieb stehen und betrachtete aufmerksam den Turm und alles, was dazu gehörte.

„Die Zeiten gehen dahin", sagte der junge Mann, „und auch die Sitten, weißt du Gabriele, im Zeitalter des Postillion war es hier Brauch, daß jedes glückliche, durchreisende Paar Einkehr halten durfte, so lange es wollte. Das war ein altes, verbrieftes Recht, gültig für arm und reich. Und droben also im Turmstübchen verlebten sie der ersten Liebe goldene Tage."

„Daß du für solche romantische Allüren eine Schwäche besitzt, ist mir völlig verständlich, aber du sagtest wohl auch, die Zeiten gehen vorüber und auch die Sitten."

„Ja, leider", und sehr traurig fügte er hinzu, „leider gibt es wenige Menschen, die sich für eine Wiederholung entschließen könnten. Aber meinst du nicht auch, es muß doch wunderhübsch gewesen sein, dort oben mit einer geliebten Frau zu leben, geborgen, dem Himmel und den Sternen nahe, und stelle dir doch nur einmal vor, war es nicht eine bezaubernde Spielregel, die die weisen Ratsherrn dazu ausgedacht hatten: Damit die Menschen in ihrem großen Glück nicht ganz versinken sollten, mußten sie das Amt des Glöckners übernehmen, das war so symbolisch gedacht und sollte verständlich machen, daß alles Glück nur die Summe vieler Pflichten sein kann."

„Und was weiter?" fragte sie dazwischen.

„Sieh' da, die Neugierige", setzte Michael fort, „nun, oft soll es aber vorgekommen sein, daß die Glocken nicht ertönten oder reichlich spät oder, was den Leutchen im Städtchen das größte Vergnügen bereitete, in letzter Minute erschienen zwei zerzauste Haarschöpfe dort oben auf dem Plateau und läuteten gemeinsam das Morgenglöcklein. Späterhin kaufte das Anwesen aus Liebhaberei ein Herr von Rübenberg, er war, kein Wunder, wie du gleich zugeben wirst, von schöner Figur und tadelloser Eleganz. Er hatte viel Erfolg bei den Frauen, unglücklicherweise waren sehr kostspielige dabei, so daß er bald bis über die Ohren in Schulden steckte, einen Schlagfuß bekam, starb, und dieses Anwesen mit gepfefferten Hypotheken einem Neffen zweiter Linie vermachte.

Dieser Neffe bin ich. Und als ich durch das Kreisgericht draußen an der Front Kenntnis erhielt, bekam ich einen Mordsschreck. Rechnete und rechnete und hatte plötzlich die Idee, den Stadtvätern den Vorschlag zu machen, daß sie mir das alte Kastell wieder abnehmen und seinen alten schönen Brauch wieder aufleben lassen sollten. Ich dachte, jedes junge Paar soll hier nun umgeben von alten Bäumen, Sonnenschein, Krokus und Anemonen glücklich das neue gemeinsame Leben beginnen.

Mit dem letzten Gelde, das ich für die beiden noch verbliebenen Weinberge erhielt, habe ich den Turm wieder ausrichten lassen und mir nur noch ausbedungen, als erster darin 14 Tage zu verleben. Ich war überzeugt, in dir die einzige wahre Frau gefunden zu haben, die dafür ein Herz besaß. Aber das hat sich nun als eine Einbildung erwiesen, welcher romantische Menschen unterworfen sind."

Gabriele war verwirrt. In ihre Verwirrung mischte sich ein unbestimmter Kummer. Trotzdem brachte sie es noch fertig, ihn mit naivem Erstaunen anzusehen, daß er nun tatsächlich nicht mehr wußte, was er denken sollte.

„Mein Gott, wie gütig du bist!" rief er völlig zerschmettert aus, „nun schenkst du mir noch obendrein einen mitleidsvollen Blick. Soll ich dir dafür auf den Knien danken?"

„Das ist unnötig, ich erlasse dir diese Formalität und außerdem, ich glaube, jetzt ist es genug", entgegnete sie und dann sagte das Mädchen mit einer ganz anderen Stimme, und ein zaghaftes Lächeln huschte über ihr liebes Gesicht dabei: „Gedulde dich einige Minuten, ich will geschwind nur die Stiege zum siebten Himmel erklettern und einen Blick hineinwerfen in den Zauberturm, — einen ganz kleinen, — einen ganz kurzen, — einen einzigen, — mein Michael." Und damit eilte sie die Vortreppe hinauf.

Michael, ganz bestürzt, trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Er war außer sich, wie vom Donner gerührt.

„Gabriele!" rief er, aber sie hörte ihn nicht mehr, sie war schon im Turm verschwunden. —

Wie Gabriele die alte Stiege hinaufeilte, erschreckte sie ein angenehmes Geräusch. Es war das sanfte, zarte Geklirr eines alten Glockenspiels, das in lieblichen Tönen eine Melodie hinhauchte und endlich mit zitterndem Ton siebenmal schlug. Der Klang war so angenehm, es war Gabriele, als ob das Glockenspiel es auf sie abgesehen hatte und ihr Glück prophezeite.

Endlich erreichte sie das Turmzimmer, ihr Herz schlug fühlbar und sicherlich mehr als siebenmal zwischen zwei Atemzügen. Sie betrat den Raum, der nicht größer als 4 × 4 Meter war und dessen Wände einen Kreis bildeten und mit jadegrüner Seide verspannt war. Zwei bequeme, tiefe, gleichfarbige Polstersessel und ein kleiner Tisch füllten die Mitte. Ein tiefer, kostbarer Teppich bedeckte den Boden, und nur noch an den Wänden selbst hingen sparsam und voller Geschmack alte, meisterhafte Kupferstiche. Und unter dem großen, gotischen Fenster stand ein zauberhaftes Doppelbett.

Sie trat ans Fenster, und während ihr Blick über die kleine Stadt mit den winkligen, winzigen Gassen und alten Häusern sich verlor und am Himmel viele kleine, weiße Wölkchen die Abendsonne bald bedeckten, bald vorüberzogen, — kreuzten eine Menge Gedanken ihren Kopf. Sie war, das wußte sie, selbst den verschiedenartigsten Widersprüchen preisgegeben und im Streit mit sich selbst überkam sie abwechselnd die Lust zu lachen, zu weinen, oder böse zu werden. — Plötzlich hörte sie seine Stimme.

„Gabriele, dieser kurze, dieser einzige, dieser winzige Blick in den Zauberturm ist längst verstrichen. So komm schon, ich will dich nun in dein Hotel zurückbringen."

Sie zuckte zusammen, machte eine rasche Wendung und erblickte Michael an der Schwelle der Tür.

„Michael", sagte sie, „ich glaube, — ich glaube wirklich, wir sollten sparsam sein und unsere Urlaubskasse nicht unnötig plündern, zu was brauche ich ein Zimmer unten im ‚Fuchsbau'? Bitte sei so gut und hole meine Koffer hier herauf in den siebten Himmel!"

Und dann kullerten ihr so ein paar ganz kleine glitzernde Tränen aus den wunderschönen, braunen Augen.

Und der gute Michael bewies in dieser Lage, daß die aufrichtige Leidenschaft immer einfältig ist, daß sie bei entscheidenden Gelegenheiten nicht weiß, was zu sagen, noch zu tun ist, und daß die Leute, die ihre Geistesgegenwart bewahren, niemals wirklich verliebt sein können.

Die einzige Antwort, die ihm einfiel, war, die Hand, die sich ihm bot, zu küssen, dann rannte er davon. Er fühlte das Bedürfnis, mit seiner Freude in irgend eine Einsamkeit zu flüchten und sie den Sternen vorzusingen oder besser hinaufzuschreien.

Aber lange weilte er in dieser Einsamkeit nicht, denn schon nach 12 Minuten kam er mit den Koffern die Stiege heraufgepoltert, — — und der Pikkolo, der etwas später in einer kupfernen Kasserole ein knusperiges Backhähnchen heraufbalancierte und den kühlen Schampus brachte, hat lange anklopfen müssen, bis...

Erlassen wir uns das Ende, — jedenfalls ist es noch sehr heiter geworden! — — —

DIE BOTEN

In grauen Wolken hing der Tag.
Ueber die Felder
schnob Winterwind. Mit schwerem Flügelschlag
kämpften sich Krähen in die nahen Wälder.

Da war es: eine erste Lerche warf
sich jubelnd in das müde Licht empor.
Ich lief vors Haus, ein Knabe stand davor
und hieb den Kreisel scharf.
Der Kreisel tanzte und die Lerche sang.

Doch in die Welt war jäh ein neuer Klang
gekommen. Was war denn geschehn?
Nichts! Nur ein Blinder sagte,
er habe einen Engel schreiten sehn...

Der Kreisel tanzte, und die Lerche sang.

WILLIBALD OMANSEN

Bewertung

(R Kriesch)



„Ist das die große Liebe, Hermann?“ — „Weiß ich momentan nicht, aber wenn's die kleine ist, ist sie auch nicht von Pappe!“

Apprezzamento: “Ermanno, è questo il grande amore?„ — “Per il momento non lo so. Ma seanche fosse il piccolo, non è poi di cartapesta!„

PRAKTISCHE UNTERRICHTSWEISE

VON FERDINAND SCHIEP

Früher einmal, so um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, hatten die Landlehrer oft ihre liebe Not, sich durch ihre mitunter recht mühsame Tätigkeit auch das zu sichern, was sie für ihren Lebensunterhalt benötigten; und dies gar, wenn sie verheiratet waren und auch Familie hatten. Und wer hatte von ihnen keine? Da gab es wohl manchmal Landgemeinden, die für die leiblichen Bedürfnisse der Schulmeister, die ihren Kindern das Lesen, Rechnen und Schreiben beizubringen hatten, genügend Verständnis aufbrachten. Dann floß den Lehrern auch aus reichlich spendenden Quellen allerhand Herzhaftes und Gutes an Nahrungsmitteln zu. Mancherorts gehörte zum Schulhause auch ein ergiebiger Gemüse- und Obstgarten, auch stand ein Stück Ackerland, das die Gemeinde besorgte, und mitunter auch ein Schlag holzbaren Waldes dem Lehrer zur Nutzung. Doch gab es auch arme Gemeinden, weit im Gebirge drinnen, wo solche Lebensgrundlagen nicht waren, wo die Bauern dem kargen Boden nur geringe Erträgnisse abringen konnten und selbst mit der Not zu kämpfen hatten. Da sah es dann mit der Entlohnung des Dorfschulmeisters oft recht windig aus und er hatte zu tun, um seinen und seiner Familie hungrigen Münder zu stopfen. So erging es auch dem biederen Heinrich Polemsky, der in einem kleinen Beskiden-Orte bei Teschen, nahe an der damals deutsch-polnischen Sprachgrenze im alten Österreich den Kindern der deutschen Siedler an der einklassigen Volksschule die Kenntnisse des A-B-C, des Einmaleins und die Führung des Griffels als Grundlagen einer etwaigen späteren Bildung zu vermitteln hatte.

Aber, wie es schon der Sprachgrenzkampf als solcher mit sich brachte, daß er die Menschen wachsam hielt und sie trachten ließ, mit allen an sie herankommenden Dingen möglichst gut fertig zu werden, so war es auch gekommen, daß der Lehrer hier mehr als sonstwo frühzeitig gelernt hatte, dazu zu sehen, „wo er bleibe und nicht falle". Immer aufs Neue mußte er ausfindig machen, wie er den Unterricht der ihm anvertrauten Kinder nicht nur für diese, sondern auch für sich richtig zu nutzen verstünde. Und darin hatte er allmählich Übung und Erfahrung bekommen.

Wieder einmal standen die Osterfeiertage vor der Türe und wieder einmal hatte ihm sein Weib eingeschärft, darauf zu achten, daß durch den „Anschauungsunterricht" etwas ins Haus und in die Küche käme, weil sie sonst wirklich nicht wisse, woraus sie die österlichen Kuchen backen und die sonstigen Festtagsspeisen bereiten sollte.

Bevor also Polemsky eines Nachmittags in der Vor-Oster-Woche seine A-B-C-Schützen und auch die Größeren — insgesamt zweiundvierzig an der Zahl — aus dem Unterrichte entließ, räusperte er sich, wie immer, wenn er seinen Schutzbefohlenen etwas Wichtiges zu verkünden hatte, und richtete folgende inhaltsschwere Worte an sie: „Also übermorgen, in Geschichte, wir werden kommen zum Christoph Columbus, der was chat ja Amerika entdeckt. Das war ein sehr beriehmter Mann, wie kaum einer von euch wird jemals auch werden. Aber etwas ein jeder von euch kann auch treffen, was chat der Columbus gemacht: das ist die Sache mit dem Ei. Und damit ich euch kann allen zeigen, wie das der Columbus chat gemacht mit dem Ei, soll übermorgen ein jedes Kind in den Unterricht mitbringen ein Ei. Wer aber zu Chause chat kein Ei, der kann auch bringen Speck, Butter, Mehl, Käse oder Selchfleisch."

*

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes gab mir etwas zu lesen, was er jüngst geschrieben hatte. Es war eine lustige kleine Sache, voller Humor, Zuversicht und Sonnenschein. „Johannes", urteilte ich anerkennend, „das gefällt mir wirklich außerordentlich gut. Es muß eine sehr glückliche Stunde gewesen sein, in der du es schriebst."

Nachdenklich schaute Johannes mich an.

„Ich schrieb es an einem grauen Regentag, als ich müde und enttäuscht von einer Gesellschaft zurückkam", sagte er.

„Um so bewundernswerter, daß es dir dennoch so gelang. Wieviel besser noch wäre es wohl geworden, wäre auch deine Stimmung entsprechend gewesen", meinte ich.

„Dann hätte ich es wohl nicht geschrieben", sagte Johannes.

„Warum denn nicht?" fragte ich erstaunt und überrascht.

„Wenn ich fröhlich und zuversichtlich bin, warum soll ich dann noch Fröhliches und Zuversichtliches schreiben?" sagte Johannes.

J. Bieger

Kunstbetrachtung - Riflessione estetica (Maçon)

„So 'ne Plastik wirkt doch viel stärker als Malerei — 'n richtiges Weib gehört nu mal dreidimensional!"

"Una scultura come questa fa sempre molto più effetto che non una pittura ... Una vera femmina deve pur avere tre dimensioni!,,

Guter Besuch - Molta frequenza

(O. Herrmann)



„Nee, Kinners, wenn ihr vielleicht jloobt, in der ‚Jungfrau von Orleans' jäbe es wat zum Lachen, denn täuscht ihr euch!"

"Eh ragazzi, Voi v' ingannate se forse credete che nella 'Pulzella d' Orleans, ci sia da ridere!„

DER ROTE VAMP

VON HEINZ SCHARPF

Fünf feiste Glatzköpfe sprachen von den Frauen. Nicht von den eigenen, sondern von jenen interessanten Geschöpfen, die an allen Stammtischen gleichermaßen lebhaft die Phantasie beschäftigen. Dabei kamen sie auf die Rothaarigen zu reden. Einer der totalen Scheitelträger hatte es wiederholt gelesen und sogar in einem alten deutschen Reim bestätigt gefunden:

„Zu des Mannes größten Gefahren
Zählen die Frauen mit roten Haaren."

„Stimmt", fiel der zweite ein, „aus ihrem grellen Reich kommen die großen Kurtisanen, die berüchtigten Messalinen, die raffiniertesten Liebeskünstlerinnen. Sie sind des Teufels gefährlichstes Lockfutter, womit er seit jeher den Männerfang betreibt, die unersättlichsten Geschöpfe des Lasters, die geborene Sünde." Hier ging ihm die Puste aus.
Darauf ließ der dritte seine Schweinsäuglein rollen und fuhr im Sinne der Ausführungen des Vorredners fort: „Direkt aus dem feurigen Hexenkessel sind sie herausgefischt, um uns gehörig einzuheizen, diese Dienerinnen der fleischlichen Lust." Der vierte hingegen hielt sich schlicht an die gangbare Überlieferung. „Wie heißt es im Volksmund von den Roten? Ihre glatte Haut gleicht dem weißglühenden Eisen und riecht in Nächten, in denen die Hexen zum Blocksberg fahren, nach Pech und Schwefel. Wenn man sie nackt und bloß den Winden preisgibt, sind sie wie brennende Fackeln anzusehen, die zu orgiastischen Szenen leuchten. Ihre Liebe ist ein Rausch in Purpur, ihr Sex-Appeal macht toll, nur sie verstehen es, jene versengenden Küsse zu geben, die die Kehle austrocknen und im Genuß verdursten lassen. Sie sind es —"
Da aber hieb der fünfte in den Tisch hinein und rief: „Aufhören! Alles Quatsch! Mumpitz! Ich spreche aus Erfahrung. Auch in meinem Hinterhirn, wo die Erotik horstet, setzte sich einmal manisch der Wunsch nach einer Roten fest. Und eines Tages stieß ich auf eine Frau, die malte sich so schillernd kupfern von allen Hintergründen ab, wie sie kein Tizian jemals greller hingekleckst hat. Ich scheute vor keinem Mittel zurück, sie zu erobern. Aber mein roter Traum wollte sich nicht berauschend erfüllen. Nach kurzer Zeit war ich von ihm geheilt. Ich sage euch, alles nur fauler Zauber, das mit den Roten. Nichts wie Bluff. Ich möchte nur wissen, wer ihnen zu diesem unverdienten Ruf verholfen hat? Ich kann von meiner verflossenen rothaarigen Circe nur soviel sagen, es war kein Atom Vamp in ihr, ihre Küsse verzehrten nicht, sie glich keiner brennenden Fackel, die die Nacht zum Bacchanal erhellte, sie war ebensowenig die geborene Sünde wie die lasterhafte Dienerin irgendwelcher Lüste, sie war weder raffiniert, noch dämonisch, sie war, ach was, nicht mal rot war die Hexe."

Bestätigung

(K. Heiligenstaedt)



„Wenn Männer gar nichts mehr zu sagen wissen, fangen sie an, zu küssen!"
„Jawohl, und meistens wissen sie gar nichts mehr zu sagen!"

Conferma: "Quando gli uomini non sanno più cosa dire, cominciano a baciare!„
"Certo; e generalmente non sanno più cosa dire!„

Ein Buch über Minnesänger

Von Josef Robert Harrer

Ein alter Herr betrat den Buchladen.
„Sie haben im Schaufenster ein Werk über südfranzösische Minnesänger ausgestellt, ein dickes Buch. Ganz links steht es, seltsamerweise neben einem Detektivroman! Kann ich dieses Buch sehen?"
„Selbstverständlich, mein Herr!" sagte der Verkäufer dienstfertig.
Er holte das Buch aus dem Schaufenster.
„Es ist nur zufällig neben den Detektivroman geraten! Es dürfte aber niemandem aufgefallen sein; denn wer interessiert sich heute schon für ein so abgegriffenes, unmodernes Buch?"
„Ja, zu meinem Glück!" sagte der Alte. „Denn ich bin glücklich, daß ich endlich dieses Buch, das ich seit langer Zeit suche, gefunden habe! Sie müssen nämlich wissen, daß ich selbst eine Abhandlung über Minnesänger schreibe. Und gerade dieses Buch ist eine gute Quelle für meine Arbeit!"
Während dieser Worte blätterte er schon in dem Buche. Er nickte.
„Ja, ich kaufe das Buch! Machen Sie mir ein handliches Paket! Ich hole mir das Buch in einer halben Stunde; ich habe noch eine andere Besorgung... Daß Sie mir aber das Buch nur nicht einem anderen verkaufen! Ich bezahle es lieber gleich, damit mir das Buch sicher ist! Was kostet es?" — „23 Franken, mein Herr!"
„Preiswert, das muß ich sagen! Preiswert für mich, der ich das Buch dringend brauche!... Ich hätte mich ja auch in den Lesesaal einer großen Bibliothek setzen und dort das Werk studieren können. Aber wissen Sie, ich arbeite daheim in meinem Dachzimmer viel leichter... Hier sind hundert Franken, ich habe leider kein kleines Geld!... Und daß Sie mir das Buch nicht irrtümlich verkaufen! Ich wäre trostlos!... Wie gesagt, ich komme in einer knappen halben Stunde!"
Nur mit Mühe konnte der Verkäufer ein Lächeln über den verschrobenen Gelehrten unterdrücken.
„Aber, mein Herr, wie können Sie nur glauben, daß ich ein bereits verkauftes Buch nochmals verkaufe!... 23 Franken und 77 Franken gibt hundert Franken. Hier, bitte, das Retourgeld!... Sie können ruhig Ihre Besorgung machen! Das Buch haben Sie gezahlt, das Buch gehört Ihnen und bleibt Ihnen reserviert, auch wenn Sie später als in einer halben Stunde kommen!"
„Recht so!" sagte der Herr. „Ich verlasse mich auf Sie! Auf Wiedersehen in einer halben Stunde... Daß ich nicht vergesse, vielleicht sehen Sie in Ihren Beständen nach, ob noch andere Werke über Minnesänger unter Ihren Beständen zu finden sind!"
Er lächelte und schloß linkisch die Türe hinter sich.
Eine halbe Stunde verging, zwei Stunden vergingen. Der alte Herr kam nicht. So wurde es Abend, ohne daß er das Buch abgeholt hätte.
„Ja, die alten Gelehrten!" sagte der Verkäufer. „Nun hat er ganz sein Buch vergessen! Ob er wohl wird schlafen können?"
Da sagte plötzlich der Chef, der Kassa machte: „Jean, wer hat denn heute mit einem Hundertfrankenschein gezahlt?"
„Mit einem Hundertfrankenschein? Nur der alte Gelehrte!"
„Der Schein ist falsch!" sagte trocken der Chef.
Der Verkäufer war bleich geworden.
„Jetzt verstehe ich, warum der Gauner das Buch nicht geholt hat! Aber er sah so harmlos aus, er ließ außerdem das Buch da, er plauderte so rührend, daß ich das Geld gar nicht näher ansah und daß —"
„Ja, und daß Sie nun 77 Franken auf Ihr Passivkonto setzen und das Buch über Minnesänger wieder in das Schaufenster stellen können, neben den Detektivroman, dort paßt es hin!"

Steigerung - Superiorita (J. Hegenbarth)



„Schau mal, Mutter, dieser Tigerbändiger kennt keine Furcht!"
„Ja, ja, dem Manne fehlt 'ne Frau, wie ich!"

"Vedi un po', mamma, questo domatore di tigri non conosce paura di sorta!,,
"Sì sì; a quest' uomo manca una moglie come me!,,

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Permaneder war als Expedient in einem kleinen Transportunternehmen nie über einen bescheidenen Verdienst hinausgekommen, gerade genug, um sorglos, aber beschränkt leben zu können. Als er sich zur allgemeinen Überraschung schon mit kaum fünfzig Jahren zur Ruhe setzte, hieß es plötzlich, er habe die immerhin stattliche Summe von rund 80 000 Mark auf der hohen Kante liegen. Auf einem Abschiedsessen, das er seinen Mitarbeitern gab, bat er ums Wort. Behaglich rieb er sich die Hände und sprach:
„Es wird euch interessieren, liebe Freunde, wieso ich es mir leisten kann, schon jetzt in den Ruhestand zu gehen. Ich danke es zunächst einmal meiner spartanisch einfachen Lebensweise. Nicht wenig hat auch das sparsame, geschickte Wirtschaften meiner Frau dazu beigetragen. In erster Linie aber" — und Permaneder blickte aus wasserblauen Äuglein treuherzig in die Runde — „danke ich es dem Umstand, daß vor vier Wochen meine Tante gestorben ist und mir bare 79 500 Mark hinterlassen hat..."

F. F.

„Ich versteh dich nicht", sagt die Mizzi zu ihrer Freundin Lilly, „ich versteh dich nicht, wie du dich mit Kurt verloben konntest?!"
„Und warum nicht?" fragt Lilly.
„Berta, die er ja auch heiraten wollte, hat mir erzählt, was er für ein Kauz ist. Nicht ausgehalten hat sie seine fixen Ideen — eifersüchtig ist er ohne jede Ursache — und er selbst hat sich bei mir beklagt, daß er sich immer ärgern muß, weil er nichts finden kann."
„Nun, was das anbelangt", sagt Lilly überlegen, „wird er sich bei mir nicht zu ärgern brauchen!"

H. K. B.

Kleines Abendlied

An der Mauer ein gleitender Schatten.
Die Sonne steht tief.
Ach, es ist Abend. Wieder ein Abend
Mit Vogelchören, die fernher schallen
Und jenem blaßgrünen, adligen Stern.
Doch süßer als Heere von Nachtigallen
Zwitschert Mireille:
... die Hausschuhe für den gnädigen Herrn —?

Ach, es ist Abend.
Die Erde ruht aus vom Rundherumdrehn.
Schlaf, Mireille. Hör, Mireille:
Morgen will ich ganz früh nach den Fischen sehn...

PETER STEINBACH

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Vertreibung aus dem Paradies

(Wilhelm Schulz)



„Im Schweiße deines Angesichts sollst du dir dein Öl verdienen!"

Espulsione dal Paradiso: *"Col sudore della tua fronte devi guadagnare il tuo petrolio!„*

München, 24. Mai 1944
49. Jahrgang / Nummer 21

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN



„Das schöne Empire-Service hat schon starke Sprünge bekommen auf unserem intimen Familientage.
Vielleicht kann ich es aber noch mal kitten!"

Dopo la Conferenza dell' Empire:
"Il bel servizio 'Empire, ha già avuto nel nostro intimo raduno di famiglia delle larghe fratture. Ma forse riesco ancora a racconciarlo!„

Mangelware - Scarsezza di merci

(Fr. Bilek)



„Sagen Sie, Herr Klapperstorch, könnte man nicht einen Buben bekommen?"
„Nee, den gebe ich nur mehr an langjährige Stammkundinnen ab!"

"Dite, signora cicogna, non si potrebbe avere un maschietto?,,
"Eh no; ormai non lo do che alle mie vecchie fedeli clienti!,,

KÜHE

VON WALTER FOITZICK

Ich sehe gern den Kühen auf der Weide zu, namentlich wenn sich ein Zaun zwischen ihnen und mir befindet. Manchmal gehe ich auch mitten durch eine weidende Rinderherde, besonders wenn Damen dabei sind, denen ich dann sage, daß Kühe zahme, ungefährliche Tiere sind, die niemand etwas zuleide tun und nur darauf brennen, gemolken zu werden. So sage ich, erinnere mich aber der Zeitungsnotizen: „Von einer wilden Kuh angegriffen". Nun, ich werde nicht gerne von Hörnern aufgespießt, und zum Stier- beziehungsweise Kuhkämpfer habe ich keine Anlagen, auch fehlt mir jede Technik und jedes Training in diesem Sportzweig. Vom Zaun aus sehe ich gern den Kühen zu, ich sehe sie fressen und höre sie verdauen. Wo sieht man heute noch jemand, der sich den ganzen Tag über mit Nahrungsaufnahme beschäftigt? Außerdem enthalten die guten Kühe ja die unabgerahmte Vollmilch, aus der nach beglaubigter Überlieferung die Butter hergestellt wird. Daran zu denken ist mir sehr sympathisch, ich denke gern an Butter.

Da stehen nun die Kühe mitten auf ihrem grünen Eßtisch und fressen. Sie fressen behaglich und ohne Hast, lassen da ein Grasbüschel aus und kosten dort vom Löwenzahn, und wenn sie das genug getan haben, legen sie sich hin und fressen alles, was sie schon gefressen haben, noch einmal. Ich erinnere mich, gelernt zu haben, daß sie eine ganze Reihe von Magen haben, in denen sie alles hübsch sortieren. Sie fressen ohne Pause, und es gibt bei ihnen keinen Unterschied zwischen erstem Frühstück, zweitem Frühstück, Mittagessen, Kaffeemahlzeit, Fünfuhrtee, Abendessen und Betthupferl. Alle Mahlzeiten gehen ineinander über, ein vollgerüttelt und geschüttelt Tagwerk. Kann sein, daß sie sich, wenn sie so liegen und alles nochmal gehörig durchfressen, auch was denken. Vielleicht denken sie an Kälbererziehung und allerlei Klatsch auf der Weide und im Stall, vielleicht denken sie auch an den jungen Stier und den alten Ochsen. Darüber aber äußern sie sich wenig, nur manchmal sagt eine, was in der Schriftsprache „Muh" heißt, aber doch eigentlich so klingt, als käme es aus einem der vielen Magen. Zu den Zeitereignissen nehmen sie keine Stellung, wenn man nicht die Belästigung durch die Fliegen dazu rechnet. Die Fliegen stören sie wahrlich schon arg. Die Kühe schlagen nach ihnen mit dem Schwanz, drehen den Kopf um fast hundertachtzig Grad und wedeln sie mit der Zunge vom Rücken. Es ist nämlich eine Stelle mitten auf ihrem Rücken, da reicht kein Schwanz und keine Rinderzunge hin, und grad dort versammeln sich die Fliegen, halten ein Plauderstündchen und nehmen einen Aperitif oder einen Stehschoppen. Wenn aber jemand auf einem einen Stehschoppen nimmt, so kitzelt das zum mindesten, und deshalb schlagen die Kühe mit Schwanz und Zunge. Sie wissen nicht, daß auf den Fliegen wiederum Milben sitzen und auf den Milben Bakterien. Und so geht's weiter bis zu den Atomkernen. Es sitzt immer einer auf dem andern und belästigt ihn. Vielleicht belästigen wir durch Herumkrabbeln auch die Erdkugel, und wenn sie bebt und speiht, ist es vielleicht dasselbe, wie wenn die Kuh mit dem Schwanz schlägt. Jeder hält sich halt für das Wichtigste, die Kühe und die Direktoren, die Fliegen und die Milben und die Hauswarte und die Spiralnebel und die Atomkerne. Aber ich wollte ja nur von den braven Vollmilchkühen sprechen, und außerdem haben die Spiralnebel nicht gern, wenn man die Atomkerne erwähnt.

TROST

Du klagst, du hörest nicht mehr gut.
So sei doch froh!
Was sich spektakelnd ringsum tut,
ist meist soso.

Den stätig gleichen Takt im Blut,
den innern Ton,
der schwebend in sich selber ruht,
den hörst du schon.

Und das genügt – vorausgesetzt:
du hältst ihn wert.
Brauchst niemand mehr, der lärmt und schwätzt,
und kein Konzert.

Ratatöskr

Der amerikanische Kuckuck im englischen Nest

(Wilhelm Schulz)



„Der Kerl wird immer größer, er wirft mich noch aus meinem eigenen Nest!"

Il cuculo americano nel nido inglese: "Questo figuro cresce sempre più ... alla fine mi butterà fuori dal mio nido!„

Der Dompteur

(Erich Schilling)



„Hoppla — nur hinüber, nimm deine alten Knochen zusammen!"

Il domatore: "Opla! ... Raccogli le tue vecchie ossa e salta di là!,,

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes hatte eine Stellung angenommen. Jeden Morgen mußte er mit der Bahn fahren. Mit der gleichen Bahn fuhr auch sein Chef.

Einmal war sie sehr voll. Johannes war nicht in der Stimmung, sich zu drängeln und wartete die nächste ab.

Als er sich bei seiner verspäteten Ankunft auf die überfüllte Bahn berief, knurrte der Chef: „Ich bin aber noch hineingekommen!"

„Das sah ich", sagte Johannes höflich, „und deshalb bin ich, um es Ihnen nicht noch enger zu machen, nicht auch noch eingestiegen."

*

Auf einer kleinen Reise waren wir mit den anderen Insassen des Abteils in ein lebhaftes Gespräch geraten. Martin hatte den Anstoß dazu gegeben und auch meistens das Wort geführt.

„Das waren ja ungewöhnlich nette Leute", urteilte er nun, nachdem wir den Zug verlassen hatten.

„Jedenfalls ungewöhnlich höfliche", gab Johannes zu.

„Wie kommst du gerade auf höflich?" wollte Martin wissen.

„Weil sie immer so herzlich über deine Witze lachten", sagte Johannes.

J. Bieger

DER STAUBSAUGER

VON BRUNO WOLFGANG

Der Staub ähnelt einem Menschen, dem man Geld schuldig ist: er kommt immer wieder. Nur ist er — was man von wenigen Dingen sagen kann — ärger als der Mensch. Denn den Gläubiger wird man doch irgendeinmal los, wenn man sich zum Äußersten entschließt und wenigstens etwas zahlt. Aber den Staub wird man niemals los, wenn man auch noch so viel wischt. Früher wischten die Frau, die Töchter und die Hausgehilfin oder Bedienerin und beutelten die Ausbeute den Vorübergehenden auf die Köpfe. Jetzt gibt es keine Hausgehilfin, keine Bedienerin; die Töchter haben auswärts zu tun, und die Mutter ist mit Arbeit überhäuft. Niemand wischt, und der Staub legt ruhig eine Schicht über die andere, grau und immer grauer, wie das menschliche Leben. Oder er ballt sich zu rätselhaften Flocken zusammen, ähnlich verblühtem Löwenzahn, die sehr schwer zu fangen sind, weil sie der leiseste Hauch wieder unter Betten und Schränke zurücktreibt.

Als Herr Tiegel einmal mit dem Zeigefinger eine Furche über die Schreibtischplatte pflügte und mit einem leidenden Blick schwieg, sagte seine Frau spitz: „Andere Frauen haben eben einen Staubsauger!"

Das traf ins Herz. Er beschloß, einen Staubsauger zu kaufen. Leicht gesagt und schwer getan. Einige Firmen, bei denen er anfragte, schüttelten nachsichtig lächelnd die Köpfe. Bei Bockshorn & Co., wo er beim vierzehnten Anruf Verbindung bekam, rief eine fröhliche Frauenstimme: „Herr, Sie leben wohl auf dem Mond!" Er beschloß also, es mit einem alten Staubsauger zu versuchen. Er las die kleinen Anzeigen der Zeitungen. Lange war nichts zu finden. Aber endlich goß das Glück sein Füllhorn aus. Drei Staubsauger waren angekündigt, alle mit der richtigen Spannung von 220 Volt. Mit noch viel höherer Spannung setzte sich Herr Tiegel aufs Rad und fuhr in aller Stille los. Es sollte eine Überraschung sein. Die drei Staubsauger befanden sich an ziemlich weit auseinanderliegenden Orten von Wien. Der erste in der Gegend von Schönbrunn. Da war schon das Haus. Selbstverständlich befand sich der Staubsauger im fünften Stockwerk. Die Klingel funktionierte nicht. Am Türrahmen hing ein Zettel: „Bitte starck klopfen." Das ck, mit dem das Wort stark geschrieben war, schien besondere Gewaltanwendung zu heischen. Er klopfte also mit beiden Mittelfingern zugleich. Nach längerer Zeit wurde drinnen ein Gebrumm hörbar. Die Tür öffnete sich, eine kräftige Frau, rüstige Fünfzigerin, empfing den Besucher: „No, no, hauen's mir nicht die Tür ein. Was wollen's? Staubsauger? Was für einen Staubsauger? Inserat? Was für Inserat? ... O Schuft, Gauner, Haderlump! ... Entschuldigen Sie, ich mein' nicht Ihnen, sondern meinen Mann. Wissen Sie, ich fahr immer im Juli zu meinen Verwandten aufs Land. Und da hat er mir im vorigen Jahr den Eiskasten verkauft, vor zwei Jahren das Radio, und jetzt möcht mir der Lump den Staubsauger verscheppern. Wissen Sie, ich hätt' schon vorgestern wegfahren sollen, bin aber mit der Wohnung nicht fertig geworden, und so fahre ich erst morgen. Mein Mann ist auf der Tour und kommt heut mittag zurück. Na, dem werd' ich was erzählen ... !"

Das glaubte Herr Tiegel der Frau aufs Wort und er entfernte sich ein wenig geknickt wie ein Mitschuldiger. Denn auch er war ein Gatte. Er fuhr nach Simmering, der Heimat des zweiten Staubsaugers. Diesmal empfing ihn ein sympathischer junger Mann, der inmitten einer wüsten „Kramuri" Kisten zunagelte. Bei dem Worte „Staubsauger" lächelte er fröhlich. „Oh, der ist schon lang' weg. Um halb sechs Uhr früh war schon der erste da und hat ihn gleich mitgenommen. Und seitdem sind Sie schon der sechsundvierzigste. Staubsauger bereits verkauft!" rief er einem dicken Herrn zu, der eben in der Tür auftauchte.

„Knopp vermeidet diesen Ort und begibt sich weiter fort." Dies dachte Herr Tiegel, als er wieder sein Rad bestieg und in die Schwarzspanierstraße zum dritten Staubsauger fuhr. Er betrat das Vorzimmer einer eleganten Wohnung. Ein echtes Stubenmädchen deutete herablassend auf einen länglichen, aufrechtstehenden Gegenstand im Vorzimmer und sagte: „Hundertvierunddreißig Mark." Ein kleiner elektrischer Schlag zuckte im Innern Herrn Tiegels von der Brieftasche ins Herz. Dann begann er den Staubsauger ungetrübt von jeder Sachkenntnis zu betrachten. Der Apparat stand stolz und aufrecht da, wie ein sehr magerer Tourist mit einem sehr langen, leeren Rucksack. Er hatte etwas ausgesprochen Vornehmes, da sich gerade oben, wo die Menschen den Kopf haben, nahezu nichts befand, nur eine unwesentliche Verdickung der aufrechten Stange. Die Ähnlichkeit mit einem Touristen wurde noch dadurch erhöht, daß ein Kabel in mehrfachen Windungen wie ein Bergseil sich um seinen Leib schlang, während sich der Schwerpunkt in einer Verdickung unten befand, wie bei einem Menschen mit schwergenagelten Bergschuhen.

„Na, und geht er auch?" fragte er, um das vorgeschriebene Mißtrauen zu zeigen. Wortlos schaltete das Stubenmädchen ein. Im Bauch des Staubsaugers erhob sich ein Brausen, alles Menschliche weit hinter sich lassend. Der Rucksack blähte sich auf und begann zu zittern, offenbar durch den Anprall der emporgeschleuderten Staubmassen.

„Und hat er zweihundertzwanzig Spannung?" fragte Herr Tiegel, um auch technische Kenntnisse zu offenbaren.

„Ja", erwiderte das Mädchen. „Also gut, ich nehme ihn." Er zahlte, das Mädchen nahm das Geld ohne Dank und verschwand.

Drunten dauerte es einige Zeit, bis der Staubsauger auf dem Rad verläßlich befestigt war. Inzwischen betrat ein Ehepaar den Hausflur und stutzte beim Anblick des Staubsaugers. Dann flüsterten sie etwas und entfernten sich mit einer wegwerfenden Handbewegung. Das war offenbar Neid. Herr Tiegel fuhr vorsichtig durch viele mit Katzenköpfen gepflasterte Straßen, stets auf äußerste Schonung des vornehmen Staubsaugers bedacht. Die Sattelfedern ächzten, zwei Speichen zersprangen, aber endlich war doch die Wohnung erreicht. Freudig bellend sprang ihm Peter entgegen, dann beschnüffelte er den neuen Hausgenossen. Stolz richtete Herr Tiegel den Staubsauger mitten im Vorzimmer auf. Dann rief er seine Frau.

„Was ist das?" fragte sie mißtrauisch.

„Das ist die Erfüllung deines heißesten Wunsches — ein Staubsauger."

„Hm, das soll ein Staubsauger sein?"

„Ja. Man klappt diese Stange hinunter und fährt dann mit diesem kugelförmigen Teil auf den kleinen Rädern über den Fußboden oder den Teppich, und der Staub ist weg."

„So? Und wie fahre ich über die Vorhänge, die Wandbehänge und die Spinnweben auf der Zimmerdecke?"

„Der Staubsauger ist nicht für alles da. Er ist eben nur für horizontale Sachen. Du scheinst den Staubsauger mit einem elektrischen Rasierapparat zu verwechseln. Und selbst mit diesem kann man nicht überall hinfahren."

„Was kostet denn das Ungeheuer?"

„Hm. Hundertvierund ... hundertvierzehn Mark."

„Entsetzlich. Auch das noch. Das kommt davon, wenn ich bei diesen Einkäufen nicht dabei bin."

Verstimmt zog sich Herr Tiegel zurück. Peter untersuchte den Zugereisten und prüfte ihn auf seine Eignung zum Heben des Beines. Die Töchter kamen nach Hause.

„Ha, was ist denn das? Höhensonne?"

„Nein, ein Staubsauger."

„Fein. Gehört der uns?"

„Ja, jetzt gehört er uns", bemerkte Frau Tiegel mit eisiger Ironie.

„Schnell, fangen wir an!", riefen die Mädchen. Eifrig steckten sie den Kontakt fest und leerten den Inhalt der Mistkiste auf den Fußboden aus, damit der Staubsauger mehr Gelegenheit habe, sich zu bewähren. Herr Tiegel wartete mit heimlicher Angst auf den Kurzschluß.

„Alles fertig? Eins, zwei, drei!"

Der Schalthebel wurde heruntergeklappt. Alles spähte erwartungsvoll auf den Rucksack. Herr Tiegel hoffte auf das mächtige Brausen. Ihm war zumute wie vor einer Staatsprüfung. Tiefe Stille. Nichts regte sich weit und breit.

„Das auch noch!" rief Frau Tiegel verächtlich und ging in die Küche. Die Kinder bekamen einen Lachkrampf und versuchten den Vater zu trösten. Vielleicht war die Spannung nicht die richtige oder mußte noch auf irgendeinen Knopf gedrückt werden. Oder halt, vielleicht mußte man die Pole umwechseln wie beim Rundfunk. Sie stürzten auf den Steckkontakt los. Peter bellte wütend und versuchte in das Kabel zu beißen. Plötzlich aber begann es in dem Gehäuse zu brodeln. Rasch schwoll es zu mächtigem Sausen an. Der Rucksack blähte sich auf. Peter flüchtete entsetzt unters Klavier. Die Kinder rannten in die Küche zur Mutter und verkündeten triumphierend: „Er saugt! Er saugt!" Stolz stand Herr Tiegel da: ich hab's gewußt. Frau Tiegel wischte sich die Hände ab und kam herein. Doch sonderbar, jetzt schwieg der Staubsauger wieder, der Rucksack hing leer und traurig herab. Frau Tiegel kehrte kopfschüttelnd in die Küche zurück. Kaum hatte sie die Hände wieder in den Teig versenkt, kamen die Kinder abermals in die Küche gestürzt und schrien: „Komm schnell! Jetzt hat er wieder gesogen!" Aber die Mutter kam nicht mehr. Dieser Staubsauger existierte für sie nicht.

Einige Tage später saß Herr Tiegel nachdenklich beim (staubigen) Schreibtisch. Er griff zum Bleistift und schrieb: „Tadelloser Staubsauger billig zu verkaufen. Nicht vor dem 24. Juli." Frau Tiegel hatte ihre Abreise zwar schon auf den 20. Juli festgesetzt. Aber seine Fahrt um den Staubsauger hatte ihn gelehrt, bei Unternehmungen hinter dem Rücken der Frau vorsichtig zu sein.

IN DIESEN NÄCHTEN

Und wenn sich wieder tief geschändet diese Nächte,
Beraubt um ihres Friedens heilig fromme Stille,
Ans Herz der Erde pressen, weil ein mörderischer Wille
Satanisch sich erhob, und glutdurchraste Schächte
Vor deinem Schritt sich öffnen, daß die Seele — jäh umwittert
Vom Brand und Rauch des Wahnsinns — schaudernd zittert,
Dann, du mein Bruder, magst du sie erkennen,
Die sich wie du auch Menschenbruder nennen!
Sind sie es noch? Ach, schweig! Ich sehe, ohne
Daß du es sagst, die in den Staub gezerrte Krone
Des hohen Geistes, der die Besten einst beseelte — —
Ich weiß! Ich weiß! Verblendung ist's, die fehlte!
Und wenn wir immer nun auch unsre Besten rufen —
Die Seelen stürzen Stufen über Stufen!
Es bleibt nicht viel. Aus Nacht und grausigem Entsetzen
Schleicht bleich der Morgen, wie ein Bettlerkind in Fetzen,
Durch die Ruinen, die aus Schutt und Asche ragen —
Doch niemand mag nach Herkunft ihn und Wegziel fragen.

HERBERT LESTIBOUDOIS

DAS MÄRCHEN VOM ROTKÄPPCHEN

VON WILHELM PLEYER

Unser kleiner Häwelmann hat Röteln und Langeweile. Da bettelt er jeden, der in seine Nähe kommt, um ein Märchen an. Kein Wunder, daß die Märchen in unserem Hause immer kürzer werden. Die selbstverständliche Folge davon ist, daß der kleine Mann mißmutig wird, sicher gehen will und sich meist etwas Altes und Gediegenes wünscht, etwas, was man schon kennt und wovon man weiß, was es wert ist. Also sagt er: „Vati, erzähl mir das Märchen vom Rotkäppchen!" — „Aber das hast du doch schon hundertmal gehört!" — „Ich möcht's gerne noch einmal hören", kommt es dermaßen leise heraus, daß es eine stärkere Wirkung hat als Donnergebrüll. Und der Vati kann auch diesmal nicht nein sagen. Anderseits steht ihm das Märchen vom Rotkäppchen schon zum Halse hinaus. Also fragt der Vati: „Kann ich die Geschichte nicht ein wenig anders erzählen?" Dagegen hat der Sohn vorläufig nichts einzuwenden, und so erzähle ich denn:

„Es war einmal ein kleines Mädchen, das war so folgsam, daß es alle sehr lieb hatten. Am liebsten hatte es seine Großmutter. Die hatte ihm ein schönes rotes Käppchen geschenkt, das stand dem Mädchen so reizend, daß es gar nichts anderes mehr aufsetzte. Und deshalb nannten es die Leute nur ‚Rotkäppchen'. Eines Tages nun sagte die Mutter: ‚Rotkäppchen, hier hast du einen Korb mit einer Torte darin, mit Weintrauben, Schokolade und Vanilleeis, das bringst du zu der lieben kranken Großmutter, daß sie wieder gesund wird. Du darfst aber unterwegs nichts davon naschen, und wenn du durch den tiefen Wald gehst, darfst du keinen Schritt vom Weg abgehen! Sei mein liebes, gehorsames Kind!' Rotkäppchen versprach der Mutter, in allem schön brav zu sein, und machte sich auf den Weg. Unterwegs hob das Mädchen das Tüchlein von dem Korb, da glänzten die Weintrauben darunter, es duftete nach Schokolade, man sah zwischen dem Papier die Zuckerglasur von der herrlichen Torte, und das Vanilleeis fing schon an, ein wenig zu schmelzen, so daß es eigentlich das Gescheiteste gewesen wäre, man hätte es gleich gegessen. Rotkäppchen wußte auch, daß die Großmutter nie Eis essen mochte und daß sie immer die ganze Portion ihr gab. Da dachte Rotkäppchen: Eigentlich könnte ich das Vanilleeis jetzt schon essen; denn bis ich zur Großmutter komme, ist es bestimmt geschmolzen, und dann hat keines was davon. Aber da dachte Rotkäppchen daran, daß ihm die Mutter verboten hatte, etwas aus dem Korb zu naschen, und es leckte nicht einmal an dem Vanilleeis, wie gerne es auch wenigstens ein bißchen daran geleckt hätte. Dafür pflückte es immer einmal eine Erdbeere vom Wegrande, aber leider war nur hie und da eine zu sehen. Wie Rotkäppchen wieder einmal seinen Korb hingestellt hatte und zwischen den Kräutern am Weg nach den versteckten Beeren suchte, raschelte es in den kleinen Tännlingen unter den hohen, alten Tannen, und plötzlich stand der Wolf vor ihr. Rotkäppchen erschrak ein wenig, aber nicht viel, denn brave Kinder, die nichts angestellt haben, brauchen nicht zu erschrecken. Und der Wolf öffnete sein Maul, daß ihm Rotkäppchen bis in den Rachen hineinschauen konnte, und sagte mit seiner rauhen, aber freundlichen Stimme: ‚Ei, liebes Mädchen, schmecken dir die Erdbeeren?' Rotkäppchen erwiderte: ‚Jawohl, Herr Wolf!' — ‚Findest du auch viele?' fragte der Wolf. Das brave Rotkäppchen wollte keine Unwahrheit sagen und gab zur Antwort: ‚Nein, Herr Wolf!' — ‚Dann paß mal auf', sagte der Wolf ganz freundlich. ‚Hier hinter den Tännlingen, nur zehn Schritte vom Wege, ist der Boden ganz rot von wunderbar süßen Erdbeeren, jede so groß wie eine Kirsche, wenn nicht noch größer. Da kannst du essen nach Herzenslust und brauchst nicht so viel Zeit mit Suchen zu vertun.' Rotkäppchen mußte erst ein paarmal schlucken, weil ihm das Wasser im Munde zusammenlief; dann sagte es: ‚Ich danke schön für Ihre große Freundlichkeit, Herr Wolf, aber meine Mutter hat mir verboten, daß ich im Wald vom Weg abgehe, und da können die Erdbeeren so groß und so rot und so süß sein, wie sie wollen, ich folge meiner Mutter!' Da riß der Wolf mit einem fürchterlichen Geheul den Rachen auf, weit und immer weiter, so weit, daß in den Rachenwinkeln die Haut zerfetzte, und mit einem Ton, wie wenn hundert Hosen zerreißen, zerriß dem Wolf an beiden Seiten sein Fell, und wie es zu Boden sank, stand ein wunderschöner junger Prinz vor Rotkäppchen und sagte mit einer lieblichen Stimme: ‚Ich bin der Sohn des Königs von Bananenland. Eine böse Hexe hat mich in einen Wolf verzaubert, und ich mußte so lange warten, bis ich einem ganz braven und ganz folgsamen Kind begegnete. Weil du so folgsam gewesen bist, hast du mich erlöst! Ich heiße Fritz, und wenn du aus dem Arbeitsdienst zurückkommst, wird gleich die Hochzeit gefeiert!' Und nun gingen sie beide zur Großmutter, die war vor Freude auf der Stelle wieder gesund, und da aßen sie die guten Sachen und waren alle froh und glücklich, und so leben sie heute noch, denn brave, folgsame Menschen werden sehr alt."

Der kleine Mann war noch ein bißchen baff, dann wandelte sich etwas in seiner Miene, und er rief: „Pfui, Vati, das ist doch kein Märchen! Da hast du was zusammengelogen!" Und er gab mir zu erkennen, wie unzufrieden er mit mir und meiner Geschichte war.

Da ging ich sehr in mich und dachte angestrengt nach, indem ich mir die Frage vorhielt: Wann erzählt man noch ein Märchen, und wo fängt man an, etwas zusammenzulügen? — Und soviel wurde mir jedenfalls klar: Man soll nichts übertreiben, auch das Märchenerzählen nicht!

Das Malmittel - *Olio per pittura* (A. P.chel)



„Nun hast du schon wieder das Format vergrößert. Du weißt, ich kann dir von unserem Speiseöl nichts mehr abgeben!"

"E di nuovo hai ingrandito il formato! Sai bene che non posso più cederti nemmeno una goccia del nostro olio da tavola!„

Über der Landkarte

(R. Kriesch)



„Hätte ich in der Schule mehr gelernt, so wüßte ich jetzt, wo mein Paul steht!"
„Wer konnte auch wissen, daß die Geographie solche Bedeutung gewinnt?"

Sopra la carta geografica: "Se a scuola avessi imparato di più, adesso saprei dove si trova il mio Paolo!„ — "E chi mai poteva sapere che la geografia avrebbe un dì avuto tanta importanza?„

ABENTEUER MIT JULIA

VON BERNHARD BERG

„Kasimir, nehme Er Seine Dreckpfoten von meiner Nase!" schalt Herr von Mallinckrodt und schlug dem verdutzten Barbierlehrling, der ihm den Bart schabte, beinahe das Messer aus der Hand. Verwirrt ließ der junge Mann den Arm hängen, über sein stupides Gesicht huschte eine brennende Röte. Der Baron sah es und grunzte begütigend. „Wenn Er mir die Nüstern zukneift, kann ich die Luft nur noch hinten hinaus lassen", sagte er, während ihn der asthmatische Husten von neuem zu plagen begann. Es war ein beängstigender Anblick für den Lehrling Karl, denn das Gesicht des Herrn von Mallinckrodt glich plötzlich einer häßlichen Maske, deren obere Hälfte eine violette Färbung angenommen hatte, die drohend über dem kreidigen Schaum der eingeseiften Kinnpartie flammte. „So", meinte der Baron, nachdem dieser Anfall vorüber war, „nun fahre Er fort. Doch bitt ich, stets den Finger auf den Mund, wie weiland Hamlet sagte. Weiß Er überhaupt, wer Hamlet war?"

„Nein, Herr Baron", sagte der Lehrling Karl, und ein fettiger Seifentropfen glitt schwer und zitternd von dem erhobenen Messer, „diesen Herrn kenne ich nicht."

Herr von Mallinckrodt lächelte verächtlich. „Natürlich, diesen Herrn kennt Er nicht. Aber den Herrn Kiesewetter kennt Er, was? Oder diesen Untermenschen, den tollen Bomberg, von dem kapitalen Eber, meinem Standesgenossen Mikosch ganz zu schweigen. O, ich sage Ihm, Kasimir: die schwarzen Fingernägel, mit denen Er mir vor der Visage herumzufuchteln wagt, trauern um Seine finstere Seele. Und nun seife Er mir die Backen gefälligst wieder ein. Oder will Er mir etwa die Totenmaske abnehmen? Ich habe das Gefühl, daß mein Gesicht in Gips liegt."

Das schaumige Gegluckse, das der hin und her huschende Pinsel erzeugte, enthob den Baron der weiteren Rede. Als der Lehrling Karl das Messer ansetzte, den Finger der linken Hand behutsam und mit einer sacht spannenden Bewegung auf die Oberlippe des Herrn von Mallinckrodt legend, schloß dieser das eine Auge, um mit dem anderen, als ziele er, in den nur mühsam gesammelten Blick des jungen Mannes gleichsam hineinzustoßen. Heftig schwitzend ging der Lehrling Karl ans Werk. Das glotzende, von roten Äderchen durchzogene, lauernde Auge machte ihn völlig kopflos. Doch der Himmel meinte es gut mit ihm, die Rasur gelang prächtig, kein Tröpfchen Blut färbte den Seifenschnee unter der Nase. Aufatmend strich er die von Bartstoppeln geschwärzte Seife von der Klinge und füllte den Napf mit frischem Wasser. Hierauf wusch er dem Baron das Gesicht, trocknete es sorgfältig und holte den Gummiball mit dem Puder herbei. Herr von Mallinckrodt sah es und runzelte die Stirn. „Kasimir", sagte er würdevoll, „solange ich auf dem Hals einen Kopf und keinen Kinderpopo trage, wünsche ich nicht, gepudert zu werden. Auch die Essenzen, an denen es hier kaum mangelt und deren Gestank mich auf eine fatale Art an einen Pariser Weiberstall erinnert, möge der Teufel holen. Derlei Dinge sind gut für den Komödianten. Hat Er schon einmal ein Schauspiel gesehen?"

Der Lehrling Karl mußte einräumen, noch niemals in einem Theater gewesen zu sein. Herr von Mallinckrodt streifte das weiße Frisiertuch von den Schultern und betrachtete sich nachdenklich im Spiegel. Die Masse seines Körpers füllte die Glasfläche beinahe völlig aus. Auf der breit ausladenden Jägerjoppe lag wuchtig der Kopf mit den hellen, von zahlreichen Fältchen umgebenen Augen, den schlohweißen Brauen, dem etwas gewaltsamen Kinn und der kurzsattligen Nase über einem Mund, der schmal und von Ironischer Prägung war. Einen seltsamen Kontrast zu dem roten, bäuerlichen Gesicht bildete das eisgraue Haar, das in der glatten Bändigung der Frisur wie eine Perücke wirkte. Die fleischigen Ohren, sowie der kurzsichtige, ein wenig umschleierte Blick vervollständigten den Eindruck von Vitalität und Empfindsamkeit. Der Chronist, der dem Baron die Urheberschaft zahlreicher sinniger Poesien nachrühmte, hatte sicher nicht gelogen, zumal der Baron nach einer Weile müssigen Dasitzens mit seiner heiseren Stimme fortfuhr: „Kasimir, glaube Er mir: ein Mensch, den die Kunst vergeblich ruft, ist ein Schwein. Die Kunst ist das Edle in der Welt, das Lehrreiche. Schäme Er sich, daß dieser Ruf des Himmels noch nicht an Seine schmutzigen Ohren gedrungen ist. Schäme Er sich weidlich und vor allem: zeige Er Reue. Ich will Ihm Gelegenheit hierzu geben. Da..." Langsam griff er in die Tasche und holte ein Geldstück hervor, das er dem Lehrling Karl mit einer Geste überreichte, die ebenso pathetisch war wie der Klang seiner Worte: „Dieser Taler, den ich Ihm schenke, wird weder versoffen, noch mit Weibern vertan. Er soll Ihn zu der Kunst hinführen. Heute abend geben sie im Theater die Komödie eines jungen Dichters: Abenteuer mit Julia. Kasimir, Kasimir, Er wird hingehen, sage ich Ihm, Er wird die Löffel aufsperren und die Seele dazu. Und morgen wird Er mir sagen, was Er gelernt hat. Lebe Er wohl."

Hochaufgerichtet, den verblichenen Filzhut schief auf dem Kopf, verließ der Baron die Barbierstube, um den gewohnten Waldgang anzutreten. Die genagelten Schuhe seiner Jagdstiefel schlurrten über das Pflaster. Es war ein prächtiger Tag. Durch ein paar Gassen ging Herr von Mallinckrodt, dann einen kleinen Feldweg entlang, und der Wald war erreicht. Köstliche Kühle umgab ihn, ah, eine superbe, nach Nadeln, Laub und Moder duftende Kühle! Wie ein Jagdhund schnobernd, so recht sich selber überlassen, spazierte der Baron gemächlich durch das herbstliche Revier. Vor einer schmalen Lichtung blieb er plötzlich stehen. In seine kurzsichtigen Augen, die eben noch verträumt und nach innen gekehrt geblickt hatten, trat ein Ausdruck maßlosen Staunens. Wenige Schritte von ihm entfernt stand eine junge Dame, stand Julia, die Schauspielerin, in zierlicher Pose gegen einen Baum gelehnt und leise vor sich hinsprechend. Herr von Mallinckrodt verharrte reglos. Der liebliche Anblick, der sich ihm bot, zwang ihn, den Atem zu verhalten und jener unvergeßlichen Szene zu gedenken, da Ophelia, von Wahnsinn umnachtet, in den Tod gegangen war. Schauerlich hatte Julias Stimme geklungen, schauerlich und rührend zugleich, als sie ihren Sterbegesang ertönen ließ. Ihre letzten Worte: „Gott sei mit Euch!" verfolgten den Baron bis in die letzten Tiefen seiner Seele. „Märker", hatte er nach diesem Abend auf dem gemeinsamen Nachhauseweg zu seinem Begleiter, dem buckligen Stiftsorganisten gesagt, „Märker, da hatte ich mal vor Jahren eine Häsin, die mir schlecht vor die Flinte lief, krank geschossen. Die klagte genau so wie dieses exzellente Frauenzimmer." Parbleu, die Erinnerung hieran überwältigte Herrn von Mallinckrodt, so daß er, jegliche Vorsicht außer acht lassend, einen Schritt näher kam. Erst jetzt bemerkte ihn Julia. Mit einem leisen Schrei fuhr sie hoch. „Oh, wie Sie mich erschreckt haben!" flüsterte sie. Ihre schlanken Hände sanken zu den Hüften hinab und zupften verwirrt an der Seide des lichtfarbenen Kleides. Der Baron sah zwei dunkle Augen furchtsam auf sich gerichtet, sah einen blühenden Mund schmerzlich lächeln und verneigte sich tief. „Ich bedaure es aufrichtig, Sie inkommodiert zu haben, Madame", begann er teilnahmsvoll. „Glauben Sie mir bitte, daß es nicht in meiner Absicht lag, in Ihre innersten Geheimnisse einzudringen. Ja, Madame, widersprechen Sie nicht. Oder ist es nicht etwa die Kunst, welche die letzten Regungen unserer Seele heraufbeschwört und zum Erklingen bringt?"

„Ich präpariere mich für meine neue Rolle", erwiderte Julia. Herr von Mallinckrodt nickte zustimmend. „Abenteuer mit Julia", sagte er galant, um nach einer kleinen Pause fortzufahren: „Wenn Sie befehlen, Madame, gehört dieser Wald für die Dauer Ihres Studiums niemandem außer Ihnen."

Julia betrachtete den Sprecher mit huschenden Augen, und dem Baron war es, als dringe dieser sekundenschnelle Blick durch seinen ganzen Körper. „Sie sind der Baron von Mallinckrodt?" fragte Julia. Der Baron bejahte, zutiefst verwundert über die seltsame Heiterkeit, die sich auf einmal über dem Gesicht der jungen Dame auszubreiten begann. Etwas wie Spannung machte das Gesicht rätselhaft, ah, Herr von Mallinckrodt gewahrte die plötzliche Veränderung in den Zügen Julias und war für die Dauer eines Atemzuges völlig verwirrt. Mächtig wallte das Blut in ihm hoch, seine Augen glänzten abenteuerlich, unklar spürte er, daß irgend etwas Großes, Entscheidendes durch die Pforte der Vernunft hineinschritt, mitten in sein heftig pochendes Herz hinein. Noch immer stand Julia so vor ihm: stumm und lächelnd, im Blick jenen anrührenden Schimmer wohlwollender Neugier, der voll von Verheißungen ist. „Leben Sie wohl, Madame", murmelte der Baron. Es machte ihm Mühe, die vier sinnlosen, unehrlich gemeinten Worte zu einem verbindlichen Satz zu fügen. Wieder war es der kindlich rührende Ton in Julias Stimme, der Herrn von Mallinckrodts aufgewühlte Seele wie ein Schwanengesang durchschaute. „Herr Baron", sagte Julia leise und beschwörend, „ich bitte Sie, zu bleiben, Herr Baron."

Langsam gingen sie durch den Wald. Das Rauschen der Bäume war fort, nur noch das seidige helle Kleid und das betörende Lächeln Julias lebten in dem zarten Licht, das wie ein grüner Regen von oben her auf die Stille rieselte. Eine lange Zeit verging, und niemand sprach. Herr von Mallinckrodt schritt gesenkten Hauptes, als schäme er sich seiner feurigen Gefühle, über den weichen, federnden Boden. Die Nähe der jungen Frau, die so gelassen mit ihm spielte und deren Wärme er zu spüren glaubte, zerschmolz ihm die Gedanken zu einem zähen Brei. Süß und verlockend klang seinen erregten Sinnen das zärtliche Geknister der Seide; mit geblähten Nüstern trank er den Duft eines betäubenden Parfüms in sich hinein. Ein paarmal setzte er zum Reden an; kein Wort fiel über seine Lippen. Und als sie vor

Wiege unterm Apfelbaum

Einst war's im Herzen Traum,
Was heute wirklich ist: Du bist im Kriege,
Und in der Heimat unterm Apfelbaum
Steht eine Wiege.
Drin liegt dein erstes Kind
Und schlummert süß, vom Duft der Blüten lind
Umwoben. Eine weiße Wolke, schwebt
Die breitverzweigte Krone
Hell über deinem kleinen Sohne,
Der nun sein Leben lebt — —
Und blühend wandelt durch den Frühlingsgarten
Die junge Mutter, deine Frau, und sinnt:
Getrennt durch weiten, weiten Raum,
Brauchst du nun nimmermehr allein zu warten,
Daß einer heimkehrt aus dem Kriege;
Denn unterm Apfelbaum
Steht eine Wiege.
Drin liegt dein erstes, dein geliebtes Kind.

HEINZ FRIEDRICH KAMECKE

einer Birkenbank standen und wenig später schweigend nebeneinander saßen, der Baron vollkommen am Rande seiner sechzigjährigen Kraft, die vergeudend immer neue Sehnsüchte in den Brand der Minuten schürte; in diesem Augenblick, da Julia, den Blick nahe vor seinem Gesicht, ihn mit ihren sanften Augen lächelnd ansah, vergaß Herr von Mallinckrodt plötzlich alle guten Vorsätze, die auf ein wenig gichtigen Beinen hinter seinen galoppierenden Wünschen hergelaufen waren. Tief atmend nahm er Julias Hand, die sie ihm willig ließ, hob sie langsam zu sich empor und küßte sie wortlos. Jegliche Seligkeiten und Qualen des Himmels wälzten sich auf ihn herab: süße, brennende Blicke, sein Herz entflammend, dieses Schweigen, aus dem seine Seele wie aus einem tiefen Brunnen Mut und Ängste schöpfte, oh, und dann das Lächeln und die weiche, zukkende Kühle der kleinen Hand, die auf eine so verwirrende Art zwischen seinen Fingern lebte! War es der Teufel, der den Baron mit einem Male hochfahren ließ und seine Arme zwang, sich leidenschaftlich um Julias Schultern zu pressen? Wahrhaftig, Herr von Mallinckrodt kannte keine Gesetze außer denen seines heißen Blutes. Sinnlose Worte entströmten seinem Munde, es war, als habe sich sein Herz mit einem Schlage geöffnet, alles preisgebend, was seinem zitternden Körper an Gefühlen innewohnte.

Aber plötzlich erschrak er heftig. Wie durch einen roten Nebel sah er Julias Gesicht, das nicht mehr lächelte, sondern ernst und abweisend zu ihm hinaufblickte. Die Arme sanken ihm, er räusperte sich, stieß die Luft schwer durch die Zähne und murmelte eine Entschuldigung. „Wie wundervoll die Tannen duften!" sagte Julia. Sie hatte sich erhoben und ging nun wiegenden Schrittes, der die Seide ihres Kleides im Licht des Tages aufflimmern ließ, dem Weg entgegen, der heim zur Stadt führte. Wo war der Zauber jener Stunde geblieben? Die Tannen, ja, die Tannen! dachte der Baron, und seine erkalteten Gedanken fügten diesem sinnlosen Satz hinzu: und das Leben... und die Melancholie... ah, und überhaupt alles, was uns klüger macht, sei gesegnet!

Nur noch eine kurze Strecke spazierten sie gemeinsam durch das Revier. Als sich der Wald zu lichten begann, reichte Julia Herrn von Mallinckrodt die Hand. „Leben Sie wohl, Herr Baron", sagte sie. Der Baron verbeugte sich stumm. Ohne sich umzublicken ging er den Weg zurück, den er gekommen war, zu den Bäumen, die tröstend rauschten und in jenes grüne Licht, das rieselnd durch die Kronen sickerte.

Tagsdrauf sagte er zu dem Lehrling Karl, der ihm den Bart schabte: „Erzähle Er mir, was Er im Theater gesehen hat."

Es war eine verworrene Geschichte, die er zu hören bekam, die Geschichte von einer jungen Dame und einem alten, verliebten Herrn. Und ein junger Mann kam darin vor, der in dem törichten Kampf den Sieg davontrug.

Der Baron schloß melancholisch die Augen. So versunken war der Ausdruck seines Gesichtes, daß der Lehrling Karl verwundert und offenen Mundes dastand. Eine lange Zeit verging, von nichts anderem ausgefüllt, als von dem sanften Knistern der eintrocknenden Seife und den tiefen Atemzügen des grübelnden Herrn von Mallinckrodt. Also darum! dachte der Baron. Seine Stimme war die eines Schlafenden, als er nach einer endlosen Pause das eine Auge lauernd öffnete und heiser und von Husten gequält die Frage in das Schweigen warf: „Und was hat Er aus dieser Komödie gelernt?"

„Ein alter Herr soll nicht mit einer jungen Dame scharmutzieren", erwiderte Karl, der Lehrling, stolz ob seiner Wissenschaft. Dann machte er sich von neuem über den Seifennapf her, schlug den Schaum und legte dem Baron einen weißen Kranz von flockigem Schnee wie einen Bart der Weisheit um das Kinn, bis nichts mehr in dem Gesicht war, als Schweigen, Zufriedenheit und jener sacht anfallende Schlaf, aus dessen Tiefe dem Alter die letzten Erkenntnisse reifen.

Goldregen - Laburni (A. Kubin)



Er weiß, was sich schickt

Als Karrenberg die Straßenbahn bestieg, um ins Büro zu fahren, war in seinem Kopfe ein Gekribbel wie von Ameisen und Käfern. Eine trinkfrohe Nacht lag hinter ihm, ein Heimweg, an den er sich nur dunkel erinnerte, und ein kurzer, bleierner Schlaf.

Der Schaffner sprach ihn an:

„Na, sind Sie denn heute nacht gut heimgekommen?"

„Natürlich. Wie kommen Sie zu der Frage?"

„Tja, sehen Sie", lächelte der Mann, „ich... hatte so meine Bedenken. Als Sie nämlich aufstanden und der Dame ihren Platz anboten, waren Sie beide die einzigen Fahrgäste in meinem Nachtwagen..."

F. F.

Bedenken

(Kurt Heiligenstaedt)



„Sie sind Ärztin, ich bin Arzt — das gäbe doch eine harmonische Ehe!"
„Weiß noch nicht — wie denken Sie zum Beispiel über die Behandlung von Gallensteinkolik?"

Riflessione: "Voi siete medichessa ed io sono medico; ne dovrebbe uscire un matrimonio armonico!„
"Non so ancora. Per esempio: che pensate Voi sulla cura della colica dei calcoli biliari?„

ALTES SCHWABING

VON A. WISBECK

Für den, der es noch nicht wissen sollte, sei vorausgeschickt: Schwabing ist ein Stadtviertel Münchens und erfreut sich des Rufes, eine Kolonie von Künstlern zu beherbergen. In der Tat wird hier mehr gemalt und gemeißelt als in anderen Teilen der lieben Isarstadt. Doch irrt der Fremdling, wenn er glaubt, damit das Wesen Schwabings erfassen zu können, denn mehr als Beruf stempeln Eignung und Erprobung zum wahren „Schwabinger". Dieser echte Schwabinger ist freilich heute so selten geworden, wie das Okapi. Mondelang kannst du so einem alten Bullen in den Schwabinger Gründen nachspüren, ohne seiner ansichtig zu werden. Dann stößt du vielleicht durch Zufall auf ihn, wie er im letzten Büchsenlicht durch die Werneck- oder Hohenzollernstraße zur Tränke wechselt. Vorsichtig äugt und windet er nach allen Seiten, denn die zunehmende Belebung des Stadtteiles hat ihn scheu gemacht. Moos wächst bereits auf seinem ergrauten Haupt, und bösartig ist er geworden, wie jeder alte, einschichtig lebender Bulle. Treibt ihn die Not zur Tränke einer Weinkneipe, so wirst du kaum mehr denn ein Knurren über die fortschreitende Verwässerung des Alkohols aus seinem Munde vernehmen. Schon zu Beginn der Jahrhundertwende lichtete sich die Herde rassereiner Schwabinger, Rudeln von ihnen verschollen im bürgerlichen Dasein. Immerhin hatte sich noch ein kleiner Bestand erhalten, und in diesem Kreise geschah es auch, daß der Kunstmaler Toni Höpfl mit dem Bildhauer Rudi Blasius um die Gunst der schönen Kunstgewerblerin Paula Köberl buhlte. Jawohl, buhlte. Denn so rasch, wie es sich die Phantasie des Fremdlings vorstellt, ging es nicht mit der Liebe in Schwabing. Tagelang währte oft das harte Ringen um eine Frauenseele, und manchmal war es trotzdem vergeblich.

Daß sich Höpfl und Blasius nicht liebten — durfte es ein Wunder nehmen, wenn dieses Weib mit den Formen einer Aphrodite und einem Haarschopf, der Tizian verrückt gemacht hätte, dazwischen stand? „Der Toni malt seinen Kitsch mit Entenmist", behauptete der Bildhauer vom Maler. „Der Rudi wäre ein recht guter Friseur geworden", meinte der Maler vom Bildhauer. „Sie haben beide recht", bestätigte ein dritter. Über diesen aber sagte wieder ein anderer — — — Das war das alte Schwabing. —

Eines Abends wurde es in der Kneipe bekannt, daß Höpfl an einer kurzen Krankheit verstorben sei. „So — so", hieß es nur, „der Toni ist gestorben!" Denn Menschen, die mit irdischen Gütern schlecht gesegnet sind, stehen dem Jenseits mit Fassung gegenüber. Daß man jedoch dem Maler das letzte Geleite geben wollte, verstand sich, und daß eine Grabrede nicht umgangen werden konnte, wurde nach langer Debatte festgestellt. Wer aber sollte diese Rede halten? Denn es ließ sich zwar über die Malerei des Van Gogh stundenlang sprechen, in Leichenreden aber besaß man nur geringe Erfahrung. „Ich tu's", sagte plötzlich der Bildhauer, und gab sich einen Ruck. Man überreichte ihm ein Stückchen Papier, darauf kritzelte er alle Daten und Begebenheiten, wie sie diesem und jenem aus dem Leben des Verstorbenen bekannt waren. —

In langem Zuge folgten die Schwabinger dem schlichten Sarg. Nun trat Blasius vor die Grube, zupfte verlegen an den entliehenen Trauerhandschuhen herum und sprach: „Da liegt er nun, unser Freund, der Entschlafene und ist tot. — — — Ganz tot ist er. — — Geboren wurde er so um 1890 herum vermutlich in Ingolstadt — — — dann ist er gestorben am 15. Juli 1922 in München. — — — Ja, da kannst nix machen. Gott gebe ihm die ewige Ruhe!" Das hört sich nun freilich drollig an. Wer aber die kurze Handbewegung des Redners sah, die ungewollt und doch mit letzter Ausdruckskraft die Vergänglichkeit alles Irdischen umschrieb, und wer des Tropfens gewahr wurde, der aus den Augen des Rivalen über die Krawatte kollerte, dem blieb dieses Leichenbegängnis unvergeßlich. Auch das war das alte Schwabing.

SCHÖNER ABEND

Es ist eine richtige Frühlingsnacht,
So milde, duftend und lind,
Mit Mondenschein und Sternenpracht
Und leise kosendem Wind.

Es ist so friedlich auf der Welt
Wie sonst nur im Gedicht.

Und der Rundfunk hat auch noch nicht abgestellt.
Da kommen sie heute wohl nicht.

Jürgen Bieger

LIEBER SIMPLICISSIMUS

In Großholzhausen beim Alten Wirt saß eine Münchner Familie, der Vater, die Mutter, und acht Kinder. Das Jüngste war höchstens elf Monate alt. Trotzdem schob ihm der Vater wiederholt seinen Maßkrug hinüber.

„Da — sauf, Pamperl, wanns di dürscht!"

Und das Pamperl nahm den Maßkrug und trank. Vom Nebentisch mengte sich einer hörbar ein.

„Ich finde es einfach unerhört, dem Kinde Bier zu geben! Ihm wäre Milch viel dienlicher!"

Der Münchner drehte kaum den Kopf und brummte über die Schulter hinüber:

„Eahna sieht ma's an, — Sö san künstlich ernährt worden!" J. H. R.

(O. Nückel)



Zu einem Frankfurter Maler kam einst eine reiche, aber häßliche Frau, die sich von ihm porträtieren lassen wollte. Sie wurden auch einig und die Frau sagte beim Abschied: „Gut, ich werde mich von Ihnen malen lassen, aber Sie müssen mir versprechen, daß es sehr ähnlich wird!" Da sagte der Maler: „Awwer gewiß, awwer Sie misse mer aach verspreche, daß Sie es dann aach nemme..." H. K. St.

DER HUNDERTSTE BADEGAST

VON ANDRÉ BARON FOELCKERSAM

Tante Aline haßte Badeorte. „Badeorte", erklärte sie, „sind der Sammelplatz aller menschlichen Eitelkeiten. Die Leute fahren bloß hin, um sich zu zeigen und sich anstarren zu lassen." Nichts aber war Tante Aline so zuwider als in irgendeiner Hinsicht aufzufallen.

Eines Tages verschrieb ihr der Hausarzt eine Badekur gegen Rheumatismus. Meine gute Tante wollte nichts davon wissen. Sie versucht ein Hausmittel nach dem anderen — ohne Erfolg. Auch das Katzenfell hilft nicht. Endlich bereden wir sie zu einer Badekur. Tante Aline läßt sich hunderte von Kurort-Prospekten schicken. Keiner sagt ihr zu. Da hört sie durch Zufall von irgendeinem gänzlich unbekannten Fischerdorf, das seit ein paar Wochen als Badeort eröffnet worden ist. Mit Kissen, Reisetaschen, Plaids und Körbchen macht sich Tante Aline auf. Als der Zug im Fischerdorf ankommt, erblickt Tante Aline auf dem Bahnsteig eine festlich gekleidete Menschenmenge: ein Dutzend älterer Herren im Gehrock und Zylinder, Blumen, eine Musikkapelle. Das ganze Fischerdorf scheint sich versammelt zu haben. Sicher, denkt Tante Aline, ist es eine Hochzeit oder sonst irgendeine Festlichkeit. Gottlob, daß mich das nichts angeht.

Als einziger Reisender entsteigt sie mit all ihren Kissen und Reisetaschen dem Zuge und sieht sich nach einem Gepäckträger um. Da stürzt einer der Herren im Gehrock auf sie zu und fragt: „Frau Geheimrat R.?"

Tante Aline bejaht, verdutzt. Der Herr überreicht ihr strahlend einen Blumenstrauß, gibt den Musikanten einen Wink und zerrt meine ganz verdatterte Tante beim Klange eines Tuschs vor die Menschenmenge. Umsonst versucht Tante Aline sich loszureißen. Schon springt ein zweiter Herr in Zylinder und Gehrock hervor und begrüßt sie mit einer feierlichen Rede: „Im Namen unseres jungen Badeortes erlaube ich mir, Frau Geheimrat R. als unseren hundertsten Badegast zu begrüßen!" — Tusch. Tante Aline wird im Triumphzug ins Kurhaus gefahren. Das ganze Fischerdorf trabt neben dem Wagen einher, zeigt auf sie mit dem Finger und ruft: „Der hundertste Badegast, der hundertste Badegast!"

Auch im Kurhaus mißlingt es Tante Aline zu entschlüpfen. Ihr zu Ehren gibt es ein Festbankett mit den Honoratioren des neuen Kurorts. Reden werden gehalten, Toaste ausgebracht. Erst um Mitternacht liegt meine arme Tante im Bett mit Migräne und Essigkompressen. Unten, in den Gesellschaftsräumen lärmt man noch lange weiter, bis zum frühen Morgen. Ihr zu Ehren...

Am nächsten Morgen entflieht Tante Aline, um neuen Überraschungen zu entgehen, ins Dorf. Aber auf Schritt und Tritt sieht sie, wie die Leute sie neugierig begaffen, wie sie auf sie zeigen, und sie hört, wie sie einander zuflüstern: „Da kommt sie, der hundertste Badegast!"

Ergrimmt zog sich Tante Aline ins Kurhaus zurück. Sie saß den ganzen Tag über in ihrem Zimmer und ging nicht einmal zu den Mahlzeiten hinunter. Nun — schließlich gewöhnt man sich an alles. Auch an den Ruhm. Selbst meine gute Tante unterlag ihm, doch er erwies sich als treulos und flüchtig. Mit leisem Befremden mußte sie nach kurzer Zeit feststellen, daß niemand auch nur den Kopf nach ihr umwandte, geschweige denn, daß das halbe Fischerdorf ihr nachgelaufen wäre, wie am ersten Tage.

Als vollends der tausendste Badegast mit noch größerem Aufwand an Blumen, Gehröcken und Festreden empfangen wurde, litt es sie nicht mehr an der Stätte ihrer einstigen Triumphe. Sie reiste ab.

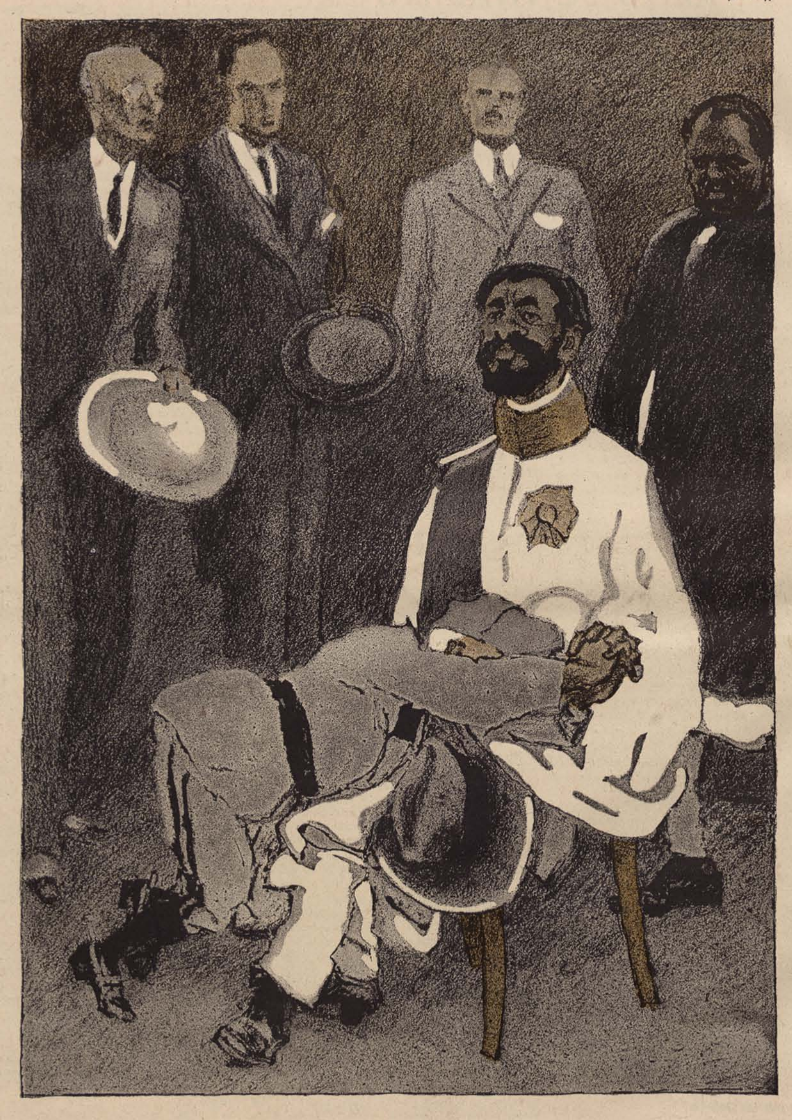
In einem Muschelrähmchen steht auf ihrem Schreibtisch die Blitzlichtaufnahme jenes unvergeßlichen Festabends. Neuerdings besucht Tante Aline alljährlich die mondänsten Badeorte. „Aber nirgends", sagt sie, „habe ich es so nett getroffen, wie bei jenen redlichen Fischern."

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —

— Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Die Kaiser von Abessinien

(E. Thöny)



„Kannst du mir verzeihen, Haile? Dein kleiner Viktor Emanuel wird es auch ganz gewiß nicht wieder tun!“

Gl' Imperatori d' Abissinia: “Hailè, mi puoi perdonare? Il tuo piccolo Vittorio Emanuele non lo farà più, no davvero!„

München, 31. Mai 1944
49. Jahrgang / Nummer 22

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Canterbury sammelt für die Sowjets

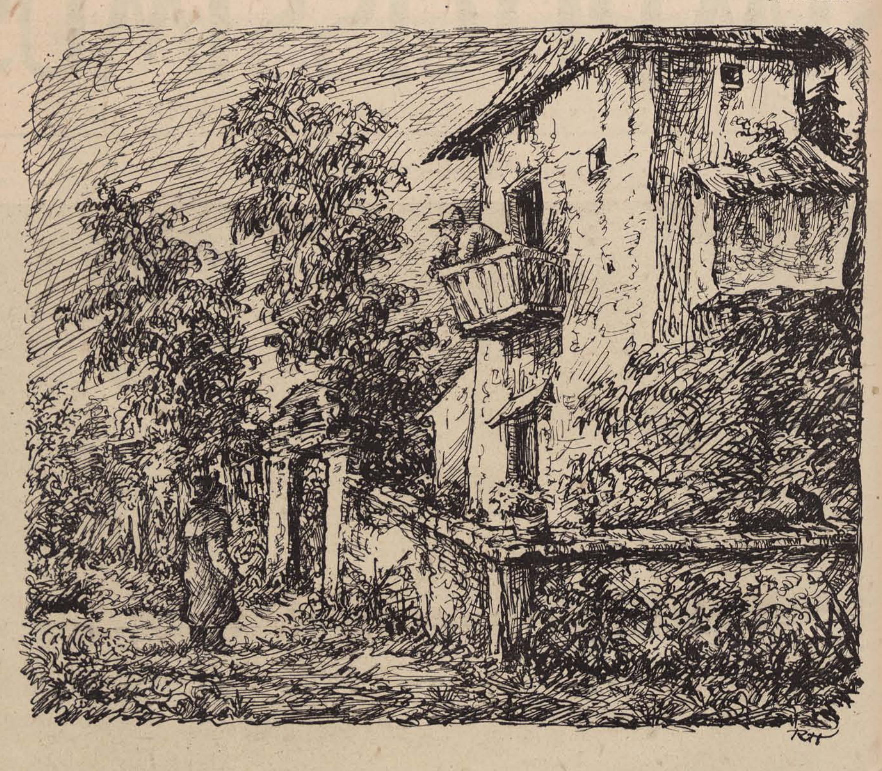
(Erich Schilling)



„Ich überreiche Ihnen als erste Rate eine Anweisung auf 110000 Pfund. Möge das Geld Segen bringen!"
„Wird es, wird es, Genosse Erzbischof. Jetzt können die Kinos, die wir aus den Kirchen machen, viel luxeriöser ausgestattet werden!"

Canterbury raccoglie pei Sovieti: "Vi consegno come prima rata un assegno di 110000 Lire Sterline. Che il danaro Vi porti benedizione!„
"Certo certo, compagno arcivescovo; adesso i cinematografi che noi apriamo nelle chiese, possono essere addobbati con più lusso!„

(R. v. Hoerschelmann)



DIE FEDER AM HÜTL

VON WALTER FOITZICK

Ich habe mir eine Feder ans Hütl gesteckt. Hütl ist zuviel gesagt. Es ist ein Vorkriegshut mit einem Vorkriegsband und einigen Vorkriegsflekken dran. Der Hut ist englischer Herkunft, die Flecken stammen aus Deutschland. Was mache ich da viele Redereien! Kurz gesagt, es ist halt ein alter Hut. Grün ist er, wie ich mich erinnere.

Die Feder, die ich mir an den Hut gesteckt habe, ist auch keine einfache Feder, sondern ein Arrangement aus drei Federn. Der Fachmann nennt so was ein Gesteck. Mein Gesteck besteht aus drei Federn, einer langen grauen, einer kurzen braungestreiften, und unten herum eine Art Bettfedern, wie ich sie auch in der Steppdecke habe. Am Hut aber nennt man so etwas, glaube ich, Adlerflaum. Es ist ein sehr diskretes Gesteck, wie mir der Mann im Laden sagte, denn ich habe den Adler und die anderen Tiere nicht selbst geschossen, sondern die Federn kurzerhand gekauft, ohne Marken und ohne Beziehung, einfach so. Der Händler hat die Tiere auch nicht an einer schroffen Felswand der Alpen erlegt, sondern er hat sich die Federn aus Sachsen kommen lassen, denn in Sachsen werden die schönsten Gestecke hergestellt und, wie ich seither annehme, auch die diskretesten.

Dies alles habe ich also jetzt am Hut, und mir ist so, als sei der Hut damit schöner geworden, er hat so was Jagerisches. Ich gestehe, daß ich ihn jetzt etwas schief aufsetze. Wie heißt's in den Liedern und Geschichten? Keck aufs Ohr gedrückt. Jawohl, keck, das ist das Wort. Keck sagt eigentlich kein Mensch, nur wenn einer ein Wanderlied dichtet oder was Naturverbundenes zu Papier bringt. Vom keck ist's nicht mehr weit zum Jagerloisl und zum herztausigen Bua.

So trage ich meinen Hut. Mit den Federn sind die Flecken legalisiert, sie künden von Wind und Wetter, taufrischen Morgenstunden und abendlichen Nebel im Unterholz. Wenn ich jetzt ins Büro gehe, müßte ich eigentlich eine Büchse über die Schulter werfen und einem überaus getreuen und klugen Hunde pfeifen. Aber da pfeift keiner, nur gelegentlich mal die Trambahnschaffnerin, und die schmettert dazu: „Zurückbleiben, der Wagen ist besetzt."

ZWEI WELTEN

Ein Knäblein übt am Wiesensaum
den sogenannten Purzelbaum,
wird nachgerade damit fertig
und steht nun da, des Lobs gewärtig
vonseiten eines ältren Herrn.

Dem aber liegt das weltenfern.
Im Gegenteil, er nennt es albern,
so lächerlich herumzudalbern
und köpflings Späße zu entfalten.
Der Kopf sei da, ihn **hochzuhalten**!

Was er denn seinerseits auch tut,
indem er fortzugehn geruht...

War das sein Ernst? frag' ich mich bang.
Wie? Oder war's – Ressangtimang?
(Wer weniger höflich ist, der nennt's
ganz einfach Neid aus Impotenz.)

Das Knäblein, ungetrübt und heiter,
übt jedenfalls zunächst noch weiter
und übt, bis daß es ihm gelingt
und es den Kopfstand fertig bringt.

Ratatöskr

Londoner Wohltätigkeitskonzert für die verhungernden Inder

(Mjölnir)



„How nice, colonel, man muß das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden!"

Concerto di beneficenza a Londra per gl' Indiani affamati: "How nice, colonnello! Si deve unire l' utile al dilettevole!„

Wallstreets Hoffnung

(E. Thöny)



„Dein Verlobter gefällt mir ja ganz gut, aber, wenn wir Frieden haben, verdient er doch nichts mehr!"
„Aber, Daddy, du denkst auch immer gleich an das Schlimmste, wir hoffen doch auf einen dritten Weltkrieg!"

La speranza di Wallstreet: "Il tuo fidanzato mi piace assai; ma quando avremo la pace, egli non guadagnerà più nulla!„
"Ma, Daddy, tu pensi sempre al peggio; noi speriamo pure che ci sia una terza guerra mondiale!„

DAS WÖRTERBUCH

VON SCHLEHDORN

Waldemar war ein junger Gelehrter von jener Art, die sich als Ziel der Wissenschaft ein großes Wörterbuch erträumt, in dem man alles, was ist, nachschlagen kann, von den Anfängen und Arten bis zu den Zusammenhängen und der Zukunft. Er stellte fest, daß es schon eine Unzahl von Sach-, Fach- und Sprachlexika gäbe, unter letzteren sogar solche für Suaheli, Jäger- und Gaunersprache, ferner Reimlexika, Wörterbücher für Synonyma und für Fremdwörter, bis auf...

„Heureka, Herta, ich hab's!" jubelte er seiner Frau entgegen. „Es gibt noch kein Lexikon der Schimpfwörter."

„Aber, Waldemar, wer wird denn auch schimpfen."

„Ich bitte dich, Herzchen, bedenke: welche kulturelle Bedeutung hatte das Schimpfen schon bei den homerischen Helden, die sich vor dem Kampf in die rechte troïsch-mykenische Wut hineinschimpften. Oder bei den großen Rednern der Antike, was haben sich zum Beispiel Demosthenes und Aeschines im Kranzprozeß (330 v. Chr.) alles an Schimpfworten an den Kopf geworfen, übrigens ohne daß das Gericht mit Ordnungsstrafen eingeschritten wäre. Was haben die gelehrten Humanisten geschimpft, — und manchmal heute noch Wissenschaftler, die verschiedene Meinungen haben, und Nachbarinnen, die dieselbe Waschküche haben... Alles Sprachgut ist aufgezeichnet, sogar das der Botokuden, warum nicht das heimateigene Schimpfgut? Ich sehe es schon vor mir, Liebling: zwei Lexikonbände, Hand- oder Taschenausgabe, mit dem Titel: „Deutsches Schimpfwörterbuch, das gemeindeutsche und gaumäßige Schimpfgut, gesammelt und erklärt von Waldemar."

„Und gewidmet seiner lieben Frau", freute sich Frau Herta.

„Gewiß, mein Schätzchen. Und das wird dann neben Grimms Wörterbuch der Deutschen Sprache stehen und auf keinem Tisch eines Schöffenrichters, Pädagogen (früher hätte man noch hinzugefügt: Parlamentariers) fehlen."

„Aber woher willst du denn das Material nehmen, Waldemar? Kennst du jemand, der schimpft?"

„Gewiß nicht, Mäuschen; aber aus Büchern kann man keine Schimpfwörter sammeln. Shakespeare bringt zahlreiche, aber die sind veraltet. Die Schriftsprache ersetzt manche durch Pünktchen, aber sie sind dann besonders bekannt. Ich muß im Lande sammeln gehen, wie einst die Brüder Grimm ihre Märchen sammelten."

Und er ging auf eine Studienreise. —

Sie begann in einem rheinischen Ort, dessen Fischhändlerinnen wegen ihrer Suade im Schimpfen berühmt sind. Waldemar zupfte neckisch einige tote Fische am Schwanz und schon stemmte die betreffende Dame die Arme in die Hüften und aus ihrem Munde ergoß sich eine Flut der urwüchsigsten Schimpfworte. Ihm war zumut bei diesem vorüberrauschenden Material, wie einem, der im D-Zug durchs Museum fährt.

„Halt!" rief er freundlich und bestimmt, „bitte, das ganze noch einmal. Aber bitte genau so."

„Hä?" sagte die Frau, und ihr Mund blieb offen stehen.

„Bitte, noch einmal. Sie tun der Wissenschaft einen Dienst." Aber es kam nichts mehr.

„Der is knatschjäck", hörte er nur noch hinter sich her. (‚knatschjäck' hatte er schon notiert.) — Der Berliner will gereizt sein, sonst ist er der gutmütigste Mensch der Welt. Waldemar weckte also einen Taxichauffeur, der im Warten schlief.

„Na, wo soll's denn hingehen?" fragte der wakkere Mann.

„Ich will Ihr Auto gar nicht benutzen. Ich wollte nur fragen, ob Sie lieber vor- oder rückwärts fahren."

Das glückte. „Mensch, du hast woll 'ne kinderreiche Made in deiner weichen Birne?" begann die Serie von Ausdrücken voll sprachschöpferischer Originalität.

„Bitte, langsam", bat Waldemar und zückte sein Notizbuch.

Aber da schickte der Chauffeur sich an, von seinem Wagen herunterzusteigen, und die Situation erschien für wissenschaftliche Forschung nicht mehr geeignet. Waldemar zog sich zurück. Warum schimpfen die Menschen nicht langsam, fragte er sich, und mit Überlegung und Bedacht? — —

In einer anderen Stadt fand er beim Mittagessen einen, der in Ausdrücken voll bodenständiger Kraft erst übers Essen schimpfte und dann auf den Wirt. Aber als Waldemar die wertvollen Worte mitschreiben wollte, sagte der Tischgenosse:

„Verehrter Herr! Erstens habe ich nichts gesagt. Zweitens haben Sie auch über das Essen geschimpft. Drittens waren keine Zeugen dabei. Viertens habe ich den Wirt gar nicht gemeint. Und fünftens bin ich hier Stammgast. Oder glauben Sie, ich wollte mich noch einmal wegen Beleidigung verurteilen lassen?"

Der Rest der Mahlzeit verlief ohne Konversation. — —

In Wien begegnete es dem Gelehrten sogar, als er auf dem Stephansplatz einen Bürger nach dem Stephansdom fragte, daß statt des erhofften Zorns nur die freundliche Antwort kam, der Herr möchte sich, bittschön, beiläufig ganz ein kleines bißerl um seine eigene verehrte Achse drehen, dann hätt' er die große Kirchen grad' vis-à-vis.

Nach München ist Waldemar gar nicht erst gefahren, denn man hatte ihm gesagt, in Bayern würde überhaupt nicht geschimpft. — —

Mit geringer Ausbeute kehrte er heim. „Ist unsere Schimpfkultur im Niedergang?" fragte er sich. „Stirbt die Schimpfkunst aus? Um so mehr müßte man dann ihre Blüten sammeln, wie es Arnim und Brentano einst mit den Volksliedern getan.

Er wandte sich an seinen alten Wachtmeister, dessen Stimme ihm noch von der Reitstunde her in den Ohren klang. „Aber Männchen", sagte der, „ich bitte Sie, Schimpfen im Dienst ist doch strengstens verboten."

Er richtete Schimpfabende ein, bei sich im eigenen Heim. Zuerst hatte er reichlichen Zuspruch, und es machte allen Spaß. Aber schon am zweiten Abend nahmen einige übel und andere wiederholten sich. Und beim dritten Male war es wie in jener Zeit, als befreundete Familien im Lesekränzchen mit verteilten Rollen Dramen lasen, gezwungen, unnatürlich und ohne Originalität.

Als kurz darauf Frau Herta in dem Manuskript las, — sie war gerade bei ‚Affe IV' und kurz vor den Stellen, die sie eigentlich nicht lesen sollte, — kam aufgeregt eine Nachbarin:

„Sehen Sie nur, meine Liebe, draußen Ihren Mann. Er verteilt Bonbons unter die Kinder."

„Wie nett."

„Nett? Für jeden Bonbon läßt er sich ein Schimpfwort sagen. Meine Ingrid hatte gestern drei scheußliche neue Schimpfworte aus der Schule mitgebracht ‚für Onkel Waldemar'. Und mein Dieter hatte heute sogar sechs Bonbons ‚von Onkel Waldemar'. Ihr Mann ist ja schlimmer als der Rattenfänger von Hameln."

Das war vielleicht ein neues Schimpfwort. Aber nun war auch diese Quelle verstopft. Waldemar sah ein, daß die wissenschaftliche Forschung voll Mühsal ist.

Endlich eines Abends fand er zwei, die Arm in Arm, mit schwerer Schlagseite, die schönsten Schimpfworte tauschend, in der nächsten kleinen Kneipe verschwanden. Waldemar ging hinterher. Er fand in der „Guten Quelle" eine Menge Material. Außerdem fand er da die Marie. Sie war eine junge Verwandte der Wirtsleute, von handgreiflicher Schönheit, half beim Bedienen und hielt sich mit runden Armen und den schönsten Kraftausdrücken die Gäste vom Leibe (mit Ausnahmen); schlagfertig, höchst originell und hinreißend ordinär — Waldemar glaubte geradezu die Muse des Schimpfens entdeckt zu haben.

Er kam mit ihr ins Gespräch, notierte sich zahlreiche Ausdrücke auf die Speisekarte, und kam am nächsten Abend wieder. Am dritten Abend sagte die Marie:

„Sie sind wirklich ein gerissenes Luder (‚Luder' hatte er schon), auf die Art hat es noch keiner bei mir versucht."

Und ehe er zu später Stunde ging: „Kommst du morgen wieder, du komischer Schweinigel?" — aber das klang gar nicht nach Schimpfwort...

Zu Hause empfing ihn Frau Herta mit der gefrorenen Frage: „Waldemar, wo warst du?"

„In der guten Quelle... Sie ist wirklich eine gute Quelle.. "

„So! Da soll ein auffallendes Mädchen sein — Marie! Mit der Marie (wie sie: ‚Marie' sagte!) bist du in sehr vertrautem Gespräch betroffen worden. Sag mal, hast du wirklich nur mit ihr geschimpft, Waldemar?!"

Er schwieg. Und nun brach das Gewitter los:

„Na, mein Lieber! Du bist mir ja ein Feiner! Du bist mir der Rechte! Ein würdiger Vertreter der Wissenschaft! Waldemar!"

Da merkte er, daß das alles ja geschimpft war. Sogar Waldemar war ein Schimpfwort (einzuordnen vor ‚Waldesel, wahnsinniger' und ‚Walroß').

Er wurde irre an seinem Werk.

Das Ende der einseitigen Aussprache war der Entschluß, das ‚Deutsche Schimpfwörterbuch' nicht zu schreiben.

„Soll ich es vielleicht mit einem Lexikon der Koseworte versuchen, mein Liebchen?"

„Das könnte dir so passen! Unter Mitarbeit der Marie, und mit welchen guten Quellen sonst noch!" —

Waldemar hat kein Wörterbuch herausgegeben Wenn aber ein Gelehrter (vielleicht ein unverheirateter) das Schimpfwörterbuch fortsetzen will, so stellt er ihm gern sein Material zur Verfügung. Und auch die Adresse der Marie.

FRAU IM FRÜHLING

Aus dem chinesischen Roman „Die beiden Cousinen"

Nachdichtung von Gerhart Haug

Wenn die Weidenkätzchen springen,
Zieht man nicht die Jalousie empor.
Einer hübschen Frau geheime Sorgen
Malen sich in ihren Augen wie ein Flor.
Bei der Frühlingswärme liebt sie nicht
Die Brauen sich zu schwärzen,
Und die goldne Nadel hoch zu stecken,
Hat sie kaum noch Lust.
Aber freuen würde sie sich tief von Herzen,
Könnte sie sich stürzen in der Blumen Blust.
Ach, vergangen sind die Tage,
Wo man auf den Rasen eilt' und Pflanzen setzt.
Plaudernd, lachend, spielend, hätte sie
Sich gern mit einem klugen Mann ergötzt.
Doch sie spielt nicht mit der goldnen Nadel
in den Haaren,
Nur der Faustkampf sagt ihr zu als Spiel.
Ihre Seele fühlt sie stets erlöschen,
Ob sie siegreich war, ob als besiegt am Ziel.
Wenn sie ganz bedachtsam kämpft, so schweifen
Der Gefährtinnen Gedanken bunt und kraus dahin.
Wenn sie ihre Seidenärmel hebt, so ist's
Wie Wolkenschatten, die vorüber ziehn.
Ihre feinen Finger lassen blaue Flecken
Auf der jadegleichen Haut zurück.
Und sie kämpfen und sie treffen
An der Schaukel sich in heiterm Glück!
Und die starken und die leichten Schläge
Gehen ihnen niemals tiefer ins Gemüt.
Bis zum Abend geht es. Doch die Blüten
Jenes Birnbaums dort im Hofe sind schon längst verblüht!

(Hanna Nagel)



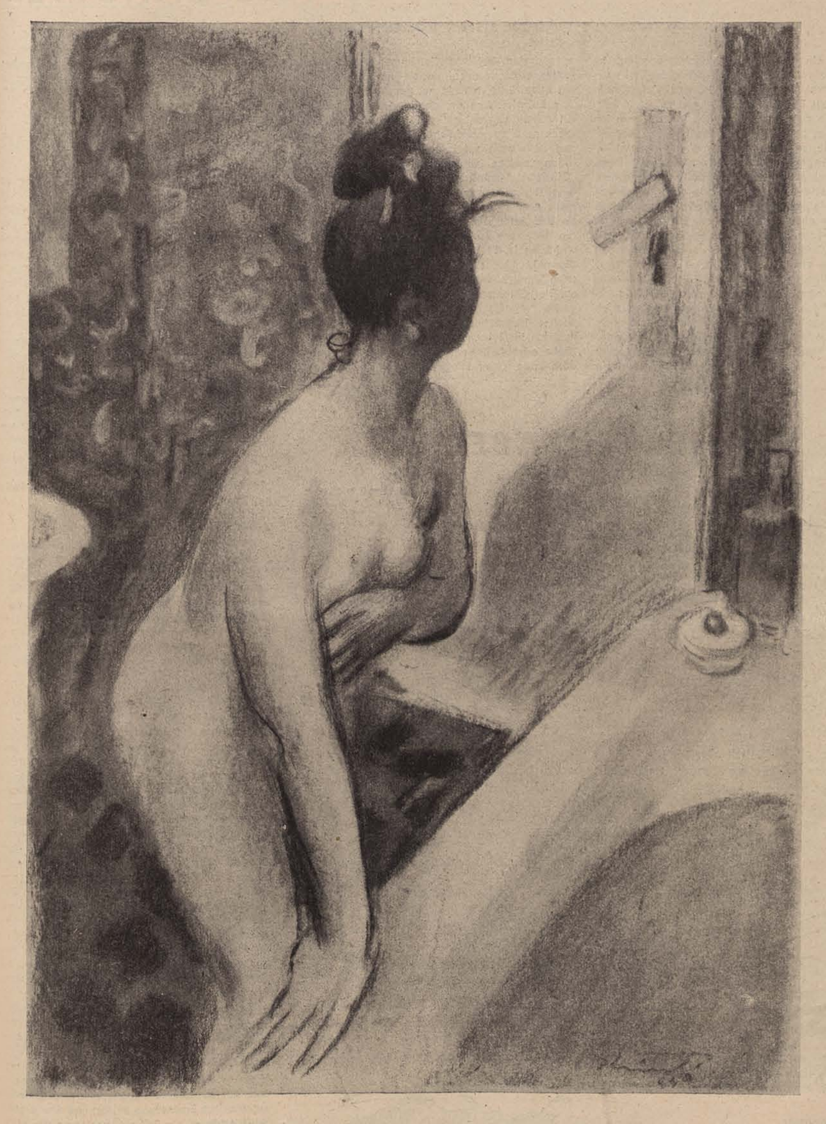
RÜBEZAHL HAT GEHOLFEN

VON HEINZ SCHARPF

Im Riesengebirge lebte ein armer Weber, der hatte sieben unmündige Kinder und dazu eine magere Ziege, die ebenfalls dauernd nach Futter meckerte.
Als es eines Tages im Hause gar nichts mehr zu knabbern gab, machte er sich auf den Weg zu seiner reichen Base, die so geizig war, daß sie sich nur das Schwarze unterm Nagel gönnte.
„Eine Schwaige voll Saubohnen kannst du haben", sagte sie hochnäsig und holte einen Korb davon herbei. Sie waren alle schon schimmelig und von den Mäusen angebissen.
Der Weber, der sich insgeheim ein paar Eier oder eine Schwarte Speck erhofft hatte, sagte trotzdem danke schön und machte sich auf den Heimweg. Es dämmerte schon, als er durch den Wald kam. Recht geheuer war ihm nicht zumute. Aber ein gutes Gewissen und ein leerer Beutel lassen keine Furcht vor Räubern aufkommen, und gegen böse Geister trug er ein Amulett auf der Brust.
Ach, der brave Mann, jetzt war er so weit gelaufen, nur um faule Bohnen heimzubringen, wie taten ihm seine Kinder leid, wie sollte er damit vor sein gutes Weib hintreten? Traurig schritt er fürbaß. Er mußte an Rübezahl denken, von dem so viele Sagen berichteten, wie er armen Leuten geholfen hatte. Und in seiner Einfalt wünschte er, daß auch ihm geholfen werden möchte. Unwillkürlich formte sich sein Mund zu den Worten: „Rübezahl hilf!"
Aber nichts antwortete, nur der Wind blies dem einsamen Wanderer um die Ohren, und ein Käuzchen schrie.
Wie der Weber auf eine Lichtung hinaustrat, verhielt er plötzlich den Schritt. Da saß auf einem umgestürzten Baumstamm, gestützt auf einen mächtigen Eichenstock, Rübezahl, wie er dem Volke im Bilde vertraut ist.
Jetzt darfst du keine Angst zeigen, sagte sich der Weber, sonst dreht er dir das Gesicht ins Genick. Ohne Zaudern schritt er weiter, obwohl ihm die Beine fast den Dienst versagten. Geradewegs auf den Berggeist ging er zu. „Ist es erlaubt?" setzte er sich tapfer neben ihn, legte seinen Rucksack ab, zog ein Stück Brot aus der Tasche und begann es hinabzuwürgen.
Rübezahl warf ihm einen finsteren Blick zu, aus seinen Augen brannte es wie Kohlenfeuer, wenn er seinen Bart strich, knisterte es und ein Tritt von seinen Siebenmeilenstiefeln hätte genügt, drei Weber über Berg und Tal zu befördern.
„Du scheinst mir ein recht armer Schlucker zu sein", ließ er sich nach einer Weile mit einer Stimme, die wie tönendes Erz klang, vernehmen, „was hast du denn in deinem Rucksack?"
„Saubohnen", sagte der Weber.
„Hast du denn Schweine?"
„Nein, Kinder."
„Und die fütterst du mit elenden Bohnen? Davon werden sie nicht fett werden."
„Ich habe nichts anderes", klagte der Weber. „Ach, wenn mir nur Rübezahl hülfe."
Der Berggeist lachte schaurig, und das Echo lachte noch schauriger, daß des Webers Herz, das ohnehin bereits in die Hose gefallen war, noch tiefer rutschte. „Haha, Rübezahl soll dir helfen? Nein, wenn du dir nicht selber hilfst, wirst du samt den deinen verhungern."
„Vielleicht hilft er mir doch", sah ihn der Weber flehentlich an.
Rübezahl strich sich den Bart und brummte etwas in sich hinein. „Na, dann geh deiner Wege, ehe es Nacht wird", befahl er kurz, „und wenn du heimkommst, magst du recht große Freude an deinen Bohnen erleben."
Der Weber nahm eilig seinen Rucksack auf, sagte: „Grüß Gott", und stapfte davon.
Es war nun schon finster geworden und ein böses Wetter zog herauf. Ein Blitz zuckte, die alten Tannen begannen zu rauschen. Heulend brach der Sturm los. Der Weber lief, was er laufen konnte. Es war ihm, als ob jemand hinter ihm herfolgte, hoch oben in den Lüften pfiff und jaulte es, der ganze Wald ächzte und stöhnte.
Schweißgebadet kam der Weber heim.
„Mann, warum kommst du so spät?" empfing ihn sein Weib und die Kinder, die auf den Vater gewartet hatten, starrten ängstlich auf ihn.
Mit klappernden Zähnen stieß der Weber hervor: „Ich bin Rübezahl begegnet. Er saß auf einem Baumstamm, seine Augen brannten wie Kohlenfeuer, und wenn er sich den Bart strich, stoben die Funken.
„Mann, aus dir spricht der Schnaps", gebot ihm die Weberin Einhalt, „schreck' doch die Kinder nicht, was hast du denn heimgebracht?"
„Einen Rucksack voll Saubohnen", berichtete der Weber niedergeschlagen.
„O je", riefen die Kinder, „Saubohnen haben wir ja alle Tage."
Indem hatte die Weberin schon den Rucksack geöffnet. Mit einmal stieß sie einen Schrei aus. „Mann", rief sie, „das sind keine Saubohnen, sieh!"
Und als der Weber sah, waren es lauter große, wundervoll duftende Kaffeebohnen.
Da jubelten die Kinder, tanzten wie närrisch im Kreise herum und riefen: „Rübezahl hat geholfen! Rübezahl hat geholfen!"
Der Weber stand ganz verdattert. Nun hatten sie mindestens für ein Jahr herrlichen Bohnenkaffee. Ach, was war das für eine Freude in dem kleinen Weberhäuschen, sogar die Ziege im Stall mekkerte voll Vergnügen. Und als dann die Kinder schon schliefen, saßen der Weber und seine Frau noch lange beisammen, und sie sträubte sich nicht gegen das Ansinnen, daß eigentlich auch noch ein achtes Kind an dem Segen teilnehmen könnte.
Damit ist die Geschichte, die unentschieden zwischen Sage und Märchen pendelte, aus, wenn sie auch nur zur Hälfte mit einem happy end schließt.
Denn Rübezahl saß zu Hause in seiner Baude, stierte vor sich hin und fluchte: „Höllsakkra, jetzt hat mir das Webermandl meinen Rucksack mit dem Kaffee gegen seinen mit den Saubohnen vertauscht, so ein Haderlump!" Und aus seinen Augen stoben die Zornesfunken.
Denn, daß das Männchen der Berggeist Rübezahl hätte sein können, der ihn gerechterweise einmal für seinen schwunghaften Schmuggel bestraft hatte, der Gedanke kam dem Schwärzer nicht. Dazu fehlte es ihm an der Einfalt des Gemütes.

Verachtung

(R. Kriesch)



„An der Türe rütteln, Egon, das soll schon was sein — wahre Leidenschaft bricht Türen auf!"

Disprezzo: "Scuoter la porta, Egon, non è gran cosa! ... La vera passione spacca le porte!„

AUS DEM TAGEBUCH EINES TELEFONHÜTTELS

VON STEFAN HOLLENTHONER

Ich bin ein öffentlicher Münzfernsprecher, zu deutsch: ein Telefonautomat, auf wienerisch: ein Telefonhüttel. Meine Brust ist aus Eisen, mein Herz ist aus Stahl, und das ist gut so, denn kein Lebewesen würde das aushalten können, was ich auszustehen habe. Schon meine Nahrung besteht aus beinharten Münzen und mein Magen widerlegt die Regel, daß man Geld nicht essen kann. Gegen meine Brust wird bisweilen getrommelt, geballert und geboxt und Worte wie: „Verdammtes Krüppig'spül!" oder: „Malefizscherm, ölendiger!" sind nicht gerade selten. Ich quittiere all das mit buchstäblich eiserner Ruhe, denn mir fehlt die Gabe der Sprache, um dem wütenden Kunden zu sagen: „Du hast bloß deinen Finger ins unrichtige Loch gesteckt, laß das Poltern, rufe nochmals, aber richtig an, denn meine Uhr rückt vorwärts!" Ich bin eine Maschine und irre mich nie. Irren ist menschlich, aber nicht maschinlich. Ich versage nur, wenn der Mensch versagt oder wenn ich krank bin, wenn eine Schraube locker ist oder so. Menschen versagen auch, wenn sie gesund sind. Bei ihnen ist immer eine Schraube locker, zumindest bei denen, mit denen ich zu tun habe. Bitte, ich bin nur gerecht!

Zum Beispiel: Den da, der jetzt die Tür aufreißt, mit seinen ungeschickten Füßen auf meiner elastisch schwingenden Fußplatte keinen Halt findet und Rüttelbahn spielt, den liebe ich! Er kommt jeden zweiten Nachmittag und bestellt in den „Gloria"-Lichtspielen Karten für die Abendvorstellung. Wie er das macht, ist bemerkenswert. Eben stößt er mir das Geldstück hinein, nun hebt er ab und jetzt steckt er seinen dicken Finger in die Wahlscheibe. U-eins-drei- schon falsch! Ich wußte es ja. Es ist immer dasselbe. Wer wird es diesmal? Aha, der Reporter Fliegenschnee. Ich sehe förmlich, wie er, mit weitgeöffnetem Kragen auf der Ottomane liegend, faul nach dem Hörer greift.

„Hallo! Hallo!" schreit inzwischen mein Gast hektisch in meinen Nabel vulgo Sprechdose.

„Sehr erfreut, lieber Hallo!" kommt es vom andern Ende, „hier Fliegenschnee."

„Was, wie, wer?!" Ich bekomme einen Faustschlag, daß mein Mageninhalt klirrt. „Ist dort Gloria?"

„Allemal: Gloria-Viktoria! Hollodero!"

„Sind Sie besoffen?"

„Allerdings. Glauben Sie, ich würde Ihnen sonst so lange zuhören?"

„Trottel!"

„Trösten Sie sich: Selbsterkenntnis ist der erste Weg zur —"

Klicks! Ich kriege den Hörer in die Aufhängeklinke geschmettert, daß es kracht. Mein lieber Kunde schiebt sich den Hut aus der purpurroten Stirn und beginnt von neuem. Er geht aufs Ganze und trifft es auch diesmal — beinahe richtig. Am Schluß nimmt er — es ist jedesmal dasselbe — statt einer Zwei eine Drei, sonst stimmt es. Es meldet sich also der Dentist Ritter, dessen Ingrimm über seine beharrliche Verwechslung mit den „Gloria"-Lichtspielen schon vorgestern bedenkliche Formen angenommen hat. Heute dürfte es wohl die Kulmination geben. Hören wir:

„Hallo!! Dort Gloria?!"

Ich halte meinen stählernen Atem an, denn ich fürchte, daß die Wut des Dentisten meine Drähte zum Schmelzen bringen wird. Doch, welch Wunder...:

„Ja, hier ‚Gloria'-Lichtspiele", ertönt es honigsüß, „wünschen Sie Karten?"

„Jawohl. Zwei gute Karten für die Abendvorstellung."

„Bitte sehr, ist schon geschehen!"

„Aber Sie: Fußfrei!"

„Selbstverständlich. Mit einem gepolsterten Fußschemel... Ja, das ist was Neues für unsere lieben Stammkunden. Vergessen Sie bitte nicht: Ab heute beginnt die Abendvorstellung statt um acht Uhr erst um acht Uhr dreißig!"

„So. Na schön. Was ich noch fragen wollte: Was spielen Sie denn heute überhaupt?"

„Vater und Mutter!"

„Vater und Mutter —? Ist das was Neues oder was Altes?"

„Etwas sehr altes. Aber gut!"

„Na hoffentlich... Ja, aber ich wollte Ihnen doch noch etwas sagen —"

Klick! Der Dentist hat eingehängt. Mein Kunde steht da und legt sich den Hörer an die gerunzelte Stirn. Er denkt nach. Es dämmert ihm eine furchtbare Erkenntnis. Plötzlich faucht er: „Der Kerl hat sich ja gar nicht interessiert, auf welchen Namen er reservieren soll...! Vater und Mutter —?! Na warte, dir werd' ich's geben!" Neuerlich bohrt er mir seinen Finger in die Wahlscheibe und dreht, daß ich erbebe. In seinem Rachedurst wählt er sogar richtig. Eine weibliche Stimme meldet sich: „Hier ‚Gloria'-Lichtspiele." Im nächsten Augenblick aber springt mein Zeiger in die Ruhestellung, die Sprechzeit ist abgelaufen. Ich bin korrekt und unbestechlich. Mein Kunde nennt mich eine „Canaille" und zerrt seine Geldbörse aus dem Hosensack. Er fingert nervös an einem Zehnpfennigstück und findet keins. Geldscheine quellen heraus, Aufgabescheine, Briefmarken, Kellerschlüssel — ein ganzer Haushalt, nur kein Zehnpfennigstück. Von draußen klopft der nächste Kunde an die Fensterscheibe: „Sie, wollen Sie da drinnen baden? Beeilen Sie sich!"

Mein so arg gefoppter Gast stopft sich seinen Kram in die Tasche. Mit der Miene eines Mannes, der auf alle Telefone pfeift und seine unbeschreibliche Erbitterung an Ort und Stelle abladen wird, stößt er die Tür auf, bekommt die eilig Zurückschlagende auf den Bauch, und ist schließlich draußen.

Ein hübscher, junger Mann steigt herein; während er sein Geldstück sucht, pfeift er sich eins. Schließlich wirft er ein, hebt ab und bewegt die Wahlscheibe mit schlampigen Griffen. Grad auf

INSEKTENFABELN

VON WILHELM PLEYER

(Zeichnungen: Fr. Bilek)



Mottenzitate

Ob Pelz, ob Wolle nah oder nicht,
Die Motte legt Eier, zweihundert, und spricht:
»Wachset und vermehret.
Semper aliquid haeret.«



Hintenherum

Der Keulenkäfer, emsig geatzt
Von Emsen, grinste seines Falles:
»Was man kriegt, soll man fressen,
und wenn man platzt –
Und für Narkotika kriegt man doch alles!«

Der Buchdrucker

»Es lautet dieser schwierige Text:
‚Wie hoch auch eine Fichte wächst,
Ein kleiner Käfer, kurz und gutt,
Macht sie ganz nebenbei kaputt.'«



Vorgeburtliche Erziehung

Die Stierkäferfrau zur Roßkäferfrau:
»Ja, die Lärvchen sind zart und das Leben ist rauh;
Drum gehört das Ei in den Sand daneben –
Früh lerne die Larve, zum Miste zustreben.«



Im Tower

(Wilhelm Schulz)



„Die Folterwerkzeuge stammen aus dem sechzehnten Jahrhundert!"
„Sehr interessant, damals gab es anscheinend auch schon Neutrale!"

Nel Tower: "Gli strumenti della tortura provengono dal secolo decimosesto?„
"Molto interessante! A quanto pare c' erano già dei neutrali anche allora!"

Der Bessere

(Kurt Heiligenstaedt)



„Sobald mein Mann im Bett liegt, schläft er augenblicklich ein!"
„Meiner nicht, der sagt noch rasch: ‚Angenehme Ruhe'!"

Il migliore: "Appene mio marito giace in letto, s' addormenta immediatamente!„
"Il mio no; egli in fretta mi dice ancora: 'Buon riposo.!„

ein Haar schnappt es jedesmal ein. Als der Summer ertönt, lehnt sich der junge Mann in die Ecke zurück, spreizt die Füße gegen die gegenüberliegende Wand und tastet in sonniger Zerstreutheit seine Taschen nach der Zigarettendose ab. Sein Mund ist von der Sprechdose besorgniserregend weit entfernt.

„Hier Schneiderhahn. Wer dort?" Meldet sich das andere Ende.

„Na, endlich!" sagt mein Jüngling und meint damit die Zigarettendose, die er eben gefunden hat.

„Wie, bitte? Ich verstehe nicht!"

Mein Kunde beugt sich erstaunt ein wenig vor. „Ich verstehe aber sehr gut. Servus, hier Fritz. Du wolltest, daß ich dich anrufe. Hörst du mich?"

„Ich höre jetzt etwas besser. Servus! Hör zu, es handelt sich um folgendes —"

Fritz lehnt sich wieder zurück und läßt den Schneiderhahn reden. Er sucht jetzt in allen Taschen nach den Streichhölzern, findet sie endlich und soll nun das Problem lösen, in der einen Hand den Hörer zu halten und mit der anderen an der widerspenstigen Streichholzschachtel das Hölzchen anzureiben und dann die Zigarette anzuzünden. Der Versuch, den Hörer zwischen Ohr und Schulter einzuklemmen, scheitert. Kurz entschlossen legt er mir den Hörer auf den Scheitel und, während der andere bereits brüllt und seinen Apparat beschimpft und maltraitiert, weil er von Fritz kein Sterbenswörtchen hört, zündet sich dieser ohne jede Hast seine Zigarette an. Als der Hörer, aus dem es ununterbrochen quietscht und quakt, bereits leicht zu hüpfen beginnt, erinnert sich Fritz seiner und nimmt ihn ans Ohr. Er ist über den Wirbel, der ihm da entgegen tönt, peinlich betroffen.

„Hallo! Was ist denn los, warum schreist du denn so fürchterlich?" ruft er pikiert.

„Gott sei Dank! Daß du noch da bist! Ich habe bisher von dir kein Wort gehört. Diese Hundstelefone!"

„Schreckliches Glumpert", sagt Fritz, runzelt die Augenbrauen und versetzt mir einen mißbilligenden Stoß.

„Jetzt geht es ja wieder. Also hör zu, Fritz, ich fange noch einmal von vorne an —"

Fritz seufzt gequält, sein Blick schiebt mir die Schuld zu, und dann lehnt er sich wieder sehr bequem zurück, schiebt sich den feschen, hellgrauen Hut in die Stirn, schließt die Augen und saugt ergeben an seiner Zigarette. Der arme Schneiderhahn rackert sich ab und fleht um Gehör. Manchmal hört er etwas, das wie ein fernes Ja oder Nein klingt, schließlich wird es ihm doch zu dumm, und mit dem Aufgebot seiner ganzen Lungenkraft schreit er: „Hörst du, ich bin doch keine Wurzn! Das nächste Mal suche dir einen besseres Telefon aus! Ich werde dir einen Brief schreiben! Servus!" Aus.

Fritz öffnet die Augen, sie sind voll Kummer über die nutzlos vertane Zeit. Doch im Nu füllen sie sich mit Glanz und Freude. Er knipst den Hut zurück und springt wie ein Hecht zur Tür hinaus. Draußen heftet er sich an die Fersen einer kurzberockten Schönen. Aus.

Als es Abend wird, kommt ein bescheidener, kleiner Mann zu mir herein. Er ist nicht mehr der Jüngste, aber seine blauen, etwas vorspringenden Augen glänzen wie die eines Jünglings. Wie er herinnen ist, nimmt er den Hut ab, als wäre er in einer Kirche. Auf seinem stark gelichteten Scheitel fällt der Schimmer des Abendrotes. Mit Bedacht wählt er die Nummer, nimmt feierlich den Hörer auf und wartet, den Mund ganz an der Sprechdose, bis es losgeht.

„Wer ist dort?" meldet sich eine weibliche Stimme, zaghaft wie die eines Vögelchens.

„Ich bin's", flüstert mein Gast und muß sich vor Bewegung räuspern.

„Puppsiklein —?"

„Ja, Mutzerlemausi! Was tuselst du denn?"

„Dein Schnurkserle wird jetzt ein bissi essi und dann schlafi gehli. Und du mußt fahrli, weit fort fahrli, mein goldiges Kindile!"

„Ich werd' aber immer an mein Putzili denkerln, und morgen bin ich wieder bei dirli!"

„Aber bestimmt kommerln!"

„Bestimmterlll"

„Bussi —!"

„Bussilll"

Es folgen Kußgeräusche hüben und drüben.

„Also, Wiederschaulil Geh jetzt schön schlafi. Tu schön liegi — lei, lei!"

„Und ein bissi schnarchi-pipie!"

„Und dann heidi — wuwuh!"

Bei anhaltenden Kußgeräuschen läuft meine Uhr ab. Mein Kunde setzt sich den Hut auf und tastet sich, vor Glück und Liebe halb blind, zur Tür hinaus.

Eine Stunde später wird es stille um mich. Mein weißes Auge mit dem stählernen Zeiger starrt in die Nacht hinaus.

Ich mache „heidi — wuwuh."

AUF DEM GIPFEL

Leicht mit dem letzten erfüllenden Schritte
Fällt schon vergessen die Mühsal von mir.
Stolz als der Räume begreifende Mitte
Atme ich Weite in tiefer Begier.

Gipfel an Gipfel in strahlendem Scheine
Flutet es rings ins Unendliche fort.
Doch auch zu Füßen die glitzernden Steine
Raunen des Ew'gen erschütterndes Wort'.

Nicht mehr vernehm ich der Schluchtwasser Tosen,
Winzig verdämmern die Hütten im Tal.
Klein fühlt das Herz sich und groß doch im Großen,
Wie es sich wägt nach der wechselnden Wahl. –

Grüble und frage nicht, atme nur, schaue,
Freudig vertrauend dem Ganzen gesellt!
Friedevoll über mir wölbt sich das blaue,
Allesumfangende Zeltdach der Welt.

Hermann Sendelbach

Vorsicht - Prudenza (J. Hegenbarth)

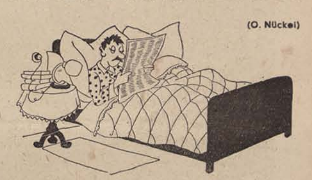


„Schau mal, ich glaube, die Kaffeebohne, die wir gesät haben, keimt!"
„Still — still — sonst kommen wir unter die Selbstversorger!"

"Guarda un po': io credo che il chicco di caffè che abbiamo seminati, germogli!,,
"Taci, taci ... altrimenti veniamo nella lista degli autofornitori!,,

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Sie war so schön! So schön war sie!
Ich konnte nicht an ihr vorübergehen.
Aber nach der Heirat stellte sich die Kehrseite nach vorn: so schön sie war, so dumm war sie.
Ich hatte es in der Balz nicht bemerkt.
Eines Abends las sie im Bett ein dickes Buch.
„Johannes!"
„Sternchen?"
„Was ist eigentlich Bigamie?"
„Wenn eine Frau zwei Männer hat!"
„Johannes, du nimmst mich nicht ernst! Das gibt es nicht!"
„Das kommt schon vor", sagte ich.
Sie lächelte mich mitleidig an:
„So? Und wo soll sie dann das dritte Nachtkastel hinstellen?" J. H. R.

*

Die Zugkontrolle ist gegenwärtig sehr verschärft worden. Wer widerrechtlich in einer höheren Wagenklasse angetroffen wird, muß die Lokomotive bezahlen. Oder wenigstens beinahe. Ich fuhr von Wien nach München. Dritter Klasse. Als ich ein dringendes Bedürfnis kurz nach Salzburg verspürte und den Ort besetzt fand, ging ich schnell in den Waggon zweiter Klasse hinüber und vollendete dort, was mir zu vollenden bestimmt war. Als ich heraustrat, wartete der Schaffner vor der Tür.
„Ihre Fahrkarte!"
Ich gab sie ihm.
„Sie haben ja Dritter, Herr!"
„Freilich. Ich sitze ja auch drüben —"
Ich deutete hinüber. Erklärte ihm das Ganze.
Aber ich fand kein Verständnis.
„Des wär ja noch schöner!" schrie der Schaffner, „dritter reisen und zweiter — —" J. H. R.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —
 — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Mars am Welttheater

(O. Gulbransson)



„Dieser Auftritt wird mein schwerster sein, aber hoffentlich ist dann Schluß mit der Vorstellung!"

Marte nel Teatro Mondiale: "Questa mia entrata in scena sarà la più difficile, ma spero che sia poi la fine della rappresentazione!„

München, 7. Juni 1944
49. Jahrgang / Nummer 23

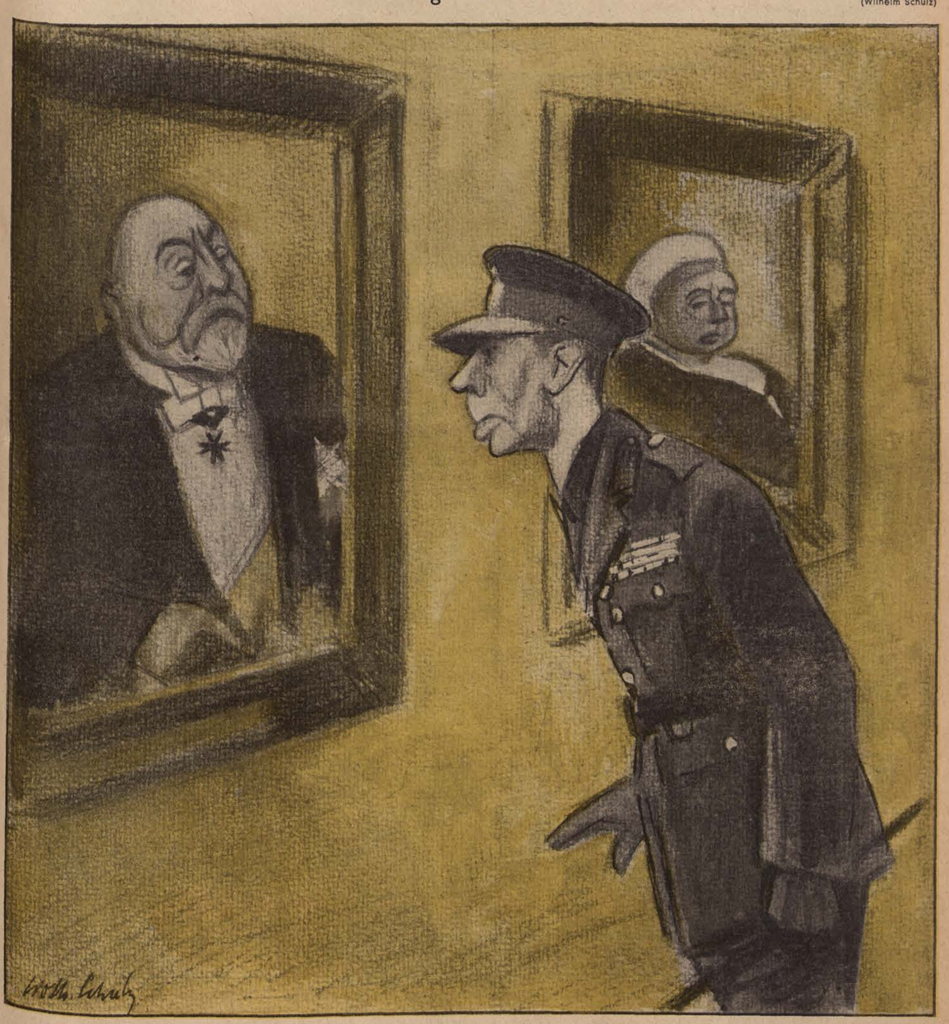
30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Georg und Eduard

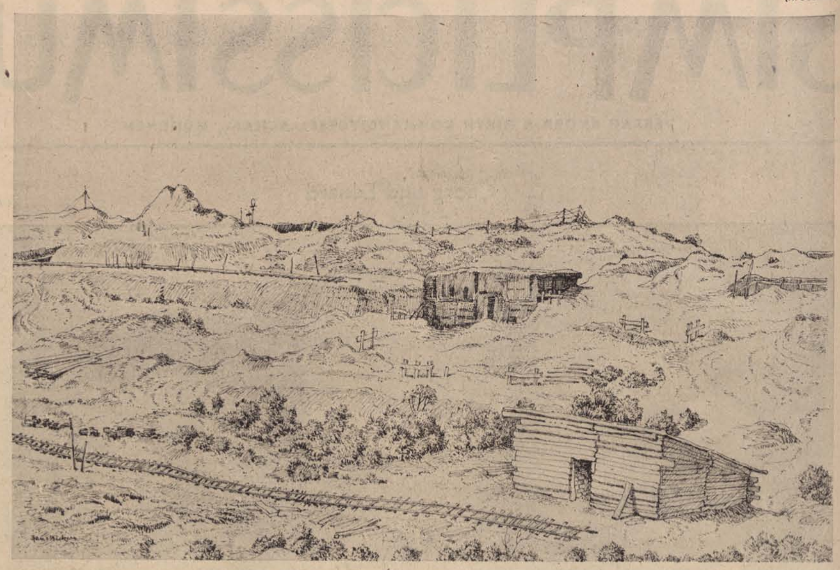
(Wilhelm Schulz)



„Junge, Junge, du hast mich falsch verstanden, ich wollte unsere Feinde einkreisen, und du läßt dich von unseren Freunden einkreisen!"

Giorgio e Edoardo: "Ragazzo ragazzo, tu m' hai compreso male. Io volevo accerchiare i nostri nemici e tu invece ti lasci accerchiare dai nostri amici!„

An der Atlantik-Küste - Sulla costa dell' Atlantico (H. Beckers)



FRÜHKONZERT

VON WALTER FOITZICK

Mit ihm beginnt der Tag im Kurort. Wenn die Hähne krähn, schmettern schon die Musikanten. Man sieht ihnen die Bettwärme noch an, aus der sie ungefrühstückt aufs Podium gestiegen sind, obwohl das bei ihnen nicht zur Kur gehört. Der Kapellmeister rührt aus ihnen mit dem Taktstock den Faustwalzer, manches aus dem Freischütz und den Morgenchoral heraus. Zur Kurkapelle gehört eine ganz bestimmte Musik. Schon die Großväter haben nach ihrem Takt an den Glasröhrchen gezutzelt. Man möchte sie nicht missen, wenn man im Trauerschritt die Wandelhalle entlangschreitet. Es ist wie ein offizielles Leichenbegängnis mit würdevoller Interessenlosigkeit; auf der einen Seite geht's hin, auf der anderen zurück, das rituelle Trinkglas in der Hand und ab und zu ein Schlückchen draus. Meine Mama hat mir immer gesagt, beim Essen und Trinken gehört sich's, bei Tisch sitzen zu bleiben, herumrennen ist unschicklich, merk dir's. Ich hab mir's gemerkt und deshalb fiel es mir auf, wie die Leute beim Spazierengehen dem Trunk fröhnten. Wenn ich nun so ein Schlückchen nehme, entschuldige ich mich immer bei meiner Mama: Es ist im Preise mit inbegriffen und gehört zur Kur, genau so wie der Pilgerchor auf nüchternem Magen. Vorschrift des Arztes, bitte sehr! Und da sie eben mit inbegriffen, nehmen viele Leute die Kurmusik zu sich, die sich sonst nicht ums Musikalische kümmern. Nur nichts auslassen!

Meist sind es Herren, die sich in des Lebens Nachmittagskaffeezeit befinden, die hier ihrer Morgenarbeit obliegen. Sie sind gekleidet wie andere Europäer auch, nur auf dem Kopf haben sie gern ein Schirmmützchen, so eines wie früher die Radfahrer trugen. Ich glaube, das ist eine Art Tarnkappe: „Achtung, ich bin ein ganz anderer Herr Meier als sie von zu Hause her vermuten, ich befinde mich augenblicklich im Erholungsurlaub. Sie können zu mir wie zu Ihresgleichen, ja fast wie zu einem Menschen sprechen." Deshalb tragen die würdigen wassertrinkenden Herren das Käppchen. Das Wasser ist ihnen aber auch nicht am Stammtisch gesungen worden.

Manche Männer tragen eine blaue Schirmmütze, wie sie Kapitäne von „Kauffahrteischiffen" haben, oder sonst Leute, denen das Wasser näher ist als die Berge. Wenn man genauer hinhört sprechen die Herren so, als spielen sie in einer Seemannskurzgeschichte eine stimmungsgebende Nebenrolle. Sie kommen vermutlich mehr aus dem Norden, nöch? Ihnen graust's auch anscheinend nicht so sehr vor dem Wasser wie jenem Herrn mit Hirschgrandln am Uhrgehänge, der sich nach jedem Schluck vermeintlichen Bierschaum mit dem Handrücken aus dem Schnauzbart wischt.

Sechs Nummern hat das Konzert und dauert eine Stunde, dann können's die Musiker nicht mehr aushalten, sie müssen einfach zum Frühstück. Man erkennt sie leicht daran, daß sie ganz schnell und unvorschriftsmäßig durch den Kurgarten eilen. Der Kurgarten aber achtet ihrer nicht, er prangt und ist nachdrücklich gepflegt, als käme er gerade vom Frisör, und das tut er auch.

Die große Laterne

Ein Frankfurter Weinhändler hatte Freunde eingeladen und mit ihnen mancher Flasche den Hals gebrochen. Als es Zeit wurde aufzubrechen, war es schon sehr spät, und ein Gast bat den Weinhändler, ihm die große Laterne zu leihen, die auf der Diele stand. Am andern Tag schickte der Gastgeber einen seiner Bediensteten zu ihm mit dem folgenden Zettel: „Ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du mir meinen Papagei mit dem Käfig zurückschicken würdest, sobald Du ihn nicht mehr brauchst!" H. K. St.

MALHÖR

Greift wer in seines Busens Taschen,
um blindlings etwas zu erhaschen,
empfiehlt sich dringend eilige Flucht,
weil er dort meist Gedichte sucht.

Mein Freund, gottlob, ist da kulanter.
Zigarren sind ihm intressanter.
Er drückt mir eine in die Hand:
»Hier, nimm und rauch' sie mit Verstand!«

Ich knipse und er reicht mir Feuer.
Doch scheint die Sache nicht geheuer:
zwar brennt der Stengel, aber schief,
und der Genuß wird negativ

beziehungsweise stark zerstückelt . . .
Ist s i e, bin i ch jetzt schlecht gewickelt?
Mein Freund, der lächelt bloß mokant:
»Ich sagte dir doch: mit Verstand!«

Da hätt' ich wahrlich, ungelogen,
ein Häppchen Lyrik vorgezogen,
wozu, wenn's auch vielleicht verdrießt,
doch kein Verstand vonnöten ist.

Ratatöskr

Mors und Merkur

(Erich Schilling)



„Nur so weiter — nur nicht schlapp machen, mein Lieber, du säst und ich ernte!"

La Morte e Mercurio: "Avanti avanti così, caro mio! Non mollare! Tu semini e io raccolgo!„

„PLATZNEHMEN ZUM MITTAGESSEN“

VON SCHLEHDORN

„Der Speisewagen ist geöffnet!“, verkündete der Mann in der weißen Jacke, der mit seinem Gong durch den Zug ging — nicht ohne einen bewundernden Blick in das Abteil der Dame zu werfen. „Donnerwetter“, sagte er bei sich privat.

„Donnerwetter“ hätte auch Tizian gesagt. Denn die Dame hatte rotes Haar, zwischen Flamme und Kastanie, hellbraune Augen mit grünem Schein und goldenen Funken, klassische Züge von beunruhigender Ruhe und einen Teint, der wie lebendiger Marmor wirkte. Das Reisekleid pulloverte ihre Figur prächtig heraus... Kurz, sie war von jener Art, die im Altertum der Alleinherrscher neben sich auf den Thron erhoben hatte, frischweg vom verarmten Hof des allerdings edlen Vaters — die im Mittelalter bestimmt als Hexe verbrannt worden wäre — und bei deren Anblick Herr Flätzsch aus Pirna sich gestand: „Donnerwetter!“ Er hatte sich kurzentschlossen gleich bei der Abfahrt in dasselbe Abteil gesetzt (er konnte ja notfalls zuzahlen).

Jetzt fragte er: „Darf ich das Fenster schließen?“

„Das Fenster ist doch geschlossen“, staunte die schöne Frau, mit einer Stimme, die tief in der Kehle lag — die Stimme fehlte noch, um Männer verrückt zu machen.

„Nu ja“, meinte Herr Flätzsch fröhlich; „ich sagte das auch nur, um sozusagen ins Geschäft zu kommen.“

Dann begann er ein Gespräch, erzählte, was er geleistet habe und was er sich jetzt leisten könne: ‚Juventofix‘ heiße sein Produkt, das Jugendelixier in der Tube, für Reise, Sport und Ermüdungszustände, zum Einreiben oder in warmer Milch zu nehmen, nur echt mit dem Namenszug des alleinigen Herstellers Franz Flätzsch — womit er sich gleich ergebenst vorgestellt habe —, unzählige unverlangte Anerkennungsschreiben, auch von Damen vom Theater, jawohl; ein Greis von 82 fühle sich nach zwei Tuben wie 60, und ein Herr von 32 aus Mittweida schrieb, „aber das kann ich nicht erzählen, nein, das kann ich wirklich nicht erzählen“, und dann erzählte er es doch. Die schöne Frau hörte nicht hin. Sie kannte den erregten Klang männlicher Stimmen, den sie nicht hatten, wenn sie mit anderen Damen sprachen. Sogar die des Prälaten gestern am Tisch hatte stark nach dem Hohenlied Salomonis geklungen.

Herr Flätzsch ging nach der probaten Einleitung dazu über: er besuche in der Metropole ausschließlich die eleganntesten Lokale und luxuriösesten Bars am Platze, und würde es ihm ein Vergnügen sein...

Hier schob ein Herr die Tür zum Abteil auf, der schon länger mit aufgerissenen Brillenaugen im Gang gestanden hatte. Er trug einen mittleren Koffer und einen großen Geigenkasten und sah mit seinem runden Gesicht, seinen Bartkoteletten und seinem Schnullermund wie ein infantiler Schubert aus.

„Verzeihen Sie“, wandte er sich ins Leere, „ist hier vielleicht noch ein Platz?“

Herr Flätzsch sah ihn an, als ob er ein reisender Konkurrent in Jugendelixieren wäre. Die schöne Frau sagte: „Bitte!“ Und der Musiker setzte sich bescheiden auf die Kante des Plüschs.

„Platznehmen zum ersten Mittagessen!“ ging der Gong durch den Gang.

„Ja, ich muß doch schließlich zum Essen gehen“, sagte Herr Flätzsch ärgerlich und verschwand.

Nun bekam die schöne Frau die Gefühle eines Bratschisten serviert. Der fing gleich allegro con brio an: „Dies ist der schönste Tag meines Lebens“, und schilderte dann mit einem rührenden Vibrato in der Stimme der schönen Frau ihre eigene Schönheit Und sein Verständnis für diese Schönheit. Es klang, als ob Schönheit etwas recht Trauriges wäre und man merkte, daß er gewöhnt war, ein Begleitinstrument zu spielen.

Plötzlich zog er die Uhr aus der Tasche und sagte ängstlich und entschlossen: „Das erste Essen muß bald zu Ende sein. Bevor der Herr zurückkommt — werden Sie meine Frau!“ — Er sei Michael Zargenhuber vom Schrummquartett, einem der ersten Europas...

„Ja“, sagte sie freundlich, „Herr Zargenhuber, sind Sie denn noch frei?“

„Gewissermaßen“, meinte der, und wischte sich die Stirn, „gewissermaßen habe ich in Linz... Aber das regeln wir schon in Güte.“ Jedenfalls, seit er sie gesehen, könne er ohne sie nicht mehr leben, ohne sie nicht mehr spielen, — „und gute Bratschisten sind doch so selten.“ —

„Aber lieber Herr Zargenhuber, wenn *ich* nun nicht mehr frei bin?“

Er faltete die Hände: „Das ist doch unmöglich. Heute finde ich Sie erst und da sind Sie schon...“

Jetzt kam Herr Flätzsch zurück. Höhnisch musterte er den Künstler, dessen Kindergesicht nicht nach Erfolg aussah. „Mahlzeit!“, setzte er sich.

„Platznehmen zum zweiten Mittagessen!“ ging der Gong durch den Gang.

Zargenhuber riß sich los, er hatte doch einen Platz zum zweiten Essen vorbestellt, und hörte noch, wie Herr Flätzsch begann: „Um auf unser gehabtes Gespräch zurückzukommen: wären Sie beispielsweise heute Abend frei?“

Als der unselige Künstler vom einsamen Mahle inmitten der Menschen zurückkehrte, fand er noch einen weiteren Herrn im Abteil. Flätzsch las im Wirtschaftsteil der „Neuesten Nachrichten“. Der Eindringling las in Akten und sah über deren Rand zu der schönen Frau hinüber — „der denkt nun auch: ‚Donnerwetter!‘“, sagte sich Zargenhuber voll Bitterkeit...

„Platznehmen zum dritten Mittagessen!“ ging der Gong durch den Gang.

Die schöne Frau erhob sich. Der Eindringling mit ihr. Er legte ihr die Jacke über die Schultern. Sie dankte. Beide verließen das Abteil.

„Sie geht mit ihm zum dritten Mittagessen“, sagte der Künstler mit tonloser Stimme.

„Eine ganz gerissene Person“, stellte Flätzsch fest.

„Mit einem wildfremden Mann“, empörte sich der Musiker.

„Oder sie waren schon verabredet“, meinte Herr Flätzsch verächtlich.

Auf dem Boden ihrer Niederlage schlossen die beiden Frieden und zogen sich in das Nachbarabteil zurück: „Sollen wir am Ende noch zuzahlen, wenn der Schaffner kommt?“ —

Die schöne Frau und der Herr auf Dienstreise hatten denselben Tisch, reichten sich die Speisekarte: bitte! — danke! — und kamen ins Gespräch. Sie unterhielten sich über die Strecke, die vorhin bei Weißenburg und jetzt in der Nähe von Schwarzburg vorüberführte, es gäbe auch Rothenburg, Grünberg, Blaubeuren, Gelbensande, Graubünden, Braunlage — nur mit Lila oder Beige oder den anderen Modefarben fanden sie trotz aller Bemühung keine Stadt. Schade.

Dann malten sie sich aus, wie es wäre, wenn jedes Gefühl farbig würde, jeder feurige Blick einen roten Streifen gäbe, jeder neidische einen gelben, jeder treuherzige einen blauen... Die schöne Frau mußte an Herrn Zargenhuber denken und ihr Begleiter sah sie von lauter roten Luftschlangen eingesponnen, wie beim Faschingsball gegen Mitternacht. Denn von allen Tischen sahen die Herren herüber mit Blicken wie damals, als Susanna im Bade war. Manche Frauen sind immer etwas Susanna im Bade.

Inzwischen hatte sie sich mit den Umsitzenden zu beschäftigen begonnen. „Der Herr dahinten mit dem taubengrauen Anzug und dem seidenen Taschentuch aus der Brusttasche ist wahrscheinlich Knallbonbonfabrikant“, riet sie. Und er meinte: „Die Dame, die mit solchem Aufwand an Zierlichkeit einen Kognak trinkt, ist die langjährige jugendliche Naive am Stadttheater in Lilahausen.“ Sie fanden auch einen abbruzzischen Räuberhauptmann im Ruhestand, den Leibmasseur eines Maharadschahs und, dahinten in der Ecke, einen Messerschlucker...

Als sie befürchten mußten, bei den Mitfahrenden aufzufallen, spielten sie das schöne Spiel von den falsch verheirateten Sprichwörtern.

„Morgenstunde — ist aller Laster Anfang“, schlug er vor.

Sie lachte: „Wer anderen eine Grube gräbt...“ — „führt die Braut heim“, riet er und dann: „Wenn zwei dasselbe tun...“ — „wäscht die andere“, jubelte sie.

„Ein Spatz in der Hand...“ — fing er wieder an. „Macht noch keinen Sommer“, fiel sie ein. „Ja, und: Der Horcher an der Wand...“ — „lacht am besten“, ergänzt er. „Aber: Wer zuletzt lacht...“ — „hat Gold im Munde“.

Sie lachte mit herrlichen Zähnen: „Nein, wie schön albern wir sein können. Wie alte Bekannte.“

Schätzungsweise haben die beiden während dieser Fahrt 385 Druckseiten fröhlichsten Unsinn gesprochen. Sie hatte ja auch länger Zeit, als sonst eine Dame für einen Herrn hat, ihren Mann und sogar den Friseur eingeschlossen.

Da hielt der Zug schon in der großen Bahnhofshalle.

„Auf Wiedersehen in Lilahausen“, verabschiedete er sich.

„Dann müssen Sie mir die Geschichte zu Ende erzählen von dem Mann, der so klug war, daß er selbst beim Gurgeln, beim Gähnen und, wie war es doch gleich?, richtig, beim Niesen noch intelligent aussah.“ —

Auf dem Bahnsteig kam ihr ein sehr gut aussehender Herr entgegen, warf seine Zigarette fort und streifte seinen helledernen Fahrhandschuh ab: „Nun, wie war die Fahrt?“

Beim Erzählen fragte die schöne Frau ihren Mann: „Warum gibt es eigentlich so wenig Herren, die noch plaudern können? Unter Plaudern versteh' ich: Angenehme Dinge über nichts sagen, sich unterhalten ohne Zwang und Zweck, aus irgendeinem Überfluß. Also Luxus... Aber was tun die Männer? Entweder sie sprechen von sich, oder von mir, und dann bin ich grausam oder geheimnisvoll oder dämonisch. Grausam, weil mich nicht interessiert, was sie von sich sprechen, geheimnisvoll, weil ich nicht von mir erzähle, und dämonisch, weil sie glauben, es macht sie interessant, wenn sie das finden.“

Zu Hause erzählte sie dann von ihrer Reisegesellschaft: „Denk dir, der eine hat mit mir ausgehen wollen. Der zweite hat mich heiraten wollen. Und der dritte, der war reizend. Der hat gar nichts gewollt.“

Ihr Mann blickte prüfend auf.

„Der war so kindisch, als ob wir alte Freunde wären. Er hat seinen Namen nicht genannt. Und hat mir auch nicht eine Schmeichelei gesagt.“

„Der ist sicher selbst sehr glücklich verheiratet“, meinte ihr Mann.

„Ach“, sagte die schöne Frau mit einer ganz, ganz kleinen Enttäuschung in der Stimme — „das würde mich freuen“...

Dann strich sie ihrem Mann übers Haar und sagte, als ob der Gong durch den Gang ginge: „Platznehmen zum einzigen Abendessen!“

Albanischer Frühling

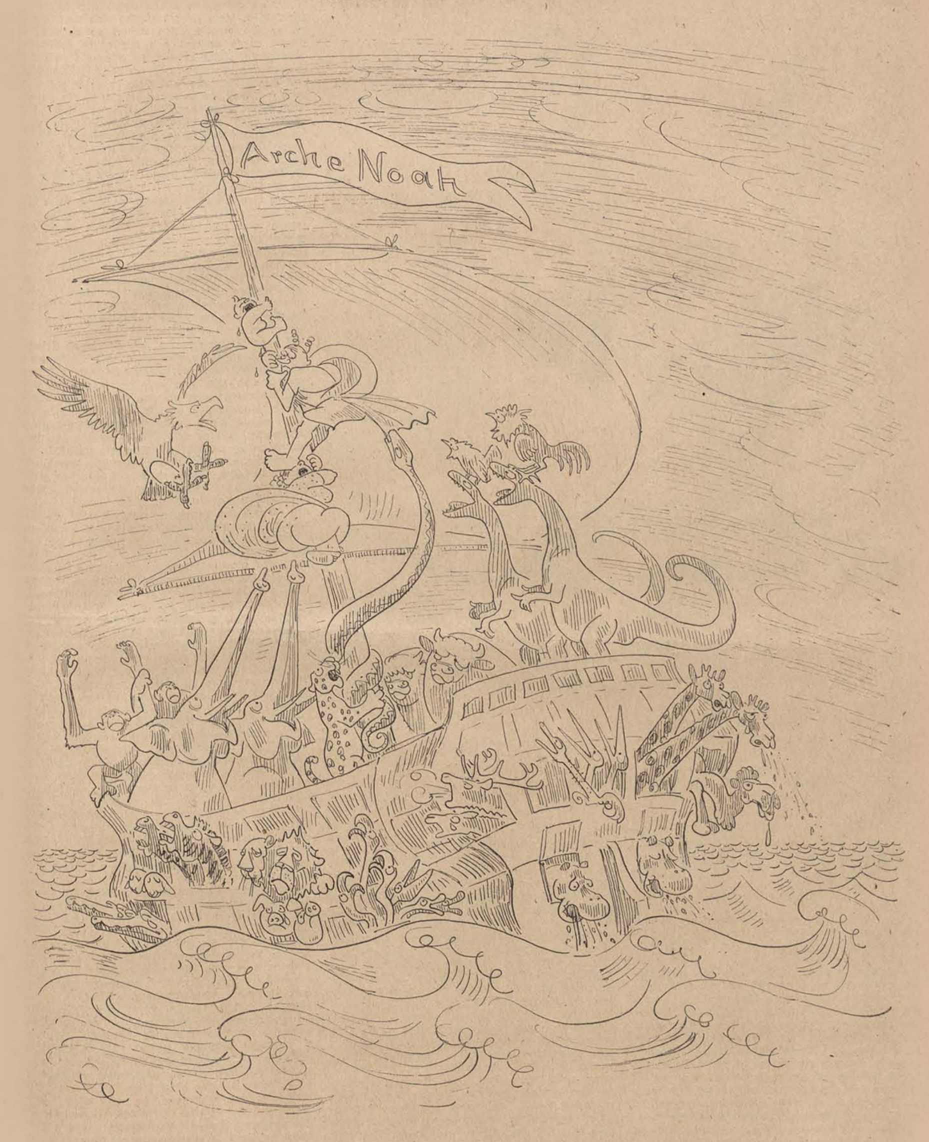
Als noch Schnee die fernen Berge trugen,
Sah ich bunte Blumen schon zu Hauf.
Immer neue fremde Blüten schlugen
Ihre Augen zu mir auf.
Trunken fast vom Dufte zog ich durch das Land.
Plötzlich glaubte ich zu träumen,
Da ich unter Feigenbäumen
Weiße Margareten fand.

Viele fremde bunte Vögel sangen
Im Olivenhain.
Nie gehörte süße Laute drangen
In mein Zelt hinein.
Eines Abends aber, eh' ich schlief,
Glaubte ich zu träumen,
Als aus fremden Blütenbäumen
Heimatlich ein Kuckuck rief.

HEINZ FRIEDRICH KAMECKE

Meuterei auf der Arche Noah

(Fr. Bilek)



Ammutinamento nell' Arca di Noè

Die Großmutter - La nonna

(O. Herrmann)



„Sagen Sie, Frau Schulze, wat haben Se denn in diesem Sack!"
„Nur Ballast — ick will mir im Kinderfahren im Training halten!„

"Dite, Monna Schulze, cosa avete mai in questo sacco?„ — "Soltanto zavorra ... voglio mantenermi in esercizio nello scarrozzare bambini!„

DER KRANZ

VON KURT GROOS

Es gibt Ereignisse im Leben, die immer wieder vor uns hintreten. Sie verblassen nicht in der Erinnerung und sie verzerren sich nicht, sie bleiben unverrückbar.
An diesem so oft wieder deutlich vor mich hintretenden Tag, an einem Abend vor Totensonntag, schickten mich meine Eltern zu einer Tante, der Inhaberin eines Blumengeschäftes. Diesen Gang machte ich gerne, denn die Tante steckte mir allerhand Begehrtes zu für all die Botengänge zu den Leuten, die telefonische Bestellungen aufgaben. Zudem reizte es meine junge Phantasie, immer wieder zu neuen fremden Menschen zu kommen. Ich entsinne mich aus dieser Zeit eines Vorfalles — es ist zwar nicht der, der mir so deutlich vor Augen geblieben ist —, der aber auch beweist, daß ich keine alltäglichen Gänge machte. Ich hatte einen Strauß gelber Rosen, zwischen denen sich eine einzige purpurrote befand, zu einem sehr bekannten Schauspieler zu bringen. Dieser Schauspieler schien mir in jener Epoche meiner Knabenzeit das verehrungswürdigste Wesen der Erde. Er hatte mir damals eine Eintrittskarte geschenkt, und ich sah ihn als Hamlet. Aber schon vor diesem ersten Theatererlebnis erschien er mir vollkommen überirdisch, obgleich er so von Fleisch und Blut war, daß meine beiden Schwestern sich bis in die Nächte von ihm unterhielten, verzückt und backfischhaft verliebt. Eine solche Magie strömte dieser Schauspieler aus, daß meine Schwestern mich küßten, wenn ich von einem Gang zu ihm erzählte. Die jüngere Schwester schenkte mir einmal eine Tafel Schokolade, als ich ihr sagte (was übrigens gelogen war), daß er einen von mir überbrachten Narzissenstrauß mit seinen Lippen berührt habe.
Als ich nun, wenige Tage vor dem, der mir so ganz deutlich geblieben ist, mit dem Strauß gelber Rosen, in deren Mitte die purpurfarbene glühte, vor den Schauspieler trat, erlebte ich etwas sehr Eigenartiges. Der Schauspieler zerrte das Seidenpapier von den Blumen, die ich noch in meiner Hand hielt, nahm das kleine Begleitkuvert an sich und brach es mit zitternden Fingern auf. Auf dem Billett standen nur vier, fünf Worte, die ihn aber ungeheuerlich zu erschüttern schienen. Mit verlorenen Blicken sah er vor sich hin, und dann starrte er auf mich. „Komm", sagte er erregt, „komm!" Er ergriff meinen Arm und zog mich auf die Straße. Dort nahm er mir den Strauß ab, und er beugte sich über die regenfeuchte, verschmutzte Gosse und wischte die herrlichen duftenden Rosen durch den Schlamm der Straße. Mein Herz krampfte sich zusammen, als er die wundervollen Blüten so besudelte. „Hier", sagte er und gab mir einen größeren Geldschein, „jetzt bringst du diesen Strauß zur Tochter des Legationsrates, du kennst sie wohl!" „Ich kenne sie, jeder kennt sie ja — ich will das auch tun, weil Sie es mir sagen; aber die Rosen sind doch schon bezahlt", stammelte ich, „ich glaube, daß sie überhaupt von Fräulein von Schenkendorf sind, zu der Sie mich nun schicken." „Bring sie sofort hin; das Geld ist nicht für die Rosen, das Geld ist für dich!" „Das Geld darf ich nicht annehmen", sagte ich. Da schenkte er mir die Theaterkarte.
Es war für mich ein fürchterlicher Gang, aber ich ging ihn für einen Überirdischen, und das Schicksal wollte es auch gut mit mir. Fräulein von Schenkendorf öffnete nicht, sondern ein junger hübscher Mensch mit Boxerschultern und katzenweichen Bewegungen, dem ich den Strauß in die Hand drückte. Vorher hatte ich ihn mit neuem Seidenpapier umwickelt, das ich damals zum Auswechseln immer in meiner Tasche trug, denn die Tante duldete keine verknitterten Umwicklungen an ihren Sträußen.
Drei Tage später erschoß sich der junge Schauspieler. Es erstaunte mich wohl, und ich fand es geheimnisvoll, aber es schien mir doch nicht so absonderlich wie den anderen Menschen, die ihm anhingen, denn er war für mich ja überirdisch. Ich glaubte damals, daß es ihm leicht fallen würde, eines Tages wieder aufzuerstehen.
„Eigenartig, daß er sich gerade am Morgen vor Totensonntag erschossen hat", sagte meine Tante und wickelte einer dicken, gutmütig aussehenden Frau eine Topfgeranie ein. „Ja, es sind sonderbare, unberechenbare Menschen, diese Künstler", sagte die dicke Frau.
Am Abend des Tages, an dem sich der Schauspieler erschossen hatte, spielte sich auch das immer noch so deutlich in mir Stehende ab. Ein Kunde rief an, und ich sah, daß meine Tante sich sehr erschreckte; sie bekam rötliche Flekken vor Aufregung und entschuldigte sich eifrig. Jetzt vor Totensonntag sei einfach nicht mehr durchzukommen, sagte sie; etwas derartiges von Vergeßlichkeit sei ihr noch nie unterlaufen, aber es werde heute abend noch in Ordnung kommen, ganz gewiß. Dann telefonierte die Tante mit dem Friedhofwärter. „Um neun Uhr spätestens ist er also da", sagte die Tante; „legen Sie den Kranz dann schön vorne vor die anderen Kränze."
Der Kranzbinder, das Lehrmädchen und die Verkäuferin verließen während dieses Telefongespräches das Geschäft auf leisen Sohlen; es war auch schon eine Stunde nach Feierabend. „Um Gottes willen", rief meine Tante, „schon alles ausgeflogen! Jetzt mußt du noch zum Parkfriedhof fahren, du Ärmster!" Sie gab mir das Fahrgeld, zwei Apfelsinen und einen großen Kranz, wie ich so schön vorher noch keinen gesehen hatte. Die Tante nannte ihn auch ihr liebes Meisterstück. „Sieh zu", ermahnte die Tante eindringlich, „daß du auch genau um neun Uhr am Friedhoftor bist. Der Wärter wartet dort; du gibst ihm den Kranz, den er dann in die Leichenhalle zum Sarg des Musikdirektors bringt."
Unterwegs im Omnibus begafften mich die Leute und befragten mich; sie staunten alle über den prächtigen Kranz. Ein älterer Herr setzte einen goldenen Klemmer auf und hob die Schleife hoch, auf der der Name des Spenders fehlte. Auf der Kranzschleife standen die Worte: „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem!" „Wahrscheinlich vom Musikverein", sagte der Mann mit dem Klemmer und schüttelte den Kopf.
Plötzlich gab es einen gewaltigen Ruck; die Frauen schrien kreischend auf, und der Omnibus knirschte schleudernd aus der Fahrbahn. In einer Kurve hatte sich ein morscher Telegrafenmast über die Straße gelegt und den Wagen zur Seite gedrückt. Nichts war passiert, aber es dauerte eine Weile, bis der Mast fortgeschafft war. Erst einige Minuten nach neun Uhr kam ich am Friedhoftor an; der Wärter verschloß es gerade. Er war verärgert über die Verspätung, und er sagte, daß der Kranz ja schon morgens hätte kommen sollen. Es sei eine Nichtsnutzigkeit, ihn noch nach Feierabend festzuhalten. Aber schließlich wurde er recht freundlich. „Hör mal", sagte er „wenn ich noch zur Leichenhalle gehe, versäume ich den Omnibus zur Stadt. Du bist ja nicht auf den Kopf gefallen; ich schließe jetzt auf und

Beim Strümpfestopfen

(Kurt Heiligenstaedt)



„Ach, die alten Ritter hatten 's gut, die bekamen nie eine Laufmasche in den Panzer!"

Rammendando le calze: "Ah, com' erano fortunati gli antichi cavalieri! Dalle loro loriche non scappava mai una maglia!,,

hinter dir zu, und nachher zurück, steigst du über die Hecke. Du mußt immer den Hauptweg einhalten, immer auf das große Kreuz zu. Du gehst durch die Kapelle und dann ist hinten, ganz rechts, eine kleine Tür, die zur Leichenhalle führt. Die letzte Kammer links auf dem Flur ist es, du legst den Kranz vor den Sarg des Musikdirektors. Wahrscheinlich kommt gleich auch der Nachtwächter zurück, der sich nur einen Krug Bier holt, wenn er sich vorher nicht noch ein paar Schnäpse am Schalter nimmt."

Der Friedhofwärter öffnete die große Pforte. Ich dachte mir nichts Besonderes, als ich auf die Kapelle zuging. In der Kapelle aber wurde mir feierlich-unheimlich zumute; es herrschte ein unbestimmbares Flackern darin, und auf den Fliesen klang der Schritt, auch der leise aufgesetzte, so hart, hohl und verloren, daß es mich erschauerte. Hinter oder neben mir war ein unheimliches Kratzen oder Schleifen wie von einem Schwebenden. Angsterfüllt blieb ich stehen, und da entdeckte ich, daß es der große Kranz war, der den Boden berührte. Ziemlich schnell, ängstlich schnell, fand ich die Tür zur Leichenhalle.

Auf dem langen schmalen Flur brannte schwaches Licht, aber kein vertrauenerweckendes. Kaltbläulich kam es aus kleinen gedämpften Lampen an der Decke; ich fror auf einmal und blieb regungslos stehen, um mich zu sammeln. Bei diesem Verweilen hörte ich, was ich so unheimlich noch nie empfunden hatte; ich hörte meinen eigenen Atem. Ein leise, hohl, aber deutlich pfeifendes Geräusch, das mich plötzlich zwang, die Luft ganz anzuhalten und angestrengt zu horchen. Da wurde es so still, daß ich die Luft wieder heftig einsog, und dabei spürte ich den Geruch von schwelendem Wachs, Weihrauch und Äther, ein Geruch, der sich mandelbitter auf die Zunge legte. Aber durch diesen seltsamen Duft war ich plötzlich einbezogen in das Eigenartige des Raumes; meine Furcht verließ mich für Augenblicke. Ich durchschritt den Gang — ich wollte ihn ganz langsam und sicher durchschreiten, entdeckte aber nachher, daß ich wie gehetzt gelaufen war — und stand am Ende des Flures mit den vielen verschlossenen Türen zwischen den beiden letzten Türen rechts und links. Genau wie eben hielt ich den Atem an, dann saugte ich ihn wieder tief ein. Ich zog die Tür neben mir auf.

Im Halbdunkel, in das das bläuliche Licht des Ganges sich stahl, stand ich vor einem geöffneten Sarg. Der Tote, ein Mann von mittleren Jahren, schien überlegen zu lächeln, ein leichtes, nicht durch Falten sichtbares Lächeln; es stand unaufdringlich und ganz sicher in der unheimlichen Starre des Gesichtes. Ein angstvoll und grausam Neugieriges trieb mich noch näher hin zu ihm; der Kranz sank aus meiner Hand. Ich war ganz starr, fast so starr wie er, der da lag. Es schien mir, als sähe ich ihn unendlich lange an, und dabei waren es Sekunden. Als ich mich losriß von dem erblichenen Gesicht, um die Hände des Toten zu sehen, da war es bei dieser winzigen Bewegung des Kopfes, als ob der Nackenwirbel festgerostet wäre, als ob er knirschte. Die Hände erhoben mich. In diesen Händen lag das Gute vom Tod. Sie waren vollkommen ausgeruht, starr und erschlossen zugleich, unsäglich friedlich und rein. Ich verneigte mich vor diesen Händen, aber wahrscheinlich war nur der Gedanke in mir, mich vor ihnen zu verneigen. Wenn ich zurückdenke, sehe ich sie noch genau vor mir, diese blaß geäderten, diese toten, guten und ewig regungslosen Hände.

In meine Versunkenheit klang ein saugendes Geräusch; durch geheimnisvolle Zugluft schlug in dem hier gänzlich Abgeschlossenen eine Tür zu. Da durchzuckte es mich, daß auch ich nun tot sei, verstarrt; grauenhaft spaltete mich der lähmende Schreck von oben bis unten. Ich versuchte, um mich zu überzeugen von meinem Totsein, den Fuß zu bewegen; ich wurde davon überzeugt, daß ich noch lebte, denn der Fuß streifte den Kranz, den ich nun mit kalten, zitternden Händen aufrecht vor den Sarg stellte. Im gleichen Augenblick überkam mich ein Gefühl, als ob das bläuliche Licht vom Gang ein ohnmächtig machendes, wie von schwirrenden Nachtfaltern kommendes Geräusch verursachte — blindlings lief ich fort, ohne anzustoßen, aber auch ohne auf den Weg zu achten und stand auf einmal draußen seitlich neben der Kapelle.

Es war finstere Nacht. Ich fürchtete mich noch sehr, aber gegen das von vorhin war der Gang zum Tor wie eine Erlösung. Ich schlich nur noch. In mir war alles wie Blei, wie Blei und Angst. Zu zerschlagen, um über die dichte hohe Hecke zu steigen, zwängte ich mich durch das Gezweig. Dabei zerriß mein linkes Ohr an den Dornen, ohne daß es schmerzte. —

Am nächsten Morgen wurden im Gymnasium sechzehn aus allen Schülern ausgewählt, die am Grabe des Musikdirektors singen sollten. Auch ich gehörte zu den vom Schuldirektor ausgewählten Sängern, obgleich sich unser Klassenlehrer über mein zerrissenes Ohr ärgerte.

In einem strahlenden Morgen kamen wir zum Friedhof; alles sah ganz festlich aus. Starr und feierlich stand in der Kapelle zwischen Lorbeerbäumen und vielflammigen Kandelabern der geschlossene Sarg des Musikdirektors. Als die Orgel aufklang, fielen wir ein mit unseren sechzehn jungen Stimmen, und unser Gesang stillte sogar die Tränen der Angehörigen; alles lauschte andächtig. Später, am offenen Grab, sangen wir noch einmal, und einer, der die Leichenrede hielt, sagte, daß diese jungen Stimmen dem Ruhenden wie ein Wink des drängenden, unvergänglichen Lebens sein sollten, das er so unablässig geliebt habe.

Während der Feier war noch ein anderer Leichnam eingesegnet worden. Ihn trug man jetzt ziemlich hastig zu Grabe. Es war eine ganz kleine Beerdigung, nur sieben oder acht Menschen gingen hinter dem einfachen Sarge her. Während die, die den Musikdirektor begleitet hatten, Erde oder Blumen in die Grube warfen, stierte ich zu dem anderen Hügel, und ich sah, daß eine junge und eine ganz alte Frau hinter dem Sarg einen großen Kranz zwischen sich trugen und ihn andächtig auf den frischen Erdhügel legten, als die Träger den Sarg schnell nach unten seilten. Mein Herz setzte aus — es war der Kranz mit der Widmung: „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem!" Die beiden Frauen sahen mit ihren verhärmten Gesichtern auf den Kranz, dann schauten sie sich gegenseitig an. Die ältere schüttelte den Kopf und weinte, und die andere beugte sich tief nieder und wendete die Schleife; aber sie fanden keinen Namen.

Eine Schuld, eine riesenhafte Schuld zeichnete mich nun — ich wankte ein wenig, und der Direktor neben mir klopfte meine Schulter und sagte etwas von Haltung.

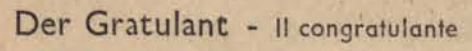
Ich wußte plötzlich genau, daß ich die Türen in der Leichenhalle verwechselt und den Kranz nicht zu Füßen des Musikdirektors, sondern vor den Sarg eines Namenlosen gelegt hatte. Wirbelnd schleuderten sich die Gedanken in meinem Hirn. Es sprangen darin herum die Tante, der Schuldirektor, der Musikdirektor, der riesige Kranz und die Furcht, einen Toten auf immerdar gekränkt zu haben.

Ich blickte verängstigt zu dem Direktor auf, und ich erschrak. Auch er schaute ganz aufmerksam zu dem anderen Grab, auf den Kranz, vor dem mit leiddurchfurchten Gesichtern die beiden Frauen verweilten. Sie starrten den Kranz immer wieder andächtig und wie im Schmerz beglückt an.

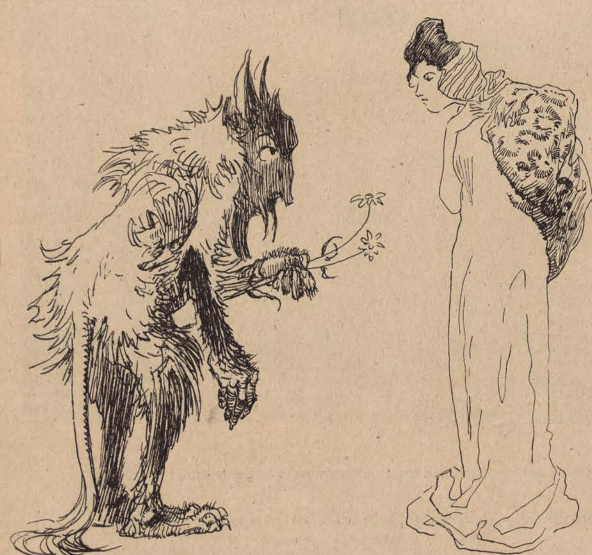
Die Totenfeier für den Musikdirektor war beendet, die Gäste verliefen sich. Der Direktor und ich blieben noch vor dem Hügel. Der Direktor forderte mich sogar auf, ihn zu begleiten. Er ging ganz behutsam an dem Grab vorbei, an dem die beiden Frauen noch immer standen und wie verklärt auf den Kranz starrten. Uns beachteten sie nicht.

Wir verließen den Friedhof durch die kleine Pforte an der Waldseite. Unterwegs sagte der Direktor nichts. Unter der Pforte fragte er mich, ob ich ihm erklären könne, wie der von ihm bei meiner Tante bestellte Kranz auf ein fremdes Grab gekommen sei. Ich erzählte es ihm und ich bat um Entschuldigung, ihn und die ganze Welt. Der Direktor nahm meine Hand und sah mich forschend aus seinen guten Augen an. Dann sagte er mit feierlicher Stimme: „Du hast ihn nicht gekannt. Er war mein Freund. Ich vermag nicht zu erklären, wie unsterblich eine Freundschaft sein kann. Er hat immer nur für andere gelebt. Und du warst seine junge Hand im Tod. Vergiß es nicht!"

Ich habe es nie vergessen.



Der Gratulant - Il congratulante



(Hch Kley)

Die stolze Zeitungs-Ente

(O. Gulbransson)



„Niemand darf zur Zeit England verlassen, nur **ich** habe Sondererlaubnis!“

L' orgoglioso 'canard,: “A nessuno è lecito lasciar ora l' Inghilterra, soltanto **io** ho un permesso speciale!,,

Verwertung

(R. Kriesch)



„Sagen Sie, Fräulein, ich hätte noch ein seidenes Taschentuch, zwei Servietten und ein Meter Band — könnte man nicht daraus noch ein fesches Kleid machen?“

Utilizzazione: “Sentite, signorina, avrei inoltre un fazzolettino di seta, due salviette ed un metro di nastro. Non si potrebbe farne un abito scicche?„

Die Liebe, die Liebe

Von Paul Westergaard

Kürzlich stand vor einem dänischen Gericht ein Mann unter der Anklage, in dem seeländischen Städtchen Ruhstatt als böser Geist sein Unwesen getrieben zu haben. Aus purer Lust am Schabernack hatte er den Leuten Salzsäure in die Dachrinnen gegossen, friedlichen Mitbürgern dicke Fichtenstämme zum Fenster hineingeworfen, andere durch anonyme Briefe belästigt und dergleichen Unfug mehr getrieben.

Dieser Mann erinnerte mich unwillkürlich an eine Dame, mit der ich vor einigen Jahren im selben Hause wohnte. Es war das eine nette, liebenswürdige und gebildete Dame in den besten Jahren. Sie stand in bestem Rufe, und niemand dachte irgendwie schlecht über sie. Alleinstehend, lebte sie anscheinend sehr zurückgezogen in ihrer Dreizimmerwohnung unter mir. Und dennoch muß ich sagen, lag etwas in dem Ausdruck ihrer Augen, das mir mißfiel. —

Als ich eines Abends nach Hause kam und mir die Schuhe auf der Matte vor meiner Wohnungstür abtrat, rutschte diese mir plötzlich unter den Füßen fort, und — bums, schlug ich mit dem Kopf gegen die Türfüllung. Nachdem ich mich von meinem Schrecken leidlich erholt hatte, beguckte ich mir die Matte im Schein der Treppenbeleuchtung näher. Es war eine kostbare Kokosmatte, die ich kürzlich für vier Kronen erstanden hatte. Ich mußte feststellen, daß jemand frevelhafterweise die Matte auf ein Brett genagelt und zwei Rollen daran befestigt hatte. Fürwahr, eine nette und amüsante kleine Erfindung, um Leuten, denen man nicht hold gesinnt ist, auf eine rasche Art zu einer Riesenbeule oder einem Loch im Kopf zu verhelfen!

Als ich am anderen Morgen die Milchflasche vom Flur hereinnehmen wollte, fand ich einen kleinen Zettel daran befestigt, auf dem geschrieben stand: ‚Achtung, Lebensgefahr! Wenn Sie von der Milch dieser Flasche trinken, werden Sie binnen kurzem eine Leiche sein, denn ich habe Strichnin hineingetan.' Sicherheitshalber ließ ich zuerst meine Wirtschafterin von der Milch kosten. Anfangs sträubte sie sich, aber als ich ihr einen Zehnkronenschein unter die Nase hielt, tat sie es doch. Und sie lebt heute noch!

Dessenungeachtet waren das recht unheimliche Erlebnisse. Und überaus geheimnisvolle obendrein. Ungemütlich fand ich es nachgerade, als ein paar Tage später, als ich die Post an mich nehmen wollte, eine tote Ratte im Briefkasten fand. Sie trug ein seidenes Band um den Hals, an dem ein rosa Briefchen hing. Ich öffnete es. ‚Ich liebe dich!' stand darin geschrieben, weiter nichts.

Das brachte mich auf eine Spur; mein Verdacht richtete sich gegen die besagte nette, liebenswürdige Dame in der Wohnung unter mir. Ich begab mich — mit einem langen Obstmesser bewaffnet — zu ihr hinunter.

„Heh, Sie alte Natter, ich bin gekommen, um Rache zu nehmen für all das körperliche und seelische Unbehagen, das Sie mir da mit der Kokosmatte, der Milchflasche und der toten Ratte bereitet haben!" rief ich ihr kampfesmutig entgegen, als sie mir öffnete, und fuchtelte dabei wild mit der Mordwaffe.

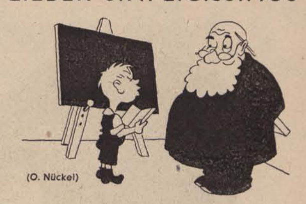
Sie sank augenblicklich in die Knie und streckte mir die Arme entgegen.

„Gnade, Gnade!" flehte sie. „Ich tat es ja nur, weil ich Sie so sehr liebe!"

...Tja, da kenne sich einer mit den Frauen aus. Zuweilen haben sie eine mehr als merkwürdige Art, ihrer Liebe Ausdruck zu verleihen.

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig.)

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Die Schulklasse wird in Geschichte geprüft. Thema: die Völkerwanderung. Und also hub der Schüler stotternd an:

„— und da stießen die Slawen auf die Hunnen — und — und die Hunnen stießen auf die Ostgoten — und — und die Ostgoten stießen auf die Westgoten — und — und —"

Der Professor fauchte wütend:

„— und da sagte der letzte Westgote zum ersten Ostgoten: Herr! Was stessens denn so?" J. H. R.

*

Es gibt auch heute noch Theaterdirektoren, die es nicht gern sehen, wenn ihre Schauspieler filmen. Ja, die immer noch den Film als eine Konservenkunst beschimpfen und es unter der Würde eines Schauspielers finden, dabei mitzutun. Und je kleiner die Bühne, desto größer der Grimm.

Der Schauspieler wagte einen Einwand:

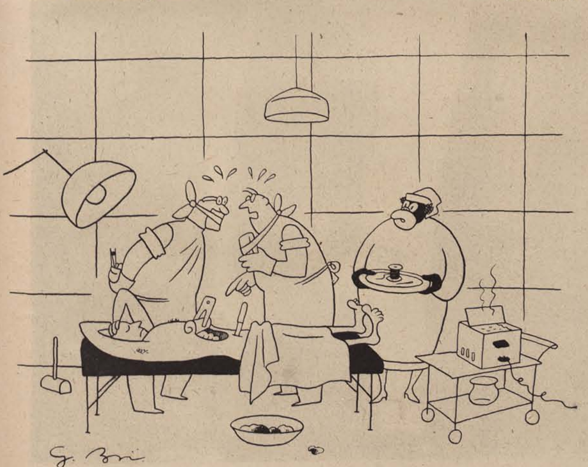
„Aber Jannings, George, de Kowa und die Wessely filmen doch auch?"

Der Theaterdirektor höhnte:

„Ja — aber die sind auch nicht bei mir engagiert!!" J. H. R.

Die USA. ohne Kaugummi

(G. Brinkmann)



„Das ist meiner! Ich habe ihn zuerst gesehen!"

Gli Stati Uniti senza gomma da masticare: "Questa è mia! L' ho vista prima io!,,

WALD

Wenn des Waldes Wipfel wild im Winde wehn,
Wirre Wanderwolken wogend ostwärts gehn
Und der Regen raunend aus dem Weltraum rauscht,
Wird dein Herz in seiner Waldverlorenheit,
Seinem Heimweh, seiner Baumverschworenheit,
Wieder mit dem Herz der Wälder ausgetauscht.

Pan, ins Schlangenmoos verkrochen, bist du nun,
Darfst in Gottes weltengroßem Odem ruhn,
Bist dem Jahr verschwistert als ein Schöpfungskind,
Spürst dich frei von aller Weltverstrickungssucht,
Wiegst dich wieder mit des Waldes Wipfelwucht
In dem wahnlos weisen, warmen Wanderwind,

Atmest anemonenselig Lenzeshauch,
Grüßt den Sichelmond im Berberitzenstrauch,
Lauschst dem lauten Kauzgeheul zur Mitternacht,
Weißt auch um des Sommers waltendes Gesetz,
Wickelst deinen Leib ins blaue Sternennetz,
Wenn der Juni rings des Reifens Rausch entfacht,

Welkst im Herbst zu buntem Sterbeprunk dahin,
Aus dem Nebel noch erwitterst du Gewinn
Für dein waldverwobnes Blut, das Hunger spürt,
Hunger nach des Winters weißem Flockenflor,
Hunger nach der Weihnacht fernem Glockenchor,
Hunger nach dem Tode, der das Leben schürt...

Jungen Jahres winterbange Wartezeit,
Bis ein lauer Wind die Welt vom Frost befreit,
Treibt dich tiefer in dein träumendes Verwehn —
Schweigend weilst du dann im Waldeswurzelgrund,
Wo die Werdebronnen quellen aus dem Mund
Einer Macht, auf deren Mantel Sterne stehn.

Oh, wer solches Wissen aus dem Wald erfuhr,
Wer sich weise trank am stummen Strom des Ur,
Ist geschwisterlich zu Baum und Tier gesellt.
Moos und Marder, Moor, Machandelbusch und Mond
Wirken ihm die Stätte, wo die Sehnsucht wohnt,
Die ihn heimverlangt aus fruchtlos fremder Welt.

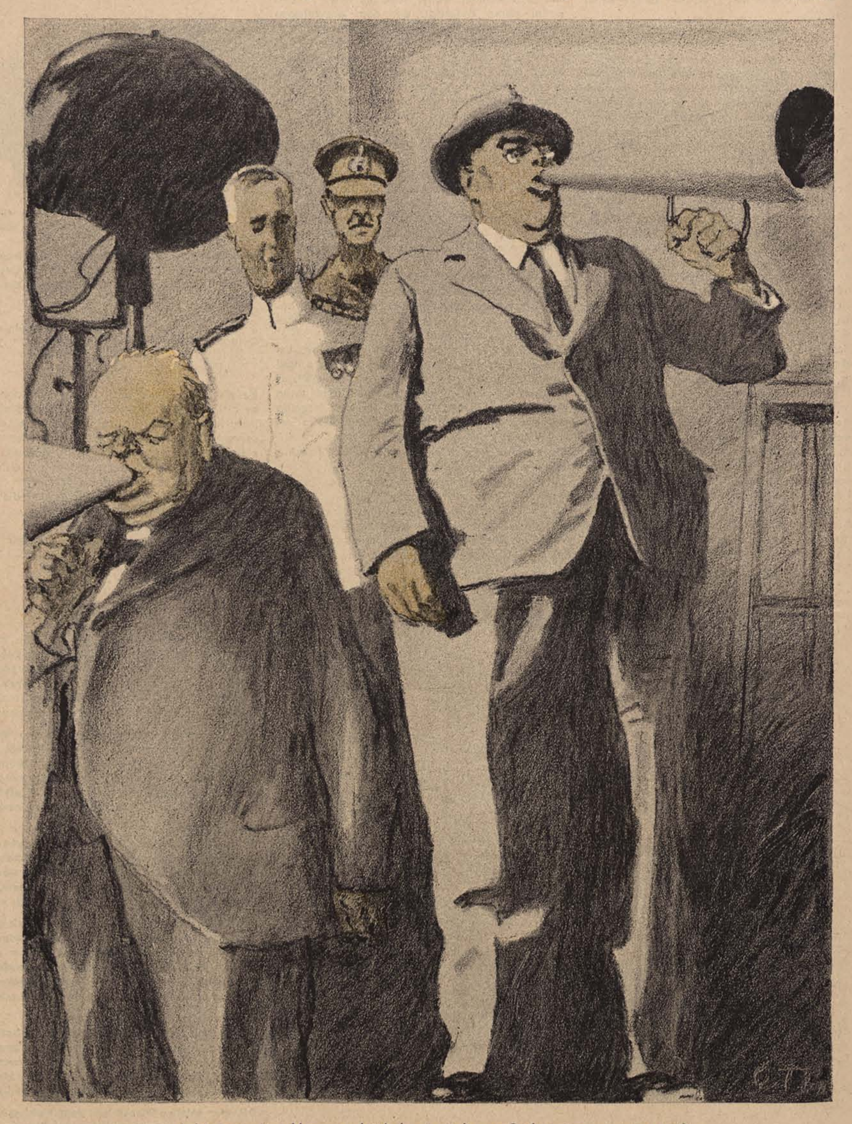
Herbert Fritsche

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —

— Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Anglo-amerikanische Filmregie

(E. Thöny)



„Achtung, meine Herren, gleich beginnt die große Invasionsszene, es muß aber aufs erste Mal klappen, sonst fällt die ganze Sache ins Wasser!“

Regìa di film anglo-americano: “Attenzione, signori! Tosto comincia la grande scena dell' invasione; ma deve riuscir bene già la prima volta, altrimenti tutta la faccenda va in fumo!„

München, 14. Juni 1944
49. Jahrgang / Nummer 24

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Hilfe für Tschunking-China

(E. Thöny)



„Unser Opium ist doch die beste Hilfe für ihn. Wie glücklich er von der Unterstützung träumt, die er von uns erwartet!"

Aiuto per la Cina di Tschunking: "Il nostro oppio è pure il più efficace aiuto per lui. Com' egli sogna beatamente dell' appoggio che attende da noi!,,

Gefährliche Illusion - Illusione pericolosa (W. Wellenstein)



Der kleine Bauch

Von Walter Foitzick

Der Herr steht an der Straßenbahn und wartet. Er wartet eben auf die Straßenbahn. An dem Herrn ist nichts Auffälliges. Er hat eine Zeitung unter dem Arm, er ist angezogen wie hunderttausend andere auch. Nun, er ist kein Jüngling mehr, er ist schon ein bißchen reif. Deshalb trägt er einen kleinen Bauch.

Weshalb spreche ich aber von diesem ganz durchschnittlichen Herrn? Das werden Sie gleich sehen. Mit dem Herrn geht nämlich plötzlich etwas vor. Er greift an die Krawatte und überzeugt sich mit gewohntem Griff von dem richtigen Sitz. Das ist auch noch nichts besonderes. Aber hat er sich jetzt nicht etwas aufgerichtet, höher gereckt? Jawohl, das hat er. Seine Bauchmuskulatur ist gestrafft. Man könnte ihm jetzt leicht bezeugen, daß er keinen Bauch hat. Nun, wir wissen es, er hat einen.

Der Herr steht jetzt vorbildlich da. Aus zwei gleichlautenden Beinen ist ein Standbein und ein Spielbein geworden. Aus der Tasche hat er ein Paar Handschuhe genommen, ein Paar gelbe Schweinslederhandschuhe. Den einen zieht er lässig über die linke Hand. Die Temperatur spricht eigentlich gegen Handschuhe. Was soll er nun mit der anderen Hand machen? Er stützt sie mit der Zeitung und dem freien Handschuh leicht in die rechte Hüfte. Die Stellung ist wirklich vorbildlich. Phidias könnte so die Statue des x-beliebigen Herrn meißeln. Sein Gesichtsausdruck ist von weltmännischer *Überlegenheit*. Er lächelt *nicht*, aber er ist *auch* nicht allzuernst. Aus solchem Gesicht läßt sich im Augenblick alles machen.

Der Herr gebärdet sich.

Was ist denn nun mit diesem ganz durchschnittlichen Herrn?

Stören Sie ihn jetzt nicht! Sehen Sie dort jene Dame im Sommerkleid und feschen Hütchen? Wirklich gute Erscheinung. Kann Schauspielerin sein, wartet auch auf die Straßenbahn.

Na, und Sie meinen, der Herr hat es auf die Dame abgesehen, wird sie womöglich ansprechen?

Falsch, ganz falsch. Der Herr wird gar nichts. Er will nur mal seine Möglichkeiten ausprobieren. Der Herr will sich durch einen Blick bestätigen lassen, daß er in Betracht kommt. Glauben Sie mir, bei diesem Herrn hängt in diesem Augenblick viel für seine Selbstachtung ab. Die Dame hat sie in der Hand, vielmehr im Auge. Als die Dame in die Straßenbahn steigt, klappt er ihr das Fallgitter auf. Ihr Kopf neigt sich dankend, und den Bruchteil einer Sekunde gleitet ihr Auge wohlwollend über diesen guterzogenen, wenn auch reiferen Herrn. *Dem Herrn wird an diesem Abend das Essen besser* schmecken und er wird noch lange den kleinen Bauch eingezogen tragen.

Am Wiesenbach

Der Wiesenbach fließt schnell dahin,
Wo sich die Weiden neigen.
Sind Fische in dem Bach darin!
Sie zeigen
Wie ihre Schuppen blitzen:
Forellen und Ellritzen!

Sumpfdotterblume wächst am Bach
Mit goldenem Gesichte.
Die Entengrütze zittert schwach
Und schwankt vor dem
Gewichte jeder Welle,
Und bleibt dann auf der Stelle.

Von ferne glitzt
Mit Turm und Dach
Das Dorf im hellen Lichte.

Auf einem grellen Halme sitzt
Der blaue Fingerhut,
Im Gras die Grille sägt und schnitzt
An einem Bild voll Nut.
Ellritze und Forelle blitzt
Wie Feuer in der Flut.

Georg Britting

Höflichkeit

Mein Freund Pepi ist ein stiller Beobachter.
„Du", sagte er unlängst zu mir, „ich versteh' nicht, daß du mit dem Schindler verkehrst. Mir kann der nicht gefallen."
„Aber, Pepi", sagte ich, „was hast du gegen ihn? Ich finde, daß er ein äußerst zuvorkommender Mensch ist."
Mein Freund Pepi sah mich nachdenklich an.
„Und das genügt dir?"
„Ich will ja nicht sagen, daß es mir genügt", antwortete ich, „ich wollte nur sagen —"
Da fiel mir Pepi ins Wort:
„Ich weiß schon, was du sagen willst! Irgendeinen Unsinn, den du selbst nicht glaubst... Lieber Freund, vergiß nicht: Seine ganze Höflichkeit kommt daher, daß er sich dümmer als sein Gesprächspartner stellt!"

H. K. B.

Er war mein Kamerad

Ich habe euch nicht viel zu sagen:
Er war mein Kamerad!
Er hat ein helles Herz getragen
Auf einem dunklen Pfad.

Er war so einer von den Jungen,
Dem nie gefror der Blick,
Oft hat er unsre Not bezwungen
Als rechter Hans im Glück.

Wir haben's wohl gedacht von allen,
Von mir und manchem mehr,
Doch nie von ihm: er könnte fallen –
Und dann fiel grade er.

Die Augen brachen ihm wie Sterne,
Die Nacht blieb uns allein –
Wir trugen durch die wilde Ferne
Ein Herz so schwer wie Stein.

Herbert Lestiboudois

Front und Heimat in USA.

(Wilhelm Schulz)

„Damned, können Sie nicht aufpassen! Ich habe im Krieg mein Bein verloren!"
"Damned! ... Non potete far attenzione? ... Io ho perduto in guerra la mia gamba!„

„Ja, glauben Sie vielleicht, ich verliere nichts, wenn ich zu spät zur Börse komme?"
"Ah sì; ma credete Voi ch' io non perda nulla se arrivo troppo tardi alla borsa?„

Väterchen Stalin macht Toilette

(Erich Schilling)



„Genosse Stalin, befehlen Sie heute Maske Nummer 113?" — „Nein, du Dummkopf, die ist ja für die Exilpolen. Heute brauche ich Nummer 114 für die Sowjetpolen!"

Babbuccio Stalin fa toeletta: "Compagno Stalin, ordinate oggi la maschera Numero 113?,, — "No, balordo; essa è per i Polacchi in esilio, mentre oggi abbisogno del Numero 114 per i Polacchi nell' Unione Sovietica!,,

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes war kein Freund des Kartenspiels, aber es kam schon einmal vor, daß er sich, um nicht ungesellig zu erscheinen, mit an den Skattisch setzte.
Eines Tages war es wieder so weit. Eine Weile spielten wir friedlich vor uns hin. Johannes gewann sogar.
Aber plötzlich protestierte Peter lebhaft:
„Nein, mein lieber Johannes, das geht nun doch nicht, daß du mir dauernd in die Karten guckst!"
„Aber warum denn nicht", sagte Johannes. „Das erleichtert das Spiel doch ungemein."

*

Es sah wüst aus bei Johannes. Martin und ich fühlten ein Erbarmen und begannen aufzuräumen. Unter anderem fanden wir einen Stoß Papier.
„Wohin gehört das, Johannes?" fragten wir.
„In meinen Schreibtisch", sagte Johannes.
Aber im Schreibtisch war kein Platz mehr. Wir machten Johannes darauf aufmerksam.
„Was in der obersten Schublade links ist, könnt ihr rausnehmen und wegwerfen", sagte Johannes. „Dann habt Ihr Platz."
„Das sind doch Rechnungen. Bewahrst du die nicht auf?" fragten wir.
„Unbezahlte nicht", sagte Johannes. J. Bieger

DIE KÖSTLICHEN TÄUSCHUNGEN

VON ERHARD RÜHLE

Es ist unwahrscheinlich, daß Signore Negrini und Alessandro Minetti in der kurzen Zeit ihres Zusammenlebens über Erziehung gesprochen haben. Aber hätte der junge Mann den klugen Greis einmal darum befragt, so würde dieser in seiner verbindlichen Art zweifellos ausgeführt haben: Sehen Sie, mein Lieber, Erziehung ist Entwicklung, Auswicklung! Man wickelt einen Menschen aus, wie man eine Raupe aus dem Kokon löst, und am Ende sehen wir dann einen Verbrecher oder ein Genie oder auch nur eine mittelmäßige Figur, die ihre Tage mehr schlecht als recht abhaspelt! — Vielleicht würde Alessandro darauf nicht ungeschickt erwidern: Wenn dem so ist, Herr Negrini, dann täte man gut, manchen Menschen überhaupt nicht erst auszuwickeln! — Und der alte Herr müßte dann lachend entgegnen: Haha, das ist eben der Kniff der großen Natur! Man weiß vorher nicht, was drinsteckt, junger Freund!

Nach dieser Einleitung wollen wir zusehen, wie Alessandro selbst, durch die Laune des Geschicks gefügt, ein Schulbeispiel für Signore Negrinis Meinung über das Wesen der Erziehung wurde.

Der alte Herr Negrini, gelähmt und an den Rollstuhl gefesselt, bewohnte mit seiner Wirtschafterin und einem Hausmeister ein wunderschönes Landhaus im Westen von Mailand. Trotz dem Gebrechen hatte er sich bis in sein siebzigstes Jahr eine erstaunliche Frische bewahrt. Er nahm lebhaften Anteil an den großartigen wie an den kuriosen Ereignissen auf der Erde; selbst nie über die Grenzen der Stadt hinausgekommen, hatte er durch Studium von tausend Büchern eine vorzügliche Kenntnis von der Beschaffenheit fremder Länder und den Sitten ihrer Bewohner erworben, und die liebsten Stunden feierte er, wenn er von den bunten Abenteuern der weiten Welt schwärmen konnte. Freilich, dieses Glück war ihm getrübt, seit sein braves Weib, die geduldige Gefährtin und Zuhörerin, das Zeitliche gesegnet.

Signore Negrini war beileibe kein grilliger Kranker, kein boshafter Haustyrann, der die Dienstgeister quälte. Er war durchaus ein liebenswerter Bürger der Stadt, und eine winzige Schwäche, die bislang alle Sprößlinge vom Stamm der Negrini ausgezeichnet hatte, übersah man bei soviel Tugend gerne: der alte Herr liebte keinen Widerspruch, freute sich aber an jeder willigen, gefügigen Natur und vermochte dank seiner sanft diktatorischen Art einen Gast mit entwaffnender Freundlichkeit in die gewünschte Bahn zu zwingen.

Eines Morgens rief Signore Negrini den Hausmeister zu sich und erklärte, daß er das erste Stockwerk des Hauses an einen ruhigen Menschen vermieten wolle. Der Hausmeister möge eine entsprechende Tafel entwerfen und am Gitter des Parktores aufhängen.

So geschah es auch, und drei Tage später meldete sich ein Mieter, ein junger Mann im besten Alter. Vor den Hausherrn geführt, erklärte er in aller Bescheidenheit: sein Name sei Minetti, Alessandro Minetti, er genieße als Vorsteher einer Kanzlei den Ruf der Unbescholtenheit, und er glaube versichern zu können...

„Haben Sie Kinder?" unterbrach der alte Negrini und betrachtete wohlgefällig den sauberen Anzug und die unaufdringliche Krawatte des Besuchers.

„Nein! Ich bin nicht verheiratet Ich bin überhaupt Waise, mein Herr!"

„Spielen Sie ein Instrument, das Klavier oder die Geige? Oder singen Sie?"

„Nichts von alledem, mein Herr!"

„Und pflegen Sie eine Geselligkeit mit Freunden oder — Freundinnen?"

„Gewiß nicht, mein Herr, ich bin kostspieligen Vergnügungen gänzlich abhold!"

„Sehr wohl!" bestätigte der Hausherr mit Wärme die erfreuliche Auskunft, und der Mietvertrag wurde unterzeichnet. Später, als der Kanzleivorsteher längst aus der Tür war, rieb sich Negrini noch lange die Hände und beglückwünschte sich su dem vortrefflichen Mieter. Es sollte noch besser kommen.

An einem Freitag bezog Alessandro Minetti den ersten Stock. Er fuhr mit einem kleinen Möbelwagen vor, und zwei Arbeiter trugen die Geräte ins Haus, einen schlichten Mahagonitisch, ein Bücherbrett, einen Polsterstuhl, eine Konsole. Aber dieser Hausrat war es nicht, der den Hausherrn in einer jäh aufsteigenden Welle erzittern machte. Signore Negrini saß hinter Tüllvorhängen und verfolgte scharf musternd den Einzug. Da schleppte der eine Arbeiter ein Tigerfell heran, der andere trug ein halbes Dutzend Massaispeere, und Alessandro selbst wuchtete den ausgestopften Kopf eines Nashorns durch die Haustür.

„Lucia!" rief da der Hausherr und klatschte in die Hände, „geschwind, spute dich, Lucia, fahre mich in die Halle hinaus!" — Die Wirtschafterin tat, wie ihr geheißen, und nun sah der würdige Greis die bunten Abenteuer seiner Träume leibhaftig vorüberziehen: Büffelschädel, Gehörne von Antilopen, Gazellen, Springböcken, ziselierte armenische Dolche, tibetische Gabelflinten, Giftschlangen in Gläsern, die Haut einer Anakonda, polynesische Amulette, Fetische aus Kamerun und das Glanzstück: den Stoßzahn eines Elefantenbullen.

„Herr, Herr!" stammelte Negrini, „lieber Herr Alessandro Minetti, ist es möglich? Nein, diese Wunder, diese Kostbarkeiten! Oh, lassen Sie sehen!" — Die Männer traten näher, und Negrini strich mit bebenden Fingern über eine glatte Wurfkeule.

„Aus dem Feuerland, Herr Negrini!"

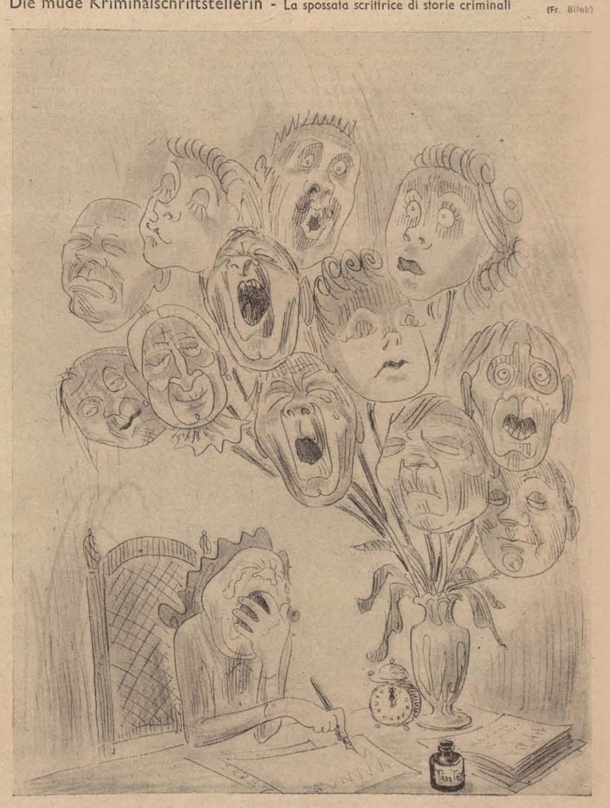
„Ah, Feuerland, Magelhaensstraße, wie? Oh, und hier!"

„Lippenscheiben Herr Negrini!"

„Ganz recht, lieber Herr Minetti, die Weiber der Kanuri am Tschadsee tragen sie so, ich weiß! Sie Teufelskerl, Sie Glückspilz, ach, Sie müssen mir erzählen, Sie müssen mir alles zeigen! Welch ein Glück, lieber Freund, es ist auch meine Welt! Oh, Sie Heimlicher, Sie Bescheidener! Ha! Er kommt daher und will mit zaghafter Rede eine Wohnung mieten! Ein Bürovorsteher, ein Niemand unter tausend! Und jetzt entpuppt er sich — nun, bester Herr Minetti, ich sage Ihnen auf den Kopf zu: Sie sind ein Abenteurer von Format, jawohl, von Format, ein Weltreisender, ein Großwildjäger! Still! Jawohl! Ah, wie schätze ich mich glücklich! Lucia! Lucia! Herbei mit dir! Bring uns eine Flasche vom besten! Vom besten, sage ich!"

Alessandro war ob der Worte um einen Schein bleicher geworden. Er fiel seinem neuen Wirt in

Die müde Kriminalschriftstellerin - La spossata scrittrice di storie criminali (Fr. Bilek)



den Arm und stotterte hastig: Verehrter Herr Negrini, ich muß Ihnen sagen, daß — ein Irrtum — ich habe — nein, bitte, jetzt keinen Wein, vielleicht —"

„Gut, ich verstehe!" rief der alte Herr frohgelaunt, „nicht so zwischen Tür und Angel! Es sollte nur ein Trunk zum Willkomm sein, aber in der Unordnung, ich verstehe, gut, gut! Doch, lieber Freund und Hausgenosse, auskommen werden Sie mir nicht, wie? Heute abend wollen wir den Tropfen nachholen! Und dann werden wir in die Welt hinausstürzen, der Atem echter Romantik wird uns anwehen, bis die Backen glühen! Topp, dies soll gelten, schlagen Sie ein, Lieber!"

Alessandro nahm die gebotene Hand und erklärte stockend: Herr Negrini, ich muß Ihnen allerdings gestehen, daß ich kein —"

„Ah, ich begreife vollkommen, kein Heimlicher, kein Bescheidener! Gut, gut! Ich wollte Sie nicht kränken!"

„Nein, nicht das, aber —"

„Bester Herr Alessandro", schnitt der Greis das Wort ab und ließ für einen Augenblick zwei Unmutsfalten über der Nasenwurzel sehen, zugegeben, ich verstehe, aber wollen Sie allein schon meinem Alter eine gewisse Reife der Schau und des sicheren Urteils zubilligen! Zudem schmeichle ich mir in der Tat, schon aus dünnen Worten, aus Haltung und Gesten, kurz aus spärlichen Bruchstücken klare Bilder, ja leidlich vollkommene und zutreffende Bilder zu zeichnen, und ich entsinne mich nicht eines einzigen Irrtums, Herr Minetti!"

Auf diese Rede hin hielt es der junge Mann für geboten, aufs erste zu schweigen. In Wahrheit war der alte Herr auf einen seligen oder auch unseligen Abweg geraten. Alessandro, der stille, unauffällige Kanzlist und alles andere als ein gewaltiger Nimrod vor dem Herrn, hatte seinen exotischen Reichtum auf recht billige, ja auf die langweiligste Weise erworben. Die Beutestücke, die am Liebhaberwert gemessen, ein stattliches Vermögen darstellen mochten, waren ihm vor Jahresfrist als Erbteil eines verstorbenen Onkels zugefallen. Und dieser Verwandte hatte vielleicht einmal in den Abruzzen auf Wildziegen angesessen, aber selber auch niemals afrikanische geschweige asiatische Luft gerochen. Wäre Alessandro weniger sparsam, er hätte das Gerümpel längst umgemünzt. So bewahrten ihn allein seine Anspruchslosigkeit und ein Rest von Pietät davor, einen Schatz zu verschleudern, der jetzt einem Greis zum Quell hellsten Entzückens wurde.

Aber der rechtliche, schlichte Mensch ist mit einem guten Gewissen ausgestattet. Bewegt von schmerzlichen Gefühlen, doch fest entschlossen, stieg Alessandro am Abend in das Erdgeschoß hinunter, um den Willkommenswein zu trinken und zugleich den Irrtum aufzuklären. Es galt einen kurzen Schnitt zu tun, einen herzhaften Schnitt nach dem Vorbild des Chirurgen.

Signore Negrini empfing Alessandro mit leuchtenden Augen und ausgebreiteten Armen. Er stand schon mitten in den Flammen der Vorfreude. Kommen Sie, kommen Sie, Herr Alessandro! Setzen Sie sich! Auf Ihr Wohl, lieber Freund! Ja, so und nun erzählen Sie! Ach was, erzählen! Geben Sie acht, mein großer Abenteurer, *ich* werde erzählen! Jawohl, ich werde Ihnen eine Probe meiner sicheren Schau geben! Beachten Sie alles wohl, und dann urteilen Sie! Rauchen Sie? Nicht! Bitte, machen Sie es sich recht bequem!"

Alessandro setzte an: „Herr Negrini —"

„Augenblick, mein lieber Herr! Sie zeigten mir also heute Nachmittag ein Paar Lippenscheiben! Hören Sie denn, was ich vor meinem geistigen Auge sehe! Sie fuhren also eines Tages von Lokodja den Benue aufwärts — wie? Nein?? Ah, unterbrechen Sie mich nicht! Natürlich kamen Sie nicht aus dem Golf! Ich kenne Sie! Sie wählten die kühnere Route, Sie kamen von Norden, Sahara, Airplateau, Wadai, nicht wahr?

Mit sprudelnder Lebendigkeit entwickelte jetzt der alte Herr, begleitet von anschaulichen Armbewegungen und Fingerzeigen und dann und wann von hastigem Nippen am Glas unterbrochen, die Wüstenreise eines Afrikaforschers, wie er sie so oft in seinen Büchern studiert hatte. Alessandro sank tiefer in den Sessel. Konnte er jetzt noch eingreifen? War es nicht grausam, unmenschlich, den Schleier zu zerreißen? Ja, war es nicht beinahe Sünde, den schwelgenden, verzauberten Greis jäh zu ernüchtern? Das Rad rollte und war nicht mehr zurückzudrehen. Alessandro schwieg und starrte vor sich hin. Aber bald hörte er näher auf die Erzählung Schön müßte es sein, so ertappte er sich bei dem Gedanken, einmal auf so abenteuerliche Fahrt in die Ferne zu reisen. Und bei besonders feurigen Stellen nickte er sogar bewundernd und zustimmend.

„Sehen Sie, mein Freund", schloß Signore Negrini, herrlich erschöpft von seinem Bericht, „so kamen Sie zu den Kanuri! Ist es nicht so gewesen, wie? Was sagen Sie zu meiner Schau, he?"

„Phantastisch!" murmelte Alessandro, und er erhob sich.

„Schlafen Sie gut die erste Nacht unter meinem Dach! Und morgen will ich mir Ihre Sammlung ansehen! Darf ich das? Ah, Sie sind lieb! Und übermorgen — beugen Sie sich etwas herab, ich will es Ihnen ins Ohr sagen!"

Alessandro neigte sich zu dem Gastgeber, und der flüsterte: „Der Stoßzahn! Ihre Jagd auf den Elefanten! Abgemacht?" —

Anderntags stellte der Vorsteher Minetti an das Kanzleipersonal die seltsame Frage, wer sagen könne, wie man Elefanten jagt. Das wußte niemand. Aber Enrico, der Laufbote, riet, in einer Buchhandlung zu forschen, dort gebe es sicherlich Bücher über Elefantenjagden.

Es kam, wie es kommen mußte. Alessandro zeigte Herrn Negrini die Sammlung, und der begeisterte alte Herr gestand danach, eine der glücklichsten Stunden seines Lebens genossen zu haben. In der Nacht wühlte sich der Kanzlist durch das Elefantenbuch, um am nächsten Abend einen vollen Erfolg einzustreichen.

Wieder saßen die Männer am Tisch, und Alessandro hatte das Wort.

„Wundervoll, wundervoll!" unterbrach der hingerissene Negrini ein übers andre Mal die Rede des jungen Mannes, der doch nur gedämpft und scheu und unter ständigem Rumoren des Gewissens die fremden Federn an den Zuhörer brachte.

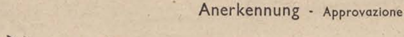
„Lieber Freund, nennen Sie mich fortab Vater Negrini, ich bitte darum!" Beinahe Abend für Abend saßen sie nun zusammen. Vater Negrini ward nicht müde zu lauschen, und Alessandro entzündete sich mehr und mehr am Feuer seines Gönners. Längst hatte er das gute Gewissen erschlagen. Er, der bisher in seinem nüchternen Kanzlistenverstand keine Ahnung von einer schlummernden Phantasie und Erzählergabe gehabt, las neue Geschichten, neue Jagdbücher aus Asien und Polynesien, erwärmte, erhitzte sich stärker und stärker am prächtigen Stoff, erzählte bald freier, lebhafter, ja beschwörend und leidenschaftlich. Schein und Wirklichkeit vermischten sich in einem Kopf schließlich so, daß er zuweilen selber glaubte, Büffel und Gazellen wahrhaftig gejagt zu haben. Es trieb ihn noch einen Schritt weiter: er verzichtete sogar auf die Bücher. Er erfand seine Geschichten, er zog sie aus dem Nichts, sie blühten ihm unter der Hand auf, und jedes neue Abenteuer gestaltete er vollkommener, meisterlicher. Alle Farben der Erzählerkunst sprühten auf, rauschten dahin wie glanzvolles Feuerwerk.

Ein langes halbes Jahr währte der unschädliche Betrug. Dann forderte das Schicksal den Glücksbecher zurück. Vater Negrini entschlief im Rollstuhl, mitten in der Erzählung, die Alessandro „Der Löwe von Usambara" getauft hatte. Ein Lächeln spielte um die Lippen des Toten, und die Augen standen offen, als saugten sie noch immer den Zauber der schönsten aller Welten ein. —

Wochen später empfing Alessandro, der aus Gutherzigkeit so tapfer und standhaft gelogen hatte, klingenden Lohn für die vertane Mühe. Negrinis Rechtsbeistand übermittelte ihm einen gesiegelten Brief folgenden Inhalts:

„Mein lieber Alessandro,

Sie sind mir wie ein Sohn gewesen, das Glück eines gesegneten Alters! Das Legat, das ich Ihnen zuwende, wird Ihnen künftige Sorgen ersparen helfen. Es ist ein bescheidener Dank dafür, daß Sie einem schrulligen Einsiedler zuliebe und aus gutem Herzen ein halbes Jahr lang — gelogen haben, meisterlich gelogen haben, wie ich neidvoll anerkenne! Alessandro, Sie sind gar kein Jäger gewesen, sondern waren nur immer der Kanzlist! Woher ich das weiß? Recht gut gespielt haben wir zwei ungleichen Kameraden, wie? Aber viele Bücher, die Sie gelesen und erzählt haben, habe auch ich gelesen, längst im Rollstuhl gelesen, bevor ich Sie kannte. Ich spüre, daß meine Tage gezählt sind, und ich nehme Abschied von meinem getreuen Mitspieler. Leben Sie wohl und Dank, Alessandro, nochmals Dank für die Zeit der köstlichsten Täuschungen! Vater Negrini."



Anerkennung - Approvazione

(J. Hegenbarth)



„Seht, Kinder, schon Goethe hat im ‚Faust' den Pudel verwendet!"
„Ja, ja, der Mann hatte Phantasie — beneidenswert!"

"Vedete, ragazzi, già Goethe s' è servito pel suo 'Faust, del can barbone!,,
'Sì sì; che invidiabile fantasia aveva quell' uomo!,,

Ökonomie des Herzens

(R. Kriesch)



„Komm, Fannerl, laß' dich doch rasch mal küssen!"
„Nee, zu einem Kuß braucht man 'ne Stunde, sonst hält er nicht vor!"

Economia del cuore: "Vieni vieni, Fanny! Lascia che ti dia un bacio in tretta!„
"Eh no; per un bacio ci vuole un'ora, altrimenti non è di durata!„

DAS GESPENSTERHAUS

VON WENCESLAO FERNANDEZ FLOREZ

Ich hatte die Wohnung im vierten Stock eines modernen Wohnblocks gemietet, als ich noch der festen Überzeugung lebte, daß meine Leidenschaft für Malwine ewig währen würde. Der Bau war funkelnagelneu und wir verfügten über mehrere Räume, in deren jedem eine nicht zu stattlich geratene Person mit knapper Not aufrecht stehen konnte. Sich am Boden auszustrecken, wäre ihr vielleicht der Länge, nie und nimmermehr aber der Breite nach gelungen. In eines der inneren Zimmer konnten wir sogar einen Schrank hineinbringen, aber freilich nicht mehr heraus, da er sich auf unerklärliche Weise um einen Millimeter ausgedehnt hatte. Die ernstesten Bedenken aber bereitete uns unsere Köchin, die für unsere Küche viel zu korpulent war. Anfangs hofften wir, wir könnten ihr durch Einölen die Existenz in diesen engen vier Wänden erleichtern, aber auch diese Maßnahme erwies sich aus begreiflichen Gründen auf die Dauer als ungeeignet.
Mein Glück mit Malwine wurde in dieser neuen Wohnung durch nächtliche Beklemmungen empfindlich getrübt. Systematisch wiederholte sich im Schlaf, was mich untertags bedrückte. So träumte ich beispielsweise, ich sei eine mit tausend Kollegen in eine Kiste geschichtete Zigarre und mein sehnlichster Wunsch war, ein Käufer möchte mich von meinen Artgenossen zur rechten und linken befreien. Ein anderes Mal hatte ich das Gefühl, ich sei der in den Hals einer Champagnerflasche gezwängte Pfropfen. Als mich gegen Morgen einige Radaubrüder mit lautem Knall aus der Flasche zogen, versetzte ich meiner süßen Malwine einen so gewaltigen Puff gegen die Schläfe, daß sie bis zum Morgen k.o. blieb. In der darauffolgenden Nacht schien mir gar, ich sei ein Fuß, den man in einen viel zu engen Schuh geschnürt hatte und versuchte vergeblich unter asthmatischen Beschwerden, den Senkel zu sprengen.
Diese Träume waren keineswegs angenehm und trotz unserer Liebeswonnen betrat ich das Schlafgemach allabendlich mit leichtem Schauder.
Eines Nachts weckte mich Malwine.
„Ricardo! Ricardo!" flüsterte sie an meinem Ohr und rüttelte mich sanft.
„Was gibt's?" brummte ich.
„Schrei nicht so!"
„Was ist denn los?" murmelte ich.
„Bist du wach?"
„Ich weiß nicht genau."
„Ricardo, mir scheint, in der Wohnung ist jemand."
„Wer denn?"
„Ein Dieb. Horch!"
Ich lauschte mit offenem Mund und zur Decke gerichteten Augen. Meine ganze Seele lag in meinen Ohren.
Jemand bewegte sich auf unserem Gang. Und nicht einmal leise, nicht einmal bemüht, seinen Schritt zu dämpfen. Energische, männliche Tritte. Ich dachte, nun vollkommen wach geworden, es habe sich jemand in die Wohnung geschlichen.
„Hörst du?" wisperte Malwine.
„Ich höre."
„Großer Gott, was tun wir?"
Ich ahnte nur zu sehr, was diese Frage bedeutete: Du weißt, was du zu tun hast. Du hast dich zu erheben, deinen Revolver zu nehmen, den Übeltäter zu stellen und dich der Gefahr auszusetzen, daß er dich niedermacht. Ich aber bleibe hier eingeschlossen und schreie. Dazu bist du der Mann. Ich muß gestehen, der Gedanke an meine Pflicht erfüllte mich keineswegs mit Jubel. Gerne hätte ich ein bißchen Zeit gewonnen, um dem Dieb die Möglichkeit zu geben, seine Tätigkeit zu beenden und zu türmen. Um Malwine abzulenken, erging ich mich in den gewagtesten Vermutungen.
„Sicher ist es Domingo, der Diener."
„Blödsinn, das ist doch nicht Domingo!"
„Vielleicht die Katze?"
„Ausgeschlossen!"
„Wieso ausgeschlossen? Du weißt doch, Malwine, daß ich so schroffe Antworten nicht leiden kann. Katzen treiben doch nachts allerlei Unfug."
„Die Katze ist es nicht."
„Nun gut. Schauen wir."
Ich sprang aus dem Bett, ergriff die Pistole und schlich mich vorsichtig hinaus. Malwine folgte mir in sicherer Deckung. Die Schritte kamen und gingen... Als sie ganz nahe schienen, drehte ich das Licht an und ging mit trockenen Lippen und bis unter das Haar emporgezogenen Brauen mutig den Gang entlang. Der Gang war leer.
„Jetzt ist er im Speisezimmer", flüsterte Malwine.
Wir gingen auf leisen Sohlen ins Speisezimmer. Leer. Die Katze, die auf einem Sessel schlief, hob verwundert den Kopf und blickte uns an. Alles in schönster Ordnung. Die Uhr zeigte auf ihrem runden bleichen Gesicht drei Uhr.
Wieder Schritte. Wir einigten uns flüsternd, der Dieb müsse im Arbeitszimmer sein.
Leer. Genarrt durch die mysteriösen Schritte gingen wir die ganze Wohnung ab, durchsuchten alle Winkel, schlichen von der Nordfront nach der Südfront, ich immer mit der gezückten Pistole, ohne auch nur eine Spur des Feindes zu entdecken. Waren wir im Besuchszimmer, entfernten sich die Schritte nach der Küche, kamen wir in die Küche, schien uns der Mann nach dem Herrenzimmer auszuweichen. Um fünfeinhalb Uhr hatten wir etwa fünfzehn Kilometer zurückgelegt. Da hörten die Tritte plötzlich auf.
„Er ist fort", atmeten wir auf und halb tot vor Müdigkeit versanken wir in Schlaf. —
Das war am Montag gewesen.
Am Mittwoch weckte mich Malwine neuerdings. Sie klapperte mit den Zähnen und nur mit größter Mühe konnte ich aus ihr herausbringen, was geschehen war.
„Hast du denn nichts gehört?"
„Nein. Was ist?"
„Entsetzlich. Jetzt hat es aufgehört... Oh, da ist es wieder!"
Ich fühlte ein kaltes Grausen. Dicht neben mir ertönte lautes Jammern, wie von unendlichem Schmerz. Man konnte unmöglich sagen, woher es kam. Bald entwand es sich dem Kopfkissen, bald dem Kleiderständer in der Ecke, bald schien es, als beuge sich jemand über das Bett, oder unter dem Bett läge ein Sterbender in letzter Not...
Die Klagetöne wiederholten sich und gingen allmählich in das Jaulen eines Tieres über, das Todesnähe wittert. Da, plötzlich eine verängstigte Stimme:
„Du bist schuld, Elender, nur du...!"
Malwine kniff mich in den Arm.
„Was ist das, Ricardo?"
Und ich mit gesträubtem Haar: „Ich weiß nicht. Furchtbar!"
Da — ein markerschütternder Schrei. Wir steckten die Köpfe unter die Decke, bis uns ein neuer Schrei entsetzt wieder auffahren ließ.
Wir flohen in das Speisezimmer am andern Ende der Wohnung. In Decken eingehüllt versuchten wir zu schlafen, als neben uns schrilles Gelächter ertönte. Eine Stimme sagte neben uns im Dunkel:
„Nicht kitzeln, nein, nicht kitzeln... ich kann nicht mehr!"
Aus dem Büfett kam wie ein dünner Strahl ein langes, nervöses Lachen.
Halbtod vor Schreck war mir Malwine in die Arme gesunken. Der Lüster begann ein heiseres Lied: O-la-ra-ra... O-kni-ri-do —.
„Ricardo, Liebster", stöhnte Malwine, „in diesem Haus geht's um. Dieses Jammern, dieses Fluchen, dieses Lachen... Großer Gott! — Wohin sollen wir gehen?" —
Am nächsten Morgen schickte ich nach dem Hausmeister.
„Was ist in diesem Hause los?" schnauzte ich ihn an. „Mir scheint, es ist verhext!"
Das in seiner viel zu weiten Livree fast ertrinkende Männchen blickte mich verwundert an.
„Verhext? Es hat sich noch keine Partei beschwert. — Warum soll es verhext sein?"
„Am Montag hörten wir die ganze Nacht die Schritte eines Unsichtbaren."
Der Hausmeister schüttelte zweifelnd den Kopf.
„Es wird wohl der Herr über Ihnen gewesen sein, der sich auf ein Examen vorbereitet und beim Studieren auf und ab geht."
„Gestern erscholl im Schlafzimmer lautes Wehklagen."
„Die Dame rechts von Ihnen hatte Zahnschmerzen."
„Und wer wohnt links von uns?"
„Jungvermählte."
Ich begriff. —
Aber Malwine verließ mich. Sie suchte sich einen Herrn, der nicht in einem modernen Wohnblock hauste, sondern am Land ein Einfamilienhaus besaß.

(Aus dem Spanischen von Helma Flessa)

O Straßburg!

Stadt, unvergessen,
Du ewige Stadt am Rhein,
Mit schweren Schritten ungemessen
Ging die Zeit in dich hinein
Und blieb durch Tat und Kampf und Sorgen
Bei dir, in deinem Ruhm geborgen,
Und reifte unter Erwins spitzer Haube
Beim edlen Saft der heimatlichen Traube.

Wie Altersfältchen deine Gäßchen sind.
Geheimnis ruht in jedem: hier ein altes Spind,
Dort ein bejahrter Wein in junger Liebeslaube
Und mancherlei, was Herz und Sinn gewinnt.

Und rings die Landschaft, Freunde, kennt ihr die?
So stillen heitren Zauber saht ihr nie.
Mit weißen Wölkchen spielt im Blau der Wind.
Durch Schilf und Dickicht auf verschämten Sohlen
Schleicht sich die Sundgau-Jungfer Ill
Zum Bett des Recken Rhein verstohlen,
Der tut, als ob er sie nicht haben will....
So seltsam, in pastell'nem Farbenspiele
Verirren manchmal hier sich die Gefühle!

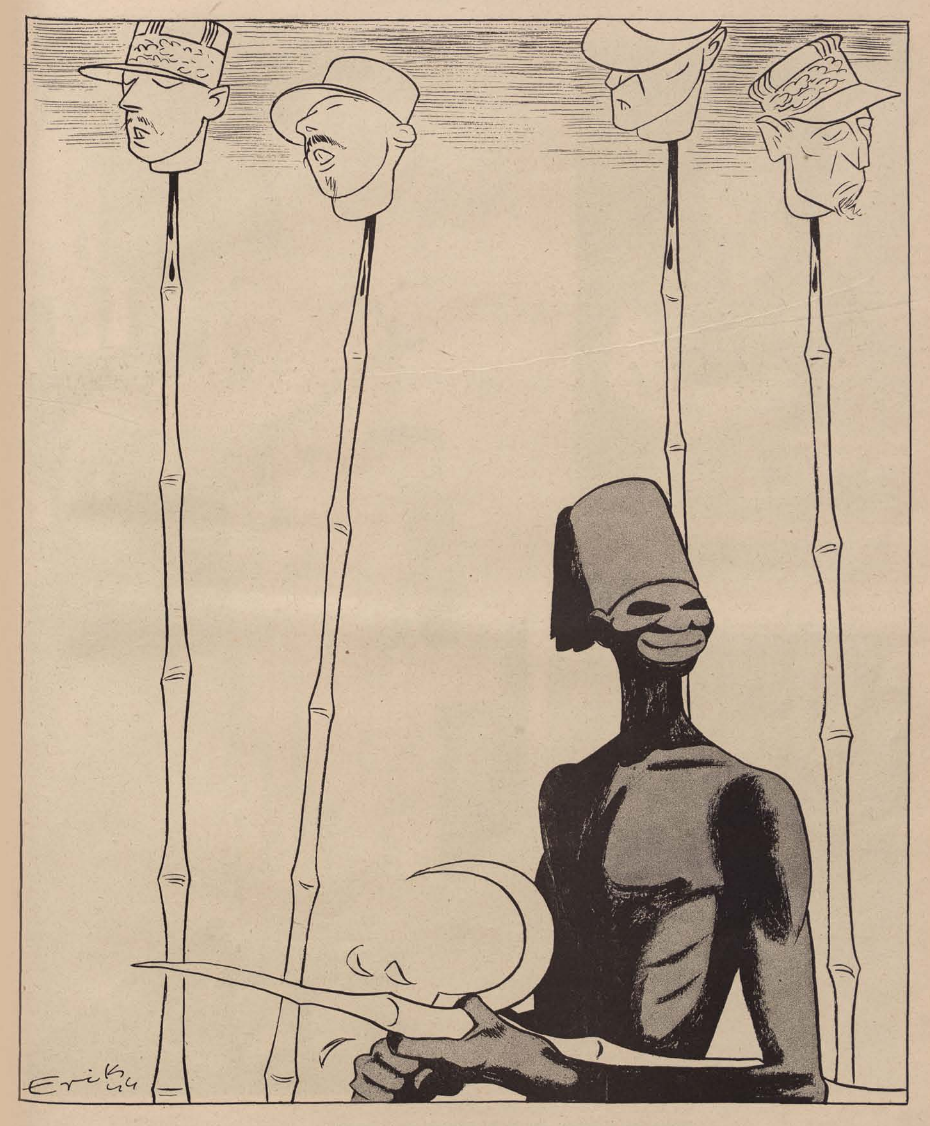
Indessen Herder, Goethe und so manch ein andrer
Gottgesandter und verliebter Wandrer,
Der einst am Tisch der alten Reichsstadt zechte,
Und gern dafür mit blankem Taler blechte,
Der ihm mit Reiterpost von Frankfurt kam,
Ließ hier zurück, als er den Heimweg nahm,
Mit seinem Durst und zarten Liebesschmerzen
Ein reiches Stück von seinem Schwärmerherzen.
Du findest alle wieder, junglebendig,
Im Zeitenwandel wundersam beständig!

Stadt du, wie keine andere,
Zu der ich immer heimwärts wandere,
Wegweiser der verliebten Zuversicht.
Du meine Burg und meines Glaubens Münster,
In deinen grauen Gassen eng und finster
Winkt mir so manches freundlich weise Licht!

RAINER PREVOT

Vor dem Hauptquartier de Gaulles

(Erik)



„Bon soir, Monsieur Giraud . . .!“

Davanti al quartier generale ‘de Gaulles,: “Bon soir, Monsieur Giraud . . .!„

Schwacher Betrieb

(Kurt Heiligenstaedt)

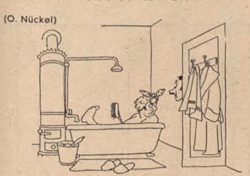


„Sagen Sie, Fräulein, Ihr Hotel ist wohl stark besetzt?"
„Nicht einmal — auf dem Schreibtisch schläft bisher erst 'n einziger Herr!"

Scarsa frequenza: "Ditemi, signorina, c' e molta gente nel vostro albergo?„
"Non troppa! Finora sulla scrivania non dorme che un signore solo!„

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Fröhlich pfeifend, mit sich und seinem Tagewerk zufrieden, stieg der „möblierte" Herr die zwei Stockwerke zu der Wohnung hinauf, in der er heute Alleinherrscher war, da die Wohnungsinhaber ihm eine mehrtägige Abwesenheit angekündigt hatten. Die dreifach verschlossene Tür bestätigte die Annahme, daß ihm nicht nur die Wohnung, sondern auch der Hochgenuß aller „möblierten" Staatsbürger, — das Bad, heute allein gehörte. Schnell hinein in sein nahe dem Eingang gelegenes Zimmer, heraus aus den Schalen des zivilisierten Menschen, nur noch bekleidet mit der eigenen Haut huschte er auf nackten Sohlen in das Badezimmer, wo er sich unvermutet und völlig überrascht der jungen Frau des Wohnungsinhabers, gleichfalls im Evakostüm gegenüberfand. Es fehlte ihm die Geistesgegenwart, sich *mit den in solchen Fällen als taktvoll geltenden* Worten „Ach, Verzeihung, mein Herr" zu entschuldigen, — aber blitzschnell verschwand er, in der Hoffnung, nicht genauer gesehen worden zu sein. — Wochen später, — als er wieder einmal genüßlich sich den Freuden der Badewanne hingab, öffnete sich die Tür zum Badekabinett, in der Tür steht Frau Eva, ganz, ohne auch nur paradiesische Bekleidung, erschrickt sehr, faßt sich aber sogleich und sagt würdevoll: „Nun sind wir aber quitt", — um damit das Gleichgewicht ihrer Welt im kleinen wieder herzustellen. — F.-M. O.

*

Bobby kommt verspätet ins Theater.
Fragt er den Saaldiener: „Hat das Stück schon begonnen?"
Antwortet dieser: „Ja, ein Akt ist schon vorbei!"
Fragt Bobby: „W e l c h e r denn, bitte?" F. H.

DIE SCHRECKENSKAMMER

VON KNUT OVING

Als Lundström eines Nachts nach Hause kam, flog ihm, als er die Wohnungstür leise hinter sich schloß, ein Stiefel an den Kopf — ein ausgewachsener, frisch genagelter Schistiefel. Das versetzte ihn in Erstaunen: denn seine Frau pflegte sonst nie zu solchen Waffen zu greifen, sie wandte stets nur das scharfe Schwert der Zunge an.
Während er, noch ganz benommen von dem sonderbaren Empfang, nach dem Lichtschalter tastete, vernahm er auf dem Korridor leichte, schleichende Schritte. Und als dann die furchteinflössende Finsternis in strahlende Helligkeit hinüberwechselte, flog ihm im selben Augenblick Frau Lundström um den Hals. Mit angsterfüllter Stimme hauchte sie tonlos: „Felix!"
Felix Lundström begriff augenblicklich, daß da etwas ganz Unheimliches geschehen sein mußte. Grausam wie er war, genoß er die Situation in vollen Zügen, kam es doch so selten vor, daß er Stütze und Rückgrat der Familie sein durfte. Und indem er seine kleine, nur mit einem leichten Pyjama bekleidete und am ganzen Leibe zitternde Frau ins Bett zurücktrug, fühlte er, daß er Zoll für Zoll ein ganzer Mann war.
Endlich, nach zwei Aspirintabletten und einem Gläschen Cognac, fand Frau Lundström die Sprache wieder. „Eine Maus!" kam es stockend über ihre Lippen. „Sie lief aus der Küche ins Badezimmer hinüber. Huh, Felix, was ich für eine Angst ausgestanden habe!"
Lundström strich ihr über den blonden Wuschelkopf und meinte besänftigend: „Du wirst geträumt haben, Liebling. Denn wie sollte eine Maus sich zu uns in das vierte Stockwerk hinauf verirren?"
Frau Lundström aber widersprach erregt: „Ich und geträumt! Nein, du hast, als du gestern Holz aus dem Keller holtest, die Maus im Eimer miteingeschleppt. Geh zum Badezimmer und horch einmal!"
Sichtlich widerwillig schlich Lundström sich zum Badezimmer hin und legte das Ohr an die Tür.
In der Tat, es war da drinnen ein verdächtiges Rascheln zu vernehmen, das augenblicklich verstummte, als Lundström die Tür öffnete und den Raum betrat. „Hulda hat recht", konstatierte er finster, „eine Mausefalle gehört ins Haus."
Diesen Entschluß teilte er seiner Gattin mit, woraufhin Lundströms eine schlaflose Nacht zubrachten in gespannter Erwartung der besagten Mausefalle.
Gleich am nächsten Morgen kaufte Lundström solch ein Mordinstrument und stellte es auf. Zum Zeichen, wie gut er damit umzugehen verstand, trug er noch Wochen nachher die mittleren Finger beider Hände in Gaze.
Die Maus hingegen verstand sich besser auf die Mausefalle. Ohne mit dem Kopf zu bezahlen, aß sie von dem Käse und dem Speck, den Lundström die Liebenswürdigkeit hatte, ihr vorzusetzen. Das kluge Tier erlaubte sich einfach einen Spaß mit ihm und setzte ihn in den Augen seiner Frau herab.
Eine entsetzliche Zeit wurde das für Lundströms. Sobald man die Tür zum Badezimmer auch nur einen Moment unbewacht offen ließ, spazierte das Mäuslein ein und aus, begab sich in die Küche und schmauste dort, um alsdann zum Dank im Innern der Wände hinauf- und hinunterzufahren und herumzurumoren.
Herrn und Frau Lundström verging indessen aller Appetit. Sie assen nicht, sie tranken nicht, sondern schlichen auf leisen Sohlen wie Diebe durch die Zimmer ihrer Wohnung, daß man sich unwillkürlich fragte, wer denn jetzt Herr im Hause sei. Lundströms oder die Maus? Juristisch gesehen, waren Lundströms noch immer die Wohnungseigentümer. Sie hätten jedoch schon längst freiwillig auf das Badezimmer verzichtet und nannten es bloß noch die Schreckenskammer.
Zu guter Letzt sah Lundström seine Ohnmacht ein, solch einer gescheiten Maus mit gewöhnlichen Mitteln zu Leibe zu gehen. Er bestellte sich darum zwei handfeste junge Burschen ins Haus. Die Badewanne wurde zur Seite gerückt und das Mauseloch zugegipst. Lundström bezahlte den Männern ein respektables Handgeld und spendierte ihnen einen halben Kasten Bier obendrein.
Am Tage darauf wurde Lundström von seiner Frau im Büro angerufen. Mit merkbar froher Stimme teilte sie seinen erstaunten Ohren mit: „Felix, die Maus ist gefangen. Frau Larson, unsere Nachbarin zur Linken, hat sie zur Strecke gebracht. Sie fand die Maus heute morgen in der Falle, die sie gleichfalls aufgestellt hatte."
Lundström nahm die frohe Kunde ohne ein Wort der Erwiderung entgegen — seine Frau hatte ihm längst das Antworten abgewöhnt. Alsdann begab er sich sogleich in die nächste Gastwirtschaft, um sich bei Butterbrot und Bier und etlichen Schnäpsen von dem Schrecken zu erholen, den er ausgestanden.

(Aus dem Schwedischen von Werner Rietig.)

TRÄUME

VON HEINZ SCHARPF

Sie saßen auf der Terrasse beim Frühstück.
Da der Mann weder in Hemdsärmeln dasaß, noch in einer Zeitung las, handelte es sich offenbar um ein jungverheiratetes Paar. Und da er während des Genusses der Morgenzigarre den Augen kleine verliebte Abstecher nach seiner Frau gönnte und auch darüber nicht erschrak, daß die Schwiegermutter geschrieben hatte, befanden sich die beiden wohl auf der Hochzeitsreise.
„Ach, Dicker", unterbrach sie plötzlich das stimmungsvolle Beisammensein, „heute Nacht hat mich ein Traum auf ganz eigene Gedanken gebracht."
„Nee", staunte der Gatte, „der Herr gibt's den Seinen im Schlaf." — Diese Messerspitze voll Ironie spricht allerdings dafür, daß man aus den Flitterwochen bereits heraus war. Im Honigmond raspelt die Zunge nur Süßholz.
„Daß Träume Wunscherfüllungen sind, ist Mumpitz", entschied sie kurz. „Es sind Gaukelbilder, denen nicht wir, sondern die uns nachjagen. Ich träume oft so bunt durcheinander wie in einem Märchen aus Tausendundeine Nacht, so daß ich mich nach dem Erwachen erst wieder zurecht finde, wenn ich den Druck deiner geliebten Hand spüre."
„Siehste", sagte der Mann gönnerhaft, „wie gut, daß du verheiratet bist. Ehe beruhigt ungemein." — Demnach war man schon einige Zeit verheiratet.
„Das Frauchen knipste einen kleinen blauen Fleck in die Haut des Göttergatten. Dann ließ es die Augen versonnen in den Park hinausschweifen.
„Weißt du", senkte es die Stimme auf einen halblauten Zwitscherton, „ich dachte mir, wie schön das wäre, wenn Mann und Frau zusammen träumen könnten."
„Können Sie doch, Puppchen", fiel er ihr ins Wort, „tun auch viele, er von einer anderen, sie von einem anderen." Nanu, waren die Beiden zwar schon länger verheiratet, aber nicht miteinander?
„Ach, Schatz", zog sie nun das Mäulchen schief, „du nimmst mich nicht ernst. Das ist doch das verschlossene Tor, an das ich klopfen möchte. Wenn man träumt, sollte der andere denselben Traum mitträumen können. Wie man miteinander einen Film ansehen oder durch eine Landschaft wandern kann. Verstehst du das?"
Der Mann nickte, rauchte und schwieg. — Wie es im Zusammenleben einer Normalehe später der Fall zu sein pflegt.
„Ach, wie wäre das schön", schwärmte die Phantasiebegabte weiter, „so ein gemeinsames Träumen. Die Wirklichkeit könnte noch so grau in grau sein, man schliefe selig ein und könnte zusammen Wundervolles erleben, über allen Wolken schweben. Und wenn man erwachte, riebe man sich die Augen und riefe zu gleicher Zeit beglückt: „Wie herrlich haben wir geträumt!" Sag, ist das nicht ein großartiger Einfall? Oder ist das Leben selbst solch ein Traum und der Tod dann das Erwachen? Was denkst du darüber, daß gerade ich auf solche Gedanken komme?"
„Ja, Liebling", meinte der Dicke, „ich denke, du wirst gestern Abend zuviel von dem Kartoffelbrei gegessen haben."
Wie man sieht, handelte es sich um ein Ehepaar, das, wie lange es auch verheiratet sein mochte, sich recht gut miteinander verstand. Daß der Mann beim Frühstück nicht in Hemdärmeln dasaß und auch in keiner Zeitung las, konnte seinen Grund darin haben, daß er vielleicht fror und die Morgenzeitung ausgeblieben war.
Nach anderen Gründen lasse ich gerne andere suchen.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —
 — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

John Bulls Nachtgebet

(O. Gulbransson)



„ . . . und beschütze mich vor meinen Freunden! Amen!“

La preghiera della notte di John Bull: “ . . . e proteggimi dai miei amici! Amen!„

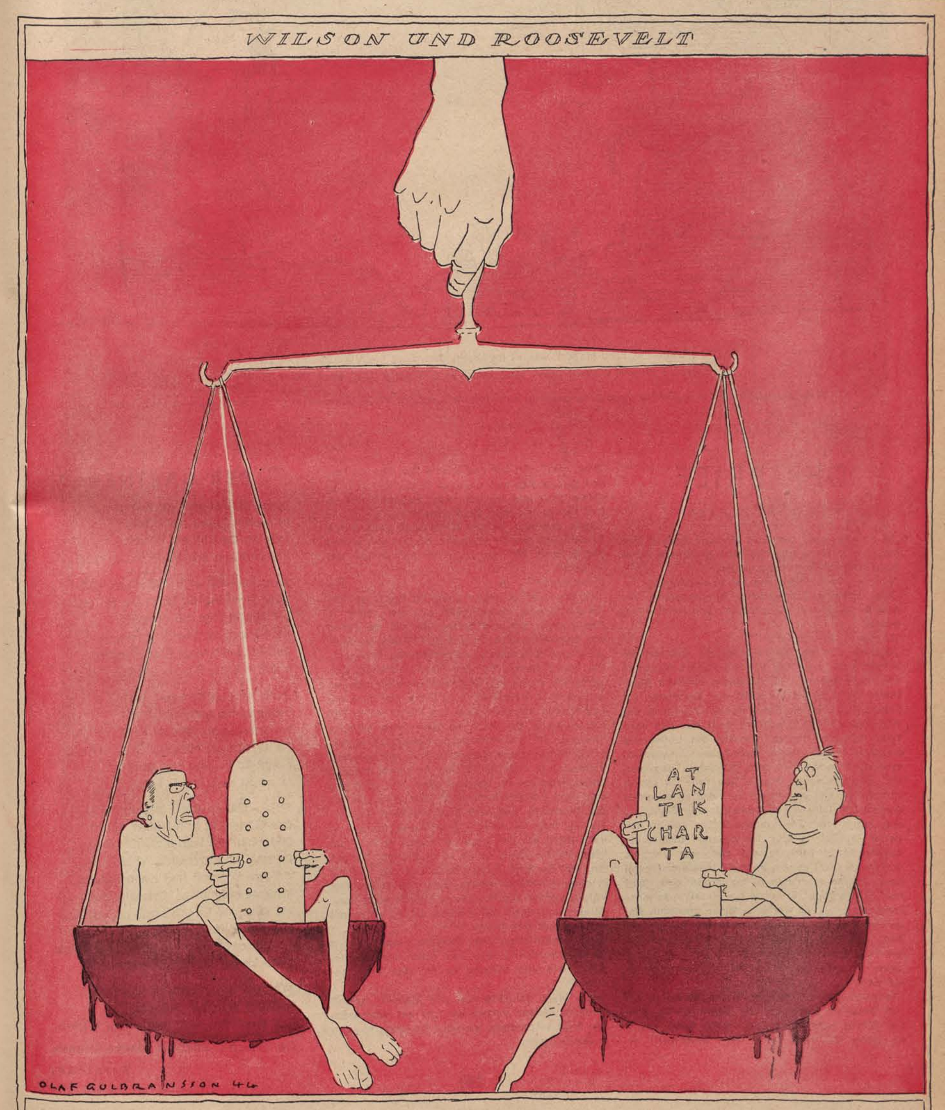
München, 21. Juni 1944
49. Jahrgang / Nummer 25

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

WILSON UND ROOSEVELT

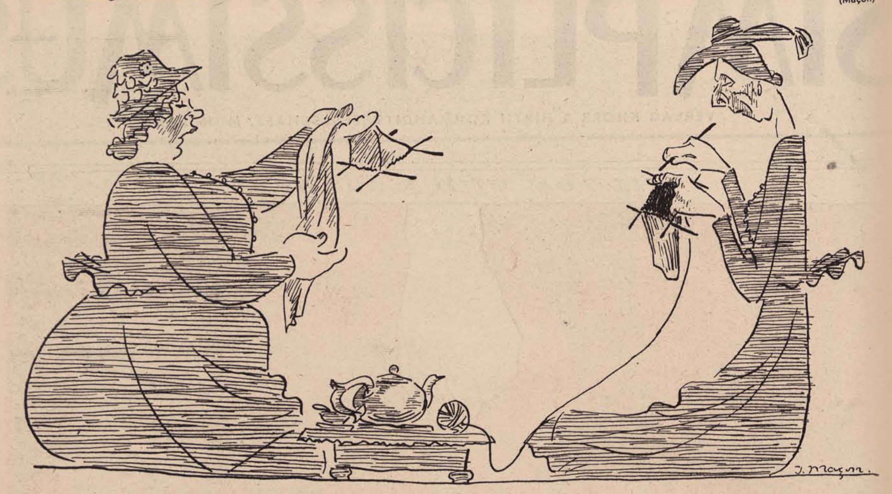


„Das Gewicht bleibt immer dasselbe!“

Wilson e Roosevelt: “Il peso è sempre lo stesso!„

Ablenkung - Diversivo

(Maçon)



„Schaun S', Frau Haberl, wenn i ins Dischkriern über mein Gmüshandler komm, muß i allawei Obacht gebn, sonst werd so a Strumpf glei' zwei Meter lang!"

„Guardate mo', sora Haberl, quando mi capita di discorrere del mio erbivendolo, devo far sempre attenzione, se no la calza mi viene lunga due metri!,,

DER BRIEF

VON HEINZ SCHARPF

„Es ist alles aus", empfing Madame Bruisac ihre Freundin Sylviane und ließ eine glitzernde Träne ihren schönen Augen entquellen.

„Erzähle", suchte Sylviane sie zu beruhigen.

„Ach, Sylviane, Schreckliches ist geschehen. Vor drei Tagen gab es zwischen mir und Henri einen Krach."

„Zwischen dir und Henri?"

„Ja, oder dachtest du zwischen mir und meinem Mann? Nein, zwischen mir und Honoré herrschte bis heute Morgen der schönste eheliche Burgfriede. Jetzt allerdings steht das Barometer auf Sturm. Doch höre! Henri überraschte mich vor drei Tagen mit der Nachricht, er könnte sich nach Lyon versetzen lassen, wo ihm ein bedeutend besserer Posten winke, man habe ihm vierundzwanzig Stunden Zeit zum Überlegen gegeben, ich solle ihm raten, was er tun soll. Du kannst dir denken, wie empört ich war, daß er nur einen Augenblick lang diese Versetzung in Erwägung zog, mit diesem Trennungsgedanken spielte. Ich geriet förmlich in Wut. Ich bin nun einmal ein aufbrausendes Temperament, aber man liebt es doch auch sonst an uns, wenn wir temperamentvoll sind. Anstatt mich nun zu beruhigen, goß Henri noch Öl ins Feuer. Er nutzte die Situation zu einer Erpressung aus. Er wollte in einer gewissen Angelegenheit von mir ein bestimmtes ‚Ja!' haben, dann würde er in Paris bleiben. Ich gab es ihm aus Trotz nicht."

„Aber, Valencienne, was bedeutet denn schon so ein ‚Ja'?"

„Nein, ich gab es ihm nicht. Darauf stellte er mir zum Abschied ein Ultimatum. ‚Wenn ich bis morgen Mittag nicht deine Zustimmung habe', sagte er, ‚gehe ich nach Lyon, mein Ehrenwort!' — ‚Dann geh!', rief ich und drehte ihm den Rücken. Das spielte sich also vor drei Tagen ab."

„Mein Gott und du behieltest deinen Starrkopf und ließest ihn nach Lyon gehen?"

„Nein, das war keinen Augenblick lang meine Absicht; ich dachte vielmehr, bis morgen Mittag hat es noch Zeit, da kann ich noch hundertmal ja sagen."

„Was dann?"

„Ich fuhr sehr verärgert heim. Zu Hause speiste ich mit Honoré, dann begab sich mein Mann in sein Zimmer, um zu arbeiten. Ich saß am Kamin und langweilte mich entsetzlich. Plötzlich überkam mich eine schrecklich melancholische Stimmung, die meine Sehnsucht nach Henri krankhaft steigerte. Ich wollte ihn telefonisch anrufen, aber er war nicht zu erreichen. Also setzte ich mich hin und schrieb ihm einen Brief, der ihn rühren mußte. Ich erinnerte ihn darin an die vielen schönen Stunden, die wir miteinander verbracht hatten, es wurde ein langer, verliebter Brief, der in einem Postskriptum endete, das nur in einem dreifach unterstrichenen Ja bestand, dem ‚Ja', das ihn von Lyon zurückhalten sollte. Und dann tat ich das Dümmste, was eine Frau tun kann. Gerade als ich mein Schreiben geschlossen hatte, trat mein Mann ein und sagte, er müsse noch in die Stadt fahren. Ohne lange zu überlegen, bat ich ihn, meinen Brief mitzunehmen und ihn in Paris in einen Kasten zu werfen, denn hier in unserem Vorort werden die Postkästen abends nicht mehr geleert und Henri sollte meine Zeilen schon mit der Frühpost bekommen."

„Um Himmelswillen", rief Sylviane, „wie konntest du so unvorsichtig sein! Dein Mann handelte natürlich wie alle Männer, er hat den Brief geöffnet?"

„Mein Mann handelte wie alle Männer", schloß Madame Bruisac verzweifelt, „er hat vergessen, den Brief aufzugeben, ich fand ihn heute Morgen in seiner Tasche."

DER GÄRTNER

Wenn ich das gärtliche Budget
in großen Zügen mir beseh',
find' ich zunächst als Pomolog,
daß wiedrum manche Hoffnung trog:

Steht Kernobst auch verheißungsvoll
– die Zwetschge tut nicht, wie sie soll;
der Pfirsich zeigt sich abgeneigt;
im Schatten die Morelle streikt;
und die sonst regen Beerenspender
erweisen heuer sich als Blender.

Auch der Gemüse bunte Schar
benimmt sich unberechenbar
beziehungsweise fällt im Keim
der Wühlmaus dumpfem Trieb anheim.
Fängst du sie, find zwei neue da:
Le rat est mort, vive le rat!

Tjaja – und so geht's fort und fort.
Das Gärteln ist kein leichter Sport!
Schier hätt' ich Lust, ihn aufzugeben . . .
Da find' ich unversehens eben
auf dem Kompost zwei wunderschöne,
frisch ausgeschloff'ne Champignöne,
die, ohne daß ich selbst was tat,
mir Gottes Huld verliehen hat
(und weiterhin spendiert zum Lohne,
wenn ich nur ihr Mycel verschone).

Woraus, dünkt mich, zu schließen sei:
Mißachte nicht das Nebenbei
und überschätze nicht dein eignes Wirken.
Die Gnade quillt aus höheren Bezirken.

Ratatöskr

Zur Weltwährungskonferenz

(Erich Schilling)



„Tut mir leid, Kleiner, du mußt runter, das Goldene Kälbchen trägt uns beide nicht!"

Verso la conferenza della valuta mondiale: "Mi displace, piccino, ma devi andar giù; il vitello d' oro non ci porta tutti e due!„

Die Freiheit wird verhandelt

(E. Thöny)



„Was die Einverleibung anbetrifft, haben Sie selbstverständlich volle Freiheit!"

Si negozia la libertà: "Beninteso, per quel che riguarda l' annessione, Voi avete piena libertà!„

MEDIZIN

VON KONRAD SEIFERT

Einen Arzt? Nein, einen Arzt hatten wir nicht. Aber Don Arturo, der Sohn des Patrons, hatte in der Hauptstadt zwei Semester Medizin studiert, Tiermedizin, und der war vor allem fürs Vieh da. Die Menschen behalfen sich ganz gut ohne Arzt. Und Vertrauen hatten sie zu Don Arturo sowieso nicht.

Dieser junge Herr war aus der Hauptstadt mit einer fixen Idee zurückgekommen: er hielt mehr als gut war vom Schlangenserum. Schlangenserum ist bestimmt eine feine Sache. Es hilft allerdings nur, wenn es rechtzeitig angewandt wird, und wenn ein Mensch oder ein Tier wirklich von einer Schlange gebissen wurde. Wird ein Mensch oder ein Tier nicht von einer Schlange gebissen, dann ist die Einspritzung von Schlangenserum zwecklos. Schlangen, die beißen wollen, müssen erst einmal vorhanden sein, Giftschlangen meine ich selbstverständlich. Und da sah es bei uns recht mäßig aus. Gewiß: es gab schon Schlangen. Aber die meisten von ihnen waren verhältnismäßig harmlos. Die Moskitos waren schlimmer, wahrhaftig, lieber Herr, Sie können es glauben.

Don Arturo hielt nun fast jeden Hautriß, fast jede kleine Wunde, fast jede Schramme für das sichere Zeichen eines Schlangenbisses. Hatte jemand Fieber, trat ihm der Schweiß auf die Stirn, fühlte er sich schlapp und elend, dann waren das alles für Don Arturo die ersten untrüglichen Zeichen eines Schlangenbisses.

Und er spritzte wild drauflos. Das Vieh konnte sich dagegen nicht wehren. Die Menschen aber wollten von Don Arturos Spritze nichts wissen. Wer läßt sich schon gern solch Giftzeug unter die Haut spritzen! Es tut weh und ist völlig überflüssig. Wenn eben nicht doch eine Schlange zugebissen hat, eine Giftschlange.

Nein, niemand hatte Vertrauen zu Don Arturo. Da hielten sie sich lieber an die alte Curandera Lasana. Doch, doch, „Curandera" hat etwas zu tun mit dem lateinischen „cura". Hier heißt es soviel wie Kräuterfrau, Wurzelweib, Hexe. Ach, lieber Herr, diese alten Indianerweiber verfügen zuweilen über ein ganz erstaunliches Wissen. Sie kennen viele Kräuter, Säfte und Pulver und treten mit oder ohne Hokuspokus erfolgreich auf. Die Curandera Lasana zum Beispiel erfreute sich eines größeren Ansehens als Don Arturo. Unter den Menschen.

Daneben war auch noch der Ramon vorhanden. Dessen Methode war anders, ganz anders als die Praxis Don Arturos und die Tätigkeit der alten Lasana. Und er griff nur hier und da ein. Seine Behandlungsweise war immer die gleiche. Und sie hatte immer Erfolg. Ich will Ihnen hier die Geschichte vom Esteban erzählen, um den sich Ramon mal bemühte.

Also: dieser Esteban, ein netter Junge, hatte in Tacurnal ein Mädchen. Das hieß Luisa. Er ritt oft hin zu dieser Luisa und war recht glücklich dabei. So bei Morgengrauen pflegte er heimzukommen. Er weckte uns dann und hielt großartige Reden von Liebe und Treue und solchen Sachen.

Einmal aber kam er schon gegen Mitternacht zurück. Er hatte bei seiner Luisa den Don Arturo getroffen. Ach, lieber Herr, Sie wissen ja, wie das mit den Mädchen geht, vielleicht haben auch Sie schon mal so etwas erlebt.

Doch das alles erfuhren wir erst später. Von Esteban.

Bei seiner Rückkehr aus Tacurnal konnte er noch nicht sprechen. Er taumelte, als er zu uns ins Kochhaus trat, in dem wir noch beisammensaßen, und ich weiß es bis heut nicht, wie es ihm gelungen war, sich im Sattel zu halten und dann auf dem Hof aus dem Sattel zu rutschen.

Ja, er sah nicht gut aus. Gelblicher Schaum stand ihm auf den Lippen. Die Augen waren ihm weit aus den Höhlen getreten. Er fieberte. Er lallte. Er zitterte und mußte sich festhalten. Und dann schlug er der Länge nach hin.

Schlangenbiß? Vielleicht. Hier tat Eile not. Aber Don Arturo war nicht da. Er war in Tacurnal bei dem Mädchen Luisa. Das erfuhren wir erst später, ich sagte es schon.

Die Curandera Lasana wohnte eine halbe Legua entfernt. Nein, die kam zu spät. Also blieb Ramon. Und Ramon nahm sich des Kranken an. Wir halfen ihm bei seinen Bemühungen.

Ramon glaubte an keinen Schlangenbiß. Wir machten auf seinen Wunsch Estebans Oberkörper frei und trugen den Burschen hinaus auf den Hof. Die Nacht war kühl. Die Sterne hingen groß und nah herab. Duft aus tausend Blüten kam von der Laguna herüber. Die Chicharas schrien laut und durchdringend. Die Moskitos geigten aufreizend. Wir legten den Esteban auf einen niedrigen Bretterstapel. „Wasser!" befahl Ramon, der sich an der Seite des Kranken niederhockte. Wir brachten drei Eimer mit Wasser. Ramon goß sie dem bewußtlosen Esteban über den Kopf, das Gesicht, den Oberkörper.

Der Bursche stöhnte auf, und Rafaelo Bigote meinte: „Das ist eine Quälerei, Ramon! Es scheint doch ein Schlangenbiß zu sein!"

Ramon sagte: „Ich wette, es ist kein Schlangenbiß. Es ist nur notwendig, daß ich den Jungen etwas ermuntere. Dann habe ich schon gewonnen!" Er prüfte Estebans Puls und Herzschlag und behauptete noch einmal: „Nein, ein Schlangenbiß ist es bestimmt nicht!" Und dann befahl er: „Alkohol her!"

Wir hatten um diese Zeit viel trinkbare Flüssigkeiten im Kochhause, es waren recht scharfe Sachen darunter. Nun holten wir ein halbes Dutzend Flaschen heraus, stellten sie neben Ramon hin und fragten, ob das genüge.

Ramon nickte. Und beim Schein der Laternen wählte er drei Flaschen aus, die nur noch zum Teil gefüllt waren. Deren Inhalt goß er zusammen in eine. Er ließ sich dann noch Caña bringen. Damit rieb er die Brust und das Gesicht Estebans kräftig ein. Der Junge verzog schmerzlich das Gesicht. Er grunzte kläglich. Einen weiteren Erfolg aber hatte diese Einreibung nicht.

„Na schön!" meinte Ramon nach einer Weile, während er den Kranken anstarrte. „Bringt mir etwas Pfeffer und ein Stück Holz!"

Wir wußten alle, was nun kam. Und Rafaelo Bigote meinte: „Das ist wirklich eine Schinderei, Ramon! Es kann schief gehen! Mit mir könntest du so etwas nicht machen, nein, mit mir nicht!"

Ramon sagte nichts dazu.

Er ließ vorsichtig den gemahlenen Pfeffer durch den Flaschenhals in die Alkoholmischung rieseln und tat noch etwas Caña hinzu, damit die Flasche voll wurde. Dann schüttelte er alles herzhaft durcheinander.

Da ein brauchbares Stück Holz nicht gleich aufzutreiben war, lief ich ins Kochhaus und holte dort vom Tisch einen Hammelknochen, eine Hammelrippe. Ja, es hatte als Abendessen — wie so oft — einen Hammel gegeben.

Ramon gebot uns nun, die Beine, die Arme, den Kopf Estebans festzuhalten. Das taten wir. Groß anzustrengen brauchten wir uns dabei nicht. Denn dieser Esteban war wirklich mehr tot als lebendig. Nein, über irgendwelche Kräfte verfügte er nicht. Ich steckte die Hammelrippe zwischen Estebans Zähne, und Ramon öffnete den Mund des Burschen damit ganz weit. Dann begann er, ihm aus der Flasche die Alkohol-Pfeffer-Mischung einzuflößen. Esteban mußte schlucken, wenn er nicht ersticken wollte.

Er schluckte. Wer will schon gern ersticken! Vieles floß ja daneben. Aber das meiste gelangte doch in Estebans Hals. Der Junge wurde plötzlich kreideweiß im Gesicht. Er gurgelte, jaulte, röchelte, stöhnte. Es kam Leben in seinen Körper. Er zuckte wild. Er versuchte, um sich zu schlagen. Aber er wurde von einem halben Dutzend kräftiger Männer festgehalten und hart auf die Bretter gedrückt.

Und Ramon flößte ihm den Inhalt der ganzen großen Flasche ein, es war entsetzlich. Mir wurde recht übel dabei.

„So!" meinte Ramon dann, und er erhob sich. „Der ist kuriert! Schlangenbiß! Ganz ausgeschlossen!"

In diesem Augenblick zog sich Estebans Körper krampfhaft zusammen, und der Bursche zerbiß vor Schmerz mit lautem Knirschen die Hammelrippe, die noch zwischen seinen Zähnen steckte. Ja, lieber Herr, er hatte gesunde Zähne. Vielleicht war außerdem der Knochen etwas mürbe, ich weiß es nicht genau.

Ramon stand dabei und lachte: „Wir können nun schlafen gehen. Esteban wird bald nachkommen!" Damit ging er zum Kochhaus.

Wir standen noch eine Weile an der Seite des Stöhnenden, dessen Eingeweide wie Feuer brennen mußten. Und da richtete sich Esteban auf. Er glotzte uns blöde an, fuhr sich mit beiden Händen in den ausgebrannten Mund, sprang hoch, taumelte, stand endlich und stöhnte immer wieder. Wir hielten ihn, redeten ihm immer wieder gut zu und begannen, ihn auszufragen. Und wir erfuhren, daß er in Tacurnal, als er festgestellt hatte, wie es um seine Luisa und deren Treue stand, daß er da ein wenig getrunken hatte, alles durcheinander. Dieses Trinken, die ohnmächtige Wut, der kraftlose Ärger, der schnelle Ritt durch die Nacht zu uns hatten dann dafür gesorgt, daß er in einer recht eigenartigen Verfassung bei uns erschienen war. Nein, von einer Schlange war er wahrhaftig nicht gebissen worden, obschon er andauernd von einer Schlange Luisa sprach.

Es hatte sich gezeigt, daß Ramons Behandlungsmethode die richtige gewesen war. Sie war ja bisher immer richtig gewesen, auch dann, wenn es sich nicht um einen schwereren oder einen ganz schweren Fall von Trunkenheit gehandelt hatte.

Es war selbstverständlich, daß wir die Heilung Estebans noch in dieser Nacht etwas feierten. Gegen Morgen befand sich der Junge in etwa der gleichen Verfassung wie um Mitternacht, bei seiner Ankunft aus Tacurnal.

Und Ramon sagte zu mir: „Nein, eine zweite Kur will ich jetzt nicht an ihm versuchen. Das würde er vielleicht doch nicht aushalten, obwohl ich glaube, daß er einen sehr guten Magen hat. Aber merke dir das Rezept: nimm drei oder vier Arten von Alkohol, mische sie, tue recht viel gemahlenen Pfeffer dazu und flöße die Mischung dem Patienten ein. Sie ist wunderbar in der Wirkung. Es ist dabei ganz gleichgültig, um was für eine Krankheit es sich handelt. Sollte ich einmal von einer Schlange gebissen werden, dann kannst du auch in diesem Fall getrost das Verfahren bei mir anwenden. Ich bin sicher, es hilft mir. Nur mußt du darauf achten, daß der Alkohol recht hochprozentig ist!"

AUS EINER ALTEN STADT

Schon lange sind sie tot,
Die Tölpel, Fratzenschneider,
Die Zwerge, Hungerleider,
Mit Nasen blau und rot.

Vergangen ganz und gar
Sind ihre Narrennamen,
Die Kinder einst vernahmen
Wie Märchen wunderbar.

Wann starb der Tränenfranz?
Er lief auf krummen Beinen
Und lebte nur vom Weinen,
Die Hand am Rosenkranz.

Wieviel hat er geflucht,
Und schaurig klang sein Schelten,
Bis sich die Haare stellten
Den Kindern auf der Flucht.

Der Buckelwenzel dann,
Der rief auf allen Wegen
Und brachte Sand zum Fegen,
Das war ein schlimmer Mann.

Sein Hieb traf haargenau,
Den hat kein Kind vergessen,
Er schimpfte wie besessen
Aus Backen gelb und blau.

Die Warzenbabs war gut,
Sie heilte durch Besprechen,
Die Finger, lang wie Rechen,
Stets an der Kohlenglut.

Auch Kröpfe sie beschwor,
Was ihr Vergnügen machte.
Weh dem, der heimlich lachte,
Dem spuckte sie ins Ohr.

Der Girgel trieb das Vieh,
Doch gab es nichts zu treiben,
Sah man ihn stehen bleiben
Und hörte wie er schrie

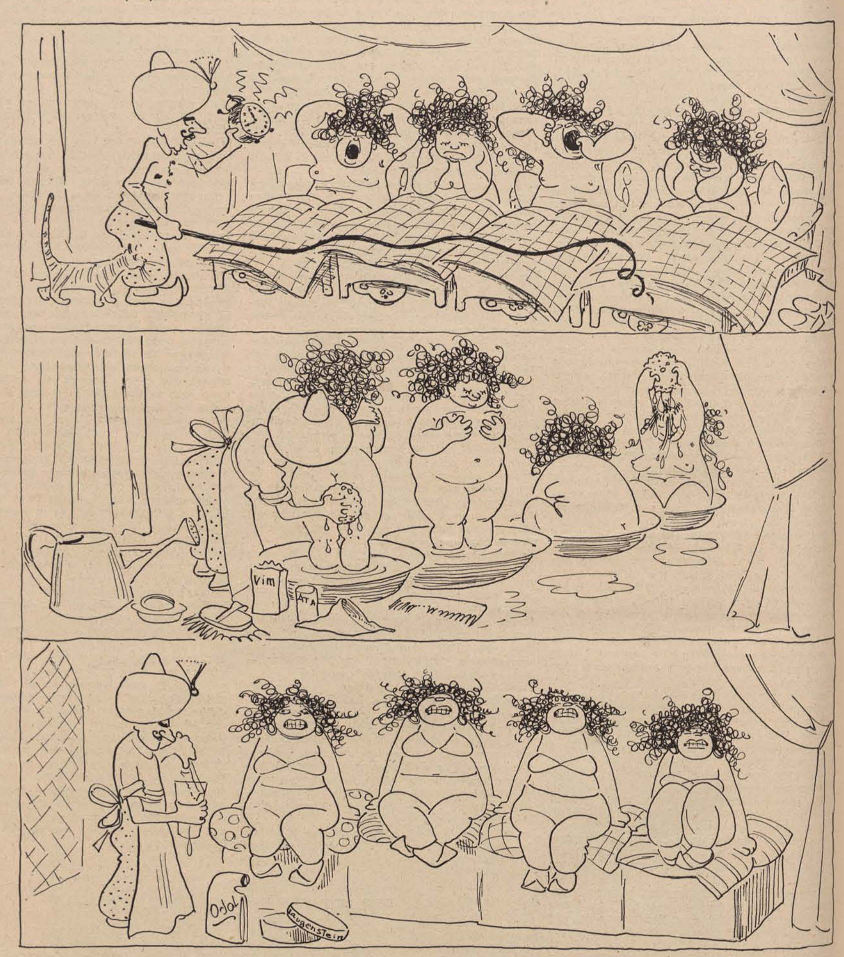
Den alten Treiberruf
Grell über Platz und Straßen,
Er konnte es nicht lassen,
Was vielen Aerger schuf.

Der wunderlichen Schar
War nimmer ganz zu trauen;
Was Kinderaugen schauen,
Wird später offenbar.

Noch steht der Scheuchenberg
Und steinern steht die Brücke.
Doch wer vermißt die Tücke
Vom Tölpel und vom Zwerg?

HERMANN SEYBOTH

Dalla vita d' un proprietario di harem — Aus dem Leben

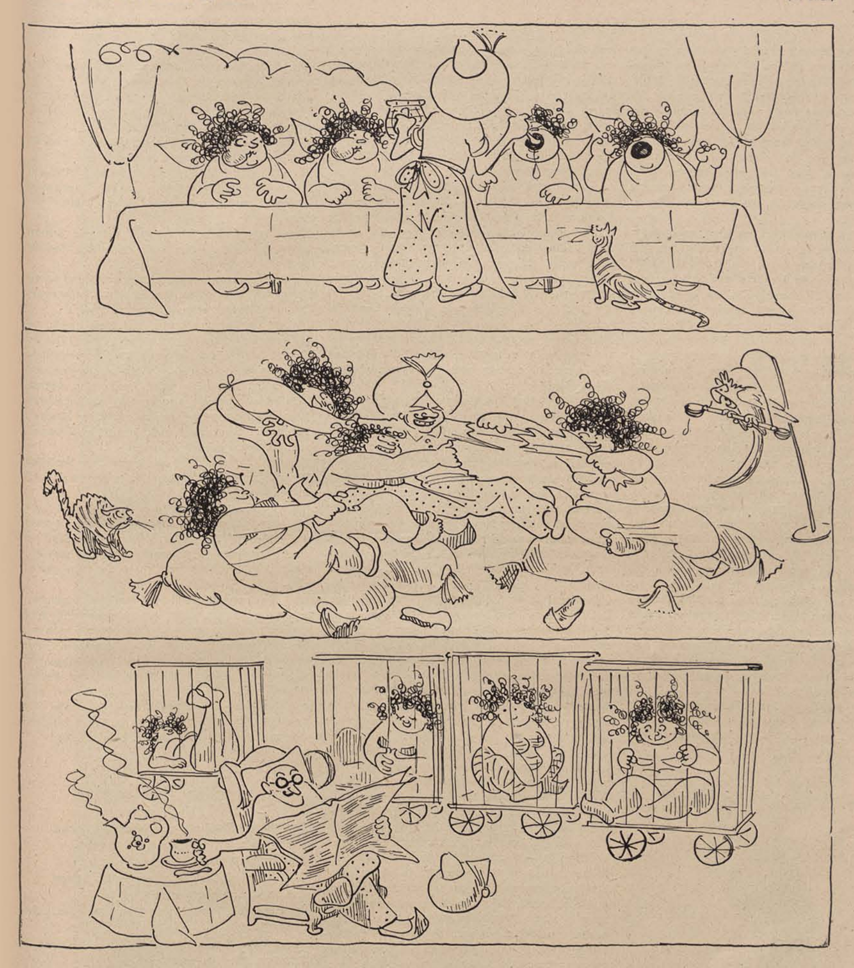


Ein Jugenderlebnis

Von A. Wisbeck

Damals, als mir aus undurchsichtigen Gründen das Aufrücken in die fünfte Lateinklasse versagt worden war, verbrachte ich mit meinen Eltern die Sommerferien in Oberstdorf, dem idyllischen Ort des bayerischen Allgäu. Von hier aus öffnet sich schlauchartig, von Bergen umschlossen, das herrliche Walsertal. Ein historisch-topographisches Mißverständnis hatte den längsten Teil des Tales dem österreichischen Staatsgebiet zugeschlagen. Die Lage der Verhältnisse mußte auf den bayerischen Ausflügler verführerisch wirken, denn drüben, im Österreichischen, gab es nicht nur den geschätzten „Tiroler Spezial", sondern die K. K. Tabaktrafiken boten auch köstliche Rauchware an. Da gab es die milde „Trabuko", die härtere „Regalia" und die Königin aller Zigarrensorten, die „Virginia". Ein langer, schwarzer Rattenschwanz war sie, doch sog man aus ihrem Strohhalm den blauen, würzigen Rauch, so konnte man sich traumverloren in das Paradies einer westindischen Insel versetzt wähnen. Ist es deshalb verwunderlich, wenn es das Bestreben des Oberstdorfer Ausflüglers war, ein Päckchen Virginia aus dem österreichischen Hoheitsgebiet auf dem Rückweg in das bayerische zu verbringen? Dieses jedoch erhob zöllnerischen Einspruch, und nahe der „Walserschanz" dräute der bayerische Löwe auf weißblauem Pfahl, jedem seine Pranken in das Genick zu schlagen, der es versuchen sollte, ein Fläschchen „Spezial", Zigarren oder Zigaretten über die Grenze zu paschen. Mit erheuchelter Milde versuchte es der Zollbeamte, ein Geständnis aus dir herauszuschmeicheln. „Händ'r it eppas Verzollbar's derbi? Zigarra, Zigarettle oder an Wing?" Nein, man hatte beinahe ein gutes Gewissen und öffnete bereitwillig den Rucksack, denn zum Schmuggel im großen Stil hätte man sich schon bei Nacht und Nebel über die Berge schlagen müssen. Kleinere Rationen von Zigarren und Zigaretten ließen sich freilich in der Brust-

(Fr. Bilek)



tasche bergen, denn bis zur Peinlichkeit einer Leibesvisitation ging die Indiskretion der Bayern nur äußersten Falles.

Auch mein Vater, der sonsthin der Steuerbehörde nicht ein Haar zu krümmen vermocht hätte, konnte der Verlockung, wenn es um die „Virginia" ging, nicht widerstehen. Zehn Stück fanden gerade in der Brusttasche Platz. „Nein — nein", murmelte er verlegen in seinen Vollbart, wenn der Zöllner die Gewissensfrage an ihn stellte.

— — — — — — — — — — — —

„Was habt ihr heute in der Geographiestunde gelernt?" frug mich eines Abends mein Vater, und es klang so harmlos, daß keinerlei Argwohn in mir aufstieg. „Es wurde über den Atlantischen Ozean gelehrt", log ich deshalb forsch. — „Ach was, über den Ozean?" lächelte ironisch mein Vater. „Merkwürdig, daß du zur gleichen Zeit mit einem Mädchen auf einer Bank am Kleinhesseloher See gesessen hast!" — „Ganz richtig", log ich weiter, „das mit dem Atlantischen Ozean war ja schon vorgestern, denn heute ist der Herr Professor krank gewesen, und das Mädchen habe ich gar nicht gekannt." Stirnrunzelnd sprach mein Vater auf mich ein: „Du hast die Schule geschwänzt, und nun merke dir etwas für dein ganzes Leben: Ein Mensch kann fehlen, aber er muß sich freimütig und ohne Rücksicht auf die Folgen zu seiner Schuld bekennen. So geziemt es einem Mann!" — „Gut", erwiderte ich bitter, „aber warum hast du dich bei der ‚Walserschanz' nicht zu deiner Schuld bekannt? Du hättest dem Zollbeamten gestehen müssen: ‚Ich habe zehn Virginia in meiner Tasche!'" Betroffen schwieg mein Vater. Hier gab es wirklich keine Einwendung. „Bessere dich!" sagte er nur kurz, und verließ das Zimmer. Aber auch mein Vater hat sich nicht gebessert, sondern ließ sich im nächsten Jahr eine längere Brusttasche in den Rock nähen, damit die Virginia nicht geknickt würden. —

(Sollte ich als gesetzlicher Erbe für die in fünfzig Jahren angelaufene Zollschuld dem Staat noch haften, so ziehe ich die vorstehende Erzählung mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück.)

DIE VITRINE

VON SCHLEHDORN

Geschiedene Frauen sind häufig so scharmant, daß man sich wundert, daß so scharmante Frauen geschieden sind. Das fanden auch die beiden Regierungsräte, die während des ganzen Tees bei der Baronin S. die scharmante, junge Frau Ursula in der Ecke belagert hielten, wo die Vitrine stand. Wenn zwei Männer, zumal wenn es Freunde sind, der gleichen Frau den Hof machen, so werden sie leicht kühn in ihren Behauptungen, bissig in ihren Erwiderungen und komisch für den Betrachter, manchmal sogar für die Dame, um die es sich handelt.

Adrian, „der Vorzügliche" genannt, weil jeder seine Leistungen kannte, — während bei seinem Kollegen jedermann den Spitznamen „Heini" wußte, — führte die Teetasse zum Mund, in der nur noch eine Zitronenscheibe lag, warf einen Blick auf die Vitrine und sagte: „Vitrinen im Dresdener Barock sind nie aus der Zeit. Die Vitrine ist eine Schöpfung des Biedermeier, genauer: nachdem der Biedermeier seine Seele in empfindsamen Briefen enthüllt hatte — bitte, wann schrieben die Leute alle die Briefe? — enthüllte die Biedermeierin ihm die ihre durch die Schaufensterauslage ihrer Gefühle in der Vitrine. Vitrinen sind immer ein wenig indiskret."

„Ich finde sie interessant", meinte Heini. Und dann betrachteten sie alle drei die Vitrine. Da bewahrte die Baronin ihre hübsche Sammlung von Gemmen und Kameen auf, da lag der Kammerherrenschlüssel und einige Orden ihres langverstorbenen Gatten, da gab es, natürlich, die Bronzegondel und die winzige eingelegte Mandoline von der Hochzeitsreise nach Venedig, „und siehe da!", stellte Adrian fest, „auch das kleine Kamel aus Messing mit der blauen Perlbommel fehlt nicht, das rings um das östliche Mittelmeerbecken herum überall angeboten wird: ‚serr antique, Sir, sweihundert Jarre einbegraben'; man feilscht es als routinierter Reisender herunter, bezahlte es trotzdem viel zu hoch und bringt es stolz nach Deutschland, wo es zu hunderttausenden hergestellt wird, zurück."

„Das ist wohl mit den Erfahrungen ähnlich", sagte die junge Frau nachdenklich, „es sind immer dieselben und sie werden immer wieder neu bezahlt." — Sie denkt bei dem Kamel offenbar an ihren ersten Mann, dachten die beiden Herren und lenkten eifrig auf die Porzellanfiguren in der Vitrine ab; einen ganz kleinen Elefanten, einen doppelt so großen Dackel und einen lebensgroßen bunten Papagei.

In der Vitrine werden große Tiere oft zu kleinen Tieren und umgekehrt, wie in der Erinnerung. Dann fand sich weiter unter vielerlei bric à brac eine schaurige Aquarellmalerei und eine mißglückte Laubsägearbeit — früheste Leistungen hoffnungsvoller Enkel offenbar. In der Ecke lag ein einzelner langer Ballhandschuh und einige Dinge, die weder wertvoll noch schön waren. Also wohl Erinnerungen der gütigen alten Dame. Sie sah gerade herüber unter dem Kranz von weißen Löckchen über ihrer Stirn, und die Drei wandten sich wie ertappt von der Vitrine weg.

„Sehen Sie", sagte Adrian, „Vitrinen zwingen zur Indiskretion. Wozu legt man sich all die defekten und intakten, antiken und vertrackten Gegenstände hin?"

„An jedem hängt Herz", sagte Frau Ursula.

Heini mußte an die Vitrine der alten Tante Mu denken (eigentlich hieß sie Marie-Ulrike). Als er deren Nachlaß zu ordnen hatte, fand er darin ein kleines verschlossenes Medaillon mit dem verblichenen Foto von Onkel Ewald, der ebenso wie seine Kusine, die Tante Mu, unvermählt gestorben war. Laut sagte er: „Eine Vitrine ist manchmal voll von Novellen. Und wenn der Besitzer stirbt, werden die teuren Erinnerungen zu wertlosen Nachlaßgegenständen. In dem Augenblick, wo er stirbt, verlieren die meisten ihren Sinn."

„Manchmal schon früher", meinte die junge Frau. Dann erzählte Heini, wie er einmal die Vitrine seiner Mutter bestohlen habe: „Damals liebte ich die Lori von nebenan. Lori hatte meinen Heiratsantrag zwar abgelehnt. Mein Einkommen als Sekundaner schien ihr ungenügend, denn sie werde stets sehr elegant auftreten und außerdem alle Tage Napoleonschnitte mit Schlagsahne essen, wenn sie verheiratet sei. Aber ich wollte ihr wenigstens ewige Treue schwören... Da gab es eine Anzahl alter Ringe in Mutters Vitrine. Einen mit dem Miniaturbildnis eines korpulenten französischen Herrn im blauen Seidenrock. Einen mit Haaren — ba!, sagte Lori. Einen mit rotem Stein und Schaumgold. Den hatte ich gestohlen. Lori sollte ihn ewig tragen. Liebe ist eben eine Krankheit, die alle Begriffe verwirrt. Auch den Eigentumsbegriff. — Tags darauf mußte Lori bei meiner Mutter Besuch machen. Sie kam in einem roten Kleidchen, dessen Rock aus lauter Falten bestand, errötete, knixte, küßte die Hand und gab meinen Ring in einem Paketchen zurück: ‚Ich soll auch schön von Mama grüßen.' Ich hatte meine Ohrfeige schon vorher bekommen und mußte nun bei der Exekution zusehen. Meine Mutter wikkelte den Ring langsam aus: ‚Hast du auch gelesen, Lori, was darin steht?' Lori wurde glutrot. Dann las ihr meine Mutter ohne Erbarmen noch einmal die eingravierten Worte vor: ‚Zur Geburt unseres Ersten. 1862.' Und legte den Ring wieder in die Vitrine."

Die junge Frau lachte: „Ich sehe Ihre kleine Liebe vor mir in dem roten Pliseeröckchen."

Regierungsrat Adrian, der in seiner Jugend niemals Ringe aus Vitrinen entwendet hatte, war dagegen. „Zeige mir Deine Vitrine, und Du zeigst mir Deine Seele. Zu einer Vitrine gehört immer Vergangenheit und Eitelkeit und Sentimentalität und Indiskretion."

„Vielleicht", sagte Frau Ursula geheimnisvoll und etwas spöttisch. „Ich habe auch eine Vitrine. Und wenn Sie mich besuchen, werde ich Sie Ihnen Beiden zeigen."

Auf dem Heimweg ärgerte sich Adrian weiter über Vitrinen: „Ich mag nun mal die mumifizierten Erinnerungen nicht. Ich finde diese Möbel überflüssig."

„Na, du könntest vielleicht erledigte Akten hineintun", hänselte ihn Heini.

„Nein, im Ernst. Gesetzt den Fall, du besuchst irgendeine Dame und findest in ihrer Vitrine Geschmacklosigkeiten und Kitsch..."

„Dann darfst du nicht lachen, Adrian, denn an jedem Ding hängt irgendwie Herz."

„Gesetzt den Fall, du findest in der Vitrine ein Spitzentaschentuch, mit dem sie von irgendwem Abschied nahm, oder das erste Sabberlätzchen..."

„Dann magst du dich trösten, daß die Tränen längst getrocknet sind und der erste Sabber auch."

Die Freunde trennten sich schweigend und innerlich beschlossen beide, Frau Ursulas Vitrine sollte ihnen ein Orakel sein. —

Als sie am Sonntag darauf bei Frau Ursula zufällig zusammentrafen, da stand in dem kleinen Salon wirklich eine hübsche Biedermeiervitrine. Aber die Vitrine war — leer. Nur wenig Holz und blanke Scheiben. „O weh!" sagte sich Adrian, „die hat sie vorher ausgeräumt. Es muß doch mehr Vergangenheit dagewesen sein, als der Eitelkeit lieb war." Er empfahl sich, korrekt wie immer, nach gemessener Zeit.

„Herrlich", jubelte Heini im Herzen, „sie hat alles für unsere Zukunft freigemacht." Er wurde zu Tisch dabehalten.

So war das immer mit den Orakeln. Eine Frau gibt sie geheimnisvoll kund. Die Männer deuten sie, der eine richtig, der andere falsch. Wer sie richtig gedeutet hat, ergibt erst die Zukunft. Aber die Frau und das Orakel behalten immer recht.

Nach Tisch packte Heini zwei Meißener Figürchen aus. „Sie kennen doch das Affenkonzert, Frau Ursula? Meine Großmutter hatte es noch vollständig. Bei meiner Tante Mu gab es noch ein Quartett von Äffchen, bestehend aus dem Dirigenten, der zweiten Geige, der Flöte und der Pauke. Davon habe ich die letzten zwei geerbt: eins mit der Flöte und einen braven Affen, der die zweite Geige spielt. Also das Bild der vollkommenen Ehe. Mögen Sie die für Ihre Vitrine?"

Die Klage - Il lamento (Hanna Nagel)



See in Pommern

See meiner Kindheit, gemessen am Ozean,
Zählst du nicht mehr denn ein Tropfen
Blinkenden Wassers;
Aber für mich bist du gesammeltes Leben,
Das, in sich selber verzückt,
Zwischen den Hügeln, den wäldertragenden, ruht.
Selig die Zeit,
Da ich aufwuchs am Rande des flüsternden Röhrichts
Schwäne, Libellen und Taucher
Waren meine Gespielen.
Rohrsänger schnarrten an schwanken Halmen
Bis zum dämmernden Abend ihr Schilflied.
Gelbe Nixenblumen, schwimmende,
Dufteten süß wie Mandeln in windstiller Bucht.
Ach, und im Herbst
Fielen die Schwärme der Stare wie brausende
Wolken ins Reth.
Als ich, ein Knabe noch,
Dich zum erstenmal überschwamm,
Glaubte ich schon, dich ganz zu besitzen...
Selig der Tag,
Da ich wieder an deinem Ufer stehe,
Lachend den Körper entblöße,
Spiegel des Himmels!

HEINZ FRIEDRICH KAMECKE

Rationierung

(R. Kriesch)



„Sei doch 'n bißchen lieb zu mir, Hänschen!"
„Aber gewiß, mein Kind — nach jeder zehnten Seite!"

Razionamento: "Sii un po' affettuoso, Giannino, con me!„ — "Sì, bambina mia ... ma ogni dieci pagine!„

Besuch im Forsthaus

(Kurt Heiligenstaedt)



„Früher habe ich die Grazie der scheuen Rehlein bewundert, heute fällt mir immer gleich Rahmsoße dabei ein!"

Visita dal guardaboschi: "Prima ho sempre ammirato la grazia dei timidi caprioletti; oggi al vederli mi viene sempre in mente la salsa alla crema!„

EHE NACH GEWICHT

VON HEINZ SCHARPF

Der Metzgermeister Blasius Ostermeier trat gewichtig vor den Richter. Man hatte ihn um sage und schreibe 40 Pfund Fleisch betrogen. Ein schönes Quantum. Hatte es glatt vor seinen Augen verschwinden lassen.

Erst vor ein paar Jahren hatte er die fesche Mali aus der ehrbaren Familie derer von Huber geheiratet. Sie brachte ihm die stattliche Mitgift von 170 Pfund Lebendgewicht mit in die Ehe, ein sehenswertes Stück auf dem Heiratsmarkt.

Die Ehe ging gut, das Geschäft ging gut, Blasius saß vergnügt an den vollen Fleischtöpfen. Sonntags fuhr er mit den eigenen Rössern spazieren. Seine Gattin thronte dann üppig und reich garniert neben ihm, die in die Augen fallendste Reklame für die Firma, den blassen Neid der Konkurrenz erweckend. Bis sie eines Tages der Suggestion der schlanken Linie verfiel und hinter dem Rücken des Gatten die sträfliche Gewichtsentziehung anhub.

Amalie Ostermeier, geborene Huber, erfreute sich plötzlich nicht mehr der geschäftsüblichen Wohlgenährtheit, sondern sie strebte jene äußere Erscheinung an, die man bei der Ware in der Fleischbranche als mindere Qualität zu bezeichnen pflegt, da sie zumeist aus Haut und Knochen besteht.

Blasius sah bestürzt zu, wie sie täglich leichter von der Waage stieg, ihr liebliches Kernfett hinschwand, er sah es nicht nur, er spürte es auch sonst mit kundiger Hand.

Als das Zünglein an der Waage dann eines Morgens nur mehr 130 Pfund anzeigte, schlug er wuchtig auf den Hackstock hinein. Er verhielt die erschreckte Mali zur sofortigen Aufmast in der früheren Fülle, widrigenfalls er mit der Scheidung drohte. Und als alles Drohen nichts half, erschien er tatsächlich bei Gericht, um sich von der so sündhaft vom Fleisch Gefallenen zu trennen.

Jedoch das Gericht wies seine Klage kurzerhand ab. Mit der Begründung: Die Ehe sei keine bloße Gewichtsfrage. Da käme es vielmehr auf die Innereien an, womit der Richter nicht Leber, Milz und Lunge, sondern die seelischen Qualitäten meinte. Und an denen hatte Amalie nicht die geringste Einbuße erlitten.

Blasius stand starr. So handhabte Frau Justitia also die Waage der Gerechtigkeit, sie, die sonst unerbittlich den kleinsten Gewichtsbetrug drakonisch ahndete. Hier nahm sie von vierzig vor den Augen des Eigentümers beiseite geschafften Nettopfunden nicht die geringste Notiz, dabei handelte es sich durchaus nicht um minderwertiges Kuhfleisch. Der in seinen rechtlichen Anschauungen völlig aus dem Gleichgewicht geworfene Metzgermeister meuterte mit Recht. Mit seinen ihm verbliebenen 130 Pfund Lebendgewicht verließ er fluchend das Gerichtsgebäude.

Blasius Ostermeier ist unserer aufrichtigen Anteilnahme sicher, doch ist bei näherer Betrachtung sein Schicksal kein Einzelschicksal, sondern das Los vieler Männer. Nur liegt die Sache meist umgekehrt.

Da schwebt man mit einem leichten Persönchen von 99 Pfund zum Traualtar und nach ein paar Jährchen schreiten einem diese Pfunde zu 198 verdoppelt zur Seite und wollen genau so auf den Händen getragen werden wie die 99 von einst.

Manche Glücklichen merken den Gewichtsunterschied gar nicht weiter, andere nehmen ihn gottergeben hin, ohne zu klagen, und wieder andere trösten sich darüber mit einer kleinen außerehelichen Zuwaage.

HERR FABIUS KAUFT EINEN STRAUSS

VON PAUL GURK

Herr Fabius wandert in sein Heim. Es ist die Zeit der Morgenfrühe, die bald vom Lärm der Räder widerhallen und vom aufgeregten Staub schädlich gemacht werden wird.

Herr Fabius denkt, wie unheimlich wäre eigentlich sein Heim! Nichts anderes wäre es als ein Kontor ohne Bücher, ohne Telefon und ohne Schreibmaschine. Es habe nur der Chef das Geschlecht gewechselt und werde Wirtin genannt. Nie trete eine amtliche Blume in die Erscheinung! —

Herr Fabius wundert sich plötzlich, denn es rasselt verfrüht über das Pflaster. Ein Schlächterwagen zeigt sich in der Morgenfrühe. Die Pferde stolpern müde, unfroh, nicht einmal von Häckselträumen befeuert.

Herr Fabius erkennt den Wagen und auch die Pferde. Zwei Straßen und eine Schräge ab wohnt der Meister Lindigkeit. Am Sonntag zuweilen sieht er ihn, wenn frisch gesäubert der Wagen ihn zur Rennbahn fährt und glänzend sich die Rosse ihrer Traberzeit entsinnen.

Der zweite Geselle sitzt auf dem Bock und hält die Leine lässig, halb im Schlaf. Neben ihm aber sitzt, Herrn Fabius unbekannt, eine Verkäuferin. Der Herr Fabius denkt: wie erschöpft und bleich sieht das Mädchen aus! Gleich einer angebrochenen Lilie lehnt sie zurück und schläft. Die Blumenhände schlagen an das Holz, wenn sich der Wagen jäh in eine Asphaltgrube senkt!

Ist das der Menschheit würdig, denkt Herr Fabius, ein junges Mädchen Tag und Nacht zu hetzen? Wie würdig wäre es, zunächst Menschenschutzvereine zu gründen! Dabei denkt Herr Fabius nicht einmal an sich.

Wie der Wagen weiterrumpelt, sieht Herr Fabius mit Widerwillen Fleischfetzen und Blut unter der grauen Segeltuchdecke hervorquellen.

Man müßte etwas tun, denkt Herr Fabius. Es quält ihn, daß die blasse Blume neben den geschlachteten Ochsen freudlos durch die Nacht und den Tag fahren soll. Er überlegt. Er faßt einen ungeheuren Beschluß: trotz Befragung seines Status im Haushaltungsbuch wird er dem Fräulein einen Blumenstrauß mit einigen Worten schenken, um ihr zu zeigen, daß es nicht bloß Schlächter, sondern auch Menschen gibt.

Es wird Tag. Das Kontor wird abgearbeitet. Am Nachmittag kauft Herr Fabius einen Veilchenstrauß für fünfzig Pfennige.

Herr Fabius geht an dem Schlächtergeschäft von Lindigkeit auf und ab. Er scheut sich, hineinzugehen und ein Achtelpfund Aufschnitt zu kaufen, obwohl er durch einen Winkelspiegel das blumenhafte Fräulein zu erkennen glaubt. Er zittert ein wenig und wartet.

Da meint es das Geschehen gut mit ihm. Das Fräulein erscheint und beginnt, da es gegen Abend geht, die Treppenstufen zu scheuern und mit frischen Sägespänen zu bestreuen.

Nun wäre die Gelegenheit da.

Herr Fabius ist aufgeregt. Er bemerkt nicht den seidenen Strumpf des Mädchens und nicht ihr frisches gerötetes Gesicht. Er stößt sich fort und stottert, plötzlich neben ihr stehend: „Guten Tag, Fräulein! Warum, waren — Sie heute nacht so blaß und . . ."

Er kommt nicht weiter.

Das Mädchen richtet sich hoch und mustert Herrn Fabius. Sie erblickt den Veilchenstrauß und schrillt zornig (Herr Fabius hört nicht die dialektischen Verzerrungen): „Was geht 'n das Sie an? Machen Sie, daß Sie fortkommen, alter Affe! Tanzen Sie mal bis zweie!" —

Herr Fabius schämt sich und schleicht in sein Heim. Auf dem Tisch liegt eine Rechnung seiner Wirtin für Heizung. Sie ist zu hoch. Er muß die Schnäpse des derzeitigen Liebhabers bezahlen. Herr Fabius weiß es. Aber, was soll man machen? Die Wirtin kann brüllen . . . — Herr Fabius seufzt. Er nimmt den Veilchenstrauß und betrachtet ihn. Er denkt nach und sinnt: Was ist nun dieser Veilchenstrauß, menschlich sowohl wie juristisch? — Ist er ein Irrtum an den Menschen? Ist er ein Irrtum über mich? Eine Voreiligkeit des Schließens? Eine mangelhafte Beobachtung? Eine noch mangelhaftere Deutung des Geschehens? Ein verlorener Zusammenhang mit dem Tage? Eine Komödie? Eine Tragödie? Eine Mischform dieser beiden Gesichter des Geschehens? — Juristisch gewendet, ist dieser nicht überreichte, jedoch gekaufte Veilchenstrauß eine verhinderte werbende Auslage? Ist ein verhindertes Geschenk noch ein Geschenk? Ist sein Gefühl ein Mundraub des Herzens? Eine arglistige Täuschung seiner selbst? Schwebt dieser Veilchenstrauß nicht rechtlich in der Luft? Wird er überhaupt von einem einzigen Paragraphen gehalten? —

Der Veilchenstrauß steht in einem Topf ohne Henkel und duftet zwei Tage Bitternis. —

Jahr für Jahr aber steht er in einer Konservendose mit feuchtem Sand und warnt. —

Am Abend des Tages aber verzeichnet Herr Fabius in seinem Haushaltskonto unter der Spalte: Dubioses — 50 Pfennig für einen Veilchenstrauß. Herr Fabius trotz allem aber befürchtet, er wird in ähnlichem Falle wieder einen Strauß kaufen.

GEDENKEN

Verzeihst du mir, daß, wenn ich dein gedenke,
ich immer jenen Abend vor mir seh',
an dem wir in der stillen, alten Schenke
das erste Mal auf deine Rechnung tranken
und heimwärtsgehend manchmal in den Schnee
und oft einander in die Arme sanken?

Es gab gewiß in deinem Leben Stunden,
die des Erinnerns würdiger zu nennen sind,
doch nimmer wieder hab ich dich so froh befunden
wie damals, als du, sonst stets unser Gast,
aus eigner Tasche, wie ein glücklich Kind,
des Kellners Forderung beglichen hast.

J. BIEGER

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Süß war sie, der kleine Strandfloh Eva.
Kaum achtzehn Jahre.
Und ein Badekostümchen!
Er hob sie auf vom Meeresstrand.
Schloß sie fest in seine Arme.
„Denkst du auch nichts Schlechtes von mir, Alfred?"
„Wie sollte ich? Ich fühle doch nur Gutes!"

J. H. R.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 88 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf.; Abonnement im Monat RM. 1.20 — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —

— Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Das neutrale Roß

(Wilhelm Schulz)



„Diese Scheuklappen sind vorzüglich, ich sehe überhaupt keine Gefahr!"

Il cavallo neutrale: "Questi paraocchi sono ottimi; non vedo pericoli di sorta!„

München, 28. Juni 1944
49. Jahrgang / Nummer 26

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Kronos und die Weltgeschichte

(Wilhelm Schulz)



„Ist alles in Ordnung, Fräulein Klio, die Feder gespitzt, Papier und Tinte bereit? Wir beginnen jetzt mit dem wichtigsten Kapitel unserer Geschichte!"

Chronos e la storia mondiale: „Signorina Clio, è tutto in ordine? Avete temperato la penna e preparato carta ed inchiostro? Ora cominciamo col capitolo più importante della nostra storia!„

(Fr. Bilek)



DER MENSCH AN SICH

Eines Tages, nein, eines Morgens steht er im reingewaschenen Körperzustande vor der Kommission. Die wir hier beieinander stehen sind nicht die Vollmilch der menschlichen Volkskraft, wir sind sozusagen abgerahmt. Als Nahrungsmittel könnte man unsere Gruppe nur als Magermilch bezeichnen, aber die ist ja auch noch ganz brauchbar. Dieses Brauchbare wird hier abgeschöpft. Bei der letzten Olympiade sah man kraftvollere Gestalten als in unserem Jahrgang. Scheinen halt Restbestände zu sein.
Beim Jüngsten Gericht wird es ähnlich aussehen, wenn man vor seinem ewigen Richter steht, so ganz wie er uns geschaffen hat, ohne Orden, ohne Socken, ohne Anzug und ohne Hemd, nur in die Sauberkeit des morgendlichen Bades gekleidet. Halt, die Brille darf man noch aufbehalten, aber die hebt das Selbstbewußtsein auch nicht, sie bedeckt doch nur sehr wenig.
Ja, wenn die Herren von der Kommission auch so mangelhaft angezogen wären! Aber nein, sie sind im Schmucke ihrer Uniformen, sie tragen die Auszeichnungen ihres Lebens und die Zeichen ihrer Verdienste. Ach, der Zivilist ist immer klein gegenüber dem Mann in der Uniform, wie klein ist er erst, wenn er das letzte bißchen Hemd abgelegt hat, mit allen anderen Zeichen eines Mitteleuropäers. Ich sage euch, man kann einen Generaldirektor nicht von einem Büroangestellten unterscheiden, denn nicht der kleinste Schreibtisch zur Hebung der Würde ist vorhanden, und es gibt keine Tischplatte, auf die man sich stützen könnte, um von dort her jemand zu verdonnern.
Jetzt wird der Mensch gemessen und gewogen, aber es wird ihm noch nicht gesagt, ob er zu leicht befunden. Es wird in ihn hineingehorcht und manches wird im abgezapft und dieses in der Flamme untersucht, auf daß seine Natur bis ins Innerste deutlich werde.
Immer stiller wird der Mensch da und immer bescheidener und er sehnt sich nach etwas, womit er seine arme Blöße bedecken könnte. Endlich wird dieser Sehnsucht Raum gegeben und er darf sich wieder als Europäer verkleiden. Jetzt erhält er einen Schein, doch dieser Schein trügt nicht und man kann deutlich den ausgemusterten Oberinspektor vom tauglichen Kapellmeister unterscheiden.

Walter Foitzick

STURZ

Fällt ein Vogel vom Ast -
Hinaus in die tagverblaute Leere;
Leicht, ein schwingender Gedanke fast,
Mit dem er alles Schwere
In göttlicher Andacht besiegt:
Er fliegt!

Fällt wo ein Mensch vom Baum,
Den er in kühnem Rausche erstiegen:
Schwer, ausgestoßen aus Tun und Traum,
Sinkt er in Nacht und Lügen.
Nicht alles trägt, was leicht geschürzt:
Er stürzt!

Ludwig Eduard Fleischmann

KLEINES FRÜHLINGSLIED

Nichts will ich heut beginnen,
Unter dunklen Bäumen sinnen.
Still über Glockenblumenblau in grünem Linnen
Wolken wehen.

Trunken von des Frühlings Düften,
Vom Windeslied in hohen Lüften.
So herrlich sind der Frauen Hüften
Im Vorübergehn.

Wer kennt nicht ihre weichen Wonnen!
Unter weißen Margeritensonnen
Seh ich dort traumversponnen
Die Geliebte stehn.

Rolf Flügel

Invasionsbeginn — eine Milliarde Börsengewinn

(Erich Schilling)

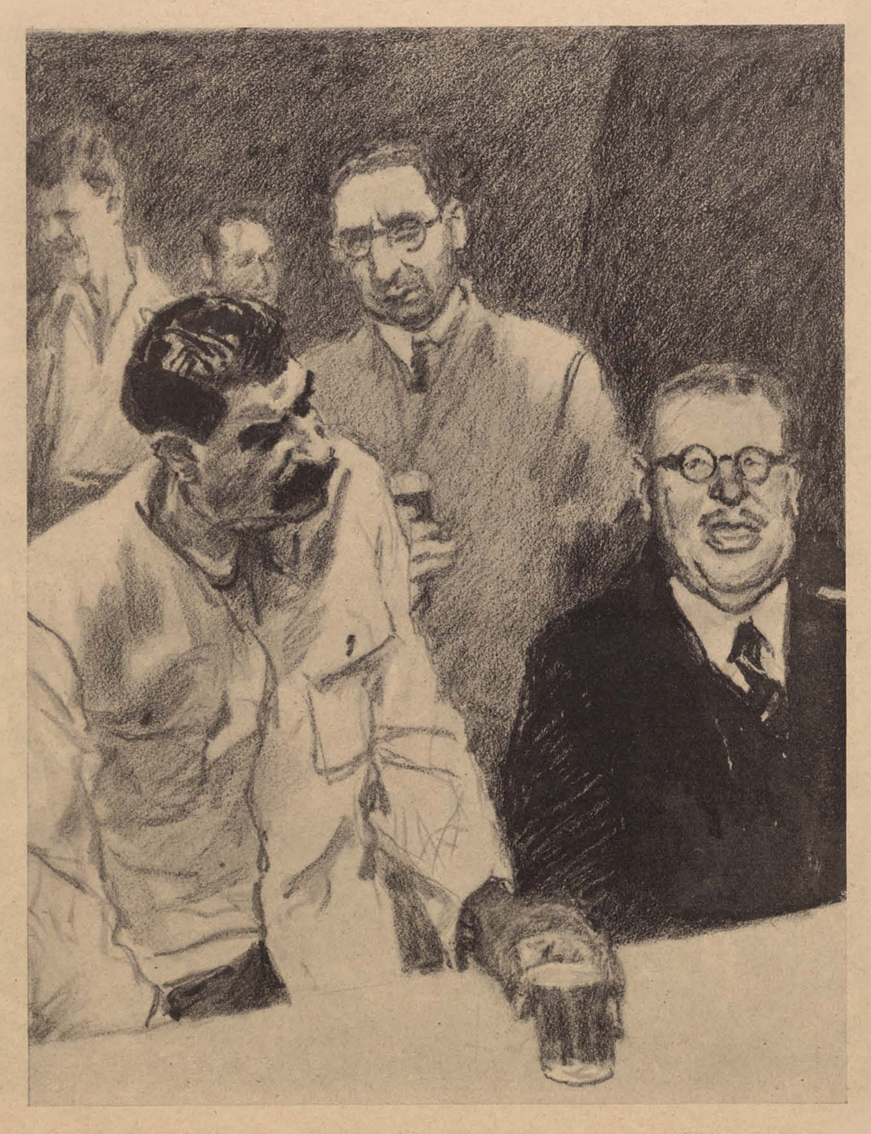


„Ihr seid nicht umsonst gefallen!“

Inizio dell' invasione — un miliardo di guadagno alla borsa: “Voi non siete caduti invano!„

Es ist erreicht

(E. Thöny)



„Nun, Genosse, wollen wir unser Glas erheben auf die schönen Verluste unserer Freunde!"

La mèta è raggiunta: "Ebbene, compagno, alziamo il bicchiere ‚alle belle perdite dei nostri amici,!„

TANTE HELEN

VON EFFI HORN

Ein lautes Geschrei, das vom Hof des Gutshauses heraufkam, unterbrach das Gespräch der beiden Männer. Sie traten ans Fenster. Unten lief das Küchenmädchen heulend dem Stall zu, in dem der Knecht und die Magd beim Füttern waren. Das Mädchen riß sich im Laufen die Schürze ab, warf sie achtlos zu Boden, wischte sich mit der Hand über Augen und Nase und schrie laut und erbittert, jetzt hätte sie genug, endgültig. Genug von der alten Hexe und dem ganzen Betrieb. Aus dem Stall kamen der Knecht und die Magd und zogen das Mädchen zu sich herein. Ihr aufgeregtes Sprechen kam als Gemurmel zum Fenster herauf, an dem die Männer wortlos immer noch standen.

Der Gutsherr seufzte ein bißchen und wandte sich nach dem Arzt um. „Tante Helen — wieder mal", sagte er nur. Da erschien auch schon in der zu ebener Erde gelegenen Küchentür eine alte, eigentlich uralte Frau, deren faltiges und verkniffenes Gesicht einen Ausdruck großer Befriedigung zeigte. Sie war klein und sehr mager, ging am Stock, den sie aber nicht unbedingt zu brauchen schien, denn ihre Füße bewegten sich rasch und durchaus nicht unsicher über den holprigen Boden. Kleine, sehr dunkle Augen stachen in dem blassen Gesicht hervor und liefen mit beinahe zudringlicher Neugier um den ganzen Hof, verweilten auf der Stalltür, hinter der soeben das Mädchen verschwunden war, und sahen dann mit einem raschen Blick zu dem Fenster des Arbeitszimmers hinauf, an dem die Freunde noch immer standen. Die beiden wußten nicht, ob sie gesehen worden waren; sie nahmen nur eine plötzliche Erschlaffung im Gesicht der alten Frau wahr, die sich wie in jäher Schwäche an ihren Stock klammerte, die rechte Hand aufs Herz drückte und mit ganz langsam rutschenden Schrittchen im Haus verschwand. „Sie ist unerträglich, seit sie weiß, daß ich mich mit Sabine verloben will", sagte der Gutsherr. „Aber ihre Bosheit kommt letztlich von ihrer Krankheit." Der Arzt lachte. „Du kannst auch sagen, die Bosheit *ist* ihre Krankheit", antwortete er.

Hans Rexroth, der Gutsherr, fand das Urteil etwas hart. Ärzte neigten leider zum Zynismus, behauptete er. Der Doktor lachte und verlangte, daß ihm doch wohl schon von Berufs wegen eine gewisse Skepsis zugebilligt werde. Oder ob Hans im Ernst von ihm, Dr Ferdinand Paulus, verlange, daß er, wie das ganze Haus Rexroth es seit bald sechzig Jahren mache, Tante Helen unentwegt als Sterbende betrachte? Nein, nein — diese Frau, die für ihn geradezu etwas Furchtbares habe, stelle ihr Herzleiden wie einen Wandschirm um sich herum, wenn es gelte, irgendwelche Folgen ihrer Handlungen zu tragen, und habe in den mehr als achtzig Jahren ihres Lebens sozusagen eine ganze gesunde Familie aufgearbeitet.

Der Gutsherr hob abwehrend die Hände. Aber ehe er antworten konnte, hörte er unten wieder das Gezeter des Küchenmädchens und ging hinab, um Ruhe zu stiften. Der Arzt, wie er nun allein war, blieb, wie schon so oft, vor einem Familienbild stehen, das Tante Helen als Mädchen mit ihren Geschwistern zeigte.

Ihre überaus zierliche Figur wuchs schlank aus der engen Taille und ihr Gesicht lächelte aus einem Gewirr gekräuselter heller Locken. Sie wirkte überaus zart, beinahe durchsichtig, und hilfsbedürftig. Das schienen auch die Geschwister empfunden zu haben, denn die Schwester — im Gegensatz zu Helen von rundlicher Gutmütigkeit, — hielt ihre Hand, während die beiden großen, breitschultrigen Brüder sich wie schützend über Helens Sessel beugten. Der Arzt wußte, das Bild stammte aus dem Jahr, in dem Helens Vater gestorben war, den sie aufopfernd bis zuletzt gepflegt hatte. Die mühsame Pflege habe jenes Herzleiden dann ausgelöst, so war ihm oft erzählt worden, das Helen viele, viele Jahre lang bedrohte und stets Pflege und Sorge für sie vonnöten machte. Die Geschwister, die sehr aneinander hingen, schoben alle persönlichen Wünsche beiseite, um der Leidenden die wenigen Jahre, die ihr vergönnt zu sein schienen, zu verschönen. Die Schwester hob zunächst den schon festgesetzten Termin ihrer eigenen Hochzeit wieder auf, da sie Helen nicht verlassen wollte. Drei Jahre lang wartete der Verlobte, dann wurde ihm die Sache zu dumm. Er zog sich zurück und heiratete eine andere. Helens Schwester nahm sich das sehr zu Herzen, machte der Kranken jedoch nie einen Vorwurf. Nur grämte sie sich, je länger ihre Verlassenheit dauerte, desto mehr, bis sie sich endlich, ohne einen Funken Frohsinn oder Lebensmut mehr zu haben, an einer Grippe hinlegte und sich willenlos vom Tode fortführen ließ. Helens Krankheit verschlimmerte sich durch diese Erschütterung so bedrohlich, daß die Brüder in höchster Angst um ihr Leben waren. Fritz, der Ältere, ein wahrer Athlet von beneidenswerter Gesundheit, wachte tage- und nächtelang bei ihr, horchte mit der Angst eines Kindes auf ihren bald laut stöhnenden, bald schier verlöschenden Atem, trug sie vom Stuhl ins Bett, vom Bett auf das Sofa, vom Sofa auf die Chaiselongue, heizte wütend ein, wenn sie fror, und riß das Fenster auf, wenn sie vor Hitze zu ersticken meinte. Er liebte diese zarte, vom Tod gezeichnete Schwester mit der ganzen Hingabe seines Kindergemütes, war glücklich, wenn ihre scharfen, dunklen Augen ihn anschauten und kam nicht auf die Idee, in diesen Augen etwa die Schleier des Leidens und der Todesangst zu vermissen. Diese Augen lenkten ihn unablässig von einer Pflicht zur andern, hetzten ihn wochenlang mit bittenden Blicken, wozu der hübsche Mund unablässig Entschuldigungen murmelte. Es täte ihr so leid, sagte Helen immerzu, allen soviel Plage zu machen, aber es dauere ja nicht mehr lang. Sie fühle es und sei ganz gefaßt. Dann warf sich der Bruder mit neuer wütender Kraft in die Sorge um sie, gewillt, ihr Leben zu verlängern. — Er konnte sich nicht mehr vom Erfolg seiner Mühen überzeugen. Die Nachtwachen zwischen glühender Hitze und schneidender Kälte beschenkten ihn mit einer Lungenentzündung, die seinen großen, starken, gesundheitstrotzenden Körper in wildem Fieber hin- und herwarf. Er starb am elften Tag. Helen raffte sich da, was ihr alle Verwandten hoch anrechneten, aus eigener schwerer Krankheit auf und besorgte selbst alles Nötige, was in solchem Falle zu tun ist.

Sie war nun fünfunddreißig Jahre alt. Ihr viel jüngerer Bruder Walter, Hans Rexroths Vater, hatte seine landwirtschaftlichen Studien ziemlich vollendet und mußte nun das durch den Tod des Ältesten verwaiste väterliche Gut übernehmen. Helen gab ihm dazu viel gute Lehren, die er sich zu Herzen nahm. Er solle vor allem allein bleiben, nicht zu früh heiraten, im besonderen nicht diese Tochter ihres alten Gutsnachbarn, auf die er seine Augen gerichtet zu haben scheine. Die sei nicht gesund genug, sähe so anämisch aus, wenn man nicht gar auf Schwindsucht tippen wolle, und wie hart es sich mit solchen Leiden lebe, hätte er ja an ihr, Helen, sehen können. Der jüngere Bruder gab an Liebe zur Schwester dem älteren nichts nach. Er brach mit dem Mädchen, dem er sich schon versprochen hatte, arbeitete von früh bis spät in seiner Wirtschaft und nahm verschiedene größere Hypotheken auf, um seiner leidenden Schwester einen längeren oder besser einen dauernden Aufenthalt in Sanatorien und Bädern zu ermöglichen. Er hatte es nicht leicht, denn das Gut war klein, der Ertrag mäßig, das Bargeld stets knapp. Pünktlich in den Herbstmonaten kam die Schwester. Sie lag dann viel, sah, wie sie erklärte, nach dem Rechten, entfernte aufsässige Mägde und bügelte die Knechte zurecht, die dann meist nach Weihnachten aufsagten. Ach, es sei schön für eine einsame Kranke, einmal ein paar Wochen lang so verwöhnt zu werden, sagte sie dann wohl seufzend.

Ob sie es denn nicht guthabe? wollte der Bruder dann wissen und nahm sich vor, neue Gelder aufzutreiben, um der Schwester bessere Ärzte und teuerere Sanatorien und heilkräftigere Bäder leisten zu können. Helen nahm das nur mit schweren Seufzern an, denn es drücke sie, von ihren Geschwistern soviel zu bekommen, denen sie wirklich nichts habe opfern können außer ihrer Jugend und ihrer Gesundheit und ihrem eigenen Glück. Der Bruder fragte nicht, wie diese Opfer zustande gekommen seien. Er fühlte nur, daß er dafür dankbar zu sein habe. Sein eigenes Leben vergaß er fast. Er war schon Mitte der Dreißig, als ihn Helen mit der Mitteilung überraschte, sie habe in einem der Bäder einen sehr reichen Hamburger Großkaufmann kennengelernt, den sie zu heiraten gedächte. Der Mann, dessen Frau sie bald darauf wurde, war ihrer Schilderung nach auch etwas leidend — sie hatten sich in Bad Pyrmont kennengelernt — aber selbstverständlich nicht in dem Grade wie sie. Er machte sich demgemäß natürlich auch furchtbare Sorgen um sie und wenn sie nur einen kleinen Anfall hatte, so mühte er sich so sehr ab, daß er sein eigenes Leiden völlig vergaß. Der Mann starb an seinem kleinen Leiden nach zwei Jahren und ließ Helen mit ihrem großen als wohlhabende ältere Witwe zurück.

Nun dieser Abschnitt ihres Lebens beendet war, wandte sie sich mit gesammelter Energie wieder dem Leben ihres Bruders zu, in das sich durch ihre eigene Achtlosigkeit, wie sie sich vorwarf, ein neuer Mensch gedrängt hatte: eine Frau. Walter Rexroth hatte ein reizendes, frisches und immer fröhliches Mädchen geheiratet, mit der er sehr glücklich zu sein glaubte, bis Helen ihn eines besseren belehrte. Sie zog nunmehr ganz aufs Gut zu ihrem Bruder und machte ihn auf die vielen Fehler und Schwächen seiner Frau nachdrücklich, doch stets mit großer Liebe aufmerksam. Er erfuhr nun, daß seine Frau etwas leichtsinnig war, daß sie es nicht verstand, die Herrin zu sein, daß sie sich mit dem Gesinde zu sehr abgab, aus dem Hühnerhof zu wenig herausholte, nichts von der Küche verstand und überdies einen eisernen Egoismus besaß. Wie eine Löwin kämpfte die Frau um jeden Fußbreit Boden, aber es half ihr nichts. Helen wurde jedesmal so krank, daß der Bruder seiner Frau nachdrücklich verbot, die Leidende durch dummes Gezänk aufzuregen. Helen sei so zart, erklärte er. Nein, das sei sie nicht, sagte die Frau, Helen sei vielmehr hart und herrschsüchtig. Es gab den ersten schweren Streit zwischen den Eheleuten. Die junge Frau hoffte vergeblich, daß Helen endlich ihre stete Drohung wahrmachen und sterben werde. Helen lebte. Die junge Frau verlor ihre Heiterkeit. Helen fragte den Bruder, wie er so ein sauertöpfisches Geschöpf habe heiraten können. Er war so weit, es beinahe selber nicht mehr zu verstehen.

Noch einmal raffte sich die junge Frau zum Widerstand auf: als Hans geboren wurde. Mit zäher Energie hielt sie ihm die Tante fern, konnte aber doch nicht verhindern, daß der vom Vater ihm eingeimpfte Respekt für Helen mit ihm wuchs und ziemlich üppige Formen annahm, wenn auch nicht so krankhafte wie einst. Die junge Frau setzte es, selbst schweren Herzens durch, daß Hans von zu Hause fort und in ein Internat kam. Die Schulverhältnisse der Gegend waren schlecht und ein Hauslehrer sei für Hans, so sagte die Mutter, nicht das Richtige. Er sei ohnedies schon zu sehr „einziges Kind" und müsse mehr unter Gleichaltrige. Gegen Helens Willen stimmte der Vater diesmal zu. Vielleicht spürte er damals auch schon zu sehr den Druck, mit dem die Schwester auf all seinem Leben lastete und wollte seinen Sohn fern dieser Tyrannei des Leidens wissen.

Helen wurde durch diesen Widerstand so aufgeregt, daß sie sich legen mußte. Ein schwerer Anfall ihres Leidens erschreckte den Bruder. Sie verlangte dringend, daß Hans, ihr Liebling, sofort geholt werde. Sie wolle ihn noch einmal sehen. Walter Rexroth hatte nicht den Mut, ihr die Bitte abzuschlagen. Er fuhr selber mit dem Wagen, um Hans zurückzuholen. Unglücklicherweise übersah er in seiner Hast und Aufregung das Herankommen eines Zuges an einem schrankenlosen Bahnübergang und fuhr gegen die herannahende Lokomotive.

Die Nachricht von seinem Tode hatte auf die kranke Schwester eine unerwartete Wirkung. Mit schier übermenschlichem Willen, so schien es, riß sie sich empor, überwand ihr eigenes Leiden und nahm die Zügel des Hauses in die Hand. Der Arzt, Dr. Paulus, der damals zum erstenmal zu ihr gerufen worden war, hatte diese Wandlung mit Staunen wahrgenommen. Jetzt, wo er vor dem

MEIN FREUND JOHANNES

Ein von uns nicht sonderlich geschätzter Herr hatte uns aufgelauert. Nun tat er überrascht.

„Oh, das ist ja ein erfreulicher Zufall, daß ich Sie treffe", rief er.

„Wieso Zufall?" knurrte Martin.

„Glauben Sie vielleicht nicht an einen Zufall?" fragte der Herr feindselig.

„Doch, doch", begütigte Johannes. „Aber wieso erfreulich?"

J. Bieger



Jugendbild dieser Frau stand und diese ganze Entwicklung übersah, erinnerte er sich wieder ganz genau seines ersten Eindrucks: daß hier ein eiserner Wille und eine finstere Entschlossenheit seinem gütlichen Zureden und seiner ärztlichen Kunst entgegenstanden.

Es fiel ihm ein, wie das damalige Küchenmädchen, ähnlich dem von heute, sich geweigert hatte, ihn weiter als bis zur Tür der alten Frau zu führen. Sie sei eine Hexe, behauptete das Mädchen, und manchmal in finsteren Nächten habe man schon den Teufel mit sieben Gehilfen am Kamin auf ihre Seele lauern sehen. Aber die Seele blieb weiterhin fest der Erde verhaftet, wie der zähe, magere Körper, für dessen Betreuung Dr. Ferdinand Paulus im Verlaufe der letzten fünfundzwanzig Jahre oftmals gerufen worden war. Dabei hatte er freilich die Überzeugung gewonnen, unter seinen Patienten kaum je einen gesünderen Menschen als Tante Helen gehabt zu haben. Seine Sorge und Zuneigung wandten sich daher mit einer gewissen Empörung von der alten Frau ab und der Witwe ihres Bruders zu, die im Alter wieder einen Schimmer ihrer Heiterkeit von einst gewonnen hatte und mit lächelnder Resignation sah, wie die Ältere ihr ein für allemal die Herrschaft über Haus und Hof entwunden hatte.

Nun, heute war er wieder gerufen worden, um nach Tante Helen zu sehen. Sie fühle sich, hatte sie ihm sagen lassen, so schlecht, wie seit Jahren nicht mehr und bäte ihn, ihrem Neffen den Ernst ihres Zustandes klarzumachen. Er solle nicht gerade jetzt wegfahren, wo sie sicher nur noch ein paar Tage, höchstens aber Wochen, zu leben habe. Ob er die nicht noch abwarten könnte, wo es sich doch nur um solch törichte Sache wie die Verlobung mit der Sabine handle?

Ach, sie kannte ihren Neffen, wie sie ihre Geschwister gekannt hatte. Es war die gleiche Melodie, auf die sie alle tanzten, und die sie mit ihren schrumpligen alten Händen noch genau so sicher zupfte, wie einst mit ihren feinen, schlanken Mädchenfingern.

Als der Gutsherr jetzt wieder ins Zimmer kam, fand er den Freund immer noch vor Tante Helens Jugendbildnis. „Da steckt's", sagte der Arzt und fuhr mit der Fingerspitze leicht über die Stirn der Dargestellten, deren Augenbögen auf kleinen, eigensinnigen und herrschsüchtigen Beulen sich wölbten.

Aber ehe Hans Rexroth zu antworten vermochte, hörten beide Tante Helens Stock auf der Treppe aufstapfen. Gleich darauf trat sie ins Zimmer. Wieder liefen ihre flinken Augen, die noch alles neugierig aufnahmen, rasch durchs Zimmer.

„Was sagen Sie, Doktor", sagte sie dann sofort, „daß ich mich aus heiterem Himmel so schlecht fühle. Ja, das Herz — das Herz — lang macht das nimmer mit..."

„Nun, nun", sagte der Arzt und lächelte ihr begütigend zu. „Wenn man in so schönem Alter noch so werkeln kann..."

„Das scheint nur so", erwiderte die alte Frau streng. „Wenn ihr wüßtet, wie elend ich mich fühle. Und dabei will Hans ausgerechnet jetzt fort, irgendeiner jungen Person wegen, mit der ich alte Frau natürlich nicht konkurrieren kann. Kann er die paar Wochen nicht warten, bis ich nicht mehr bin — dann ist ja Platz für eine junge Frau..."

„So lange kann er nicht warten, Tante Helen", sagte der Arzt und lachte. „Sie werden mindestens hundertzwanzig und dann ist unser Hans ein rüstiger Achtziger..."

Sie lachte nicht. Boshaft schaute sie mit ihren stechenden kleinen Augen den Arzt an. „Wenn Sie die Verantwortung nehmen, soll er nur fahren, soll er nur. Er meint ohnehin, ich mache immer nur Spaß. Nun, vielleicht habe ich auch all die Jahre immer nur Spaß gemacht, was weiß man. Aber leid wird's ihm tun, wenn er heimkommt mit seinem Bräutchen und findet die arme alte Tante Helen nicht mehr."

„Was meinst du?" fragte der Gutsherr den Freund, als Tante Helen nach mancherlei derartigem Gerede drohend gegangen war. „Wenn es ihr wirklich so schlecht geht?"

Aber der Arzt beruhigte ihn. Es ginge ihr nicht schlechter und nicht besser, als all die Jahre her. Natürlich werde sie immer älter und rücke daher naturgemäß dem Tode näher. Aber irgendeine akute Gefahr sei seiner Überzeugung nach nicht vorhanden. Und nur dem Eigensinn einer herrschsüchtigen alten Frau sich zu unterwerfen, halte er für falsch.

Hans fuhr in aller Frühe ab. Tante Helen nahm düsteren Abschied von ihm. Sie hatte oft in ihrem Leben und von vielen Menschen solchen Abschied genommen und damit den anderen das Herz so schwer gemacht, wie sie es allzeit wünschte. Diesmal aber — seltsames Spiel des Schicksals oder boshafter Wille gewalttätigen Eigensinns, wer weiß es — wurde es ernst. Vielleicht hatte sie gemeint, nur wieder einmal erschreckendes Theater zu spielen, als sie sich hinlegte und befahl, den Arzt zu rufen und Hans telegraphisch zurückzuholen.

Der Arzt jedenfalls sah sofort, daß es diesmal kein Theater war.

Er tat, was möglich war, ihr noch einmal zu helfen. Aber sie starb.

„Ich hab's gesagt", war ihr letztes Wort zu Hans, der seine Reise, wie sie es gewünscht, unterbrochen hatte und zurückgerast war. Es klang wie heller Triumph. Und der Arzt hatte das seltsame und ein wenig groteske Gefühl, als hätte sie ernst gemacht, weil zum erstenmal ihr gewohnter „Spaß", wenn man es so nennen wollte, nicht genügt hatte, ihren Willen durchzusetzen. Aber er hütete sich, davon etwas zu sagen.

Fortschritt

(R. Kriesch)



„Weißt du, früher hat mein Mann immer in ‚Dur' geschnarcht, aber so weit hab' ich 's schon gebracht, daß er es jetzt in ‚Moll' tut!"

Progresso: "Sai, prima mio marito russava sempre in 'Do maggiore'; ma io ho fatto sì ch' egli adesso russa già in 'Bemmolle,!„

PECH IM GARTEN

VON BRUNO WOLFGANG

„Nichts bedürfen ist göttlich." So spricht der Philosoph. Und er hat recht. Man kann aus zweierlei Gründen nichts bedürfen, weil man alles hat oder weil man nichts begehrt. Beides geht über menschliche Kräfte.
Echt menschlich ist hingegen „nichts zu haben". Besonders heute. Und auf diesem mageren Nährboden wächst die ewige Sehnsucht nach Eigentum, nach irgend etwas, zu dem der Mensch sagen kann: Klein, aber mein. Die schönste Erfüllung dieses Wunsches ist der Besitz von Grund und Boden. Aktien und Wertpapiere haben etwas Kaltes, Liebloses, und auch Geld und Gold sind keine dauernden Werte, nicht zu vergleichen mit dem kleinsten Stückchen eigener Erde.
Hundert Quadratmeter Land, nach der Methode der chinesischen Ackerbeetkultur bebaut, können eine Familie ernähren. Wer zu essen hat, ist ein freier Mann und kann auf alles Übrige je nach Geschmack und Bedarf pfeifen. Außerdem ist das Grundeigentum die weitaus lohnendste Form des Eigentums. Denn dem Eigentümer gehört nicht nur die Oberfläche und der darüber stehende Luftraum, sondern auch das unter seinem Grundstück liegende Erdinnere bis zum Mittelpunkt der Erde. Das bildet eine Art riesenhafte Tüte nach Art jener, in denen die Schulkinder sofort nach dem sommerlichen Unterricht ihr Gefrorenes kaufen. Im Mittelpunkt der Erde treffen sämtliche Grundstücke der Welt zusammen, und dies ist zugleich der einzige Punkt, an dem sich die Menschen vertragen.
Es ist daher durchaus begreiflich, daß Herr Griepel jahrelang sparte und knauserte, um endlich ein Stückchen Land am Rande der Stadt zu erwerben. Hundertsiebzehn Quadratmeter, mit der freien Aussicht über die grüne Ebene bis fern zu den sanften Wellen des Wiener Waldes. Zur Linken, kaum hundert Schritte entfernt, floß der Mühlbach, zur Rechten, ganz nahe, lag eine Schottergrube. Das hatte den Vorteil, daß sich dort kein unangenehmer Nachbar ansiedeln konnte, allerdings auch den Nachteil, daß die Schotterleute bis hart an die Grenze des Griepelschen Grundes herangruben, so daß dort Einsturzgefahr drohte. Übrigens merkte Herr Griepel erst jetzt, daß sein Grund hauptsächlich aus Schotter bestand, über dem nur eine hauchdünne Humusschicht lag, wie die Glasur auf einer Torte. „Lassen Sie sich halt zwei oder drei Fuhren gute Erde kommen", sagten die Sachverständigen, „aber jetzt auf dem Schotter wächst Ihnen höchstens ein Hederich."
Herr Griepel erkundigte sich nach den Kosten, um sein Grundstück zu „erden". Aber da traf ihn fast der Schlag. Um dieses Geld hätte er den Grund auch mit Lebkuchen oder Parmesan dick belegen können. Hingegen erklärten alle Bauern, die er fragte, grinsend, daß er Hederichsamen umsonst haben könne, soviel er wolle. Da Bauern nicht gern etwas umsonst geben, erkundigte er sich weiter und erfuhr, daß der Hederich ein scheußliches Unkraut sei, geradezu der Teufel der Landwirtschaft, den anbauen zu wollen agrarischer Selbstmord sei. Die Bauern betrachteten ihn überhaupt mißtrauisch und verachteten ihn als bäuerlichen Dilettanten. Sie hätten ihn jedoch als menschlichen Hederich ausgerottet, wenn sie gewußt hätten, daß Herr Griepel wochenlang in der Dunkelheit mit einem Rucksack über die Felder wandelte und bald hier, bald dort, in gerechter Verteilung einen Rucksack voll Erde entführte und auf seinem Grund ausleerte. So kam endlich der Tag, da Herr Griepel im Vollgefühl des Besitzes auf sozusagen eigenem Grund und Boden stehen konnte. Sein Eigentumsgefühl war durchaus echt und zeugte von der bewunderungswürdigen Anpassungsfähigkeit des menschlichen Geistes, der sich auch auf weggenommener Erde sofort als Herr zu fühlen imstande ist. Herr Griepel umhegte sein Land mit einem Zaun aus geflochtenen Weidenzweigen, und nun erst war es ein richtiger Garten.
„Ja, Herr, haben Sie denn schon einen Mist?" sagten die Sachverständigen, „ohne Mist werden Sie nichts erreichen." Es lag viel Lebensweisheit in diesen Worten und Herr Griepel begann nun der Frage der Bemistung seine ernste Sorge zuzuwenden. Sein erster Gedanke war: „Selbst ist der Mann." Aber so sehr auch der Mensch die Krone der Schöpfung ist, in mancher Hinsicht leistet er bei weitem weniger als der kleinste Ochse. Er erkundigte sich nach den neuesten Mistpreisen. Aber auch da traf ihn fast der Schlag. Er träumte die ganze Nacht von einer Art landwirtschaftlicher Apotheke, in der ein gespenstiger Magister, namens August Hederich, ihm aus schneeweißen Tiegeln sorgfältig teils Erde, teils Mist zuwog und eine riesige Rechnung mit hundertsiebzehn Prozent Warenumsatzsteuer (Mist-Wust) präsentierte. Worauf Herr Griepel ängstlich fragte, ob dies auf Kosten der Krankenkasse gemacht werden könne. Worauf ihn der Magister zuerst mit seinem Blick, sodann mit einer neunzackigen Mistgabel durchbohrte. Es war vorläufig nur ein Traum. Aber er lastete schwer auf Herrn Griepels Seele. Er betrat nun den Weg so mancher Gartenbesitzer: sie säen nicht, sie ernten nicht, aber sie düngen doch. Er schlich mit einem Korb und seinem Suppenlöffel bewaffnet hinter den Bauernwagen her, die zum Ferkelmarkt, zum Eisenhändler oder zum Steueramt fuhren, und sammelte die Hinterlassenschaft der Pferde, sehr zum Mißvergnügen der Sperlinge, die ohnedies schon durch die Erfindung des Autos benachteiligt waren und jetzt nur wenig Pferdemist vorfanden, und auch diesen nicht mehr in der alten Qualität.
Nun konnte Herr Griepel seinen Kampf mit der Natur beginnen. Da ihm weniger die Schönheit als der größtmögliche Nutzen am Herzen lag, baute er eine Unmenge von eßbaren Pflanzen an: Gurken, Paradeiser, Karfiol, Salat, Spinat, Kohlrabi, Rettige, Erdbeeren, Zwiebel, Bohnen, Erbsen, Kartoffel und Kürbisse. Gerne hätte er auch noch Spargel mit Semmelbröseln und Butter angebaut, aber es war kein Platz mehr.
Vorläufig lag dies alles noch unsichtbar unter der Erde und sollte wachsen und gedeihen. Es war nicht leicht, das Ganze zu überblicken. Er hatte das Gefühl, für alles verantwortlich zu sein, wie ein Dirigent, der jedem Instrument seinen Einsatz gibt, hier beschleunigt, dort wieder dämpft. „Jetzt kommst du, jetzt du. Spinat heraus! Kohlrabi zurückhalten! Erdbeeren mehr Gefühl!" Aber wie es ja auch bei manchen Orchestern ist, die Spieler sehen den Dirigenten gar nicht an und spielen, wie es ihnen paßt. Aus dem Boden kamen grüne Blättchen hervor und wuchsen nach ihrem Belieben, teils langsam, teils schnell. Alle aber hatten ein dringendes Bedürfnis nach Wasser. Sehr bald machte Herr Griepel die Erfahrung, daß das Wetter durch unbekannte Gesetze von affenartiger Bosheit bestimmt wird. Droben zogen unnütze Wolken hin und her, aber es regnete nicht. Es begann immer erst dann zu regnen, wenn er im Schweiße seines Angesichtes die siebenundneunzig Gießkannen vom Mühlbach herbeigeschleppt hatte. die nötig waren, um den Garten zu bewässern. Dann kam sofort ein Platzregen. Er versuchte, das Wetter zu überlisten, und ging bloß zum Schein mit einigen leeren Gießkannen hin und her, ächzte und stöhnte äußerst naturgetreu. Aber das Wetter merkte den Schwindel und ließ nicht einen Tropfen los. Zum Überfluß begann der Mühlbach fast ganz zu versiegen, so daß man mit der Gießkanne bald mehr Kaulquappen, Blutegel, Wasserspinnen und Kröten faßte als Wasser. Die Gartenbesitzer balgten sich um das spärliche Wasser und begannen einen Zivilprozeß gegen den Müller in Sarndorf, weil er die Schleuse zugunsten seiner Mühle abgesperrt hatte.
Ja, es war ein Kampf nach vielerlei Fronten. Nicht zuletzt gegen die Tiere, die mit erhabener Verachtung des menschlichen Eigentums über und unter der Erde ihres Amtes walteten. In der Stadt hatte Herr Griepel die Tierwelt nur in der Form von Hunden, Wanzen und Fliegen kennengelernt. Hier aber erzwang das Leben eine ungeahnte Bereicherung seiner zoologischen Kenntnisse. An Spatzen und Krähen war kein Mangel. Auch Amseln und andere Sänger stellten sich ein. Er jagte sie fort, aber sie kamen immer wieder. Ebenso eine Gluckhenne, die ihre elf Kücken durch ein Loch des Zaunes täglich in seinen Garten führte. Herr Griepel verstopfte alle Löcher. Aber die Kücken, die noch nicht viel größer waren als die Eier, aus denen sie gekrochen waren, schlüpften dennoch durch, und die Alte unterwies sie von draußen, wie man den lockeren Boden am besten aufscharrt und Eßbares herauspickt. Wenn Herr Griepel nahte, stieß sie einen Warnungsruf aus und die Kleinen verschwanden wie eine Schar Kobolde piepend durch die nächsten Ritzen und Spalten. Der Zuzug von Kohlweißlingen war recht beträchtlich. Vom Standpunkte des Fremdenverkehrs hätte Herr Griepel zweifellos zufrieden sein können. Maulwürfe und Feldmäuse belebten ihre Untergrundbahnen und gelegentlich zogen auch Ratten vom Mühlbach herüber. Es gab ferner verschiedene Arten von Raupen und Schnecken, denen frisches Gemüse besonders zusagte. Unter ihnen bestand peinliche Ordnung und genaue Arbeitsteilung. Die einen fraßen nur Spinat, die anderen nur Erdbeeren. Eine unbekannte Weisheit lenkte ihre Gefräßigkeit. Außerdem gab es Asseln, Tausendfüßler, Ohrwürmer, Erdwürmer, Drahtwürmer, Springschwänze, Käfer der verschiedensten Arten, Ameisen selbstverständlich, und Blattläuse. Herr Griepel kam sich vor wie Gulliver, der hilflos den winzigen Zwergen preisgegeben ist, die ihn gemächlich bekrabbeln. Er kämpfte wie ein Löwe gegen seine Miteigentümer, Tag und Nacht. Aber es half nichts. Diese Tiere haben zum Unterschied vom Menschen, der sie nur durch seine Gefräßigkeit übertrifft, einen beträchtlichen Geburtenüberschuß, der auf gesetzliche Maßnahmen, Kinderzulagen und Steuerermäßigungen nicht angewiesen ist. So viele auch Herr Griepel tötete, sie waren immer wieder da und starben scheinbar leicht im Bewußtsein ihrer Unsterblichkeit.
Es schien vollkommen hoffnungslos, die schwachen Pflänzchen durch diese Welt von Feinden hochzubringen. Aber erstaunlicherweise wuchsen sie trotzdem, unbekümmert um Herrn Griepels Tätigkeit, von einer unfaßbaren Lebenskraft erfüllt. Stauden und Blätter wucherten wie in einem Urwald. In seinem Gehäuse fetter Blätter gedieh der Karfiol, der Salat entfaltete seine Häuptel, die Erdbeeren blühten und in jeder Blüte sah Herr Griepel voll Stolz ein schwarzes Knötchen, das ihn mit wonnevoller Hoffnung erfüllte. Die Rettige setzten ihre kleinen rötlichen Knollen an, Gurken und Paradeiser formten sich in ihrem üppigen grünen Gerank. Und was das Schönste war, überall dazwischen sproßten herrliche gelbe Blumen, die Herr Griepel gar nicht gesät hatte, wie hingestreutes Sonnenlicht, eine Gratisbeilage der verschwenderischen Natur.
Herr Griepel rieb sich die Hände und berechnete im stillen den Wert all dieses Segens. Als er aber nach einiger Zeit an die Ernte schreiten wollte, fiel er aus allen Himmeln. Die Gurken und Paradeiser, denen er, um sie noch üppiger zu machen, recht viel Mist gegeben hatte, waren weich und faulig geworden, als hätte er Leberwürste und dunkle Mehlknödel gesät. Vom Karfiol hatten die Erdflöhe in aller Stille das Beste verzehrt. Im Salat hatten die Drahtwürmer schauerliche Verwüstungen angerichtet. Erdbeeren gab es überhaupt nicht. Denn das schwarze Knötchen, auf das er so große Hoffnungen gesetzt hatte, war, wie die widerlichen Sachverständigen erklärten, ein Zeichen, daß die Blüten erfroren waren. Die Rettige waren hohl und pelzig. Spinat und Kohlrabi standen zwar prachtvoll, fast einen halben Meter hoch. Aber die Spinatstauden waren höchstens als Viehstreu zu gebrauchen und der Kohlrabi hatte zwar riesige Blätter, aber nur einen kaum sichtbaren Knollen. Eigentlich war nichts geraten als die gelben Blumen. Und diese waren der verhaßte Hederich, der wie Gelbkreuz durch die Luft gezogen kam und gedieh, wo alles andere welkte. Die Bauern lachten. Herr Griepel aber verpachtete den Garten an einen Zugereisten und hoffte durch das lange Gesicht des Nachfolgers bei der ersten Ernte für seine Leiden entschädigt zu werden.

DIE INSCHRIFT

Unweit der linken Wienzeile stand ein baufälliges Haus aus der alten Kaiserzeit, das infolge baupolizeilichen Einspruchs wegen Einsturzgefahr geräumt werden mußte. Aber noch stand die Fassade in allter Biedermeierlieblichkeit und unter den grünen Fensterläden stand in zierlicher Schrift über dem Hausbogen:

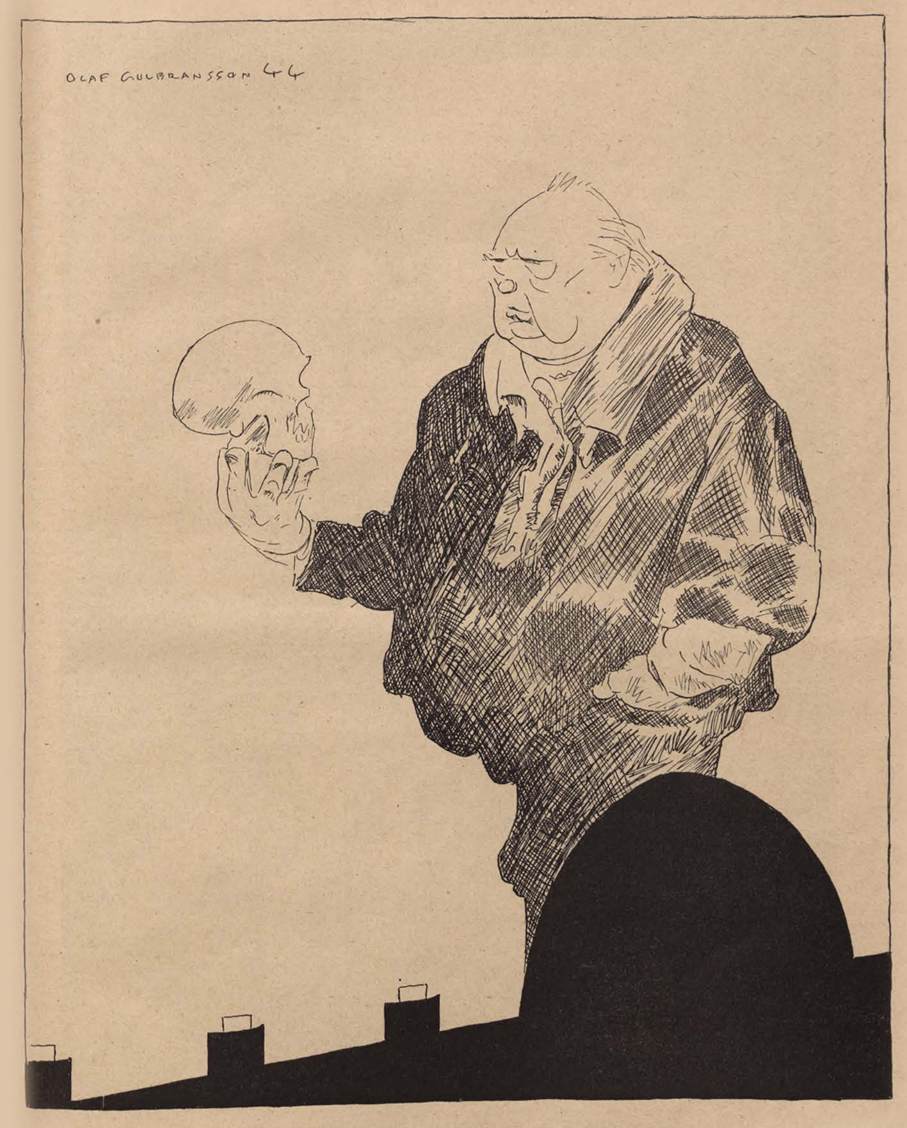
„Gott segne dieses Haus
Und die da gehen ein und aus!"

Und unmittelbar darunter, in moderner Druckschrift: „Das Betreten des Hauses ist untersagt!"

J. H. R.

Seine letzte Rolle

(O. Gulbransson)



„Sein oder Nichtsein, das ist jetzt die Frage!"

La sua ultima parte: "Ora si tratta di 'essere o non essere,!,,

Die Untermieterin

(Kurt Heiligenstaedt)



„Also, Fräulein Müller, wir werden nun für drei Tage verreisen!"
„Das paßt mir ausgezeichnet — ich liebe die Einsamkeit!"

L' inquilina: "Dunque, signorina Müller, ora andremo in viaggio per tre giorni!„
„Ah, benissimo! Io amo la solitudine!„

DER KNOPF

VON JO HANNS RÖSLER

Otto läßt sich nicht gern für dumm verkaufen. Wer hätte dies auch gern? Aber es gibt Leute, die von den Dummen leben. Solche Leute wohnen beispielsweise in Humbach, weit draußen von Europa. Dort ist die ganze Gemeinde gegen die Dummen ein Herz und eine Seele. Und als nun Otto eines Tages auf seiner Weltreise nach Humbach kam ...

Der Ort hatte nur ein Hotel. Die Kunde, daß ein Fremder im Hotel abgestiegen war, verbreitete sich blitzschnell. Am Abend war die kleine Gaststube gerappelt voll. Sogar der Ortsvorstand war da, der Apotheker und der Tierarzt. Alle machten Otto ein freundliches Gesicht und auch Otto machte ihnen ein freundliches Gesicht. Was Wunder, wenn man nach kurzer Zeit an einem Tisch saß und herzliche Verbrüderung alle zu einem und einer zu allen feierte? Man ließ Otto hochleben und Otto ließ die Gemeinde hochleben.

„Und unseren Ortszauberer dazu!", rief der Apotheker.

Otto horchte auf.

„Ihr habt einen Zauberer?"

Die Gemeinde nickte stolz:

„Und was für einen! Du sollst ihn kennenlernen, Otto! Hier ist er!"

In der Tat, ein kleines Männlein zwängte sich durch die Reihen. Er war hager wie ein Zwirnsfaden und der kleine Kopf saß ihm auf dem dürren Hals wie eine Hagebutte.

„Hokuspokus, sag Otto guten Tag!"

„Guten Tag, Otto!"

„Hokuspokus, sag dem Herrn, was du kannst!"

„Ich kann alles, Otto!"

Otto sah belustigt auf den komischen Gesellen.

„Das ist natürlich Schwindel, nicht wahr?"

Die ganze Gemeinde protestierte heftig:

„Er soll dir ein Kunststück zeigen!"

„Ich bitte darum."

Hokuspokus stellte sich in Positur.

„Was wollen der Herr sehen?", krähte er, „Zauberei an Menschen oder Zauberei an Dingen oder Zauberei an beiden zugleich? Machen wir Zauberei an beiden zugleich. Einverstanden?"

Otto nickte:

„Einverstanden."

„Beginnen wir also! Sie haben einen schönen Rock an, Otto! Sie werden hinausgehen — ich werde Sie nicht berühren — ich werde hier in der Stube bleiben — Sie werden wieder hereinkommen und haben dann keinen Knopf mehr am Anzug!"

Otto lachte arglos.

„Das ist ja alles Unsinn!"

„Wetten wir?"

„Unmöglich! Das gibt es nicht! Ich soll dann keinen Knopf mehr am Anzug haben?"

„Nicht einen! Wetten wir?"

„Da halte ich jede Wette!"

„Also gut — zehn Sesterzen!"

„Hundert, wenn ihr wollt!"

Jetzt mengte sich auch der Apotheker ein.

„Ich halte auch hundert gegen dich, Otto!"

„Gemacht!" rief Otto, „hundert er und hundert du!"

„Ich setze auch hundert", rief der Tierarzt schnell.

Otto wurde die Sache doch unheimlich.

„Einverstanden", sagte er, „jetzt ist es aber genug — hier sind dreihundert Sesterzen von mir, ihr legt eure dreihundert dazu! Ich gehe jetzt hinaus, und wenn ich hereinkomme, habe ich keinen Knopf mehr am Anzug?"

Alle riefen fröhlich:

„Jawohl! So lautet die Wette!"

„Wieviel Knöpfe werden verzaubert?"

„Wir wollen zählen, Otto."

Otto zog seinen Rock aus, reichte ihn dem Apotheker.

„Drei — sechs — neun Knöpfe!"

„Neun Knöpfe am Rock?"

„Neun Knöpfe! Keinen mehr und keinen weniger."

Der Zauber begann. Otto baute sich mitten in der Stube auf. Hokuspokus ging dreimal mit wilden Sprüchen um ihn herum. „Jetzt gehen Sie zur Tür hinaus, Otto! Springen Sie draußen zehnmal auf dem rechten Bein und zehnmal auf dem linken Bein. Dann kommen Sie herein und Sie haben keinen Knopf mehr am Anzug!"

Otto ging.

Otto sprang rechts, Otto sprang links.

Dann trat er siegessicher in die Stube zurück.

Die Knöpfe, neun Stück an der Zahl, saßen noch am Rock.

„Gewonnen!" rief Otto.

„Wieso?", wieherte die Gemeinde.

„Ihr habt gewettet, daß ich beim Hereinkommen keinen Knopf mehr am Rock habe!"

Die fröhliche Gemeinde schlug sich lachend die Schenkel.

„Hast du auch nicht, Otto! Du hattest vorher neun Knöpfe und jetzt hast du auch neun Knöpfe! Hast du also etwa einen Knopf m e h r am Rock? Wir haben gewettet, daß du keinen Knopf m e h r am Rock hast!"

Otto stand stumm. Er starrte in die Schadenfreude.

„Ihr habt doch verloren", sagte er dann, unheimlich ruhig.

Alles hielt den Atem an.

Otto schlug den Rock auseinander.

Zwei vor einer Minute frisch angenähte Knöpfe wurden sichtbar.

— — — — — — — — — — — —

Otto war nämlich früher schon einmal in Humbach gewesen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



„Sie, jetzt saget Se mol, wie alt send Sie eigentlich?" fragt in der Stuttgarter Straßenbahn ein behäbiger Sechziger sein altes, aber noch rüstiges Gegenüber.

„I?" antwortet der Befragte stolz: „I werd no den Monet achtetachtzig!" — Bewundernd mustert jetzt der Junge den Alten, um dann plötzlich hervorzustoßen: „Oh, liebs Herrgöttle von Biberach, so alt wird jo kei — Sau!"

Geschmeichelt nimmt der Greis diese etwas ungewöhnliche Anerkennung zur Notiz, um dann abschließend zu bemerken: „Jo, jo, Sie habet recht, — isch e schees Alter!"

*

Dem Film einen Stoff zu verkaufen, dazu braucht es eine Geduld der Götter! Filmautoren fuhren ein wenig benommen aus Geiselgasteig herein. In der Straßenbahn gesellte sich zu ihnen ein Postkartensammler. Er hatte das Gewerbe erwählt, Postkarten lebender Mitbürger zu malen und diese dann den Dargestellten anzubieten. Als er einstieg, fiel von weitem sein blaues Auge, eine große blutige Stirnwunde und ein nur noch an einem dünnen Faden hängender Zahn auf.

„Heute war ein schwerer Tag!" beklagte er sich, „bei einem flog ich sofort hinaus, einer hetzte die Hunde auf mich, der dritte warf einen Stuhl nach mir, der vierte schmiß mich die Treppe hinunter, endlich — der fünfte kaufte mir drei Postkarten ab — zu je zwei Mark —"

Die Filmautoren sahen sich zunickend an und seufzten:

„Leicht verdienen sich andere Leute ihr Geld!"

J. H. R.

*

Hoch im Gebirge, neben der tiefen Schlucht stand das Marterl.

Der Einheimische erklärte den Fremden:

„Hier ist vor hundert Jahren ein junges, bildsauberes, siebzehnjähriges Mädel beim Edelweißpflücken abgestürzt."

„Furchtbar!" rief die Dame mit dem Tutt entsetzt.

Der Einheimische brummte gemütlich:

„Was regen S' Ihnen auf? Heut wär's eh schon tot!"

J. H. R.

DIE KRÖTE

VON SCHLEHDORN

Es war einmal eine alte Kröte. Die war nicht schön, aber weise. Und eine kleine Kröte, die war sogar bildhübsch und gar nicht weise, aber gerissen. Die alte Kröte erzählte der kleinen, ihrer Enkelin, aus der Familiengeschichte:

„Also, wir waren einst ein hochgeachtetes Geschlecht. Unsere Vorfahren waren von ritterlicher Art: S c h i l d k r ö t e n. Sie gingen würdig und gewappnet durchs Leben, quakten nicht und wurden in Ehren sehr alt.

Da sahen (in der Zeit der Aufklärung) zwei verliebte Schildkröten, als sie nebeneinander auf einem glatten Stein im Mondschein saßen, wie sich zwei Menschen umarmten und weich ans Herze drückten. Sie wußten, der Mann war ein Kürassier, aber er legte den Panzer ab, wenn er sein Mädchen traf. Und als die zwei Schildkröten tags darauf beisammen auf trockenem Stein in der Sonne saßen, sahen sie, wie sich zwei Schlangen umschlangen, unentwirrbar und verwirrend, so daß man nicht wußte, wie sie sich jemals wieder auseinandersortieren sollten. Da sprachen die beiden Schildkröten: ‚Was den Reptilien recht ist, sollte den Amphibien billig sein. Unser Panzer ist heiß und steif, unmodern und sicherlich ungesund. Es lebe die Leidenschaft, fort mit den Schilden!'

Andere Tiere hörten das und äußerten sich dazu, obwohl es sie eigentlich nichts anging.

‚Wie würden wir aussehen', sagten der Hutaffe und der Mantelpavian, ‚wenn wir gleich den Menschen Hut und Mantel in der Garderobe ablegten. Kinder, denkt an die Aesthetik.'

‚Was würde aus uns', meinte das Gürteltier und die Schleiereule, ‚wenn wir Gürtel und Schleier fahren ließen, wie die Schlange sogar ihre eigene Haut. Kinder, denkt an die Moral!'

Aber die beiden gingen in ihrer Verliebtheit hin und ließen sich mühsam und schmerzhaft ihre Schilde abmontieren. — Da zeigte sich, was solche Uniform ausmacht. Sie gefielen sich kaum noch und konnten sich höchstens noch heiraten; keins von ihnen hätte ja auch nur die schäbigste Schildkröte noch gekriegt. Sie gewannen zwar unsere sprichwörtliche Weisheit — Dummheiten der Jugend bilden die Weisheit des Alters. Aber sie sollen oft recht krötig miteinander gewesen sein. Und schließlich wurden sie hintereinander vom Storch gefressen. ‚Hätten wir doch nicht ...', sagten sie, als er sie verschlang."

So erzählte die Großmutter. Die kleine kesse Kröte dachte bei sich: „I was, ich bin bildhübsch; und wenn ich eine Schildkröte wäre, könnte keiner meine Figur bewundern."

Nicht lange darauf kam einer, der war unwiderstehlich, so daß die kleine Kröte verliebte Stielaugen machte. Der wußte aus dem Märchen: Wo eine Kröte ist, da liegt ein Schatz vergraben. Und als er etwas tiefer grub, da fand er zwar keinen Schatz, aber ein reizendes Schätzchen.

Eines Tages aber mußte die kleine Kröte doch an die Großmutter denken, denn da haschte sie der Storch. Der hat sie zwar nicht gefressen, wie die beiden Ahnen — dann wäre die Geschichte ja damit aus. Aber er hat sie ins Bein gebissen — und so ging die Geschichte weiter.

Sie drohte dem Unwiderstehlichen: „Meine Großmutter sagt, wenn ich Gift spritze, dann fällst du um und bist tot." Aber er wußte aus der Naturgeschichte, daß das ein Märchen ist. Seitdem spritzte sie ihr Gift gegen ihn bei allen Bekannten, und wenn sie ihn sah, spritzte sie es ihm ins Gesicht. Aber er starb nicht daran. „Giftkröte", sagte er, und suchte das Weite.

Da saß sie nun einsam auf kaltem Stein und dachte: „Unverantwortlich, der Sündenfall unserer Vorväter. Wie gut haben es unsere vornehmen Vettern, die Schildkröten. Solch ein Panzer hält warm, sieht gut aus und gibt Haltung und Halt. Und wir einfachen Kröten sollen das alles durch Charakter ersetzen! Hätten sie doch nicht ... so hätte ich auch nicht ..."

Später, als sie selbst Großmutter geworden war, nahm sie ihr Enkelkind beiseite, eine reizende freche Kröte, und erzählte ihr aus der Familiengeschichte:

„Wir waren einst ein hochgeachtetes Geschlecht" usw., wie oben.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —

— Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Die Weltwährungsbank

(Erik)



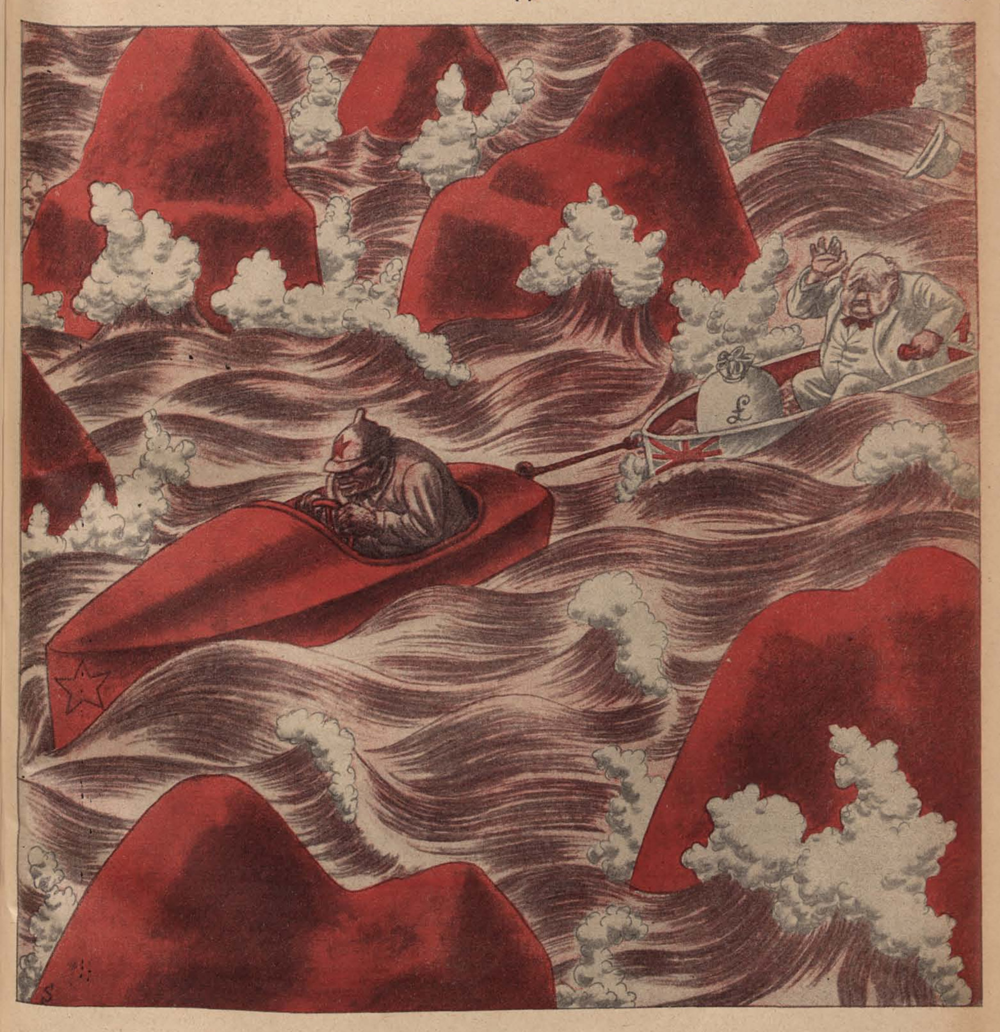
La Banca della Valuta Mondiale

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Im Schlepptau

(Erich Schilling)



Churchill: „Mir kann nichts passieren, ich habe ja das Steuer in der Hand!“

Rimorchiato: Churchill: “A me non può capitar niente; io già ho il timone in mano!„

Der neue Hut - Il nuovo cappello

(Fr. Bilek)



DER RUCKSACK

VON WALTER FOITZICK

Mein Rucksack war unbrauchbar geworden, es fehlte eine Schnalle. Nun brauche ich aber meinen Rucksack jetzt. Es ist eine Zeit, wo man manchmal einen Rucksack braucht, und zwar keineswegs zu Lustreisen.

Ich ging zum Sattler. An der Tür des Sattlers war ein Schild: Reparaturen werden nicht mehr angenommen. Ich tat, als sähe ich das Schild nicht, man ist so Schilder gewöhnt.

Der Sattler war ein reizender alter Mann. Er sagte, er wolle den Schaden ausbessern. Ich war auch ganz reizend und sagte, es brauche nicht heut sein und nicht morgen, ich käme so in 14 Tagen mal wieder vorbei. Wir schieden wie zwei Menschen aus dem tiefsten Frieden voneinander. Wir benahmen uns gar nicht wie Handwerker und Kunde.

Nach vier Wochen ging ich mal wieder zu dem Sattler: „Na, was macht mein Rucksack?" — „Leider noch nicht dazugekommen." — „Tut gar nichts, lieber Meister, ich komme mal wieder vorbei."

Nach weiteren fünf Wochen brauchte ich den Rucksack. Ich ging zum Sattler. Der machte ein betrübtes Gesicht und sagte: „Ist noch nicht so weit." Ich fand es selbstverständlich und erwiderte: „Na, dann warten wir halt noch ein Weilchen."

Zeit verging. Ich kam wieder zu meinem freundlichen Sattler. Er erkannte mich sofort und ehe ich noch was sagen konnte, rief er: „So, jetzt kommt Ihr Rucksack gleich dran", und dabei schien es, als wolle er sich auf ihn stürzen.

Dem Mann mußte Zeit gelassen werden, ich wollte ihn nicht drängen, deshalb kam ich erst nach einem Monat wieder. Als mich die Sattlersfrau in den Laden treten sah, wies sie nach hinten und sagte: er sei in der Werkstatt. „Er" war der Mann, nicht mein reparierter Rucksack. Ich getraute mich auch nicht mit dem freundlichen Handwerker von dem Rucksack zu sprechen. Oh, wir redeten von vielem andern. Wir sprachen viel von Geräuchertem und daß dazu helles Friedensbier so gut schmecke. Ich fühlte, wie ihn mein Rucksack bedrückte. Beim Abschied sagte er nebenbei und abschließend: „Morgen ist er fertig."

Ach, das hätte der Mann nicht tun sollen, denn jetzt kann ich nicht mehr zu meinem Sattler gehen, ich kann den Mann nicht leiden sehen. Ich vermeide die Straße, in der er wohnt, damit er mich nicht trifft und womöglich auf den Gedanken kommt, ich wolle zu ihm. Es wäre dem Mann doch gar zu peinlich. Und mir erst!

Ich glaube, ich muß auf meinen Rucksack verzichten. Ich kann doch so einen freundlichen Mann nicht blamieren.

STADTURLAUB

Den schönsten Soldatenwitz, den ich je gehört habe, möchte ich nicht für mich behalten, denn er trifft so die Nöte jedes einzelnen Soldaten, der frisch eingezogen zum ersten Male seinen Stadtausgang hat.

Dies war also der Fall bei meinem Nachbar, dem Sonnenlechner-Marini, einem richtigen Bullen von Kerl, groß, kräftig massig, nicht sehr schnell im Denken, dafür aber um so behender im Zugreifen und Schaffen.

Er war zu den Gebirgsjägern eingezogen und als er das erstemal in seiner Uniform durch die Straßen der Stadt ging, lief er an einem Major vorüber.

In der letzten Minute schrak er zusammen, es gab ihm förmlich einen Ruck, als er so spät den hohen Vorgesetzten bemerkte, die Hand fuhr blitzschnell an die Mütze und im lautesten Bayrisch erklang aus seinem Munde:

„Saxendi! Himmelkreuzdonnerwetter! Jetzt hätt's i beinah übersehen!"

J. H. R.

KOLLEGEN

Nah beim Fenster, im Spalier,
zwischen Latten klebt ein Nestchen.
Brütend sitzt ein Federtier
drin mit einem roten Westchen.

Gerne schau' ich ihm so zu,
wenn ich unterm Fenster liege
und dabei voll Seelenruh'
mich in Hochgedanken wiege.

Brüte nur! Ich brüte auch.
Jedes tut's an seinem Platze:
du mit einem roten Bauch,
ich mit einer blanken Glatze.

Dein Ergebnis, kleiner Fant,
lernt gewiß noch einmal fliegen;
aber meines, wie mir schwant,
bleibt in der Kommode liegen.

Ratatöskr

Der neue Cäsar

(E. Thöny)



„Was soll ich nach London melden, General Eisenhover?“
„Genau wie Cäsar, drei Worte: Veni, vidi, stop!“

Il nuovo Cesare: “Cosa devo annunciare, generale Eisenhover?„ — “Precisamente cumo Cesare, tre parole: Veni, vidi ... stop!„

DAS RENDEZVOUS

VON BERNHARD BERG

Also da steht der Kopperschmidt eines Abends an der Haltestelle der Straßenbahn und wartet auf Griselda. Es ist ein kalter, regnerischer Tag. Die Laternen auf den Bürgersteigen spiegeln sich wie in einem See in dem nassen Pflaster; vor den Häuserfronten brauen kleine Nebel hoch, und die Siele sind gefrässige Ungeheuer geworden, die den Gossendreck schmatzend in sich hineinschlingen.

Neben Kopperschmidt steht ein Mann mit einem Kropf. Der hat den Schirm wie ein Gewehr geschultert und vertreibt sich die Zeit damit, daß er in Abständen in ein großes Taschentuch niest. Es geschieht auf eine ziemlich geräuschvolle Art, die ein wenig der guten Sitte zuwiderläuft, zumal der bislang noch unbekannte Bazillenträger ein Vergnügen darin zu finden scheint, jeden seiner Erkältungsausbrüche mit einer Serie unchristlicher Flüche zu beschließen.

Soweit es die spärliche Beleuchtung zuläßt, sieht sich Kopperschmidt den unbehaglichen Nachbar etwas genauer an. Nun, der Mann ist von mittlerer Statur und außer dem Kropf, der ihm taschenförmig unter dem Kinn hängt, ohne hervorstechende Merkmale. Man könnte ihn für einen braven Bürger halten, der seine Steuern pünktlich bezahlt und abends am Stammtisch tiefgründige Gespräche über Geschäfte und Kommunalpolitik führt. Ein Mann wie tausend andere. Ein durchschnittlicher Zeitgenosse mit einem Schnupfen.

Bei einer Gelegenheit begegnen sich ihre Blicke. Das ist, als Kopperschmidt seinerseits das Taschentuch hervorzieht und dreimal vernehmlich niest. Der Mann mit dem Kropf sagt: „Prost!", Kopperschmidt sagt: „Danke", und die Beziehung ist hergestellt.

Es ergibt sich im Laufe der nun folgenden Unterhaltung, daß der Mann mit dem Kropf Ohnesorg heißt und in Chemnitz einen Engroshandel mit Damenwäsche betreibt. Er sei seit einer Woche in dieser Stadt, sagt er. Und die Frauen hier wären kleine Raubtiere. Ließen einen glatt über eine Stunde im Regen warten. Aber nun hätte er die Nase voll. Nee, wirklich, es sei zum Kotzen! Ganz ratlos steht Herr Ohnesorg aus Chemnitz unter seinem geschulterten Schirm und blinzelt mißvergnügt mit den Augen, die an den unteren Lidrändern gerötet sind. Von Zeit zu Zeit holt er tief Luft, beugt sich weit nach hinten zurück, um dann jedesmal mit einem unbeschreiblichen Getöse und gleichsam kopfüber in das bereitgehaltene Taschentuch hineinzustürzen. Der Kropf gerät hierbei in schaukelnde Bewegung, und Kopperschmidt hat für eine Weile das unheimliche Gefühl, in diesem hellen zitternden Beutel verberge sich der ganze Zorn seines Trägers.

Nun kommt die Straßenbahn. Vier Leute steigen aus. Griselda ist nicht dabei. Auch Herr Ohnesorg wartet vergeblich. Er hat den Regenschirm zugeklappt und schüttelt den Kopf so heftig, daß der Kropf unter dem Kinn nahezu beängstigenden Erschütterungen ausgesetzt ist. Dabei murmelt er unverständliche Worte, schnalzt ingrimmig mit der Zunge und atmet hörbar durch die Nase. „Na", meint er schließlich und betrachtet Kopperschmidt mit einem kurzsichtigen Blick, „das wäre also erledigt. Mein Bedarf ist gedeckt. Fühlen Sie bitte einmal meine Hände an. Ich will diesen Regenschirm fressen, wenn ich morgen nicht mit einer Grippe im Bett liege. Man ist eben noch Kavalier. Man glaubt an die Zuverlässigkeit einer Frau. Es ist ein Glück, daß ich langes Unterzeug trage. Wie spät ist es übrigens? Ich bin davon überzeugt, daß sich meine Uhr bei diesem Sauwetter auch einen Schnupfen geholt hat. Bitte, was sagten Sie ...?"

Kopperschmidt hat nichts gesagt. Er läßt Herrn Ohnesorg reden. Trübsinnig starrt er in den Regen, der ihm den Hut und das Herz aufgeweicht hat. Ihm ist nicht wohl in seiner Haut; die Kälte der Füße überschauert den Körper in winzigen Stößen und macht die Gedanken seltsam starr. Gut, daß es so ist; Kopperschmidt würde sonst nicht so ruhig dastehen und lächeln. Während er schweigt und auf eine abgründige Art vor sich hinstiert, packt ihn eine fast schmerzende Sehnsucht nach Wärme und Geborgenheit. Die Straße, der Regen und der gesprächige Herr Ohnesorg bedrängen sein umflortes Gemüt, dem alle heiteren Bilder entwichen sind, wie eine sacht anschleichende Krankheit. Was ist sein Leben ohne Griselda? Eine Summe von nichtssagenden Tagesabläufen und im Grunde ein Dreck. Wäre Kopperschmidt ein Poet, würde er in diesem Augenblick völligen Entwurzeltseins den Olymp erklimmen und anklägerische Sätze gegen alle rothaarigen Frauen der Welt über die Erde schleudern. Aber Kopperschmidt ist nur ein schlichter Versicherungsagent, dem die elysischen Gefilde verschlossen sind. Das Ventil seiner Gemütsbewegungen ist der Bierhahn oder das tröstende Geplätscher einer freundlich hingeneigten Kognakflasche. Man müßte sich besaufen, denkt er und hat auf einmal den wohligen Vorgeschmack eisgekühlten Pilsners und aromatisch duftender Schnäpse auf der Zunge. Es ist wie ein Schicksal, daß sein immer noch abgekehrter Blick den des Nachbarn sucht, der die Augen zusammengekniffen hat und mit seiner ein wenig asthmatischen Stimme zu Kopperschmidt sagt: „Der Teufel hole es, aber ich schlauche mich heute abend voll. Kennen Sie Pitje Trümm?"

„Jawohl", sagt Kopperschmidt, „ich kenne ihn." Quer durch die Pfütze laufen sie. Und nun kommt die Geschichte mit Griselda.

Sie sitzen in der kleinen Bar von Pitje Trümm, der Kopperschmidt und Herr Ohnesorg, trinken eisgekühltes Pilsner und jedesmal vorweg einen Schnaps. Es sind nur wenige Leute da. An der Theke steht ein Mann, anscheinend ein Däne, eifrig damit beschäftigt, den dicken Pitje Trümm beim Knobeln hereinzulegen. Als der Wirt eine Revanche verlangt, sagt er: „Fangen blev hjulpen", was Herr Ohnesorg, der in Kopenhagen war und ein wenig Dänisch kann, mit: dem Gefangenen kann geholfen werden, übersetzt. Er ist ein vielgereister Mann, der Herr Ohnesorg, sogar Spanisch spricht er. Da kauert hinten in der Ecke ein Liebespaar, das sich küßt. Herr Ohnesorg bemerkt es und sagt: „Qué bonito es el trabajo visto desde lejos!" „Ja, ja", meint Pitje Trümm, der es gehört hat, von weitem, „wie hübsch ist die Arbeit, aus der Ferne gesehen, hahaha!" Der Däne steht mit einem dummen Gesicht dabei. „Nich vers-steh", sagt er und zeigt ein langes Gebiß, dem ein Eckzahn fehlt. „Ist auch gar nicht nötig", ruft Herr Ohnesorg. Der Alkohol hat ihm die Fröhlichkeit wiederbeschert. Zufrieden sitzt er da und erzählt Kopperschmidt von seinem Geschäft, von den Reisen, von den Frauen, es nimmt kein Ende. Dann war noch ein Mann namens Dibuweit da, dem Herr Ohnesorg vor Jahren die Freundin ausgespannt hatte. In Paris wäre das gewesen, in der Rue St. Didier. Vraiment, was für ein Weib! Schwarz wie der Teufel und gar keine Frau für den Dibuweit, der ihr Gedichte aufsagte, anstatt ihr auf eine handfeste Art zu zeigen, was eine Harke ist. „Wissen Sie, lieber Kopperschmidt denken Sie sich ein Weib mit rotem Haar und ganz in Schwarz, die Augen schwarz, das Kleid schwarz, ah, und dann ...! Auf einmal fällt Herrn Ohnesorg ein, daß die Dame, die ihn versetzt hat, gleichfalls rothaarig ist wie Blanche von der Rue St. Didier. Ja, prahlt er, er hätte sie in einem Kaufhaus kennengelernt, hätte sie ein Stück Weges begleiten dürfen, oh, es wäre eine spannende Geschichte.

Doch Kopperschmidt hört gar nicht hin. „Hm", macht er bloß und spürt das Lächeln von Griselda wie einen Kapillarreiz auf der Kopfhaut. Er kann plötzlich nicht mehr ruhig dasitzen, eine leise Betrunkenheit zwingt ihn, aufzustehen und nach dem Telefon zu fragen. Aufatmend steht er in der kleinen Zelle und läßt sich mit Griselda verbinden. Es meldet sich niemand. Nur das Rufzeichen tönt durch die Stille und das rasende Pochen seines Herzens. Fünf Minuten wartet Kopperschmidt am Apparat, dann geht er wieder nach drinnen. Herr Ohnesorg hat neue Getränke auffahren lassen. Sein Kropf scheint Hekatom-

SÜDLICHER HOFMUSIKANT

In die heißen Höhlen der Mansarden, durch die Schläfen der darin verkroch'nen Existenzen,
Rasselt plötzlich Blechmusik und wärmt das Blut zu Fiebergraden auf,
Daß die tiefen Augen wieder funkeln und die kußentwöhnten Lippen glänzen,
Daß der kleine Muskel in der Brust sich angetrieben fühlt zu schneller'm Lauf.
In die heißen Höhlen der Mansarden, in das Blut der dort hinein Verbannten
Hüpfen Abenteuer, aus Trompete, Schelle, Pfiff und Orgelton gemischt,
Und die Welt des Hofes ist für zehn Minuten vom Konzert des Bettelmusikanten
Aus der Wüstendürre fortgerückt und unbegreiflich aufgefrischt.
Unten aber, wo die tierhaft wilden Töne ihren Ursprung nehmen,
Dreht an einer Kette sich ein Affe auf zwei dünnen Beinen hin und her,
Muß sich schließlich auch zum Salto und zum Handstand noch bequemen,
Doch den angebor'nen Spieltrieb kennt sein ausgelaugtes Herz nicht mehr —
Und der Leiermann, der seine Kurbel dreht, Trompete bläst und mit dem Fuß den Schlagwerkzeugen
Ihre höllische Musik entreißt, begeistert auch sich längst nicht mehr dafür,
Viele Kummerjahre halfen ihm die Haare bleichen und die Schultern beugen,
Mitleidlose Menschen weisen jeden Tag auf's neue ihm die Tür . . .
Aber wenn im Hof dann doch noch ein paar Münzen klappern oder gar vom Fenster eine Stimme
Bravo ruft und eine fremde Hand dem Affen Zucker gibt,
Dringt ein Strom von Güte durch sein Herz, der all das Dunkle dort und Schlimme
Lächelnd tilgt und es vermag, daß auch der Leiermann sein Spiel noch einmal liebt:
Ungeahntes Feuer steigt dann aus den Takten, und ihr Meister
Ist nicht minder stolz und froh als der gefeiertste Tenor,
Auch in seines Affen Blut erwachen wie ein Wirbelwind die Lebensgeister,
Und ein Schwall von glückgebauschten Tönen rauscht empor
In die heißen Höhlen der Mansarden, wo auf einmal lichte Wunder hausen,
Wo es allenthalben funkelt wie ein süßberauschtes Sommerfest,
Bis die Melodien feierlich im größeren Gesang der Welt verbrausen
Und der Leiermann mit seinem Affen ohne Bitterkeit den Hof verläßt.

HERBERT FRITSCHE

Berichtigung

(Kurt Heiligenstaedt)



„Ich frage dich: können Männer überhaupt treu sein?"
„Können schon, aber mögen nicht!"

Correzione: "Credi tu che in realtà gli uomini possano esser fedeli?,, — "Sì che possono, ma non lo vogliono!,,

ben Flüssigkeit schlucken zu können. Er ist nüchtern wie zuvor, hebt das Glas ein um das andere Mal, macht einen Rüsselmund und gießt sich die halben Liter ohne abzusetzen in den Blähhals, der trotzdem nicht praller wird.
Die Geschichte von der rothaarigen Dame ist noch nicht zu Ende. „Hören Sie mal zu, junger Mann", sagt Herr Ohnesorg, einen unterbrochenen Satz genau an der Bruchstelle flickend und weiterführend, „... standen wir also vor ihrem Haus. Gott mag wissen, wie die Gegend heißt, ich bin hier fremd. Nun, es war ein vergnüglicher Abschied, was glauben Sie! Wie ich ihr den Hals küsse, sehe ich, daß sie neben dem linken Ohr einen großen Leberfleck hat, ganz dicht unter dem Ohrring aus Aquamarin. Ich sage..."
Es bleibt bei dem, was Herr Ohnesorg der rothaarigen Dame zu sagen im Begriff stand. Kopperschmidt hat eine Bewegung gemacht, die wie ein Ansatz zum Sprung ist. Sein Kopf liegt tief zwischen den Schultern. Fast hat es den Anschein, als wäre er entschlossen, dem jäh verstummten Herrn Ohnesorg den Inhalt seines Glases ins Gesicht zu schütten. Pitje Trümm sieht es und schickt den Kellner an den Tisch. Nun hat sich Kopperschmidt wieder in der Gewalt. Alle Betrunkenheit ist verflogen. „Bringen Sie mir noch einen Schnaps", sagt er zum Kellner, und als dieser zögernd stehen bleibt, fügt er verbessernd und mit einer kleinen Entschuldigung in der Stimme hinzu: „Noch zwei Schnäpse selbstverständlich!" Sie trinken, und es geschieht nichts. Herr Ohnesorg ist kein Mann, den derartige Dinge zu erschüttern vermögen. Er weiß, daß sich so ein Rausch nicht errechnen läßt wie eine Ordre in seidenen Damenhemden oder zartfarbenen Crêpe de chine-Garnituren. Ein Freund von ihm geriet, sobald er betrunken war, jedesmal in einen Zustand der Raserei, die dem Arzt, der ihn nach solchen Exzessen nähte und verband, zum Wohlstand verhalf. „Na, nu bleiben Sie mal friedlich", sagte er, „und trinken Sie einen Kaffee. Das geht schon vorüber, ich kenne das. Da schleppt man irgend einen Rochus mit sich herum, und die Kanaille will bei der nächstbesten Gelegenheit heraus aus dem Körper."
Nein, sagt Kopperschmidt, er sei keineswegs betrunken. Ganz steif sitzt er auf seinem Stuhl, von einem namenlosen Gefühl überwältigt. Wieder ist es Griselda, deren Lächeln seine Phantasie vergewaltigt, ihm die Ruhe nimmt und sein Blut seltsam erhitzt. Griselda, eine Frau mit rotem Haar und einem Muttermal neben dem linken Ohr. Griselda, die schwor, Kopperschmidt ewig zu lieben und die sich statt dessen von einem Scheusal den Hals küssen ließ! Niemand wird Kopperschmidt einreden können, daß es nicht Griselda war, der Herr Ohnesorg aus Chemnitz sein galantes Abenteuer vor der Haustür verdankte. Der Leberfleck... das rote Haar... das Ohrgehänge von Aquamarin; für eine Weile hält die Welt den Atem an, und in diesem Schweigen sitzt nun Kopperschmidt. Was wird er tun? Nichts wird er tun. Er gleicht in jenem Augenblick einem Schläfer, den ein häßlicher Traum quält. Vor der Theke steht noch immer der Däne und würfelt mit Pitje Trümm. Das Liebespaar im Hintergrund liegt einander in den Armen. Auf einem Stuhl neben der Treppe hockt der Kellner, gähnt und kratzt sich einen Mitesser vom Hals. Herr Ohnesorg hat ein Notizbuch vor sich liegen, in das er nachdenklich lange Zahlenkolonnen einträgt. Sobald etwas nicht stimmt, scheuert er sich den Kropf mit dem Handrücken.
Kopperschmidt ist mutterseelenallein. Er hat die Augen geschlossen und nimmt Abschied von Griselda. Das währt eine ganze Zeit, bis ihn die Unruhe hochtreibt. Wie im Sturz befällt ihn ein Gefühl tiefsten Hasses gegen Griselda und den eifrig schreibenden Herrn Ohnesorg. Das Bedürfnis nach Klarheit zieht ihn mit magischen Kräften nach draußen zum Telefon. Abermals wählt er Griseldas Nummer. Nun wird er blaß, denn er hat ihre Stimme am anderen Ende des Drahtes vernommen. Die Hand, die den Hörer hält, zittert. Seine Sprache klingt zusammenhanglos und ein wenig heiser. Dann schweigt er lange, horcht, spricht wieder, verstummt, schüttelt den Kopf, ist völlig ratlos und verwirrt und durcheinander geworfen von hunderterlei Empfindungen. Plötzlich lächelt er, holt zwei-, dreimal tief Luft und bläst den Atem mit einem stakkatierenden Geräusch aus den Lungen. Als er nach einer halben Stunde abhängt, ist sein Gesicht friedlich wie nie zuvor.
Am Tisch sitzt Herr Ohnesorg und spricht während des Schreibens laut vor sich hin: „Zwei Dutzend Seidenhemden, lila, Qualität A..., vier Dutzend Seidenschlüpfer, lila, Qualität A..." Nichts Abenteuerliches haftet ihm mehr an. Ein solider Bürger mit einem Kropf sitzt da und macht Inventur. Als er Kopperschmidt sieht, nickt er ihm flüchtig zu. Immerhin hat er sein Lächeln erspäht. „Nun, junger Mann", sagt er und fährt fort, zu schreiben, „etwas Freundliches erlebt?... Sechs Dutzend Seidenunterkleider, creme, Qualität B. Oder bloß mal rausgegangen?"
„Etwas Freundliches erlebt", erwidert Kopperschmidt. „Die rothaarige Dame läßt Sie grüßen. Sie bedauert, nicht gekommen zu sein, aber es gab hinreichende Gründe, die ihr Erscheinen verhinderten. Sie liebt mich nämlich, obgleich sie Ihnen die Freiheit einräumte, ihr den Hals küssen zu dürfen. Im übrigen beruhte unser heutiges Rendezvous auf einem Irrtum. Wir waren für morgen verabredet."
Herr Ohnesorg klappt das Notizbuch zu. Er wird ein wenig verlegen, macht den Mund auf und gießt sich einen Halben in den Kropf. Hierauf stützt er den Kopf mit der Hand und guckt trübsinnig in den Ärmel, wo ein Stück der wollenen Unterwäsche aus der Manschette hervorlugt. Ihm ist die Sache sehr peinlich, denn an der ganzen Geschichte war kein wahres Wort. Er hatte Griselda während eines Einkaufes im Warenhaus gesehen, hatte sie hartnäckig verfolgt, hatte sie angesprochen und um ein Wiedersehen gebeten. Ja, ja, denkt er, die Welt ist doch ein Dorf. Da kommt man nu aus Chemnitz, redet eine Dame an, ersucht sie um ein Rendezvous, sie sagt ja, und die ganze Kleinigkeit diente nur dem Zweck, mich auf eine anständige Art loszuwerden. Und das mit dem Kuß... du lieber Gott! Wer gezeichnet war wie Herr Ohnesorg, der schafft sich seine Abenteuer gleichsam im Geist. Ein wenig Renommage, mein Lieber, nichts weiter. Laufen Sie mal mit so einem Ding unter dem Kinn durch die Weltgeschichte! Ja, Herr Ohnesorg kommt sich in diesem Augenblick wirklich wie ein Hiob vor, der sein Schicksal in einem Beutel von Haut mit sich herumschleppt wie eine Känguruhmama ihr Junges. „Nichts für ungut, junger Herr", sagt er und wird ein wenig rot.
Sie reichen sich die Hände. Kopperschmidt zahlt die Zeche und verabschiedet sich von Herrn Ohnesorg.
Eine sehr blonde Dame mit einem geschminkten Gesicht betritt die Bar von Pitje Trümm. Wenig später sitzt sie bei Herrn Ohnesorg am Tisch. Er ist nicht mehr ganz nüchtern, denn er will sein Schicksal vergessen. Der Rausch steigert sein Lebensgefühl. Nun ist er wieder aller Sorgen ledig. Die Flasche Sekt, die er bestellt hat, versieht seinen Geist von neuem mit Kraft und Phantasie. Mag der Kopperschmidt mit seiner roten Furie selig werden! Er hebt das Glas und sieht aus tausend funkelnden Perlchen seine Traumwelt emporsteigen, die sein armes Leben mächtig überstrahlt. „Da war ich unlängst in Mailand", hört ihn der Kellner sagen, „als mich die Herzogin von Aosta auf dem Corso Vittorio Emmanuele plötzlich anredet. Wir kannten uns von Paris her. Ich war mit meinem Freunde Dibuweit..."
„Na denn man Prost, du kleiner Casanova", sagt die Blonde.
Und Herrn Ohnesorgs Blähhals zittert vor Glück.

Italienische Terrasse – Terrazza italiana (K. Rössing)



Begeisterung

(R. Kriesch)

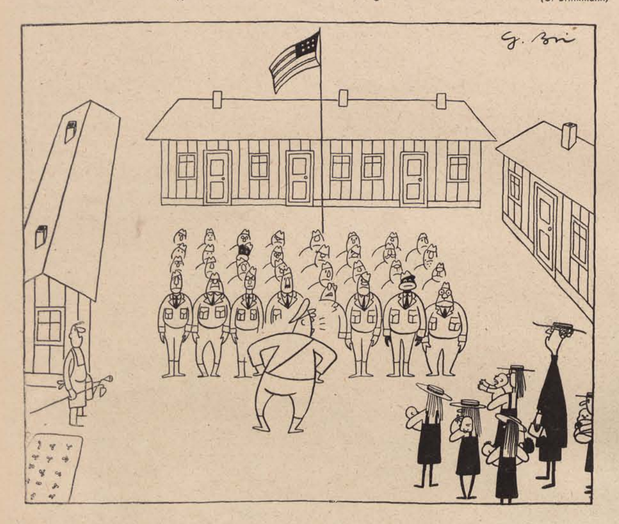


„Wissen Sie, Fräulein Edith, wenn ich Sie so ansehe, habe ich immer das Gefühl, Sie sind begehrenswert, wie Mangelware!“

Entusiasmo: "Sapete, signorina Edith, quando Vi guardo, ho sempre l' impressione che Voi destiate bramosia, come merce che scarseggia!„

USA.-Soldaten in England – Soldati statunitensi in Inghilterra

(G. Brinkmann)



„Es melden sich diejenigen, die eines abends an die Schülerinnen des Queen-Victoria-School mit der Frage herantraten: ‚Ratet mal, wofür kämpfen wir?‘!“

“Si presentino coloro che una sera fecero alle scolare della ‘Queen Victoria School, la domanda: Indovinate un po’, a che scopo combattiamo noi?!“

DER AKKURATE ONKEL JULIUS

VON ERNST ROSKOTHEN

„Hoffentlich wirst du noch mal so akkurat wie Onkel Julius“, so höre ich manchmal noch jetzt meine selige Mutter zu mir sagen, wenn ich mal wieder etwas vergessen oder nicht weggeräumt hatte. Und ich sehe mich wieder in meinen Flegeljahren zu Besuch bei dem Onkel, der in der Tat ein Muster von „Akkuratesse“ war, wie man damals noch zu sagen pflegte. Dabei erinnere ich mich gern eines Vorfalls, der mir besonders haften geblieben ist.

Der Onkel hatte eines Morgens, noch bevor er zum Dienst aufs „Amt“ ging, die Post erhalten. Ich saß mit ihm am Frühstückstisch, als er daran ging, die Briefe mit einem Federmesser fein säuberlich aufzuschneiden. Zugegeben, es sieht hübscher aus, man öffnet mit einem Federmesser, als daß man es ritsch-ratsch mit dem Finger macht. So hatte ich es einmal in Gegenwart des Onkels mit einem eigenen Brief gemacht. Die Wirkung war furchtbar. Der Onkel erschrak bis ins Tiefste seiner Seele darüber, daß ein Mitglied seiner weiteren Familie solch ordinären Allüren haben konnte. Der Tante hatte er es im Laufe der Jahre schon gründlich ausgetrieben, auf die Idee zu kommen, etwa eine Haarnadel zu Hilfe zu nehmen. Nachdem Onkel Julius die Briefe nun alle hübsch aufgeschnitten hatte, holte er einen silbernen Bleistift aus der Westentasche, mit dem man in allen Regenbogenfarben schreiben konnte. Man mußte nur richtig daran zu drehen wissen. Zu gern hätte ich diesen Bleistift einmal näher angesehen und untersucht. Aber der Onkel ließ mich nicht einmal daran rühren, geschweige denn daran drehen, da ich das gute Stück sicher beschädigen würde. Mit Kopierstift — einmal drehen — ging er nun daran, auf alle Schreiben den Eingangsvermerk zu setzen. Diese Notiz „Eingeg. den 14. 5. 14“ versah er ordnungsmäßig mit der abgekürzten Ortsangabe „Bln.“, sowie mit einem kunstvoll verschlungenen „R.“, wie es ihm niemand in der Welt hätte nachmachen können. Als ich ihn, andachtsvoll der Zeremonie zuschauend, harmlos fragte, was das „R.“ bedeute, meinte er, halb verwundert über soviel Unwissenheit, halb mißtrauisch, ob ich mich nicht vielleicht über ihn lustig machen wolle, das sei doch klar, es sei der Anfangsbuchstabe seines Namens. Jeder Vermerk müsse, so fügte er hinzu, zu seiner Wirksamkeit ordnungsmäßig unterzeichnet werden, zumindest abgekürzt. Das leuchtete mir ein, obwohl mir nicht restlos klar war, warum z. B. auch die mit der Post angekommene Werbeschrift von „Spratts-Hundekuchen“ und die letzte Monatsrechnung des Gaswerks mit einem solch feierlichen Vermerk geschmückt werden mußten. Denn der Onkel hatte doch gar keinen Hund mehr, und die Gasrechnung kommt sowieso pünktlich bald nach Monatsschluß.

Hätte es nun bei diesem Eingangsvermerk mit abgekürzter Unterschrift sein Bewenden gehabt, so würde ich den Onkel Julius als Musteronkel vermutlich noch heute in bester Erinnerung haben und vielleicht auch fast so akkurat geworden sein wie er. Daraus ist aber leider nichts geworden. Es war aussichtslos. Das kam so:

Onkel Julius, der an jenem Morgen nun sämtliche Briefe mit Eingangsvermerk vor sich liegen hatte, drehte jetzt wieder an seinem silbernen Bleistift, worauf sich die rote Farbe meldete. Und dann ging er noch ein zweites Mal alle Schreiben durch. „Siehst du“, sagte er zu mir, der ich jetzt wirklich neugierig geworden war, was wohl noch alles kommen möchte, „jetzt muß man die Post erst mal sachlich ordnen“, und er murmelte so etwas wie „klassifizieren“. Richtig verstanden habe ich das Wort nicht, obwohl es Latein war und ich damals schon im dritten Jahr Latein lernte. Und dann setzte Onkel Julius auf das erste Schreiben, das mit amtlichem Siegel versehen war und wohl von seiner vorgesetzten Behörde, dem Obergrundbuchamt, stammen mochte, in flammendem Rot das Wort „Geheim“, das er zweimal unterstrich. In dem zweiten Schreiben, einer hübschen Ansichtspostkarte, sandte ihm meine Cousine Bertha — ich konnte ihre Schrift erkennen — herzliche Grüße aus Oberammergau, wo es herrlich sei und gute Verpflegung gebe. Auf diese Postkarte setzte Onkel Julius, ebenfalls im flammenden Rot, „Persönlich“. Die Gasrechnung bekam den Vermerk „Eilt sehr, noch heute!“, die Monatsrechnung des Tageblattes die Aufschrift „Sofort, durch Sonderboten!“. Ein weiterer Brief, der, schon dem Papier nach zu urteilen, offenbar von einer Dame stammte, wurde in meiner Gegenwart — der Onkel hielt mich damals offenbar noch für recht blöd — schonungslos mit „Vertraulich“ charakterisiert. Sämtliche Rot-Vermerke unterzeichnete der Onkel übrigens wieder mit dem ominösen „R.“. Warum er jedoch in diesen Fällen Orts- und Zeitangabe wegließ, konnte ich nicht recht einsehen, entzieht sich übrigens auch heute noch, wo mir inzwischen manches aus dem Leben des Musteronkels verständlicher geworden ist, meiner Kenntnis. Zu fragen wagte ich damals nicht.

Alle diese gezeichneten Schriftstücke wanderten dann in des Onkels Brusttasche, um sicherlich bald durch ihn selbst mustergültig erledigt zu werden.

Und was geschah mit „Spratts-Hundekuchen“, der allein noch, nur mit Eingangsvermerk versehen, vor dem Onkel auf dem Tische lag?

Der Onkel drehte noch einmal an seinem Bleistift, schrieb auf den Umschlag in blauer, schöner Schrift „I. d. Pap. eod.“, unterzeichnete mit „R.“, erhob sich, näherte sich dem Papierkorb, zerriß „Spratts-Hundekuchen“, ungeachtet des darauf angebrachten Eingangsvermerks in Kopierstift und der weiteren Verfügung in Blau vom gleichen Tage, in viele Stücke und übermittelte diese der bereits genannten häuslichen Sammelstätte allen bürokratischen Unrats.

Da erkannte ich, daß der Vermerk hatte heißen sollen: „In den Papierkorb am selben Tage“. Und es wurde mir klar, daß der Wunsch meiner Mutter, so akkurat und ordentlich zu werden wie Onkel Julius, unerfüllbar war. Und dabei ist es, Gott sei Dank, auch geblieben.

MEIN FREUND JOHANNES

Wir besuchten Johannes überraschend.

„Oh, nun kann ich euch gar nichts rechtes anbieten“, bedauerte Frau Johanna. „Ich habe nur noch zwei Stück Kuchen. Die wollen wir uns aber jedenfalls teilen. Ihr eins und wir eins.“

Martin und ich teilten uns also unser Stück, während Frau Johanna das andere im Eifer des Gespräches ganz und alleine aufaß.

Geduldig schaute Johannes zu, bis der letzte Krümel verschwunden war. Dann meinte er freundlich:

„Wenn du mir jedenfalls sagen würdest, wie es geschmeckt hat —“

*

Johannes hatte sich photographieren lassen. Er zeigte uns die Aufnahme.

„Direkt bedeutend siehst du darauf aus!“ stellte ich fest.

„Ja, der Mann hatte einen sehr scharfen Apparat“, sagte Johannes.

J. Bieger

Telegramm an Stalin

(O. Gulbransson)



„Brauche dringend Hilfe — wann kommt fünfte Front?"

Telegramma a Stalin: "Ho bisogno urgente d' aiuto. Quando viene il quinto fronte?„

Der allerchristlichste Präsident

(Mjölnir)



„Mr. Roosevelt, Ihre Tiefflieger morden Frauen und Kinder!"
„Na und? — Selig sind, die Verfolgung leiden!"

Il Presidente più cristiano di tutti: "Mr. Roosevelt, i vostri aviatori a bassa quota uccidono donne e bambini!„ — "Ebbene?... Beati i perseguitati!„

RESIDENZBALLETT

VON H. DÖRR

Es war zu jener Zeit, als die Landesväter der einzelnen kleinen, deutschen Staaten teils munter und friedlich, teils in grimmiger Fehde nebeneinander regierten. Der Herrscher eines winzigen Fürstentums erwartete den Regenten eines nicht viel größeren Nachbarstaates in seiner Residenz zu Gast. Um dem hohen Besuch außer anderen Sehenswürdigkeiten auch eine herzerfrischende Augenweide zu bieten, beabsichtigte Serenissimus, der Residenzbühne ein Ballett einzuverleiben und anläßlich der Anwesenheit des Nachbarfürsten erstmalig auftreten zu lassen.
Der Intendant, Herr Gockelmann, wurde beauftragt, in kürzester Frist eine Ballettgruppe einzustellen, und schon nach wenigen Tagen konnte dieser seinem Regenten melden, daß die Mädchen, sowie ein bekannter Ballettmeister, zur Stelle seien und daß die Proben bereits in vollem Gange wären.
Serenissimus war äußerst zufrieden und traf bald darauf im Theaterchen ein, um die Proben mit höchstdero Interesse zu beehren. Bei dieser Gelegenheit konnte der Landesvater feststellen, daß die zwölf Mädchen zwar durchwegs bildhübsch und außerordentlich gut gewachsen, einige unter ihnen jedoch mit einer direkt zum Himmel schreienden Talentlosigkeit behaftet waren. Und da Herr Gockelmann trotz seiner grauen Haare in der ganzen Residenzstadt und noch darüber hinaus, ob seiner Vorliebe für junge, schöne Mädchen bekannt war, kam dem Landesvater ein peinlicher Verdacht, der sich noch verstärkte, je länger er den vergeblichen Bemühungen des Ballettmeisters, Herrn Francois, zusah.
Die Miene des Herrschers verdüsterte sich zusehends, bis er endlich „Halt!" donnerte und die Probe abklopfen ließ. Dann stieg er höchst persönlich die Treppen zur Bühne hinauf und blitzte die lieblichen, nunmehr aber äußerst erschrockenen Mädchen der Reihe nach an.
„Zum Donnerwetter, ich befehle, daß sämtliche Liebchen des Herrn Intendanten augenblicklich die Bühne verlassen mögen!"
Worauf es auf den Brettern, die die Welt bedeuten, zu rauschen anfing, da elf Mädchen in weißen, duftigen Ballettröckchen augenblicklich in den Kulissen verschwanden.
Die Zornesader an des Fürsten Stirne schwoll hoch an, doch plötzlich wurde sein Blick milde, denn eines der Mädchen, und gerade das Blondeste und Schönste unter allen, war schüchtern und unentschlossen inmitten der Bühne stehen geblieben. Besänftigt trat der Herrscher auf sie zu und strich ihr väterlich über die seidigen Locken.
„Freut mich, freut mich ungemein, wenigstens eine anständige Mamsell in meinem Ballett zu haben. Sie darf sich von Ihrem Fürsten eine kleine Gunst erbitten!"
Und als der Landesvater merkte, daß das Mädchen blutrot wurde und vergebens nach Worten rang, um ihre Bitte richtig vorzubringen, setzte er huldvoll hinzu:
„Also los, zieren Sie sich nicht, was fehlt Ihr zum Glücklichsein?"
Da knickste die Kleine tief bis zur Erde hinunter und sagte, ihre Verlegenheit tapfer niederringend: „Ein neues Kleid! Wenn Ihre Durchlaucht die Gnade hätten, mir ein schönes Kleid zu schenken, ich habe nämlich heute mein erstes Rendezvous — mit dem Herrn Intendanten..."
Ob diese Bitte genehmigt wurde, ist nicht bekannt. Sicher aber ist, daß anläßlich des hohen Besuches im Residenztheater leider doch keine Ballettaufführung stattgefunden hat.

ZIEGELSTEINE

Wie schlicht und einfach sehen sie aus. —
Aber ich mag sie gerne beschauen,
denn ich weiß, mancher kann mit ihnen ein Haus
oder auch sonst etwas schönes bauen.

Je nachdem, wie er sie fügt
wird es dann nüchtern und kalt
oder auch eckig und winklig vergnügt,
und wenn er es gut macht, niemals alt.

Und was wohl alles in so einem Bau
geschehen mag und vor sich geht?
Ich sehe eine junge Frau,
die am Fenster nach ihrem Manne späht.

Na, und so weiter.
Ziegelsteine schaue ich gerne an.
Sie stimmen mich irgendwie nachdenklich heiter.
Und wenn ich selber nicht bauen kann:
soll ich mich dadurch quälen lassen?

Stellen sich gute Gedanken ein,
und kann ich sie nicht in Worte fassen
will ich doch glücklich sein.

JÜRGEN BIEGER

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



In Wien steht das Anzengruberdenkmal. Zu seinen Füßen die bekannteste Figur aus seinem dramatischen Schaffen: der Steinklopferhans aus den Kreuzlschreibern.
Fremde bewunderten das Denkmal.
Sie fragten einen Wiener, der daherkam:
„Sagen S', Herr Nachbar, das da oben ist doch der Anzengruber — wissen Sie vielleicht, wer die andere Figur da unten ist?"
Der Wiener, der sich das Denkmal noch nie angesehen hatte, denn er ging ja täglich daran vorbei, wollte sich vor den Ausländern keine Blöße geben und sagte:
„Ganz einfach — oben wird es der Herr von Anzengruber sein, wie er berühmt und reich war — und da unten, da ist er, wie er unten und klein einmal angefangen hat, als Steinklopfer — —"

J. H. R.

DIE FRAUENRÄUBER

VON ERIK STOCKMARR

Spät des Abends, wenn ich mit meiner Arbeit fertig bin, gehe ich gewöhnlich ein bißchen spazieren. Ich mag gerne so einen kleinen Abend- oder Nachtspaziergang. Viele Menschen wagen nicht im Dunkel auszugehen, aber ich habe keine Angst. Was heißt überhaupt Angst? Kenne ich nicht. Habe sie nie gekannt.
Neulich, als ich meinen abendlichen Spaziergang vornahm, passierte mir etwas Sonderbares. Ich schlenderte einen einsamen Weg entlang, als ich plötzlich in der Finsternis zwei Männer sah, die eifrig damit beschäftigt waren, irgend etwas wegzuschleppen. Zuerst erkannte ich in der Dunkelheit etwas unbestimmtes Weißes, dann entdeckte ich ein paar schlanke Beine, die sich oben in der Luft bewegten. Und dann, auf einmal, unterscheidete ich einen weiblichen Körper, der ganz — bitte halten Sie die Hände vor die Augen — der ganz nackt war! In der Finsternis leuchtete er wie weißes Elfenbein.
Hier ist irgend etwas Geheimnisvolles los, dachte ich und versteckte mich schnell hinter einem Baum. Ich sah, wie die zwei Männer unbarmherzig die arme Frau in ein Auto hineinschleppten. Das sind Gangster, dachte ich, Frauenräuber! Sie wollen die Dame ermorden oder verkaufen. Ich faltete die Hände und bat Gott, daß sie mich nicht entdecken möchten, denn dann würden sie wohl auch mich töten. Meine Knie zitterten, denn die zwei Mörder waren nur 5—6 Meter von mir entfernt. Plötzlich setzte sich der Wagen in Bewegung, und sie fuhren schnell mit ihrer schönen Beute fort. Als der Wagen in passender Entfernung war, sprang ich hervor und schrie ein donnerndes „Halt!" Sie waren aber schon weg. So schnell wie ich überhaupt konnte, lief ich in der Richtung, in welcher der Wagen verschwunden war. Gott sei Dank kam eben ein Taxiwagen vorbei, ich sprang hinein wie eine junge Gazelle, und befahl dem Chauffeur die Räuber zu verfolgen.
Als ich im Auto saß, lächelte ich stolz und sah im Geiste, wie ich die beiden Räuber verhaftete und die nackte Frau von einem furchtbaren Tod befreite. Sie küßte mich vor Freude und betrachtete mich mit größter Bewunderung. „Mutiger junger Mann", flüsterte sie. Am nächsten Tag konnte man über meine fantastische Tat in allen Zeitungen lesen:
„Tollkühner junger Mann!! Heldentat um Mitternacht! Wie ein mutiger Mann eine nackte Frau befreite und zwei Massenmörder fing!"
Als wir ein Stückchen gefahren waren, erblickte ich einen Polizisten an einer Ecke. Ich steckte den Kopf heraus:
„Hallo Sie! Fahren Sie mit. Es ist ein Massenmord passiert!"
Er sprang ins Auto hinein und wir fuhren in rasender Fahrt weiter. Ich klopfte dem Polizisten aufmunternd auf die Schultern.
„Haben Sie nur keine Angst, mein guter Mann", sagte ich, „ich werde die Sache erledigen. Sie stehen nun unter meinem persönlichen Schutz."
Ich blickte nach vorne und sah plötzlich im Dunkel den Verbrecherwagen, der an einer Ecke hielt, nur ein paar Meter von uns entfernt. Ich bat den Polizisten auszusteigen:
„Frauen und Polizisten zuerst", sagte ich.
Vorsichtig schlichen wir uns zu den Männern hin. Ich versteckte mich hinter dem breiten Rücken des Polizisten.
„Sieh mal dort", flüsterte ich, „nun tragen sie die Leiche aus dem Auto heraus. Das ist die nackte Dame."
Ich schloß die Augen fest zu und flehte den Himmel um Gnade für mein junges Leben an. Als wir endlich bei dem Auto angelangt waren und die beiden Frauenräuber uns gegenüberstanden, wandte der Polizist sich plötzlich zu mir hin und griff mich am Kragen:
„So, Sie machen also Spaß mit die Behörden!" sagte er böse.
Er zeigte auf die nackte Dame, die auf der Straße stand und mir freundlich zulächelte.
„Sieh mal da", setzte er fort, „es ist ja nur eine Wachsfigur! Und die Räuber sind zwei nette, junge Männer, die bis morgen früh eine Fensterausstellung fertig haben sollen. Folgen Sie bitte mir, mein Lieber, dann fahren wir zur Polizeistation."
Und dann schmiß er mich ins Auto hinein, und wir fuhren weg.
100 Kronen mußte ich als Strafe bezahlen.

(Aus dem Dänischen)

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach. Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Harte Blumen

(Wilhelm Schulz)



„Wehe, wenn ich den Kerl erwische, der gesagt hat, daß wir in Frankreich mit Blumen und Girlanden empfangen werden!“

Fiori duri: “Guai se acchiappo quel mascalzone che ebbe a dire che in Francia verremo accolti con fiori e ghirlande!„

München, 12. Juli 1944
49. Jahrgang / Nummer 28

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der gefesselte Friede

(Erich Schilling)



La pace incatenata



„Was machen Sie denn da, Herr Schultze?" — „Ich trainiere ein bißchen auf Kind im Manne!"

"Che fate mai là, signor Schultze?„ — "Ci trovo gusto a far un pochino da infante!„

FLIEGENFÄNGER

VON WALTER FOITZICK

Ich bin jetzt Besitzer eines Fliegenfängers. Es ist der erste Fliegenfänger meines Lebens. Ich kann mir kaum vorstellen, wie ich bisher ohne so ein Ding auskommen konnte. Die Beschäftigung mit ihm erfüllt mich ganz.

Ich habe den Fliegenfänger sozusagen in einem Fachgeschäft gekauft, nämlich einem kleinen Kramerladerl, an dem eine Glocke Bimbim macht, wen man eintritt. Dort bekommt man Fliegenfänger, während sie in den großen eleganten Läden nicht zu haben sind. Das Kunstgewerbe hat sich der Ausgestaltung dieses Hausartikels noch nicht angenommen.

Habe ich eben gesagt, im Kramerladerl bekommt man Fliegenfänger? Das ist nicht ganz richtig; Beziehungen muß man natürlich haben, denn auch diese Fliegenfänger sind Mangelware. Man braucht sie vermutlich zu militärischen Zwecken, vielleicht auch nur den Leim. Mein Fliegenfänger ist nicht etwa so ein x-beliebiger Wald- und Wiesenfliegenfänger, o nein, er ist Markenware, ein tausendfach erprobtes Fabrikat, nur echt mit Marke soundso.

Es war ein feierlicher Moment, als ich den ersten Fliegenfänger meines Lebens aufhängte, gerade über meinen Platz unter der Lampe. Ich wollte lesen, ich kam nicht dazu. Auf jede Fliege paßte ich auf, ob sie sich wohl fangen ließe. Das dauerte lange, aber endlich ging mir so ein alter Fliegenbock auf den Leim. Ich wollte ihm, großmütig, als erstem Beutestück die Freiheit schenken. Das ging nicht, denn ich verfing mich dabei selbst in den Fänger. Überhaupt muß man so ein Ding immer im Auge behalten, nie davon sprechen, immer daran denken. Mal hatte ich ihn im Haar, mal am Ärmel, mal klebte die Zeitung dran. Einmal war er ganz verschwunden, für längere Zeit sogar, ich hatte ihn hinten am Rücken hängen. Ich benahm mich wie eine Figur, die Fr. Bilek erfunden haben könnte, eine groteske Witzblattfigur. Es war aber alles klebriger Ernst.

Allmählich nahmen die Flieger meinen Fänger an, sie kamen. Kapitale Altfliegen und Jungfliegen. Auch eine Fleischfliege ging gelegentlich auf den Leim; mein Gott, diese Tiere haben heute auch ihre Sorgen.

Mit der Zeit wurde der Fliegenfänger unwirksamer. Vielleicht ist er im Geschmack nicht mehr so pikant, und gelegentlich kamen sogar ein paar Fliegen, vertraten sich die Füße etwas im Weichen und flogen wieder fort. Zu Dekorationszwecken ist so ein stark benutzter Fliegenfänger auch nicht sehr geeignet. Ich beschloß, ihn zu entfernen. Nach kurzem Kampf, bei dem ich ihn wie eine Boa Constrictor um den Hals hatte, gelang die Abnahme. Ich zählte die Beute: Zweihundertsiebenundzwanzig Stück klebten, eine schöne Strecke, wie sie sich selbst auf einer Kaiserjagd hätte sehen lassen können.

METAMORPHOSE

Unterlieg' auch ich dem Schwunde?
Streckenweise jedenfalls.
Aus des Kragens weiter Runde
reckt sich gotisch=schlank der Hals.

Ein nunmehr vom Fett Befreiter,
steigt der Adamsapfel stumm
wie der Laubfrosch an der Leiter
auf und ab ad libitum.

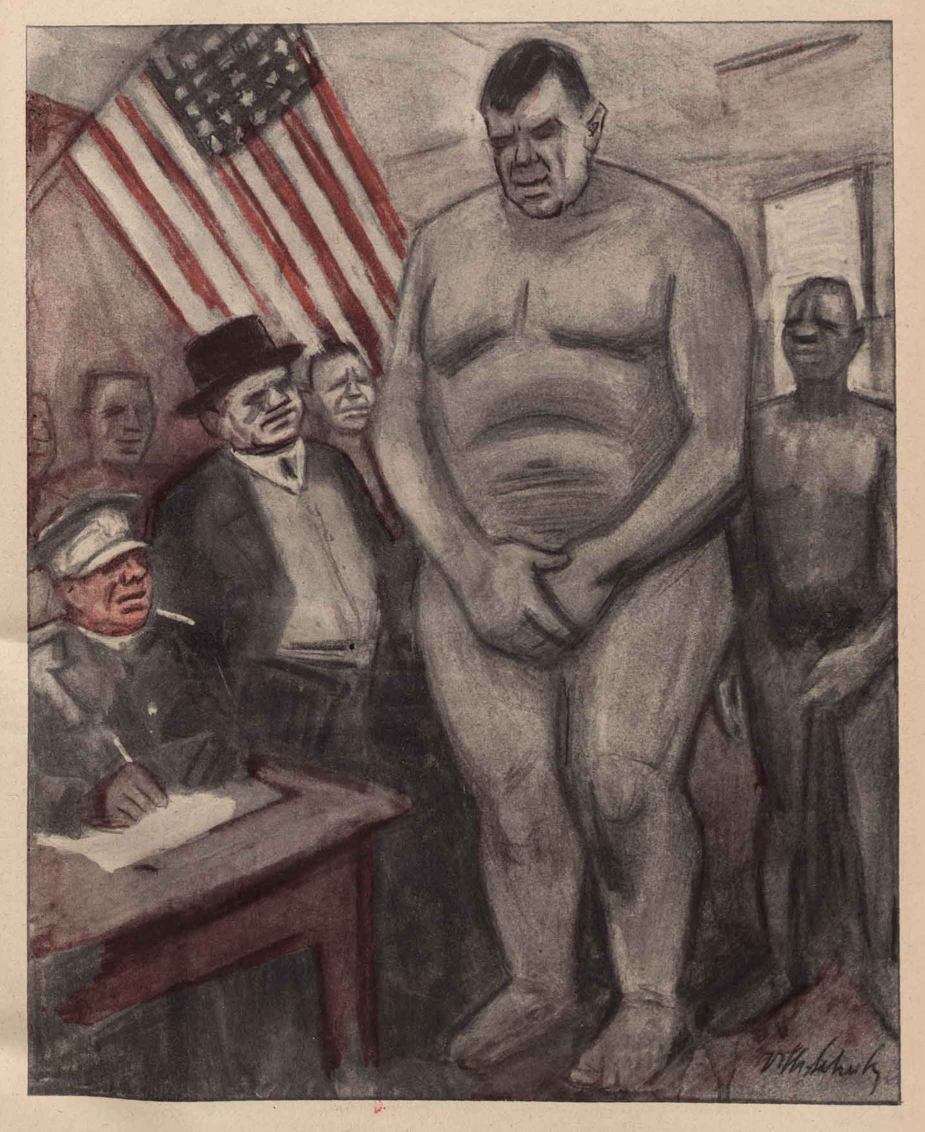
Soll ich dieses Bild beklagen,
wenn ich mich zum Spiegel kehr'?
Keineswegs. Ich möchte sagen:
Weniger ist manchmal mehr.

Gern will ich den Speck verlieren,
bleib' ich sonst aus einem Guß.
Höchstens etwa beim Rasieren
gibt's mitunter noch Verdruß.

Ratatöskr

Beschränkter Raum

(Wilhelm Schulz)



„Für die Invasionsfront untauglich. Er nimmt zuviel Platz ein!“

Ristrettezza di spazio: “Inabile pel fronte d' invasione; egli occupa troppo spazio!„

Im Wandel der Zeit

(E. Thöny)



„Ich habe gehört, Pierre, die Engländer wären früher immer Frankreichs Feinde gewesen!"
„Vraiment! Aber jetzt bombardieren sie unsere Städte aus Freundschaft!"

Col mutar dei tempi: "Pierre, ho sentito che prima gl' Inglesi erano sempre nemici della Francia!„
"Vraiment; ma adesso bombardano le nostre città per pura amicizia!„

DIE ROTE KRAWATTE

VON SIGURD TOGEBY

„Sie sehen sich meine Krawatte an, mein Herr, — aber ich weiß, daß sie rot ist. Das ist kein Irrtum!" Der Mann, der an meinem Tisch saß, hat plötzlich diese Worte gesprochen.

Ich sah ihn etwas erstaunt an — ich habe nicht sofort verstanden, was er sagte, teils weil er Französisch sprach, teils weil er ein bißchen lallte. Aber er wiederholte den Satz.

Ich saß in einem Pariser Restaurant, in einem von diesen teuren Abendlokalen, wo es nichts Billigeres als Champagner, die Flasche neunzig Francs, gibt. Ich war allein ausgegangen — meine Frau Laura war früh zu Bett gegangen —, das Restaurant war so überfüllt, daß ich gezwungen war, am selben Tisch mit einem fremden Herrn zu sitzen. Der Herr mit dem Bärtchen hieß Jean René — er hatte sich ein bißchen später vorgestellt — und er war es, der eine rote Krawatte trug.

„Entschuldigen Sie", sagte ich in meinem besten Französisch, „es ist mir wirklich nicht aufgefallen, daß Ihre Krawatte rot ist."

Der Herr war nämlich im Smoking, und rote Krawatte zu Smoking zu tragen, ist — um es mild auszudrücken — exzentrisch. Aber meine Erfahrungen mit Franzosen haben mich zu der Überzeugung gebracht, daß sie einfach unberechenbar sind, und ich wundere mich deshalb nie darüber, wie sie sich benehmen oder welche Kleider sie tragen.

„Sie hätten wirklich darüber nachdenken sollen", warf mir Jean René vor. „Aber natürlich bin ich froh, daß Sie nichts gesagt haben. Diskretion ist eine Seltenheit, die man schätzen muß, wenn man sie trifft."

„Bitte, bitte", sagte ich.

Es folgte eine Pause in den Nummern, die über den Tanzboden des Varietés glitten; ich war der Auffassung, daß die Girls hinausgegangen wären, um sich wollenes Unterzeug anzuziehen, um sich ein bißchen zu wärmen. Die Kleider, die die Pariser Girls tragen, wärmen nämlich nicht viel. Es war die Absicht der Direktion, daß die verehrten Gäste sich in der Pause langweilen sollten, damit sie beim Kellner mehr Champagner bestellten. Aber es fiel mir ein, daß es billiger sei, ein kleines Gespräch mit meinem Tischpartner zu führen. In seinen Augen war ein Ausdruck, der mir nicht gerade gefiel, aber mir trotzdem ziemlich harmlos erschien.

„Teures Lokal", sagte ich mit einem Blick auf die Weinkarte.

„Ja", sagte Jean René, „teuer ist es. Aber was kümmert es mich? Ich habe doch etwas Festliches zu feiern."

Das sagte er so melancholisch, daß ich unwillkürlich fragen mußte:

„Ach so — eine private Angelegenheit?"

„Eine eheliche Angelegenheit."

„Sie haben sich doch nicht etwa verheiratet?"

„Nein, im Gegenteil, ich bin geschieden worden."

Irgendwo habe ich gelesen, daß Scheidungen in Frankreich verhältnismäßig selten sind. Ich drückte darum mein Erstaunen aus.

Jean René winkte zur Abwehr mit der Hand und hatte dabei das Unglück, die Salzbüchse umzuwerfen. Er kümmerte sich nicht darum, sondern fragte mich: „Sind Sie verheiratet?"

Das mußte ich zugeben. Ich hatte das Gefühl, daß es nicht richtig in seinen Kram paßte, aber trotzdem hat er es nicht direkt übelgenommen. Er nickte gnädig, als ob er sagen wollte: Das ist schließlich Ihre Sache.

„Mischt sich Ihre Frau jemals in die Fragen Ihrer Bekleidung?"

Nachdem ich ein bißchen nachgedacht hatte, antwortete ich:

„Ja, sehen Sie — es kann vielleicht dann und wann vorkommen, daß sie ihre Meinung über meine Kleider sagt. So war sie es zum Beispiel, die mir dazu geraten hat, einen zweireihigen Anzug zu kaufen statt eines einreihigen, und ich erinnere mich auch, daß sie ein Paar Socken für mich ausgesucht hat."

Jean René erhob einen warnenden Finger.

„So was sollten Sie Ihrer Frau nie erlauben! Ich gebe Ihnen den guten Rat, solche Einmischungen energisch und entschlossen zurückzuweisen, — handgreiflich, wenn es nötig wird! Ich kann Ihnen erzählen, wie es mir gegangen ist, — wenn Sie Lust haben, zuzuhören."

„Ich bin ganz Ohr", sagte ich.

„Vor drei Jahren heiratete ich Marie-Louise", sagte der Franzose und guckte in sein Glas herab. — „Sie war zehn Jahre jünger als ich, das muß ich zugeben. . vielleicht war es ein Irrtum, daß ich sie genommen habe, aber ich liebte sie. Auch sie hat mich geliebt, und außerdem hatte sie einen weiblichen Blick für meine Stellung als Notar, die immerhin eine gute, wenn nicht gerade luxuriöse Zukunft sicherte. Ich wußte, daß Marie-Louise eine gesellschaftliche Natur war, und ich habe es deshalb so eingerichtet, daß dann und wann einige Menschen in unserem Hause als Gäste eingeladen wurden, einmal zum Bridge, ein andersmal zum Mittagessen; jüngere Herren habe ich auch eingeladen, — natürlich ihren Vetter Felix — und meinen jungen Kollegen Lenoir. Im ersten Jahr ging alles gut — ich war froh und Marie-Louise meistens guter Laune. Aber dann fing ich an, Verdacht zu bekommen."

„Sie wurden eifersüchtig?" sagte ich. Es war mir wichtig, ihm zu zeigen, daß ich seine Erzählung verstand.

„Ja. Es fiel mir auf, daß Marie-Louise immer zur Grammophonmusik tanzen wollte, wenn Lenoir bei uns zu Besuch war — und es schien mir, als ob er sie gar zu eng in seinen Armen hielt. Ich begann das Benehmen Marie-Louises mir gegenüber zu studieren, — aber eigentlich war es einwandfrei. Sie war von einer natürlichen Zärtlichkeit und Besorgtheit — immer half sie mir, meine Galoschen anzuziehen, wenn es regnete, und ein gestricktes Halstuch umzutun, wenn es kalt war. Im Sommer, wenn ich keinen Überzieher trug, wählte sie selbst meine Kleider aus. Sie sagte, daß es wichtig sei, nicht den einen Anzug mehr als den anderen abzunützen; deshalb gab sie mir mal den leichten Flanellanzug, mal den dunklen Serges; auch die Krawatte, die ich mir umbinden sollte, wählte sie dazu aus."

„Und dann hat sie zuweilen Ihnen eine rote Krawatte herausgesucht?" fragte ich, um endlich eine Verbindung zwischen der Geschichte und der roten Krawatte herauszufinden.

„Das ist mehrmals geschehen", nickte Jean René. „Aber öfter geschah es, daß sie die blaue oder die schwarze Krawatte hervorholte. Sie hielt darauf, daß ich als ernster und gesetzter Beamter

Der Anfang - L' inizio

(Maçon)



„Ich bin zwar nicht mehr ganz jung, gutes Kind, aber noch in voller Kraft!"
„Na schön, dann könnten Sie mir morgen mal erst meinen Koffer zur Bahn tragen!"

"E vero che non sono più tanto giovane, cara bambina; ma pure sono ancora in pieno possesso delle mie forze!, — "Ma bene! Allora potreste intanto domani portare il mio baule alla stazione!,,

mit den herausfordernden Farben etwas vorsichtig sein müßte. Sie war sehr besorgt um mich."
„Das war schön von ihr", sagte ich.
„Ja, das sagen Sie! Aber Sie haben noch nicht die ganze Geschichte gehört! Sie müssen wissen, daß ich ein sehr präziser Mann bin; ich habe immer nach der Uhr gelebt. Jeden Morgen ging ich zu bestimmter Zeit von Hause fort — immer ging ich durch dieselben Straßen, und wenn ich den Opernplatz erreichte, bog ich links um die Ecke. Auf diesem Wege geschah es öfters, daß ich Marie-Louises Vetter, Felix, begegnete, — auch er war in einem Büro am Opernplatz angestellt —, und manchmal bin ich auch meinem Kollegen Lenoir begegnet, einige Straße von meinem Büro. Lenoir ist auch ein sehr präziser Mann. — Aber dann geschah es eines Morgens, als ich wie gewöhnlich den Opernplatz hinaufging, daß eine Taxe aus einer linken Seitenstraße heranbrauste. Sie kam mit einer Geschwindigkeit von . . . na, Sie kennen ja die Pariser Taxen?"
„Gott behüte", sagte ich fromm.
„Diese Taxe war noch schlimmer als die gewöhnlichen — sie sauste um die Ecke auf zwei Rädern — ein Mann schritt im selben Augenblick auf die Fahrbahn hinaus, — der Schofför trat die Bremsen beinah durch die Fußbretter hindurch, — aber es war zu spät; ich hörte einen Krach, und da lag der arme Mann halbwegs unter dem Wagen."
„Entsetzlich", sagte ich.
„Kann man sagen", nickte Jean René und erzählte weiter: „Einige Fußgänger kamen herzugelaufen und zogen den Bewußtlosen hervor; ich war auch selber dabei, und als ich das Gesicht des Opfers sah, mußte ich unwillkürlich nach Luft schnappen. Es war der Vetter Felix. Armer Junge! Ein Sanitätswagen wurde herbeigeholt, Felix wurde hineingelegt und ins Krankenhaus transportiert; die Verletzungen waren nicht lebensgefährlich. Als alles vorüber war und ich weitergehen sollte, sah ich ein Stückchen Papier im Rinnstein liegen. Es war Felix aus der Tasche gefallen. Ich beugte mich nieder und hob es auf."
Er machte eine Kunstpause und schenkte sich Champagner ein.
„Und was stand auf dem Zettel?" fragte ich eifrig.
„Das will ich Ihnen sagen", sagte Jean René. Er griff in die Tasche, zog seine Brieftasche hervor und nahm einen zusammengefalteten Zettel heraus, den er vor mir auf den Tisch legte.
„Lesen Sie selber", sagte er. „Der Zettel ist von Marie-Louise geschrieben."
Ich las:

Bitte genau befolgen!

Blauer Serges: Heute Nachmittag mich anrufen.
Grauer Flanell: Wir treffen uns auf der gewöhnlichen Stelle.
Blaue Krawatte: Mein Mann hat heute Abend im Büro zu tun.
Schwarze Krawatte: Die kleine Konditorei an der Ecke.
Halstuch: Brief liegt postlagernd.

Als ich diese Sätze zweimal gelesen hatte, ging mir ein Licht auf. Ich sah Jean René an und stotterte:
„Sie meinen . . das heißt also . ."
Mit einem bitteren Lächeln erwiderte er: „Ja, das heißt, daß Marie-Louise mich, ihren eigenen Ehemann, als Liebesbriefträger benutzte. Sie sagte ihrem Liebhaber Bescheid und verabredete Treffpunkt und so weiter durch die Kleider, die sie mich jeden Morgen anziehen hieß . . . ! Ja, das ist meine traurige Geschichte. Die Scheidung trat heute in Kraft . . . Darf ich Sie vielleicht zu einem Glas Champagner einladen?"
Als ich zurück ins Hotel kam, war es spät, die Uhr hatte längst zwei geschlagen. Meine Frau war wach, aber natürlich hat sie mir deshalb keine Vorwürfe gemacht; davor würde sie sich hüten. Dagegen sagte sie:
„Es ist sehr leichtsinnig von dir, mit einem dünnen Überzieher bei dem kalten Wetter herumzulaufen. Du hättest den schwarzen Überzieher nehmen sollen."
Als ich das hörte, richtete ich anklagend einen Finger gegen sie, und mit einer Stimme, die zwar ein bißchen heiser vom Champagner war, sagte ich: „Weib! Mische dich nie in die Kleider-Angelegenheiten deines Mannes ein! Von heute ab ziehe ich nur mehr das Zeug an, das mir paßt, und es kann möglich sein, daß ich auf den Einfall komme, eine rote Krawatte zum Smoking umzubinden, um meine Unabhängigkeit zu behaupten! Merk dir das!"

DAS MESSER IM SPECK

VON RAINER PREVOT

Was hat denn Leokadia? Seit Tagen brüten die Stammgäste der „Seeschwalbe" über dieser Frage. Leokadia, die immer heitere, hat ihr Lächeln verloren, wie eine Bark ihren Anker verlieren kann. Der Anker gehört zum Schiff wie der Frohsinn zu Leokadia. Das verlorene Lächeln scheint als Spott durch die graue Stube zu irren und legt sich auf alle Gemüter wie ein böser Spuk, den der Anblick der blinden Alten, Leokadias Großmutter mit dem ewigen Strickstrumpf und der wackelnden Kinnlade noch betont. Auch Leokadias Vater, der Schankwirt Knoll, bedient nur noch ganz verdrossen seine Gäste und läßt die Drohung fallen, er werde demnächst seinen Ausschank schließen, weil sowieso alles aus sei.
Alles aus? Wo doch Leokadia sich eben verlobt hat, wie es heißt. Eben drum!
Das ist schnell gegangen: Eines Nachts, als Vater Knoll die Läden schloß und die Tür verriegeln wollte, war ein Fremder aus dem Dunkel der Hafengasse aufgetaucht, lang und schwarz und hager wie der „Leibhaftige" und hatte noch einen Schnaps verlangt. Davon goß er heimlich die Hälfte auf eine blutende Wunde am linken Arm. Aber so etwas kommt bei Seeleuten leicht vor. Und als der seltsame Gast fragte, ob er übernachten könne, wies ihm Knoll, auf jeden Groschen scharf, den engen Verschlag unter der Stiege an für die eine Nacht.
Doch aus dieser wurde eine Woche, denn seitdem der Schwarze Leokadia gesehen, die rothaarige Tigerkatze mit der milchweißen samtenen Haut, hatte er es gar nicht mehr eilig. Da er täglich zahlte und mit dem armseligsten Verhau vorlieb nahm, behielt Anton den bequemen Gast im Haus. Der mischte sich auch nie unter die anderen Seeleute und hatte seinen Stammplatz in der dunkelsten Ecke. Aber dieser graue Winkel wurde für Leokadia hell und bunt von paradiesischen Farben, wenn der Fremde von seinen weiten Seefahrten erzählte und davon, daß er bald ein eigenes Schiff besitzen werde und mit ihr als seiner Frau auf ferne und einträgliche Fahrten hinauszusegeln gedenke.
Vater Knoll war die Vertraulichkeit zwischen seiner Tochter und dem Unbekannten aufgefallen. Leokadia erklärte ihm mit ihrer ruhigen Bestimmtheit, sie habe sich verlobt und werde so rasch wie möglich heiraten. Heiraten? grinste der Alte, den Habenichts aus der Stiegenkammer! Der sei ein heimlicher „Meerkönig", erwiderte Leokadia, reicher als alle Hafenwirte und Pfandleiher zusammen. Er werde jetzt verreisen und bald wiederkommen, sie zu holen.
„Leicht gesagt", spottete der Alte, aber er wagte keinen strengeren Einspruch, denn er kannte den Starrkopf seiner Tochter. Als der Fremde tags darauf tatsächlich abreiste, dachte Anton, seine Trotzige werde rasch wieder Vernunft annehmen. Statt dessen schien sich Leokadia immer tiefer in ihren Wahn zu verbohren. Sie sprach und lachte nicht mehr, stand tagelang, teilnahmslos gegen alles und alle, an der Tür und schaute die schmale graue Gasse hinunter, die vom Hafen heraufführt, und die im breitspurigen Seemannsschritt alle heraufkamen die da aus der Ferne zur „Seeschwalbe" einkehrten . . .
Eines Tages brachte der Briefträger einen Brief: „Für Fräulein Leokadia. Sie muß unterschreiben." Es war ein ansehnlicher Brief, mit vier roten Siegeln feierlich verschlossen. Darin war Geld, viele fremde Banknoten in allen Farben: schwedische, holländische, amerikanische. Und dazwischen, eingewickelt in ein seidenes Tüchlein, ein schwerer Ring von Gold. Dazu ein Brief, schwerer noch von Liebe und unbeholfenen Schwüren. Leokadia las laut und stolz, daß „Er ohne sie nicht mehr leben wolle und sich nach dem Hafen des Glücks sehne". Der beiliegende Ring sei sein Brautgeschenk, das Geld solle Vater Knoll zur Erweiterung seines Geschäftes verhelfen. Er aber werde nun bald auf seinem eigenen Schiff kommen. Seine heißgeliebte Braut solle einstweilen für ihren Bord-Haushalt Rohrstühle kaufen, einen breiten Diwan und bunte Gardinen für die Kajüte.
Diesmal war auch Knoll zufrieden. Er gab ein Fest für seine Stammgäste. Die Nachbarschaft strömte zusammen und die Frauen halfen Leokadia ihr weißes Brautkleid nähen. Doch als sie es anprobierte, wollte auch die alte Großmutter, der man beigebracht hatte, daß Leokadia nun heiraten werde und bildschön vor ihr stehe in ihrem Brautstaat, das Ihre zum Familienglück beitragen. Sie schlich in ihre Kammer und holte aus der alten Truhe den vermeintlichen weißen Brautschleier, den schon Leokadias frühverstorbene Mutter getragen hatte. Aber da sie blind war, vergriff sie sich, und ehe man es verhindern konnte, hatte sie der Enkelin ihren eigenen schwarzen Witwenschleier übergeworfen.
Stummes Entsetzen, den Leokadias Schrei durchgellte. Ahnung des Verhängnisses trieb den Kreis der Neugier auseinander, und neidische Schadenfreude tat das Ihre dazu. Es kamen finstere Tage. Der Sturm rüttelte an Tür und Fenstern. Hiobsbotschaften kamen vom Meer. Nur Leokadia hatte sich gefaßt und trotzte dem Verhängnis mit ihrem Glauben. Sie trug den goldenen Ring wie eine Herausforderung gegen das Schicksal. Und nähte täglich bis tief in die Nacht, allein, an ihrer Aussteuer.
Da kam eines Abends, als Vater Knoll wieder einmal die letzten, immer spärlicheren Gäste seines vom Unglück gezeichneten Hauses verabschiedet hatte, ein Fremder das finstere Hafengäßchen herauf und wünschte Leokadia zu sprechen. Er tat vorsichtig und geheimnisvoll. Was er zu berichten hatte, war der letzte Gruß eines ihm mit Namen unbekannten Gefährten, der als Spritschmuggler bei einem Kampf mit schwedischer Küstenpolizei tödlich verwundet worden war, und der als letzte Gabe und Erkennungszeichen dieses sein Seemannsmesser schickte. Leokadia erkannte es, denn sie hatte es ihm ja damals bei der Abreise geschenkt, hatte gewissenhaft darauf gespuckt und den Groschen dafür genommen, der das böse Geschick bannen sollte. Jetzt sagte sie kein Wort, und auch später nicht . . .

Knoll, der Hafenwirt, ist längst begraben. Leokadia hat das Erbe angetreten und dem Schicksal zum Trotz nicht nur behauptet, sondern erweitert. Das Geschäft geht wie noch nie. Auch ich trinke jedesmal, wenn mich meine Fahrt in den kleinen nordischen Hafen führt, meinen Grog bei ihr. Es verkehrt zweifelhaftes Seevolk dort, das sich geborgen weiß im Herrschaftsbereich von Leokadia Knolls kupferner Haarkrone. Es ist, als habe sie eine Vorliebe für alles Verwegene. Ihre Jugend ist zwar verblüht, ihre Gestalt, einst geschmeidig wie ein Katzenhai, hat die seßhafte Breite einer Flunder. Oft sitzt sie vor ihrer Tür und schaut die Gasse hinunter, als ob sie jemand erwarte. Es kommen dann immer andere, die winken von fern: „Leokadia!" Es sind wilde Burschen darunter. Und es wurde schon oft gefährlich in der „Seeschwalbe".
Aber neben Leokadia auf dem Schanktisch sah ich immer einen fetten Schinken appetitlich in seinem Holzteller liegen. Darin steckte eine feste und breite Matrosenklinge zum Aufschneiden. Man hat mir beruhigend versichert, das gefährliche Speckmesser habe noch nie zu anderem Zweck gedient. Aber seine bloße Gegenwart tat Wunder. Für den hauskundigen Seemannsglauben war es der Talisman eines geheimnisvollen, meerverbundenen Schicksals. Ich erkannte darin eine Warnung vor verlockender Romantik und den nüchternen Grundstock zu Leokadia Knolls tüchtigem Geschäft.

MEIN FREUND JOHANNES

Einer aus unserem Kreise glaubte feststellen zu müssen, das Schrifttum in Deutschland habe seit den Klassikern nie wieder einen ähnlichen Stand erreicht. Obwohl wir dem gar nicht widersprachen, rief er: „Wer schreibt heute schon noch Dinge, die man mit einem Schaudern liest, überwältigt von ihrer Größe und ihrer tieferen Bedeutung?!"
„Mein Zahnarzt zum Beispiel", warf Johannes ein.
„Ihr Zahnarzt? Wie heißt er und was schreibt er?" fragte der andere.
„Er heißt Möller. Walter Möller", sagte Johannes, „und er schreibt Rechnungen." J. Bieger

Eingeständnis

(R. Kriesch)



„Sagen Sie mal, Herr Maier, weshalb sprechen Sie nur immer von sich?"
„Ach, wissen Sie, die anderen Menschen interessieren mich weniger!"

Confessione: "Ditemi, signor Maier, perchè parlate sempre soltanto di Voi?„
"Ah, sapete, gli altri uomini m' interessano meno!„

Hausmittel - Rimedio ordinario (A. Pichel)



„Ihm fehlt bloß der Schnaps. So 'ne Grippe erledigte er glatt mit 'ner Flasche, Herr Doktor!"

"A lui manca soltanto l' acquavite, signor Dottore. Con una bottiglia egli si libera prontamente da una tale influenza!,,

DIE WEITE REISE

VON KURT GROOS

Stefan war verwundert, daß zwei weißgekleidete Männer ihn so mühsam zwischen sich trugen. Als sie ihn auf eine Bahre hoben und in den Wagen des langen Lazarettzuges schoben, wollte er sich bedanken bei den beiden. Aber sie waren schon fort.

Der Lazarettzug hatte lichte, weitfenstrige Waggons. Es schienen französische D-Zugwagen. Stefan erinnerte sich für einige Augenblicke einer Fahrt nach Paris. Seine Eltern waren endlich damit einverstanden gewesen, daß er Bildhauer wurde. Ein Freund Rodins hatte ihn als Schüler angenommen, und als Stefan in Paris ankam, war gerade der gestorben, der ihm den Weg zeigen sollte. Alles an diesem Tag schien unendlich trüb. Aber abends traf er ein Mädchen namens Ginette, das schien ihm lichter als ganz Paris. Viel später hatte er eine andere Frau am Meer getroffen, die war leuchtender als die ganze Welt. Doch diese Gedanken wischten sich nur eben durch sein Gedächtnis; und nun schaute er sich um. Die Betten in den Waggons waren doppelstöckig eingeschoben. Stefan lag in einem oberen Bett hoch und dicht neben dem oberen Drittel des Fensters. Dieses hohe Liegen vor lichtem Glas gab ein angenehm schwebendes Gefühl. Stefan, der schon als kleiner Junge leidenschaftlich gern die Nase gegen Zugfenster preßte, freute sich über solche unablässig gute Sicht. Er brauchte nur den Kopf zur Fensterscheibe zu drehen, und alles glitt wie ein unendlich rollendes Panorama vorbei.

Stefan nahm an, daß eine Schwester kommen würde, wenn er auch kein Verlangen verspürte, jemanden nach Länge und Ziel der Reise zu fragen. Er fand es spannend, einem Ungewissen entgegengetragen zu werden, das aber wieder nicht so ungewiß war, um zu beunruhigen. Es würde irgendein Lazarett in der Heimat sein. Vielleicht war es auch so wenig gefährlich mit ihm (zudem er keine Schmerzen mehr spürte), daß man ihn gleich zur Erholung nach Hause schickte. Aber es konnte so oder so sein; jetzt gab er sich nur dem Augenblicklichen hin, in dem ein wundervoller Inhalt von Geborgenheit lag.

Er erhob sich ein wenig, um das Stationsschild zu erspähen. Der Zug fuhr schon. Er glitt behutsam, es war nichts Rüttelndes zu fühlen, auch das Geräusch aus Achsen, Rädern und Schienen klang nur fern, unaufdringlich.

Alles Vorbeigleitende vertiefte sich in wunderbarer Weise im Gefühl, und dadurch entstand ein neu verdeutlichendes Erleben.

Manchmal schlief Stefan, vielleicht Stunden hindurch, und wenn er erwachte, hatte er nichts versäumt. Wachen und Träumen waren fast gleich. Er verspürte weder Durst noch Hunger. Einmal liefen zwei Schwestern mit Kaffee und Himbeersaft durch den Zug; sie sahen ihn wohl nicht.

Die Fahrt ging lange Zeit durch öde Ostlandschaft, die jetzt aber vieles von dem Bedrückenden oder Erregenden verloren hatte. Der Zug fuhr durch die schwelenden Trümmer eines verlassenen Dorfes, das siebenmal gezeichnet war. Über dem Dorf stand eine rosenrot umsäumte Wolke, und aus dem Feierlichen der Wolke stob ein Heer von Vögeln, und als Stefan wieder den Blick senken wollte auf die Verwüstung, da stand vor der schwelenden und brennenden Wand ein blühender Strauch, um den hellblaue Falter gaukelten.

Immer mehr verblich das Ausgesengte, und schließlich schaute Stefan auf im Horizont verschwimmende Flächen von Äckern, kargen Wäldern und Ödland. Er fühlte auch das vom Zug aus unsichtbare Meer. Manches an dieser Landschaft erinnerte ihn an die Gegend um Husum. Er nahm das Graue, Stille und Ewige ganz in sich auf. Zugleich fiel ihm aber ein, daß der Zug aus Rußland kaum den Umweg über Husum nehmen konnte. Überhaupt sprachen ihn auf dieser Fahrt früher besuchte Gegenden an, die zwar nicht gleich greifbar Wiedererkennbares aufwiesen, denen er aber nahestand wie anders gekleideten Bekannten von einst. So war er einmal sicher, durch Verden an der Aller zu kommen. Er erblickte ein junges Mädchen an einem durch weite Koppeln gleitenden Fluß. Das Mädchen trug einen Bienenkorb; es blutete an den Waden. Stefan lächelte, denn er erinnerte sich, genauer als je zuvor. Sie waren damals durch die Brombeeren gegangen; aber nicht um Beeren zu pflücken. Sie waren durch dichtes Gesträuch gekommen, und das Mädchen blutete an den Beinen von den Dornen. Aber erst später, auf dem Nachhauseweg, sahen sie es. „Was soll ich nun zu Hause sagen?" fragte das Mädchen. „Du bist von einem Bienenschwarm angefallen worden auf dem Feld, und du hast dir die Beine blutig gekratzt!" „Ja", lachte das Mädchen, „es ist auch gleich, ob sie es glauben oder nicht." Nun war diese Rotblonde wieder da, und Stefan hatte den Eindruck, als ob sie winken wolle, aber es ging nicht, sie hielt mit beiden Händen den Bienenkorb. Wenig später fuhr der Zug wieder durch eine Stefan vertraute Landschaft. Woher kannte er sie? Er überlegte, doch kam er zu keinem genauen Ergebnis. Es war eine ruhige, nur insgeheim belebte Landschaft, ihr wenig Beredtes rührte ihn fast, es war ihm sehr lieb. Er konnte alles weit überblicken und in sich aufnehmen durch das breite lichte Fenster. Das Land war ohne jede Erhebung, aber von einem größeren Stolz erfüllt als die ragenden Berge ihn geben. Weiden, Moore und dazwischen manchmal flachbettige Flüsse dehnten sich bis zum Verlieren. Oft waren die Koppeln auf weite Strecken überschwemmt und in den riesenhaften Lachen spiegelte sich die Sonne in einem anderen Gelb als in den Lüften. Zwischendurch ragten einzelne Bäume und wirres Gesträuch aus dem Überschwemmten. Es erinnerte Stefan an die Holzschnitte alter japanischer Meister. Schließlich verliefen sich die flachen Wasser; zwischen den schwarzgrauen Mooren dehnten sich weite grüne Flächen. Genau fast in der Mitte einer Koppel erblickte Stefan einen Baum, der vollkommen leblos, fahlgrau erstarrt und ohne ein Blatt war. Der tote Baum in dem Grün ringsum zog den Blick

Heute gibt's Selbstgebackenes bei Zauberers

(Fr. Bilek)



Oggi ci sono i dolci fatti in casa dai fattucchieri

fest an sich. Es erschien Stefan, daß der Baum in der dehnenden, lebenden Weite trotz seines Erstorbenen festlich wirkte. Auf einem ragenden Ast neben der bleichen Krone saß ein Raubvogel vollkommen regungslos, aber er wirkte ungeheuerlich lebendig und gespannt. Die Brust des Vogels war hellgrau, aber es war ein reineres Grau als das der verwitterten Äste. Der Zug hielt an. Stefan richtete sich auf, und es war ihm schmerzlich, daß nichts geschah. Er erhob eine Hand. Der Raubvogel bewegte sich nicht aus seinem ruhigen Stolz, nur seine Augen drehten sich ein wenig, sie richteten sich auf Stefan. Aus diesen Augen kam plötzlich durch ein Nichts an Bewegung ein Strahl, der wie ein Wort einschlug. Das Wort hieß „Ja!"

Wieder schlief Stefan ein. Es schien ihm ein traumloser Schlaf. Er war eingehüllt in ein langes rotes Wehen; vielleicht aber war auch das ein Traum, einer ohne Bilder.

Der Zug ruckte heftig an. Stefan spürte einen tiefen saugenden Schmerz in der Gegend des Herzens. Dieser Schmerz verging bald. Er schaute durch das Fenster; die Landschaft wurde immer vertrauter. Der Zug fuhr durch den Westen des Reiches. Am Horizont standen Zechentürme. Es kamen viele Ruinen. Zwischen den Ruinen standen unversehrte Häuser, in deren Gärten Kinder spielten und Blumen wuchsen. Die Menschen sahen ernst, aber nicht sonderlich niedergeschlagen aus. Sie winkten dem Zug zu, sogar so, als ob sie unendlich viele Muße dazu hätten. Als der Zug kleiner wurde, da gingen sie wieder emsig an die Arbeit. Sie räumten Schutt fort, sie gruben in ihren Gärten oder säten; viele säten.

Es war eine weite Reise.

Die Zechentürme am Horizont verglitten. Stefan erkannte, daß der Zug durch das Rheinland fuhr. Die Ruinen am Schienenstrang wurden nicht weniger; die Menschen blieben sich gleich. Auch hier winkten sie, räumten Schutt fort und säten. Es war bedrückend und beruhigend. Es war das Leben, mittendrin standen Ruinen. Das Leben war nicht zu sehr verändert.

Stefan sah einen Bauern mit einem Karren; der Bauer riß sein Pferd an und grüßte ihn. Er nahm den Peitschenstiel gegen die Mütze und lachte. Bald bin ich da, dachte Stefan. Bald muß ich am Dom vorbeikommen, vielleicht ist auch der zerstört; es wäre schade. Der Dom stand noch. Er war vollkommen ausgebrannt, man konnte durch ihn hindurchsehen. Der ragende Turm des Domes war wie ein Gerippe. Der Zug fuhr ganz langsam. Da sah Stefan etwas Unerwartetes. In einem aus-

Gute Freundinnen

(Kurt Heiligenstaedt)



„Ich weiß ja nicht, was er von mir erzählt hat, aber ich finde es gemein, daß du ihm alles glaubst!"

Buone amiche: "Non so cosa t' abbia raccontato di me; ma sei una vile a prestar fede a tutto ciò ch' egli dice!„

gebrannten Gerüst des Turmes standen seine Braut und seine Mutter. Sie erschienen nicht überrascht oder erstaunt; sie machten einen freundlichen Eindruck und winkten ihm zu. Sie hatten sich festlich gekleidet und schön geschmückt. Die Braut trug im Gürtel einen kleinen Strauß Reseden und die Mutter hatte ein paar Zweige Goldlack in ihrer lieben welken Hand. Der Zug stand still. „Bleib liegen!" hörte Stefan die Stimme seiner Mutter. Sie schaute ihn lange an. Auch seine Braut schaute ihn an; mitten im Gerüst des zerzausten Domes war sie leuchtender als die ganze Welt. Stefan richtete sich auf. Er rief zu den Frauen hin: „Es ist alles gut! Versteht ihr mich?" „Ja", sagte die Braut, „wir verstehen dich!" Die Mutter rief: „Ja ja!"
Der Zug fuhr sachte an. Stefan schloß die Augen. Er war sehr ruhig und zufrieden. Als er die Augen geschlossen hatte, glaubte er erneut zu träumen. Im Anfang, nur im Anfang, kam wieder das rote Wehen — dann war es kein Traum mehr. Als Letztes fühlte Stefan, daß er nun etwas endgültig überwinden mußte — eine kurze reife Furcht überkam ihn; dann wurde es unendlich leicht. — —
Der Fahrer warf ein paar Scheite in die Asche.
„Es ist keine Glut mehr drin", sagte der Oberst. Der Fahrer durchstocherte die Asche. „Nein. Es ist erloschen. Es wird bald dämmern. Wollen wir ihn jetzt auf den Wagen heben?"
„Ja", sagte der Oberst, „wir müssen zurückfahren!" Aber sie fuhren noch nicht. Beide starrten sie in die kalte Asche des erloschenen Feuers. Sie hatten es für den Dritten angezündet in der Nacht, in der Steppe.
Der Oberst schaute über das Unendliche gegen Osten. Es war dort ein unsägliches Wühlen zwischen Nacht und Morgen. Am Saum der Steppe erhob sich das rotgelb Schwelende das mit dem Nebelgrauen kämpfte; die Sonne wollte durch.
Der Fahrer blickte auf den am Boden. „Ob er ohne Schmerzen gestorben ist? Man stellt es sich wohl schwerer vor als es ist."
Der Oberst starrte noch immer in die weißgraue Asche, dann riß er sich aus seinem Grübeln; sie hoben den Leichnam auf den Wagen.
„Ich glaube daran", sagte der Oberst, „daß es ihm leicht geworden ist. Aber wir, wir Lebenden — was wissen wir schon vom Tod?"

Bestätigung - Conferma

(J. Hegenbarth)



„Sag' mal, Tantchen, hast du eigentlich deinen Mann geliebt?"
„Gewiß, Kind! Ich habe bei Männern nie eine Ausnahme gemacht!"

"Dimmi un po', zietta, hai realmente amato tuo marito?,,
"Certo, bambina; con gli uomini non ho mai fatto un' eccezione!,,

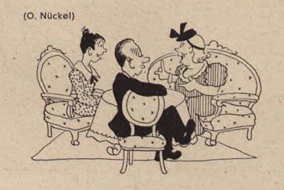
FURCHTBARES ERLEBNIS

VON HEINZ SCHARPF

Zwei Jugendfreunde trafen sich nach mehreren Jahren der Trennung.
„Hallo, alter Junge", rief der eine, dem man in der Wiege den Namen Kaspar aufgeladen hatte, „das ist furchtbar nett, daß du wieder einmal auftauchst. Bist du verheiratet oder noch immer Frauenfeind?"
„Keines von beiden", lachte der andere, der Serie Karlheinz zugehörend, und damit waren sie schon mittendrin in einem Gespräch über die Ehe, bei dem sie eifrig aneinander vorbeiredeten.
„Ich bleibe dabei", meinte Karlheinz, „man frißt sich gegenseitig auf in dieser Institution, ob aus Liebe oder Haß, ist gleichgültig, die eigene Persönlichkeit muß dran glauben."
„Quatsch!" schüttelte Kaspar den Kopf, „Leute deines Schlages sollten gesetzlich zur Ehe gezwungen werden, damit ihnen der Hagestolz vergeht. Mir wurde keinesfalls ein Faden meiner Persönlichkeit abgebissen, das kannst du mir glauben."
„Glaube ich aufs Wort", nickte Karlheinz, „aber jeder hat nicht das Glück, so eine prächtige Frau zu finden, wie du sie in deiner Pauline fandest. Dieses zarte, sanfte Geschöpf ist wohl restlos in dir aufgegangen, das war vorauszusehen. Wie ein kleines Mädchen blickte sie zu dir empor. Du überragtest sie so furchtbar, gestand sie mir einmal, wie in ihrer jungen Ehe überhaupt alles furchtbar auf sie einwirkte. Du warst stets furchtbar schlecht rasiert, Stubs, der Hund, war ein furchtbarer Kläffer, am Morgen standet ihr furchtbar spät auf, zu Mittag war es furchtbar heiß, hingegen am Abend wieder furchtbar kalt, jemand in der Nachbarschaft befliß sich eines furchtbaren Klavierspiels, es war furchtbar lustig, wenn es nicht gerade furchtbar traurig war, mit einem Wort, es war alles furchtbar bei deiner reizenden Gattin, ohne im geringsten irgendwie fürchterlich zu sein."
„An das alles erinnerst du dich noch?" mußte nun auch Kaspar herzhaft lachen, „da sieht man's wieder, was so ein Junggeselle alles im Ohr behält. Aber diese Überschwenglichkeit in ihren Gefühlsäußerungen hat meine Frau längst abgelegt, ohne daß ich besonders erzieherisch auf sie einwirken mußte. Ach, ich sage dir, in der Ehe gibt sich ja alles so furchtbar einfach, wenn man nur halbwegs zusammenpaßt. Ich habe Gott sei Dank an Pauline einen furchtbar netten Kameraden gefunden, der Himmel hat uns zwei furchtbar niedliche Kinder geschenkt, ich kann dir gar nicht sagen, wie furchtbar glücklich ich bin und ich würde mich furchtbar freuen, wenn du mir folgtest und endlich auch heiraten würdest."
„Furchtbar gern", schüttelte Karlheinz dem Jugendfreund zum Abschied die Hand, „aber ich habe Angst, daß sich bei mir nicht alles so furchtbar einfach anlassen könnte". Und damit stakte er davon, wie einer, der es plötzlich furchtbar eilig hat.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



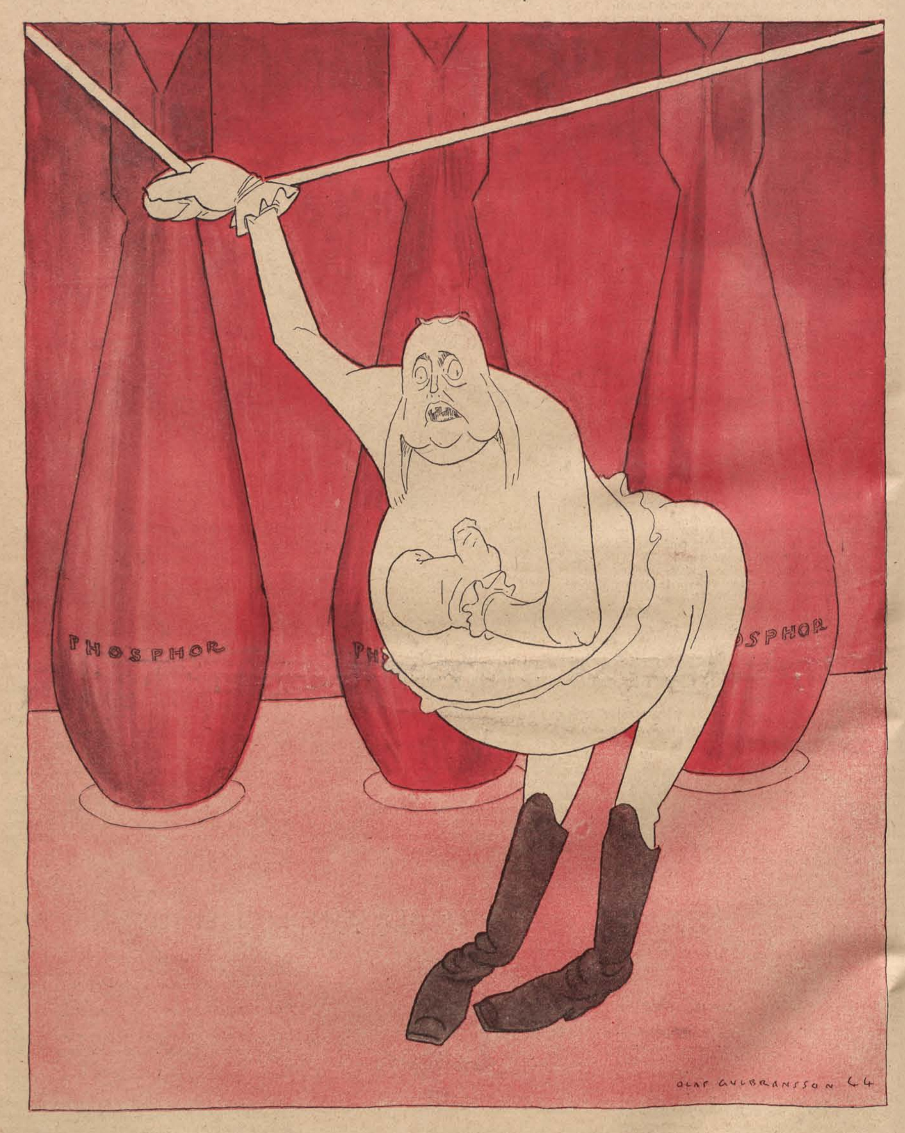
Ja, man muß heute schon ein ganz besonderer lieber Gast sein, wenn einen die Hausfrau auffordert, über das Abendessen zu bleiben. Frau Hermine Anders war es uns nicht. Wir hatten Hilde, unser Mädchen, daher instruiert und ich war eigens noch einmal in die Küche gegangen, es ihr einzuschärfen, die warmen Würstchen zum Abendessen erst dann einzulegen, wenn Frau Anders endlich Anstalten treffe, das Haus zu verlassen.
Frau Hermine Anders traf keine Anstalten. Es wurde sieben Uhr, acht Uhr — sie ging einmal hinaus, einem dringenden Bedürfnis nachzukommen — dann saß sie wieder wie angewachsen auf ihrem Stuhl.
Ich traute meinen Augen nicht, als Hilde plötzlich mit der Schüssel heißer Würstchen erschien. Aber ehe wir noch unseren Schreck verbergen und mit süßsaurer Miene Frau Anders auffordern konnten, doch selbstverständlich an unserem bescheidenen Nachtmahl teilzunehmen, sagte Hilde:
„Ich kann nix dafür, gnädige Frau — vorhin, als die Dame auf der Toilette verschwand, habe ich geglaubt, sie geht heim — und da habe ich die Würstchen eingelegt, wie Sie angeordnet haben."

J. H. R.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Unfairer Kampf

(O. Gulbransson)



„Unerhört! Er hat mir einen Leberschlag versetzt!"

Lotta "unfair„: "Incredibile! M' ha dato un colpo nel fegato!„

München, 19. Juli 1944
49. Jahrgang / Nummer 29

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

V1 und der Lord

(E. Thöny)



„Unerhört, so eine unhumane Kriegführung! Diese Roboter können ja nicht einmal ein Schloß von einer Arbeiterwohnung unterscheiden!"

V1 ed il Lord: "Incredibile, un procedere sì inumano di guerra! Queste 'meteore alla dinamite, non distinguono nemmeno un castello da un' abitazione d' operai!,,

Am Ende - Alla fine

(O. Herrmann)



„Macht es dir denn Freude, den ganzen Tag so dazuliegen?"
„Nee, aber das Sitzen macht mir ooch keene mehr!"

"Ti piace dunque giacere là tutto il giorno?„ — "Eh no; ma anche starmene seduto non mi piace più!„

DER WARTENDE

VON HEINZ SCHARPF

Jocundus hatte sein geliebtes Mädchen verloren. Herzlos lief es ihm mit einem andern davon. Darüber ist er untröstlich. Ihm bleibt nur mehr der Weg in den Wahnsinn oder in den Tod. Eine kleine Zwischenrichtung einnehmend, landet er taumelnd in einem Café.

Hier sinkt er verzweifelt in sich zusammen. Alles wogt wie hinter Nebelschleiern um ihn. Sein Blut fiebert, seine Pulse klopfen. Er weiß nicht, was er tut. Sogar die Zigarette steckt er verkehrt in den Mund.

Nach einer Weile fällt sein Blick zufällig in den Spiegel. Oh, Bild des Jammers! Auf was wartet er eigentlich noch? Auf ein Wunder? Daß die Verlorene wieder zu ihm zurückkehrt? Oder auf ein Erwachen, das ihm zeigt, daß alles nur ein fürchterlicher Traum ist?

Ach, in Jocundus zerrissenem Innern spiegeln sich keine Trugbilder mehr. Dahin, dahin die schönen Tage mit Elisabeth, für alle Zeiten dahin! Verzweifelt fährt er sich durchs Haar. Trüge er einen Bart, er würde ihn sich bis auf das letzte Härchen ausraufen. —

Ein brünettes Fräulein betritt das Café und schreitet kokett an ihm vorüber. Ein erregender Duft geht von ihm aus und strömt Jocundus in die Nase. Aber sein Hirn weiß mit diesem Duft nichts anzufangen, es ist zu vollgeräuchert mit einem anderen Parfüm. O Elisabeth!

Eine graziöse Blondine setzt sich an den Nebentisch. Ha, welche Höllenpein! Dieses schimmernde Blond loht wie Feuer durch die Qual der Erinnerung. Er jappt nach Luft, seufzt, stöhnt und verfällt in nur noch düsteres Brüten. O Elisabeth!

So döst er, verbohrt und gebrochen, aller Hoffnungen beraubt, ein lebender Leichnam. Zitternd greift er nach dem kalten Mokka, schlürft gedankenlos, schlabbert, stiert wieder vor sich hin und wartet, wartet. Wenn er nur wüßte auf was? Ach, er weiß es wahrhaftig nicht.

Aber die holde Weiblichkeit um ihn weiß es und wirft ihm ermunternde Blicke zu. Sie sagt sich: Dieser junge Mann sieht aus wie einer, der ein geliebtes Mädchen verloren hat und nun dasitzt, gram- und wutverzerrt, bis er wieder ein anderes findet.

Schade, daß das nicht auch Jocundus weiß, es würde ihn trösten in seinem Schmerz.

Mitten zur Nacht

Manchmal mitten zur Nacht
Starr ich mit stummem Schrei,
Zu e i n e m Gedanken erwacht:
Daß ich gestorben sei.

— Noch nicht. Doch bald wird es sein:
Es welken mir Augen und Mund,
Es werden die Glieder Gebein,
Durchrippen wie Wurzeln den Grund — —

Doch heut, heut wärmt noch mein Blut,
Durchwärmt auch, was dunkel und fremd.
Du Erde, umarmend und gut,
Du näher als Woilach und Hemd,

Du Erde gebarst mich einst her,
Du Erde gebärst mich zurück.
Licht, Wälder, Stadt, Wolken und Meer.
Traum, Schaffen, Qual, Grauen.
Und Glück.

WILHELM PLEYER

Am Walchensee

(Wilhelm Schulz)



Al Walchensee

Die Hilfe

(R. Kriesch)



„Wissen S', Fräul'n Hildegard, bal i amol zur Arbeit mit Eahna net länger brauch als zur Arbeit ohne Eahna, is scho vui g'wonna!"

L' assistenza: "Sapete, signorina Ildegarda, ho bisogno di più tempo a lavorare con Voi, mentre senza di Voi ci ho già un buon guadagno!„

GRILLEN

Ist nicht die Welt aus Glas?
Heiß ist's und still.
So haben's Grillen gern
Zirpen nochmal so schrill
Im hohen Gras.
Wenn ich sie suchen will,
Schweigen sie schon.
Aber die nächste, fern
Hält ihren Ton.
Bin ich der Klügre doch:
Noch so versteckt
Hab' ich ein Grillenloch
Bald schon entdeckt.
Seh eine fliehn gar noch
Hurtig, verschreckt.
Weiß ich's nun doch, wie schlau:
Sie ist zu Haus.
Rupf mir mein Hälmchen aus
Risple es nackt
Kitzle im Sägetakt
Sie aus dem Bau.
Läßt sie sich gute Weil,
Mach mir nichts draus:
Plötzlich in zorniger Eil
Steckt sie ihr Hinterteil
Zappelnd heraus.
Halte mir, flüchtiger Gast!
Bist schon gepackt:
Hältst ohne Widerstand
Mir auf der leichten Hand
Harmlos nun Rast!
Gelb gezackt, schwarz befrackt
Blank wie gelackt:
Wie du nun Zutrau'n hast,
Dickkopf, jetzt willst du fort
Nicht mehr zurück?
Muß ich schier böse sein:
Marsch in dein Loch hinein!
Schieb dich ein Stück:
Plötzlich — du hast's erfaßt,
Rennst über Gras und Sand
Taumelnd vor Glück!
Schlüpfst in den kühlen Bau..
Sonnenschein, Himmelsblau
Zitternder Glast...
Liege so still allein —
Grillen von Feld und Rain:
Und wie ich schau,
Mischt auch die meine fein
Wieder ihr Stimmchen drein,
Zirpt mit den Flügeln klein
Hell und genau...

EUGEN ROTH

DIE NACHT MIT DEM SPIESS

VON ERHARD RÜHLE

Alois Kirnreuter, der junge Holzfäller aus dem Bayerischen Wald, ist — wenn man so sagen darf — eine der tragenden Säulen der Batterie. Dies kann man wörtlich nehmen. Im Arbeitsdienst zum Beispiel, und es gibt fast jeden Tag Arbeitsdienst, trägt er mit spielender Leichtigkeit eiserne Rohre auf der Schulter, oder er wuchtet Baumstämme, an denen vier Mann meines Schlags zu schleppen hätten, allein durch die Ginstersteppe. Alois hat Pranken wie Koffer und die Kräfte eines Bären. Dabei ist er im Gemüt einem Kinde gleich, gutherzig und voller Einfalt. Etwas von seinem Heimatwald steckt in ihm. Der Spieß schätzt den jungen Naturburschen aus begreiflichem Grund; denn Alois ist, obwohl bedächtig, im Holzfach ein Meister. Er baut Kästen und Truhen, er setzt Fensterrahmen und Bunkertüren ein, er legt Verschläge an, Lattenroste, schreinert Hocker und Tische, kurzum er ist unentbehrlich.

Von Alois' vielen guten Eigenschaften ist eine zu nennen, die man an den Menschen selten genug beobachtet: die Gabe unendlicher Geduld, die Fähigkeit, Widerwärtigkeiten zu ertragen, mit beinahe asiatischem Gleichmut zu ertragen, ja unter mancherlei Anfechtungen, die einen anderen fast umwerfen, lächelnd zu leben, Hiebe für Mückenstiche zu nehmen und trocken Brot für Hammelbraten. Um Winzigkeiten zu nennen: Alois packt den kochenden Leimtopf mit bloßen Händen an, er zieht und biegt Stacheldraht wie Weidenruten, und er geht seine Wachen, als sei das Sommerfrische im Harz. Ich zweifle nicht, daß er imstande ist, wie indische Fakire auf einem Nagelbrett zu schlafen.

Eine erstaunliche Kraftprobe solcher Geduld hat Alois einmal dem Spieß gegeben und zwar, ohne daß es dieser gewahr wurde. Mit Mühe habe ich Alois das Erlebnis entlockt, und nach seinen spärlichen Worten kann ich folgenden Bericht geben.

Alois fährt vom Urlaub zur Batterie zurück. Auf dem Bahnhof in Metz, Paris, Tours oder wo es sonst gewesen sein mag, läuft er seinem Spieß in die Arme, der von einer Dienstreise kommt. Nanu? fragt der, Kirnreuter, wohin wollen Sie denn?

Ich komme von Urlaub, Herr Hauptfeldwebel!

Richtig! Dann fahren wir also jetzt zusammen!

Jawohl, Herr Hauptfeldwebel! entgegnet Alois, und er schnappt sich geschwind den Spießkoffer. Die beiden Männer besteigen den Schnellzugwagen und finden in einem Abteil zwei Plätze nebeneinander. Mißgelaunt stellt der Spieß fest, daß die vier Eckplätze längst besetzt sind. Wann wären in einem Fronturlauberzug diese Plätze einmal nicht längst besetzt? Nun, man wird sich einrichten, trotz Alois' breiten Schultern, und auch der Spieß hat einigen Speck zu verbergen.

Der Zug rollt aus der Halle, und jetzt ist man für einen halben Tag und eine ganze Nacht festgenagelt. Der Spieß macht es sich bequem und raucht eine Zigarre an. Die Sonne geht unter, es dämmert und dunkelt. Die glücklichen Eckplatzsitzer räkeln sich zurecht und ziehen den Mantel wie einen Vorhang vors Gesicht. Der Spieß entledigt sich der Stiefel, streckt die Beine, daß die Gelenke knacken und sagt zu Alois: So, da wollen wir mal!

Alois kann auch Schlaf gebrauchen. Er liegt seit fünfundzwanzig Stunden auf der Bahn. Er wirft einen scheuen Seitenblick auf seinen Hauptfeldwebel, lehnt sich zurück und schließt die Augen. Drei Minuten später ist der Spieß bereits entschlummert; er ist noch mitten in den Jahren des gottgesegneten Schlafs, aus dem ihn kein Kanonendonner weckt.

Der Zug rast durch die Nacht, und der Wagen schwingt und wiegt. Blau und trübselig schimmert die Deckenlampe. Alois ist im Begriff, in Morpheus' Armen zu versinken, da fängt der Spieß an zu sägen. Erst leicht und gleichmäßig, dann stärker prustend und bald orgelnd wie im vollen Orchester. Der Spieß schnarcht hingegeben und geradezu wollüstig; denn zwischendurch ringt sich ein beseligtes Stöhnen aus seiner Kehle. Schließlich nimmt das Schnarchen teuflische Form an. Es setzt mit einem schnarrenden Triller ein, wird hohl und hohler, grollt mit des Basses Urgewalt, daß Nase und Backen wie Resonanzböden erzittern, der Mund öffnet sich leicht, das Brausen gipfelt in einem ratzenden Donner auf, reißt wie erstickt ab und geht in ein heißes Fauchen über. Und sogleich fängt die bunte Kadenz wieder von vorn an. Gott im Himmel! Daß ein Mensch so schnarchen kann! denkt Alois. Bei einem Wettschnarchen würde der Spieß todsicher den ersten Preis gewinnen. Zehnmal, hundertmal, die ganze Nacht durch wiederholt sich die Kadenz, mit einer Präzision, daß man die Uhr danach stellen könnte.

Nun würde der Naturbursche Alois trotz allem eingeschlafen sein, hätte sich jetzt nicht eine neue Hemmung ergeben. Der Spieß rutscht ab! Er verschiebt sich aus der Senkrechten und kippt seitlich nach Backbord über, ganz langsam, unmerklich fast, mit jedem Schienenstoß ein paar Millimeter. Aber Alois spürt, daß ihm der Hauptfeldwebel näherrückt, ihm zuerst sanft den Arm drückt, dann stärker und stärker preßt, bis endlich die volle Spießmasse auf Alois' rechter Schulter lastet. Wohliger grunzt der Spieß im Schlaf. Und wie bekanntermaßen äußere Umstände die Träume beeinflussen, wie etwa Wasser, das auf die Stirn tropft, dem Schläfer vorspiegelt und ihn plagt, er werde von Siouxindianern an die Felswand geschmiedet, so scheint jetzt der Spieß zu träumen, daß er in einem französischen Prunkbett liegt und von der geliebten Frau zärtlich umhalst wird; denn er spitzt die Lippen, schmatzt hörbar und beginnt mit dem Kopf zu kreisen, als wolle er sich anschmiegen und ein Lager, ein Nest im weichen Pfühle bauen.

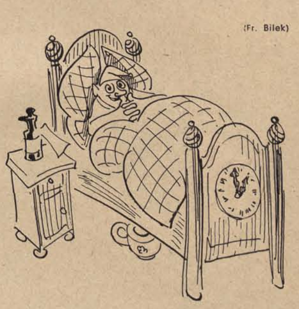
Alois spürt den wolligen Spießschädel an seinem Halse kitzeln, aber er wagt nicht sich zu rühren. Er hat eine Hochachtung vor seinem Hauptfeldwebel, der für ihn ein kleiner Gott ist, für den er durchs Feuer geht, wenn es sein muß. Nein, der bärenstarke Waldmensch sitzt still wie ein Buddha und bewegt keinen Muskel. Wenn nur der Spieß recht liegt und schläft, dann ist alles gut.

Stunde um Stunde verrinnt, und der Zug rast weiter durch die Nacht. Alois sitzt eisern, mit schier unmenschlicher Geduld. Wohl kriegt er dann und wann ein wenig Erleichterung, wenn nämlich der Spieß, wie das jeder Mensch im Bett tut, seine Lage ändert, sich dreht und wieder hochwölbt. Aber das währt nur Sekunden, und schon drückt er von neuem auf den Dulder herunter wie ein unentrinnbares Geschick. Alois wird seinen stillen Kampf durchhalten, auch wenn sich jetzt eine neue niederträchtige und heimtückisch schleichende Gefahr anmeldet. Alois hat am Abend zuvor in einer Verpflegungsstelle des Roten Kreuzes erhebliche Mengen Tee getrunken, die nun ihrer natürlichen Bestimmung zufließen wollen. Lange bemeistert sich Alois. Schweißtropfen bilden sich auf seiner Stirn. Aber dann vermeint er, den wachsenden Stau nicht länger zurückdämmen zu können. Vorsichtig, Zoll für Zoll, schiebt er den Spießleib in die Höhe, um ihn in die Senkrechte zu rücken und sich dann schnell wegzustehlen. Doch der Hauptfeldwebel muß in seinem Traumbewußtsein merken, daß ihn eine fremde Gewalt dirigiert. Er läßt ein unwilliges Knurren hören, so, wie ein Löwe knurrt, von dem man nicht weiß, ob er gleich beißt oder nur mit der Tatze zuhaut. Alois läßt eingeschüchtert ab und macht seine letzten Abwehrkräfte mobil.

Dann hat auch die längste Nacht ihr Ende. Der Morgen zieht herauf. Die Eckplatzschläfer winden sich aus ihren Verschanzungen, gähnen laut, rekken die Arme und schieben den Fenstervorhang zurück. Strahlend steigt die Sonne im Osten empor und nun wird auch der Spieß wieder lebendig. Uff! macht er, reibt sich die Augen, räuspert sich, setzt die unvermeidliche Morgenzigarre in Brand und schlägt seinem Nachbar mit der Hand auf den Schenkel. Na, Kirnreuter, Sie Murmeltier, ausgeschlafen?

Und Alois, der treuherzige Dulder, lügt frisch und tapfer drauflos: Jawohl, Herr Hauptfeldwebel! So nimmt es nicht wunder, wenn der Spieß, ohne mit der Wimper zu zucken, erwidert: Soso, hem, es wäre auch übel, Kirnreuter, wenn ein junger Mann von zwanzig Lenzen nicht schlafen könnte, wo und wie es trifft! Kommen Sie erst einmal in mein Alter, Kirnreuter! Dann wird das auch anders, mein Lieber! Ich habe die Nacht kein Auge zugemacht, verdammt nochmal!

(Fr. Bilek)



Wissenschaft als Feind des Aberglaubens

Im Bett, auf dem ein Kranker wacht,
Tickt es leise um Mitternacht.
Der Kranke lächelt; es freut den Alten:
Da drinnen wird wieder mal Hochzeit gehalten!

W. PLEYER

DAS BILD DES MINISTERS

VON ERICH R. PRÖLSS

Exzellenz von W., bis zum Jahre 1918 Kultusminister eines süddeutschen Landes, war ein Vorbild untadeligen Lebens; er war fromm, arbeitsam und häuslich. Frühmorgens ging er zur Messe, arbeitete dann ohne Unterbrechung zwölf bis vierzehn Stunden und verbrachte den Abend, nachdem er auf dem Heimweg noch einmal die Kirche aufgesucht hatte, mit seiner Frau, der Tochter eines namhaften Archäologen, und seinen elf Kindern; zuweilen las er in seinen Mußestunden lateinische Kirchenväter. Niemand konnte sich entsinnen, den großen, aufrechten Mann mit dem weißen Vollbart jemals anders als im Gehrock — oder bei feierlichen Anlässen im Frack — gesehen zu haben.

Um so erstaunter muß man sein, wenn man erfährt, daß ein Lichtbild dieses vortrefflichen Mannes, ein Brustbild in Lebensgröße, in einem türkischen Freudenhaus aufgehängt ist, gerade gegenüber der Tür, so daß der Blick jedes Eintretenden darauf fallen muß — und, nicht genug damit, daß es über dem Namenszug des Dargestellten, quer über der Frackbrust, der Ordensschärpe und den Zacken des Philipps-Kreuzes, ein von ihm geschriebenes Motto trägt, das in Ansehung des Ortes nur höchst eindeutig genannt werden kann und zudem rechts und links von dem Bild, in goldenen Lettern, französisch und türkisch wiederholt ist.

Diesem Erstaunen gab der Kronprinz, nunmehr Privatmann, bei einem der Abendessen Ausdruck, bei denen er den ehemaligen Hof und die engsten Mitarbeiter seines inzwischen verstorbenen Vaters gelegentlich um sich zu versammeln pflegte.

„Königliche Hoheit", sagte von W., während ihn alle erwartungsvoll, manche nicht ohne Spott ansahen, „die Geschichte ist im Handumdrehen erzählt und keineswegs wunderbar.

Während des Weltkrieges besuchte uns ein hoher türkischer Beamter — nennen wir ihn aus Gründen, die Sie gleich verstehen werden, Achmed Bey. Die Türken wollten damals nach deutschem Muster Militärwaisenhäuser einrichten, und Achmed Bey war mit dieser Aufgabe betraut worden. Da unsere Militärwaisenhäuser als vorbildlich galten, kam er zu uns, um sich näher zu unterrichten, bevor er mit seinem Werk begann. Ich hatte damals auch die Aufsicht über die Militärwaisenhäuser, und so fuhr ich vierzehn Tage mit dem hohen Gast durch unser Land, zeigte ihm Militärwaisenhäuser, erklärte ihm ihre Organisation, ihre Verwaltung und ihre Finanzierung und legte ihm Baupläne und Voranschläge vor.

Achmed Bey zeigte sich für alles sehr interessiert, namentlich für die halbwüchsigen Mädchen, die mit hochgeschürzten Röcken in Haus und Hof allerlei Arbeit verrichteten. Mit unseren großen Schlafsälen war er nicht einverstanden. „Nein", sagte er, „ich halte nichts von diesen großen Sälen, sie hemmen die Entwicklung des einzelnen und führen zu frühzeitiger Verderbnis... Jeder sollte ein eigenes Zimmer haben, ein ganz kleines Zimmerchen nur, gerade groß genug, um ein Bett, einen Stuhl, einen Schrank und ein Waschgeschirr hineinzustellen."

Ebenso mißfielen ihm unsere nüchternen rechteckigen Speisesäle; er wollte statt dessen einen runden Saal bauen, mit gewölbter, von Säulen getragener Decke.

Nach zwei Wochen waren wir die besten Freunde; Achmed Bey umarmte mich und bat mich um mein Bild, um es, wie er sagte, aus Dankbarkeit für die vielen Anregungen, die ich ihm hätte zuteil werden lassen, in dem ersten nach seinen hiesigen Eindrücken und Erfahrungen entstehenden Gebäude an hervorragender Stelle anzubringen. Ich gab ihm mein Bild und schrieb, weil ich die Kriegerwaisen zu steter Dankbarkeit gegen den Staat, den Beschützer ihrer Jugend, angehalten wissen wollte, noch einen Spruch darauf: „Wenn ihr dieses Haus verlaßt, denkt stets dankbar an die Zeit, die ihr darin verbracht." Achmed Bey las den Spruch, umarmte mich aufs neue und rief: „C'est excellent! C'est épatant!" Dann reiste er ab.

Zuerst bekam ich regelmäßig Nachricht von ihm, er schickte mir die Baupläne, die richtig lauter kleine Kämmerchen und einen großen runden von Säulen getragenen Saal aufwiesen, und Lichtbilder berichteten von dem Fortschreiten des Baues. Aber dann hörte ich nichts mehr von Achmed Bey und erfuhr, als ich nachforschte, schließlich folgendes:

Das neue Militärwaisenhaus war eben halb fertig, als die dafür bereitgestellten Mittel aufgebraucht waren. Neue wurden nicht bewilligt und so drohte das Werk als Ruine zu verfallen, noch ehe es vollendet war. In dieser Lage kaufte Achmed Bey dem türkischen Staat den Bauplatz mit dem halbfertiggestellten Gebäude für eine geringe Summe ab, ließ den Bau wie vorgesehen zu Ende führen und machte, da ihm die Raumeinteilung hiefür besonders geeignet erschien, ein Freudenhaus daraus; es soll das schönste im ganzen Orient sein. Mein Bild hängte er, seinem Versprechen gemäß, in der Eingangshalle auf und unterließ nicht, meine Widmung in goldenen Lettern französisch und türkisch zu wiederholen.

Von seinem weiteren Schicksal weiß man nur, daß Achmed Bey in den bald darauf beginnenden Wirren aufgeknüpft worden ist — wahrscheinlich hatte er auf die falsche Partei gesetzt. Seine Erben führten den Betrieb fort.

Ich habe wiederholt versucht, mein Bild zurückzuerlangen, aber unsere Juristen haben mir von einem Prozeß abgeraten: erstens lägen die Voraussetzungen, unter denen man ein Geschenk zurückfordern dürfe, nicht vor, und außerdem sei es ja tatsächlich in dem Gebäude aufgehängt worden, dessen Bauzeichnungen ich gesehen und gebilligt hätte. Ich habe mich also damit abfinden müssen, daß mein Bild als Haussegen dort hängt und jedem der Besucher zuruft: „Wenn ihr dieses Haus verlaßt, denkt stets dankbar an die Zeit, die ihr darin verbracht" — deutsch, französisch und türkisch...

(Fr. Bilek)

Der hilflose Engel - L' angelo derelitto



Der Pferdemetzger

(O. Nückel)



Il macellaio di cavalli

NACHTTANZ EINER SARDINENBÜCHSE

VON EUGEN SKASA-WEISS

Aus Narvik hat mir Robert eine Büchse Sardinen nachgeschickt; nicht aus Kameradschaft, sondern aus Neugier. Er wollte sehen, wer später zu Hause ankam, die Büchse oder ich.
Wir kamen zusammen an, die Büchse etwas weniger zerbeult. Ich stellte uns beide der Familie zur Verfügung, dabei zog die Büchse den kürzeren — sie wurde früher alle und flog zum Fenster hinaus.
Nun wohnen wir schon einige Jahre so einsam, in der Vorstadt einer Vorstadt gewissermaßen, und auch da nicht ganz so weit vorn, daß wir wirklich nichts mehr dabei finden, Sardinenbüchsen zum Fenster hinauszuwerfen, außerdem darf man das wahrscheinlich, wenn es fast keine mehr gibt. So schlimm wirkt sich das in unserer Straße nämlich gar nicht aus; früher ärgerten sich die Spaziergänger über umherliegende Sardinenbüchsen, aber wie die Dinge heute liegen, dürfen wir uns über Spaziergänger noch viel mehr ärgern, und fährt einer mit dem Fahrrad in die offene Büchse und macht mitten auf der Straße Havarie, so fragen wir ihn, woher er dazu die Zeit und das Fahrrad hat, und er kann dankbar sein, wenn wir davon Abstand nehmen, uns die kaputtgefahrene Büchse von ihm ersetzen zu lassen.
Doch sind das alles gar keine Probleme. Meistens spielen die Kinder mit den Sachen, die man zum Fenster hinausgeworfen hat, am Morgen Fußball, während sie zur Schule gehen, und danach ist die Straße wieder ganz sauber. Und wenn man seine Abfälle zur richtigen Minute zum Fenster hinauswirft, dann läuft man auch nie Gefahr, einen, der gerade vorbeikommt, damit auf den Kopf zu treffen, was man ja nicht gerade will, wenn es auch hübsch wäre, wenn die Menschen mehr Spaß verstünden. Trifft man aber wirklich einmal jemand in der Nacht mit einem Ding, das man nicht mehr gebrauchen kann, aus Versehen auf den Kopf, dann wird es dem viel zu mühsam sein, herauszubringen, aus welchem Gebäude und welchem Fenster das Ding geflogen kam — die Leute brüllen dann meist nur ein wenig, um uns einzuschüchtern, aber doch so gedämpft, daß die andern, die es nicht gewesen sind, nicht wachwerden, nur die Rücksichtslosen pflanzen sich mitten in der Dunkelheit auf und schlagen ohne Beherrschung Lärm, als hätten sie ein Recht auf unsere Straße, so spät, und als hausten darin lauter schlampige Leute. Wenn einer hier so spät noch auf der Straße herumläuft ist er sowieso meistens betrunken, wenn man sich auch fragt, wovon, und kann gar nicht richtig beurteilen, ob ihm etwas an den Kopf geflogen ist oder nicht, oder er hat überhaupt nichts in der Finsternis auf der Straße zu suchen und da geschieht es ihm recht.
Nun haben wir aber, als wir vor acht Tagen unsere Sardinenbüchse aus dem Fenster geworfen haben, gar nicht darauf geachtet, daß die Kinder gerade Ferien hatten. Es kommt also am Morgen keine Knabenschar mehr des Weges, welche die Abfälle auf der Straße einsammelt oder verschleppt und mit den Füßen in die Nähe des Schulhofes stößt. Dafür hat sich mit unserer Sardinenbüchse etwas anderes ereignet. Einige Minuten nach Mitternacht schreckten wir plötzlich aus dem Schlaf auf — es war schon vor acht Tagen, wie gesagt — und horchten entsetzt in die drückende Verdunkelung. Sehr mußten wir uns nicht anstrengen, denn nach einer kurzen Pause gab es da draußen ein Gepolter, als raste ein kleiner giftiger Goliath in der Gegend umher und suchte sich ein stilles Fleckchen zum Explodieren. Es ratterte die Straße entlang durch die stumme Finsternis und schepperte ununterbrochen hohl und fürchterlich. Man konnte das Geräusch mit gar nichts Unkriegerischem vergleichen, am ehesten noch mit dem Lärm, den einer hervorrufen könnte, der auf einer Milchkanne einen steinigen Alpenhang hinabrodelt. Ich hatte den Eindruck, als müßte die ganze Vorstadt davon wach werden.
Als ich aufstand und hinter der Gardine zum Fenster hinaussah, bemerkte ich, daß die Sardinenbüchse von einem Tier, das ich beim besten Willen nicht ausmachen konnte, hin und her gerollt wurde, immer den Rinnstein entlang, manchmal rauf das Trottoir, dann wieder runter vom Trottoir. Es sah haarsträubend und gespenstisch aus. Dann war es wieder eine Zeitlang still, und da untersuchte das Tier, was in der Büchse noch zu holen sei, ich hörte es schnuppern, bis hinter die Gardine drang sein Entzücken und Geschnüffel.
Wer mit Sardinenbüchsen schon umgegangen ist, der weiß genau, daß der Schlüssel möglichst am Anfang schon abbricht und die Büchse mit einer lächerlich kleinen Öffnung in unseren Händen, die über und über mit Öl und Sardinenschwänzchen bekleckert sind, zurückbleibt. Man muß dann die Sardinen mit der Gabel vollständig zerstückeln und bröckchenweise herausholen. Es bleibt natürlich noch immer eine ganze Menge hinten und oben am Deckel hängen, das Beste, kann man sagen, an das man nicht rankommt, so ehrlich man sich auch anstrengt. Das roch das Tier auf der Straße und versuchte mit allen Mitteln, diesen Rest aus der viertelgeöffneten Büchse mit odysseischen Listen herauszulocken.
Als meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt waren, sah ich, daß es eine scheußliche schwarze Walpurgisnachtkatze war, die sich mit meiner Sardinenbüchse mit glühenden Augen abgab. So oft sie ein wenig geleckt hatte, war sie wieder angeregt genug, mit der Sardinenbüchse zu spielen; aber sie blieb immer in der Nähe meines Fensters, als hätte sie Angst, die Nachbarhäuser zu stören.
Nachdem ich über eine Stunde wach gelegen war, weil die Katze die Lust an ihrem Spiel auch dann nicht verloren hatte, als ich mit der Fahrradpumpe Wasser auf sie spritzte und einen halben Brikett zum Fenster hinausschleuderte, wurde es eine Zeitlang wider Erwarten so still, daß man wieder vor Stille nicht einschlafen konnte, weil man innerlich deutlich sah, wie die Katze geduckt vor der Büchse auf der Lauer lag, und diese einen rattenhaften Plan ausheckte, plötzlich mit schrecklichem Geknatter in ein Mauseloch zu huschen. Gegen drei Uhr aber, als ich vor lauter Warten, ob sie nicht bald weiter rumoren würde, schon ganz erschöpft war, begann das Geräusch vor dem Fenster neugestärkt, straßauf, straßab. Das war die zweite Welle.
Diesmal war es eine schwarze Katze mit weißen Beinchen, ein wildfremdes Tier in unserer Gegend, das der Sardinenbüchse zuliebe eine weite Reise gemacht haben mußte. Man konnte auch gut merken, daß sie entschlossen war, so schnell nicht mehr von ihrem Posten zu weichen.
Um halb vier Uhr wurde sie aber von einem Dorfköter vertrieben, der ihr lange und mit überschlagender Stimme nachbellte. Als sie ihm aus der Witterung war, bellte und knurrte er geraume Zeit die Sardinenbüchse an, und ich konnte bis unter die Bettdecke merken, daß er wie ein Tollhäusler um sie herumtanzte und daran leckte. Dann scharrte er sie die Straße entlang auf und heulte ein paarmal durchdringend auf; er hatte sich an dem scharfen Blech wahrscheinlich die Schnauze zerschnitten.
Es war eine grauenhafte Nacht. In der Morgendämmerung stieß sich ein Mensch, den ich genau kannte, weil er aus Griechenland im Tornister Kognak mitgebracht hatte, mit einem gotteslästerlichen Fluch an ihr und blieb stehen, um ihr eine beleidigte Rede zu halten und bei dieser Gelegenheit ein unerhörtes Büchsenlied zu singen. Das war die dritte Welle.
Danach kam wieder eine Katze. Um sechs stand ich auf und ging, notdürftig angezogen, auf die Straße, um die Sardinenbüchse hereinzuholen. Aber sie war verschwunden. Das Glück mußte es gefügt haben, daß irgendein Tier sie verschlungen oder eifersüchtig beiseite geschafft hatte, vielleicht hatte sie auch ein Igel auf seine Stacheln gespießt und im Wald irgendwo versteckt. Mir war es recht, und wenn die Polarfüchse sie persönlich zurückgeholt hatten.
Dieser Trost aber währte nur einen Tag. In der Nacht geschah das Gräßliche, daß die Sardinenbüchse plötzlich wieder da war und zu alter Munterkeit aufwachte. Sie wurde auf der Straße hin und her gekollert, daß ein Glanz von Weißblech über unseren Augen flimmerte, die wir vor Aufregung kaum zumachen konnten. Sie war wie ein Spuk, Nächte hindurch, immer wieder ging es in der Nacht von neuem los, und am Morgen war sie verschwunden. Wenn kein Alarm kam, kam die Sardinenbüchse, und war Alarm, spielte sie draußen in den Gebüschen MG. und knatterte aufgescheucht in den Nachthimmel, und überhaupt erinnerte sie uns viel zu viel an Norwegen, als daß ihr klappriger Spaß uns gefallen hätte.
Ja, nun ist eine gute Woche vergangen, und sie poltert nachts immer noch vor meinem Fenster auf und ab, unvertreibbar, unauffindbar, und ich muß geduldig mit anhören, wie in ihre Öffnungen hineingeschnuppert wird, wie es um sie prustet, aufheult, bellt und miaut, wie das Geziefer der Unterwelt lüstern und keuchend aus der Tiefe steigt, um in ihrem Dunstkreis zuchtlose Orgien zu feiern.
Es ist eine verfluchte, ruhelose Büchse, am Tage liegt sie in ihrem Versteck, das einem Menschen offenkundig gar nicht zugänglich ist, und um Mitternacht kommt sie ausgeruht hervor (ich glaube bald nicht mehr, daß Tiere dahinter stekken), um vor meinem Fenster Schabernack zu treiben und die Tiere des Waldes gegeneinander zu hetzen.
Ja, ich möchte behaupten, daß sie vor Bosheit und Eifer schon so entrückt geworden ist, daß es mir unmöglich wäre, sie je bei ihren unholden Nachttänzen zu ertappen und ihr das Handwerk für immer zu legen.
Als Buben haben wir den Straßenbahnen manchmal nachts hinten große Heringsbüchsen angehängt, so daß sie donnernd durch die Straßen polterten und die Schläfer mit ihrem Heidenradau aus den Betten rissen — es kann natürlich sein, daß diese Sardinenbüchse so etwas wie eine zeitliche Sündenstrafe dafür darstellt, und daß der Teufel sie den Katzen bei ihren Liebesbalgereien allnächtlich an den Schwanz bindet, statt sie oder mich direkt zu holen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Ein Tenor muß nicht unbedingt singen können. Es gibt ja auch Waschweiber, die keine Wäsche waschen. Und so gibt es auch Tenöre, die keine Stimme haben. Aber bei dem Männermangel im freien zivilen Sektor darf heute mancheiner einmal einen Ton von sich geben. Und dann glaubt er gleich, der Herrgott von Brambach in eigener Person zu sein. So ein Tenor war nun Otto Freundlich, der eines Tages aufgeregt zum Kehlkopfspezialisten gelaufen kam.
„Ich bin der Tenor Freundlich", sagte er aufgeregt, „ich habe vor vier Wochen zu einem Wohltätigkeitskonzert gesungen — Sie werden davon gehört haben, lieber Freund —"
„Ich habe nicht nur davon gehört — ich habe Sie selbst gehört —"
„Nun also! Dann wissen Sie ja — Herr Doktor, ich bin heiser!"
„Setzen Sie sich! Öffnen Sie den Mund!"
Der Tenor öffnete den Mund.
Als er ihn wieder schloß —
„Herr Doktor! Wie steht es?"
„Schlimm. Sehr schlimm."
„Wirklich?"
„Leider. Rauchen Sie?"
„Leidenschaftlich."
„Damit ist es aus. Eines von beiden müssen Sie aufgeben: das Singen oder das Rauchen!"
„Herr Doktor! Was raten Sie mir?"
Der Arzt nahm eine Zigarrenkiste, öffnete sie und sagte:
„Bitte — bedienen Sie sich!" J. H. R.

Vor der Wahlschlacht

(O. Gulbranssön)



„Ihre Sprechwerkzeuge sind tadellos in Ordnung, Mr. Roosevelt. Sie können beruhigt in den Kampf ziehen!"

Prima della lotta elettorale: "I vostri strumenti vocali sono in perfetto ordine e potete entrare tranquillamente in lizza!,,

Grenzfall

(Kurt Heiligenstaedt)



„Immer sagt Paulchen, daß er bei einer Frau mehr auf das Innere als auf das Äußere sieht, aber meine Beine rechnet er anscheinend noch zum Inneren!"

Questione di limite: "Paolino dice sempre di guardare in una donna più alle doti interne che alle esterne. Pare però ch' egli calcoli fra le interne anche le mie gambe!,,

Der Schwalberich

Von Heinz Scharpf

Kurz nach einem vergrollenden Frühgewitter fand er sich zum ersten Male ein. Er flog durch das offene Gangfenster, strich zwitschernd die Flurdecke entlang und setzte sich dann auf dem Porzellanschirm des Beleuchtungskörpers. Dort schien es ihm zu gefallen, denn am Abend war er wieder da und auch am nächsten Tag.

Als Ursula ihn entdeckte, stieß sie einen Jubelschrei aus, dann flüsterte sie: „Pst, eine Schwalbe!" Ich sah es mit Mißfallen an den japanischen Spritzmustern, die der geflügelte Gast in breiter Manier unbekümmert auf den Boden hingezeichnet hatte und flüsterte keinesfalls zurück, man müsse das Gangfenster schließen, um dem noch nicht zimmerreinen Gesellen den Einflug zu verwehren. Jedoch Ursula entgegnete, man müsse auch das zweite öffnen, daß er ungehindert zu- und abfliegen könne.

Ich tat, was ich für das beste hielt, ich schloß den Mund und öffnete das zweite Fenster.

Die Schwalbe kam nun fröhlich ein- und ausgeflogen und wurde Peter getauft. Ach, was Süßeres als Peter, Peterchen, Peterle hatte die Welt noch nicht gesehen!

„Warum glaubst du denn eigentlich, daß es ein Schwalberich und keine Schwalbe ist?" erlaubte ich mir die strahlende Taufpatin zu fragen.

„Natürlich ist es ein Schwalberich", entschied Ursula, „das ist doch klar. Wenn es eine Schwälbin wäre, wäre sie längst in Begleitung gekommen, denn bei den Schwälbchen bringen die Damen die Herren mit ins Quartier."

„Schöne Sitten", bemerkte ich entrüstet und fegte den Flur rein.

So brachte uns also der beschwingte Vogel das Glück ins Haus, wenn er auch oft tage- und nächtelang wegblieb. Wo er sich da herumtrieb, Gott und die Stratosphäre mochten es wissen. Er führte ganz das unregelmäßige Leben eines Junggesellen. Aber immer, wenn Ursula bereits besorgt nach ihm auszuschauen begann, war er mit einmal wieder da und zwitscherte von oben herab auf sie ein, worauf sie ebenso munter von unten zurückzwitscherte. Die beiden verstanden sich ganz ausgezeichnet.

Plötzlich schoß mir ein Gedanke durch den Kopf. Vielleicht war dieser unzuverlässige Peter gar nicht immer ein und dieselbe Schwalbe, sondern es wurde unsere einladende Deckenampel von diesen Seglern der Lüfte allgemein als Durchzugsstation benützt? Schwalben sehen sich ja ähnlich wie Zwillinge und lassen sich häuslich nieder, wo von ihresgleichen einmal ein Fleck als zum Ausruhen geeignet markiert wurde. Es waren sicher immer liederliche Streuner unterwegs, denen beim verspäteten Heimflug die Puste ausgegangen war, oder solche, die einen kleinen Krach zu Hause gehabt hatten oder einem noch größeren entgegensahen. In jedem trauten Heim ereignen sich solche Fälle.

Ich hätte nun gern ein Experiment angestellt. Es juckte mich, eine Leiter zu nehmen, zu Peterle emporzuklettern, ihm mit einem in rote Farbe getauchten Pinsel den Schwanz zu betupfen und so für das Auge zu kennzeichnen. Aber von Leitern pflege ich seit meiner frühesten Kindheit an herabzufallen, außerdem hält nicht jede Schwalbe still, wenn man sie kolorieren will, und erstens erlaubte es Ursula nicht.

Sie wies meinen Verdacht entrüstet zurück und schwor Stein und Bein auf ihren gefiederten Glücksbringer. Frauen lassen sich lieber alles andere rauben als ihre Illusionen. In der Einfalt und Gläubigkeit ihres Herzens bemerken sie darum auch die Wandlungen nicht, die mit ihren Männern vorgehen. Jede vermeint, es müsse immer das gleiche Peterle sein, das da abends heimkehrt und sich an dem gewohnten Platz niederläßt, mag auch schon längst ein anderer Peter aus ihm geworden sein.

Und das ist gut so für die Herren Schwalberiche, die gern außer Haus herumflattern, aber dann doch wieder am liebsten daheim aufsitzen.

Ordnungssinn - Senso d'ordine

(J. Hegenbarth)



„Sieh' mal, Luise, so 'n oller Ritter da oben hat nur vom Raub gelebt!"
„So — so, das muß aber doch bei der Einkommensteuer aufgefallen sein!"

"Vedi, Luisa, l'antico cavaliere di lassù non visse che di rapina!„
"Ah così? . . . Ma all' Ufficio ricchezza mobile doveva pure dar nell' occhio!„

Knalleffekt

Von H. Dörr

Als anläßlich einer Festaufführung ein berühmter Schauspieler auf einer kleinen Provinzbühne ein Gastspiel gab, passierte folgender, vielbelachter Zwischenfall. In der Schlußszene hatte sich der Heldendarsteller mit einer Pistole zu erschießen. Der berühmte Gast liebte aber Schießereien auf offener Bühne nicht und hatte sich daher ausbedungen, daß der Bühnenmeister den Schuß hinter der Szene abgeben sollte, während er mit der ungeladenen Pistole agieren würde. Selbstverständlich wurde dem Wunsche des Gastes Rechnung getragen, und bei der Probe am Vormittag klappte auch alles tadellos. Als jedoch am Abend die Aufführung stattfand und der große Schauspieler im letzten Akt die Waffe an die Schläfe setzte, dazu die feierlichen Worte sprach: „Lebwohl, geliebte Welt!" und losdrückte, wartete er vergeblich auf den bestellten Knall. Nichts rührte sich und in den Kulissen blieb es unheimlich stumm. Geistesgegenwärtig drückte er nochmals los und rief wieder aus: „Lebwohl, geliebte Welt!" Diesmal brüllte er dem säumigen Bühnenmeister das Stichwort fast zu und mußte es dennoch zu seiner peinlichsten Überraschung erleben, daß der Schuß wieder nicht losging.

Im Zuschauerraum wurde bereits eine fühlbare Unruhe bemerkbar, und dem Schauspieler begann leichter Schweiß auf die Stirne zu treten. Einige Sekunden stand er ratlos da, doch er war nicht umsonst ein Großer unter den Darstellern, daher steckte er die Pistole einfach wieder ein und extemporierte: „Nein, nicht diese Waffe soll mein Leben enden, mein edler Dolch soll einen würdigen Tod mir spenden!" Rasch zückte er den Dolch, und mit den zum dritten Mal flammend hingeworfenen Worten: „Lebwohl, geliebte Welt!" stach er sich stürmisch in die Brust.

Bumm, knallte es in diesem Augenblick dröhnend aus der Kulisse, und der alte Bühnenmeister war überdies noch tiefbefriedigt, daß er durch das Stichwort gerade zur rechten Zeit von seinem kleinen Nickerchen geweckt wurde.

Der Mime war einen Moment arg verdutzt, dann aber warf er einen wütenden Blick auf den Dolch und schleuderte ihn mit den Worten: „Wohl größenwahnsinnig geworden, was?" verächtlich beiseite. Dann legte er sich hin, um unter dem tobenden Gelächter des Publikums endgültig zu verröcheln.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —
 — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Finnland

(Erich Schilling)



„Ich verstehe nicht, nun habe ich alles so hübsch und komfortabel ausgestattet und er will sich trotzdem von mir nicht ein bißchen köpfen lassen!“

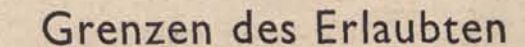
Finlandia: “Ho allestito tutto con decoro e comodità e non capisco come essa tuttavia non voglia lasciarsi un pochino decapitare da me!„

München, 26. Juli 1944
49. Jahrgang / Nummer 30/31

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN



Grenzen des Erlaubten

(E. Thöny)

„Jetzt wißt's, Kameraden, ich sag so: zwoa Madln habn, da is nix dabei, wer sich aber glei fünf zulegt, is a Hamsterer!"

Limiti del lecito: "Ebbene, camerati, ora Vi dico: che aver due ragazze è ben permesso, ma averne cinque in una volta è davver da incettatori!,,

Der Spaziergang - La passeggiata

(H. Scheurich)



DIE LEBENSFROHE WITWE

VON HANS BETHGE

In einer Kleinstadt wohnte eine ehrsame Bürgersfrau mit Namen Kallmeyer; sie hatte ihren Mann verloren, mit dem sie manches Jahr einer glücklichen Ehe verbracht hatte. Sie besuchte die Grabstätte auf dem Friedhof fast jeden Tag und goß das Gras, das sie darauf gesät hatte, aus einer großen, mit einer Brause versehenen Kanne. Der Schultheiß des Ortes war ganz gerührt durch die innige Liebe der Witwe über das Grab ihres Ehegatten hinaus, und eines Tages, als er sie wieder einmal dem Friedhof zuschreiten sah, sprach er sie an.

„Wieder zum Kirchhof, Witwe Kallmeyer?" fragte er, „Ihr seid fürwahr eine getreue Gattin, und Euer Seliger kann sich nicht über Euch beklagen."

„Das ist wohl wahr, Herr Schultheiß", meinte die Frau, „ich pflege sein Grab so gut ich kann, es hat freilich auch seine bestimmten Gründe."

„Was für Gründe, liebe Frau?"

„Seht, Herr Schultheiß, als mein Seliger auf dem Totenbette lag, da richtete er sich plötzlich mit einem Ruck noch einmal auf und sagte so zu mir: ‚Anna', sagte er, ‚du mußt mir versprechen, daß du, wenn ich erst in der Grube liege und du wieder heiraten willst — denn ich weiß bestimmt, daß du das tun wirst —, du mußt mir versprechen, daß du den Nachbarn Scholz dann so lange von dir fern hältst, bis das Gras über meinem Hügel gewachsen ist.' Das habe ich ihm versprochen, Herr Schultheiß, und kein Mensch hat je sagen können, daß ich nicht Wort halte, wenn ich etwas verspreche. Ich gehe so gut wie jeden Tag auf den Friedhof hinaus, um nachzusehen, wie weit der Rasen schon gewachsen ist. Aber dem Nachbarn Scholz wird die Zeit zu lang, er ist ein ungeduldiger Mann und sagt, er hat keine Lust, so lange auf das Gras zu warten. Drum habe ich heute in diesen Beutel noch einmal eine ordentliche Portion Grassamen getan und will ihn über den Hügel meines Seligen ausschütten und dann tüchtig begießen, damit er wächst, denn wir haben ein trockenes Jahr. Gehabt Euch wohl, Herr Schultheiß."

„Gehabt Euch wohl, liebe Witwe Kallmeyer."

DER GLOBUS

Die Kugel – worauf ich früher schwur –
gilt als vollkommenste Figur,
weshalb auch Fechners Philosophie
Den Engeln Kugelgestalt verlieh.

Jetzt, wenn ich vor meinem Globus stehe
und mir dies Monstrum von Kloß besehe,
wenn ich ihn grübelnd wende und drehe,
dann fallen mich (wenigstens dann und wann)
doch recht erhebliche Zweifel an.

»Vollkommen – du?« – Ich schüttle das Haupt,
blas' über den Nordpol, der etwas bestaubt,
und lasse das Möbel sinnend rotieren.
»Ach nein, du kannst mir nicht imponieren.
Denn wenn man in ernste Erwägung zieht,
was alles zur Zeit auf dir geschieht,
oben und unten und zwischendrinnen,
vom Pazifik bis hinauf zu den Finnen,
wenn man der Ströme Blutes gedenkt,
das Tag und Nacht deine Kruste tränkt,
des Lärms der Schlachten, der Ängste und Qualen,
der Todesschrecken, nicht auszumalen,
dann wird einem anders, du trister Ballon...
Vollkommen?? – Klingt's nicht wie Höllenhohn?«

Der Globus steht lauschend neben der Tür'
und glotzt mich an: »Kann ich dafür?«

— — — — — — — — — — — —

Recht hat er, der Alte. So ist's halt eben.
Wir müssen auch fernerhin auf ihm kleben
und unser köstliches Leben leben.
Nur dann und wann,
wenn er es kaum mehr prästieren kann,
fühlen wir ihn vor Ekel erbeben.

Ratatöskr

Teilgeständnis

(Kurt Heiligenstaedt)

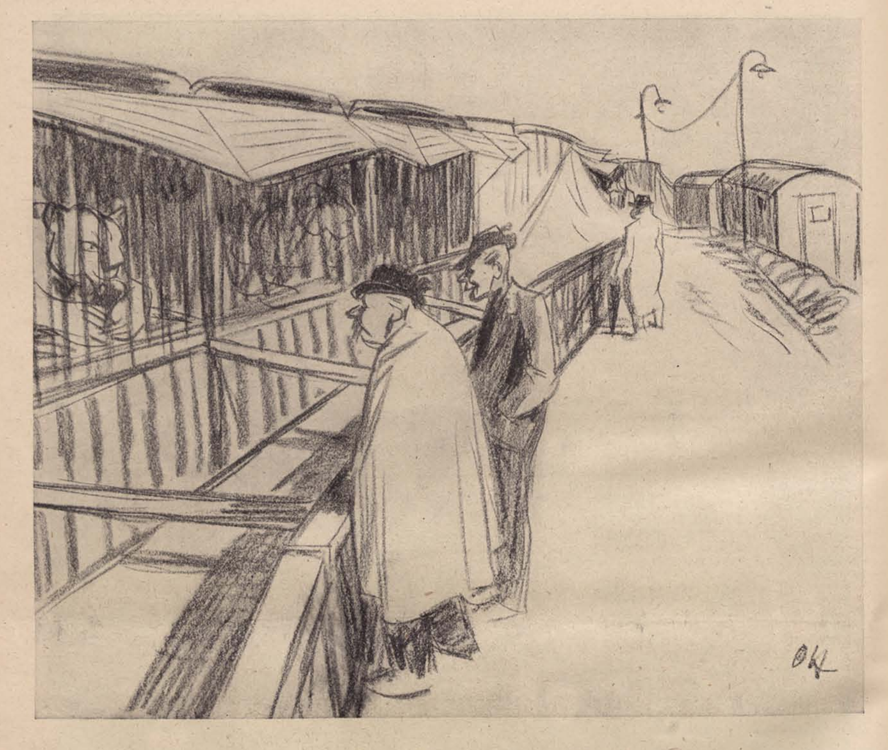


„Gestehe, wieviele Frauen hast du schon vor unserer Ehe geliebt?"
„Ach, Kind, du weißt doch, wie schwach ich im Rechnen bin!"

Confessione parziale: "Confessa, quante donne hai già amato prima del nostro matrimonio?„ — "Ah, bambina, sai bene quanto io sia debole in aritmetica!„

Sicherung - Sicurezza

(O. Herrmann)



„Glaubst as, Alisi, daß mi der Tiger am liebsten auffressen möcht'!"
„Ausgeschlossen — dem schmeckst du viel zu viel nach Schnupftabak!"

"Credi tu, Luigi, che la tigre non bramerebbe piuttosto di divorarmi?„ — "Escluso! Tu puzzi troppo di tabacco da naso!"

FLUG DER WILDGÄNSE

VON HEINZ SCHARPF

Die Frau stand am Fenster und sah träumerisch in die helle Nacht hinaus.
Von oben kam ein Sausen und Rauschen und ein schrilles „Giä—giä—". Das Keilgeschwader einer Wildgansschar zog nach dem Norden.
Die lauschende Frau blickte klopfenden Herzens empor und hielt den Atem an. Der Wind ließ ihr Haar flattern, wie eine Schlafwandlerin stand sie im Mondlicht.
„Ach", sprach sie, sich zu ihrem Mann wendend, der vor der Zugluft ins Bett geflüchtet war, „welche tiefe Sehnsucht überkommt mich beim Anblick dieser ziehenden Vögel. Was gäbe ich darum, wenn ich mit ihnen fliegen könnte, da droben unter den glitzernden Sternen, einer fernen Küste zu. O, ihr meine Brüder und Schwestern", rief sie ekstatisch, „nehmt mich mit, nehmt mich doch mit!"
„Giä—giä—" kam es wie zustimmend von draußen. Der Mann starrte wortlos seine Frau an.
Mit weitaufgerissenen Augen flüsterte sie: „Wildgänse! Wildgänse! Sie kommen aus Ägyptens flirrender Sonnenlandschaft, wo sie in blauen Gewässern badeten und unter blühenden Lotos herrliche Tage verlebten. Wie beneide ich sie! Auch mich drängt es, mit den Jahreszeiten von Norden nach Süden und von Süden nach Norden zu ziehen. Mein empfindsames Vogelherz, das immer in Sehnsucht und Schwermut schlägt, weiß, wann die Zeit des Aufbruchs da ist und die Stunde des Heimfluges. Sag', gleiche ich in meinem Urwesen nicht den Wildgänsen, die nimmer reisemüde werden?"
„Hm", sprach der Mann, „leider aber findest du den Weg nicht ohne Visum und Kursbuch, nicht ohne Gepäck und Scheckhefte."
„Ach", meinte die Frau, „ahntest du um das wunderbare Wissen der Vögel, die seligen Fluges heimatlichen Gestaden zueilen, über Meere und Gebirge hinweg, immer wieder einem neuen Frühling entgegen."
„Giä—giä—", gähnte der Mann, „was ist mit dir nur los? Du wirst dich noch verkühlen."
Wieder ans Fenster tretend, breitete die Frau verlangend die Arme aus. „O, ihr Segler der Lüfte", rief sie, „zutiefst in meinem Blut fühle ich mich euch wesensverwandt."
„Vielleicht warst du einmal in einem früheren Leben ein solcher Zugvogel", sah sie der Mann kopfschüttelnd an.
„Vielleicht", nickte sie traumverloren. „Dann habe ich aber eines auf dem Wege zum Menschen abgestreift, das Wilde der Wildgans habe ich gänzlich verloren."
„Aber an dem anderen Teil von ihr leidest du schwer", seufzte der Mann, zog sich die Decke über den Kopf und ließ seine Frau allein nach dem knarrenden „Giä—giä—" horchen, das sich immer leiser in der Ferne verlor.

DAS GEMMENPROFIL

VON EFFI HORN

Ein einziges, rasch hingeworfenes und nur halb ernst gemeintes Wort war es, das dem bis dahin in nichtssagender Gedrücktheit dahinfließenden Leben des siebenundvierzigjährigen Fräulein Meta Ziegeltrum schwungvollen Auftrieb gab und das Geschick des völlig unbeteiligten pensionierten Bahnbeamten Korbinian Franzenseder besiegelte. Das Wort sprach in freundlicher Unbedachtheit Fräulein Ziegeltrums Untermieter, der Studienurlauber cand. med. Rüttner, und brachte damit sozusagen einen Stein ins Rollen, der rasch eine lawinenartige Geschwindigkeit bekam. Im ersten Ansturm schon zerbrach er den Damm, den bisher Sitte, Resignation und Gewohnheit an Meta Ziegeltrums leise plätscherndem Seelenbach aufgerichtet hatten, so daß er schwatzhaft, doch ohne Wirbel, Schnellen oder Fälle in den breiten Strom der Alltäglichkeit mündete.

Der cand. med. Rüttner liebte es, die Menschen genauer anzusehen und an ihnen Typisches, Eigenartiges oder Hervorstechendes festzustellen. Als darum Fräulein Ziegeltrum, frisch vom Friseur kommend, ihn verschämt lächelnd mit einer neuen Haartracht überraschte, drehte er ihr freundlich den Kopf ein wenig zur Seite, nickte anerkennend und sagte: „Den Knoten sollten Sie immer so tragen. Da haben Sie geradezu ein Gemmenprofil." Fräulein Ziegeltrum wurde rot und runzelte etwas die Stirn, weil sie nicht recht wußte, was eine Gemme war. Sie dachte sogar, dem Wortklang nach, ein bißchen an „Gemse", was in ihrem Fall gar nicht so abwegig war, da ihr von ihren aufrichtigen Geschwistern in jüngeren Jahren oft versichert worden war, daß sie einen Geißentyp habe. Der Untermieter hatte die kleine Bemerkung fast vergessen, als Fräulein Ziegeltrum heimlich in seinem Lexikon erst nachschaute, was sie sich unter Gemme vorzustellen habe. Was sie da las von feinem Steinschnitt und edler antiker Arbeit, wandelte nach kurzen Augenblicken hingegebenen Staunens ihre verzagte Demut gegen das Leben zunächst in Stolz und dann in unerwartete Herrschergelüste. Die ersten tastenden Versuche dieses neuen, unbekannten, aber rasch zunehmenden Gefühls, mit dessen Hilfe sie verspätet zwar, doch energisch ihre Ansprüche an das Leben geltend machte, richteten sich auf den Untermieter. Aber Fräulein Ziegeltrum dachte bei allem praktisch genug, um diese kleinen Versuche selber nicht ganz ernst zu nehmen. Sie gebrauchte den Umgang und die Unterhaltung mit dem stets liebenswürdigen und zu leichtherzigen Komplimenten bereiten cand. med. Rüttner wie eine kräftigende Medizin, durch deren Einnehmen sie ihren neuen Willen stärkte. Wenn sie ihm allmorgendlich das Frühstück brachte, dem sie aus eigenem Bestand eine Semmel mehr zulegte, schielte sie ihn aufmunternd von der Seite her an, ohne ihm das Gesicht voll zuzuwenden, und erzählte ihm in einem ganz neuen, leicht überheblichen Ton von den kleinen Erlebnissen ihres Daseins, aus denen sie stets als Siegerin hervorzugehen pflegte. Mit besonderer Herablassung sprach sie dabei von den Bemühungen eines pensionierten Bahnbeamten, der schon bei ihrer Mutter im Haus verkehrt hatte und nun ihr einen gemeinsamen Lebensabend anzubieten hätte. Daß sie selbst nun gleichsam erst im Mittag ihres Lebens stände, mache es natürlich schwer, ihm Gehör zu schenken, aber den Schmerz einer glatten Absage habe sie ihm bisher noch nicht antun können.

So, so und ja, ja, sagte der gequälte Untermieter bei solchen Auslassungen höflich, warf, aus dem Lehrbuch für Phrenologie aufschauend, einen geschulten Blick auf Fräulein Ziegeltrums kleines Gesicht und dachte, sie hätte doch nichts von einer Gemme; vielmehr etwas von einer neugierigen und schleckigen alten Ziege. Auch war der stolze Haarknoten zu einem winzigen Knötchen zusammengeschrumpft und nach unten gerutscht, was aber Fräulein Ziegeltrum nicht hinderte, selbstgefällig weiterzuplätschern im lauen Bad neu erwärmter Eigenliebe.

Wollte man hier nun kurz überblenden auf den von ihr hierbei mehrfach erwähnten pensionierten Bahnbeamten Korbinian Franzenseder, so sähe man ihn beim gemütlichen Frühstück in seinem am Stadtrand gelegenen Eigenheim, darin eine alte Magd ihm zu voller Zufriedenheit die Wirtschaft führte. Seine Gedanken waren bei der Aufzucht seiner Kaninchen, die er mehr vom Standpunkt der Ernährung als dem der Tierliebe aus betrachtete, und bei der Anlage eines neuen Mistbeetes, das auch bei dem zu erwartenden regnerischen Sommer ein gewisses Kontingent an wünschenswertem Grünzeug sicherstellte. Keiner seiner Gedanken, so muß gesagt werden, streifte dabei die Gestalt des Fräulein Ziegeltrum, geschweige denn, daß sie in ihrer Gesamtheit in jenem leidenschaftlichen Wirbel um sie gekreist wären, den mit glühenden Worten ihrem Untermieter zu schildern Fräulein Ziegeltrum soeben sich mühte. Herr Franzenseder kannte Fräulein Ziegeltrum schon an die zwanzig Jahre und schätzte ihr stilles, bescheidenes Wesen, das ihr freilich seiner Meinung nach schon ihres kümmerlichen Äußeren wegen zukam. Noch mehr aber schätzte er die von der Mutter ererbte Kochkunst, die sich vor allem in der schaumigen Zartheit der ihm von ihr des öfteren vorgesetzten Leberknödl erwiesen hatte. Außer einer scherzhaften Bemerkung, daß er sowas am liebsten alle Tage äße und ob das nicht — wie wär's denn, ha? — zu machen wäre, hatte er allerdings nie irgendwelche besonderen Bestrebungen in Richtung engerer Gemeinschaft kundgetan; denn er war in jungen Jahren Witwer geworden und dann zufrieden allein geblieben.

In Fräulein Metas Vorstellung aber entbrannte Herr Franzenseder, der bisher nur als recht uninteressierte Tangente den Kreis ihres Lebens berührte, nicht nur in jäher Zuneigung zu ihr, sondern auch in wilder Eifersucht gegen den Entdecker ihres wahren Wesens und den Verkünder ihrer Schönheit. Diesen wiederum, den cand. med. Rüttner nämlich, sah sie vor sich in der platonischen Rolle des Troubadours, der zu den Füßen seiner Dame schmachtet, hoffnungslos, doch unermüdlich. Während sie, fernab jeder Wirklichkeit, die Socken dieses Untermieters mit einer Hingabe stopfte, als sticke sie ihm einen Wahlspruch voll edler minnesängerischer Aufschneiderei aufs Panier, fühlte sie sich unversehens hineingerissen in jenen Kampf zwischen Pflicht und Liebe, von dem sie schon so oft gehört.

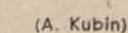
Die Pflicht, so sagte sie sich, band sie an Herrn Franzenseder. Sie hatte ihn deshalb morgen schon zum zweiten Male in zehn Tagen zum Essen eingeladen, auch schon Semmeln dafür eingeweicht und zweihundert Gramm Leber bestellt. Das war die Pflicht. Die Liebe aber, eine unsagbar edle Liebe natürlich, in deren Bann sie lieber Rosa von Tannenburg als Meta Ziegeltrum geheißen hätte, führte sie sanft zum cand. med. Rüttner, dem holden Schwärmer, der das schöne Wort vom Gemmenprofil gesagt hatte.

„Herr Rüttner", rief sie schmelzend, als sie ihn dabei übern Gang gehen hörte, „Ihre Socken."

„Ja, ja", kam es unminniglich und ungeduldig zurück, „legen Sie's nur hin und vergessen Sie nicht, sie auf die Rechnung zu setzen."

„Aber, Herr Rüttner", sagte sie gekränkt und erhob sich, um ihm auf dem Gang noch zu begegnen. Er jedoch schien es draußen eilig zu haben, huschte rasch nach seinem Zimmer und wenn es nicht so unmöglich gewesen und Damenbesuch überdies verboten gewesen wäre, so hätte sie gemeint, neben ihm sei noch etwas gehuscht. Aber da kam er schon wieder aus seinem Zimmer heraus, führte Fräulein Ziegeltrum sanft zur Küche zurück, ließ sich unter gebührend geäußerter Bewunderung die schön gestopften Socken zeigen, schalt zärtlich, daß sie so spät noch auf sei, sie gehöre doch schon lange ins Bett, und bat sie, sich nun bald hinzulegen und recht gut zu schlafen. „Fest", hatte er sagen wollen, aber er sagte

Froschprinz - Il Principe delle ranocchie


(A. Kubin)



Harte Probe - Dura prova

(Maçon)



„Glauben Sie, Anate, ein Mann, der liebt, bringt das schwerste Opfer!"
„Gut! Und wenn ich Sie nun um eine Zigarette bitten würde?"

"Credete, Anita, l'uomo che ama, fa anche il più grande sacrificio!„
"Bene! E se allora Vi chiedessi una sigaretta?„

„gut". Sie habe die Pflicht, hübsch ausgeschlafen und fesch zu sein, wenn morgen der Herr Bräutigam käme, lächelte er dazu vielsagend. „Die Pflicht", wiederholte Fräulein Ziegeltrum, schluckte auch diese bittere Pille noch zur Kräftigung ihres Selbstgefühls und blickte ihren Untermieter groß und feierlich an. Der wußte nicht recht, was er erwidern sollte, drückte ihr darum mehrmals fest die Hand, zupfte sie lachend ein bißchen am Knötchen, sagte „Griechisch, ganz griechisch" und verschwand, laut und demonstrativ gähnend, in seinem Zimmer.

Die Pille tat in Meta Ziegeltrums Gemüt ganze Arbeit. Sie wirkte reinigend und kräftigend und brachte Fäulein Ziegeltrum zu dem Entschluß, unter die edlen Minneträume in allem Wohlwollen, doch mit Ernst einen dicken Strich zu ziehen und sich mit voller Energie den realeren Gefilden der Pflicht zuzuwenden. Um dem freundlichen jungen Mann auch nicht länger mehr irgendwelche falschen Hoffnungen zu machen, entzog sie ihm die bisher gespendete Semmel wieder, und zeigte ihm beim Hereinbringen des Frühstücks ihr Profil, ihr Gemmenprofil, ohne ihm auch nur im geringsten schräg zuzulächeln. Er dachte bei sich, heute sähe sie wie eine ganz böse ältere Geiß aus, so eine, die einem plötzlich die Hörner in die Kehrseite rannte und einen mit höhnischem Grinsen in den Dreck stieß. Aber da sein Gewissen nicht so ganz rein war, bemühte er sich, doppelt höflich und freundlich zu sein, was Fräulein Ziegeltrum schließlich mit einem letzten Seufzer des Verzichts quittierte. Als er gar noch erwähnte, daß sein Urlaub wohl bald zu Ende ginge und er darum vorsorglich zum nächsten Ersten kündigen wolle, nickte sie ihm milde zu, schob mit zwei Händen das Knötchen etwas höher, um die griechische Profillinie nach Möglichkeit wieder herzustellen, und sagte friedlich, das täte ihr leid. Aber sie hätte ohnehin das Zimmer vielleicht bald für sich gebraucht. Vielleicht, sagte sie nur.

Ei, ei, drohte der cand. med. Rüttner mit dem Finger und zwinkerte, als sei er da allerlei Heimlichkeiten auf der Spur — und beide schieden in vollem Einverständnis und mit sich und einander durchaus zufrieden.

In Fräulein Ziegeltrums Zufriedenheit fand sich bald darauf auch der pensionierte Bahnbeamte Korbinian Franzenseder mit liebevoller Gewalt hineingezogen. Fräulein Ziegeltrum nämlich öffnete ihm die Tür, streckte ihm die Hand entgegen und sagte aus tiefstem Herzensgrund: „No, endlich ein vernünftiger Mann!"

„Wieso?" fragte Herr Franzenseder und bekam zu hören, daß sie ihrem Untermieter habe kündigen müssen, weil der junge Mensch ganz närrisch mit ihr gewesen sei und ihr so viel Komplimente gemacht habe, daß sie ihn schließlich gebeten habe, sich um ein anderes Zimmer umzusehen. Denn man habe doch seine Verantwortung, nicht wahr, und wenn sie wirklich noch heiraten sollte, was sie aus gutem Bedacht immer hinausgeschoben hätte, dann einen von den gestandenen Männern, die sich seit längerer Zeit um sie bewürben, und nicht solch verliebten jungen Menschen.

„Ja, so was", sagte Herr Franzenseder, immer noch voll tiefen Staunens, und schaute Fräulein Ziegeltrum genau an, um das Hinreißende an ihr zu entdecken. Doch obwohl er sie immer noch nicht so bezaubernd fand, wie andere sie zu finden schienen, so spürte er doch schon unbewußt die Macht ihrer Suggestion. Sie nämlich hatte eine ganz neue innere Sicherheit. Die gedrückte Bescheidenheit war von ihr abgefallen wie eine alte Schale, unter der nun der diamantharte Kern ihres Wesens zutage trat.

Ehe er sich's versah, hatte sie sich bei ihm für den nächsten Sonntag eingeladen und ihm, ohne daß er's verlangt hatte, versprochen, in seinem Hauswesen einmal liebevoll Ordnung zu schaffen. Sie wisse ja wie die einschichtigen Herrn es schwer hätten. Er hatte davon noch nicht gar so viel bemerkt, doch anläßlich Fräulein Ziegeltrums Besuch wurde es ihm rasch klar.

Sie zeigte ihr gutes Herz dadurch, daß sie bei allem sagte, mein Gott, so eine brave Magd wie die alte Vroni könne halt wirklich nicht mehr allem so nachkommen. Und sie bewies ihre Schlauheit, indem sie die Türklinken und die Wasserhähne und die Möbelfüße und seine Sonntagsschuhe gleichsam heimlich säuberte und blank rieb, doch sich durch einen gütigen Zufall bei all diesen Arbeiten von Herrn Franzenseder überraschen ließ. Nicht einmal die alte Vroni wurde mißtrauisch, noch weniger Herr Franzenseder, der sie in seiner Dankbarkeit ein wenig tätscheln wollte, doch mit freundlicher Festigkeit zurückgewiesen wurde. Wenn er schön brav wäre, käme sie auch einmal wieder. Dringlich, ja, für seine Gemütsart geradezu stürmisch, bat Herr Franzenseder darum. Seine Erinnerungen waren verblaßt, seine Erfahrungen mit Frauenzimmern lagen weit zurück. Er war an die Offenherzigkeit seiner Kaninchen gewöhnt. Fräulein Ziegeltrum erklärte, sie käme schon wieder, wenn sie halt einmal Zeit hätte, nicht wahr, denn sie hätte noch ein paar solch arme einsame Herren, denen sie ein bißchen helfen müsse. In Herrn Franzenseders Herzen regte sich zum ersten Male jene leise Angst, Fräulein Ziegeltrum an einen anderen zu verlieren, die unter Metas geschickter Pflege sich bald zu einem Alpdruck auswuchs.

Nachdem sie diesen dicklichen und gutmütigen Mann längst zu ihrem zweiten Ritter erklärt hatte, dachte sie ihm mit energischer Holdseligkeit die Blume des Sieges hinzuwerfen. Sie tat das schließlich in Form von Leberknödeln, die alles bisher Dagewesene übertrafen und Herrn Franzenseder beinahe Tränen der Rührung in die Augen trieben. Und wie er, diesmal nicht mehr so ganz im Scherz, doch immer noch keineswegs zu irgendetwas entschlossen, wiederum jene Bemerkung riskierte, daß man sowas halt alle Tage haben möchte — und ob das nicht vielleicht doch zu machen wäre, ha? — da war Fräulein Meta gewitzigt genug, die Gelegenheit am Schopfe zu packen.

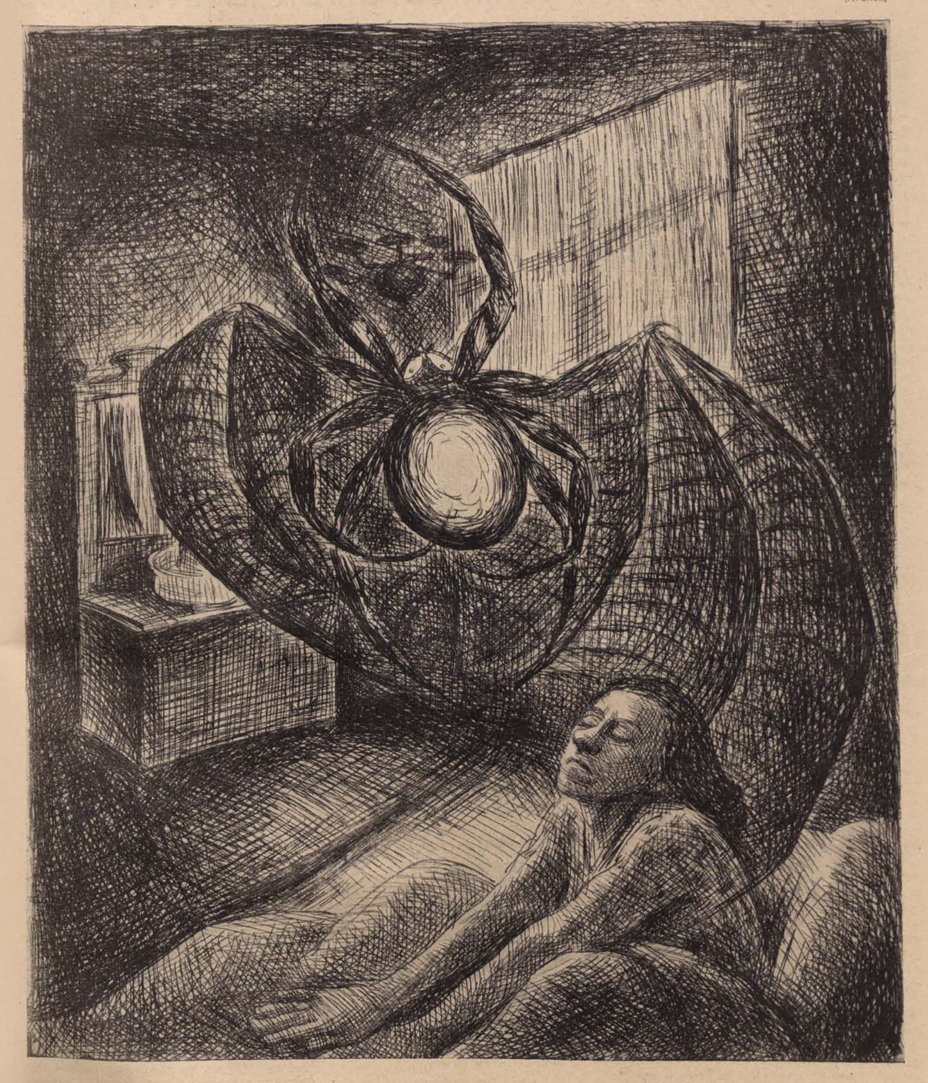
Sie stand auf, trat ans Fenster und schwieg so laut, daß Herr Franzenseder sich nicht mehr traute, noch einen sechsten Leberknödel herauszunehmen; denn er spürte, daß große Dinge sich vorbereiteten. Er wartete geduldig. Dann drehte sich Fräulein Ziegeltrum um, schaute ihn lange gütig an und sagte leise, sie habe es sich überlegt, und wenn es nicht nur so hingesagt worden sei, dann wolle sie auch ihrerseits nicht nein sagen.

Da sei nichts hingesagt, versicherte Herr Franzenseder eifrig.

Also, dann wolle sie alle anderen Anträge als erledigt betrachten, antwortete Fräulein Ziegeltrum. Und neigte ihr Gemmenprofil und ließ sich von Herrn Franzenseder einen Kuß geben. In allen Ehren natürlich und darum auf die linke Backe, schön ordentlich in die Mitte.

Melancholie

(Fr. Bílek)



Malinconia

HOCHHERRSCHAFTLICHER DIENER

VON HEINZ STEGUWEIT

Im Inseratenteil der Zeitung schlüpft viel unter, was die Besorgnisse des Daseins wie in lakonischen Prismen spiegelt. Nicht die Anpreisungen der Firmen und ihrer Waren sind gemeint, vielmehr jene seufzenden Zwei- und Dreizeiler, in denen ein vorsichtig Verliebter die blonde Dame aus der Linie 15 um ein Wiedersehen bittet oder dem Herrn mit dem dunkeln Schnurrbart zugeflüstert wird, daß er erkannt sei und die von ihm irrtümlich entwendete Steppdecke zurückerstatten wolle, widrigenfalls sich die Polizei nicht länger besänftigen lasse. In jener Sparte also, wo sich Leidenschaften und Drohungen ebenso begegnen wie Kümmernisse, Freuden oder ernstgemeinte Lebenswünsche, stand neulich zu lesen, daß ein zwar berühmter, doch im übrigen seriöser Herr reiferen Stadiums für seinen Diener aus erster Hand die Livree eines hochherrschaftlichen Domestiken zu erwerben begehre. Vermittlung, so hieß es, wäre zwecklos, dafür dürfe das Habit, sei's Frack mit Tressen oder Litewka mit Fangschnüren, gerne etwas abgegriffen sein, das schade nichts, doch lege man Wert auf eine wahrhaft betörende, um nicht zu sagen imposante Wirkung des Kleidungsstückes gegenüber Gästen aus gehobenen Kreisen.

Da das Inserat unter Kennziffer lief, hub bald ein Orakeln in den Freundschaften des musischen Verkehrs meiner Heimat an, welcher berühmte Künstler heutzutage noch das Verlangen hege, solch feudalen Launen zu huldigen; wir hielten den Bruder entweder für einen unzeitgemäßen Spaßvogel oder für eine leichte Zufallsgröße, der möglichermaßen ein Erfolg ihrer Anstrengungen die Vernunft aus dem Geleise gehoben hatte. Ihr wißt doch alle, daß es zuweilen Talente gibt, die sich dem zaghaften Winken eines ruhmähnlichen Gebildes nicht gewachsen zeigen und den ersten Hauch öffentlicher Belobigung schon für einen Glanz der Unsterblichkeit halten. Das steigt dann in den Strohhut, so ein Kauz wird unnahbar, er glaubt ein Dom zu sein und ist nur ein Strebepfeiler.

Den vereinten Bemühungen weniger Kameraden gelang es, nicht allein den Namen des auf eine hochherrschaftliche Bedienung erpichten Mannes zu erfahren, wir hörten auch, daß die gesuchte Livree bereits ihren Weg in den Haushalt des nämlichen Herrn gefunden hatte. Wir sperrten den Mund auf, sprachen eine Weile nichts, es machte Mühe, der Person, ach, der Erscheinung des wahrlich berühmten und durch große Leistungen seit bald drei Jahrzehnten ausgewiesenen Meisters noch länger gewogen zu bleiben. Man wußte, der Name des Mannes, notabene eines Forschers und Erfinders, hatte weiten Klang, verdientermaßen sogar, man erinnerte sich ferner, daß der selbe Herr sonst ungern den Ansturm von Gästen litt, weil sie ihm die Kreise störten, — und nun begehrte der Prophet auch noch die mit Tressen Johann . . .

oder Fangschnüren drapierte Garderobe für seinen Wir beschlossen, den abschüssig gewordenen Meister zu besuchen. Ja, wir waren sprungbereit, dem Professor, wie man so sagt, aufs Dach zu steigen, denn es deuchte uns schade, daß ein Mensch von schöpferischen Zügen sich in die Gefahr brachte, für verschroben genommen und als Karikatur des wissenschaftlichen Standes belächelt zu werden.

Da die städtische Wohnung des Herrn seit Monden nicht mehr vorhanden war, hier staubte nur mehr eine Halde aus Ruß und zerwirbeltem Geröll, fuhren wir sonntags selbdritt mit der Eisenbahn in jenes Mittelgebirge, wo, wie uns bekannt war, der Hieronymus in seinem Gehäus wirkte, zwar nicht komfortabel, doch immerhin in drei hellen Räumen mit einer Pumpe vor der Tür.

Zwar ist die Romantik heute in Acht und Bann, um so freudiger soll gemeldet sein, daß sich rings um die Klause etwas mehr als nur ein Abglanz dieses beschwingenden Gefühls verspüren ließ: Als wir, aus dem Tal zum Gipfel steigend, die Hütte liegen sahen, grün umsponnen wie ein Kokon, schnürte ein Fuchs durchs Revier, zwei Eichkatzen wimmelten um eine Rinde, und Schmetterlinge taumelten, trunken von Liebe und Licht, über die Matte voller Klee und Tausendgüldenkraut. Ach, und ein Bächlein schwätzte, daß die Forellen keine Langeweile leiden sollten.

Ein wenig hielten wir inne. Es tat dem Atemschöpfen gut, auch mußten wir bedacht bleiben, daß unser Besuch, zumal er sich überraschend zu ereignen hatte, nicht vor der Zeit bemerkt wurde: Wir berieten uns im Schatten charaktervoller Fichten und krochen dann zur Hütte hin, lautlos und die Köpfe duckend, als stünde etwas auf dem Spiel. Bis wir, hart an der Pforte stehend, gewiß waren, daß die geheime Mission gelingen durfte, wir brauchten nur noch den altmodischen Klingelzug zu bewegen, — da klimperte das Glöckchen, und weil wir schon einmal vom Gefühl der Romantik sprachen, sei eingestanden, daß der sanfte metallische Ton alle Musik der Natur, vom Zirpen der Grillen bis zum Geflöte eines begabten Pirols, anmutig ergänzte.

Nun harrten wir, das Herz war unruhig, im Hause geschah ein Rumoren, man vernahm besonnene und keineswegs eilige Schritte. Bis eine tiefe, ergraute Stimme durchs Holz der Türe fragte, wer dort sei, und als wir Antwort gaben, drei Freunde aus der Stadt hätten den Wunsch, den Herrn Professor zu besuchen, klirrte es umständlich im Schloß, die Tür wurde geöffnet und der betagte, im Glanz einer wahrhaft theatralischen Livree sich verbeugende Diener gab uns zu wissen, der gnädige Herr wäre leider abwesend und also nicht zu Hause. Der bunt befrackte Domestik sah aus wie ein Papagei, sein Gesicht bog sich servil bis zur Erde hin, und ehe wir, vom Nimbus des Kostüms und seinen orientalisch üppigen Fangschnüren fast überwältigt, eine Silbe entgegnen konnten, hatte sich die Tür wieder geschlossen. Da standen die Gäste denn vor der Schwelle, die Zungen dürsteten und die Kehlen schluckten, wir nahmen uns das Recht, wenigstens die Pumpe zu melken, sonst aber waren wir uns das Eingeständnis schuldig, daß die funkelnde Livree ihre Wirkung vollzogen hatte: Bezwungen von ihrem glorïolenhaften Ansehen waren wir stumm geblieben und hätten dem alten Hüter doch wenigstens einige Grüße für den schöpferischen Herrn des Anwesens hinterlassen sollen.

Zu spät, wir trollten heim, etwas eingeregnet im Gemüt, obwohl die Sonne kochte. Auf der Eisenbahn erst, die uns bummelnd und bimmelnd zurückbeförderte, kamen die Geister zu sich: hatten wir bisher nur vom Spleen der Livree gesprochen, so fragte jetzt einer den andern, ob jemand die Person des keineswegs unangenehmen, vielmehr gefühlvollen Dieners gekannt habe. Dabei ergab sich, daß alle auf die silbernen Tressen, die goldenen Schnüre, die kardinalroten Aufschläge des sonst blauen Habits geachtet hatten, nicht aber auf das Angesicht des Domestiken, der sich so tief, so ergeben zwischen den Pfosten des Eingangs verbeugte.

Was jeder heimlich vermutete, das wurde acht Tage später zur Gewißheit, als ein Brief des Professors unsern Kummer versöhnte: „. . . zürnt nicht, aber den Forscher stört jeder Besuch, sei es der liebste. Meine Arbeit ist wichtig für alle, sie muß gedeihen, sie verträgt keine Stockung, jeder Fleißige wird mich begreifen. Und wenn ich's leicht hatte in der Stadt, die Klingel abzustellen oder das Haus zu verriegeln, so brachte das keinen Gast in bittere Wallung: Der Herr wird abwesend sein, dachte man und verzog sich wieder, niemand hatte es weit. Hier aber, in der fernen Einsamkeit, wo ich nicht anders als anwesend sein kann, wäre ich verpflichtet, die mühseligen Wanderer aufzunehmen, sie zu bewirten, mich ihnen zu widmen, doch der empfindsame Strom meiner Arbeit —?

Nun lächelt, meine Pumpe hat Euch getränkt, sie steht ja außer der Hütte. Sehet, ein Kleingeist wird grob, ich aber pflege mich weiterhin in die bezwingende Livree zu hüllen und den Kopf voll Ehrerbietung zu neigen. Das wahrt die Höflichkeit, den Takt, die artige Form, das beschenkt den Besucher und tut ihm schmeichelhaft wohl, das geht am schnellsten, denn es raubt wenig Zeit, diesen Anstand nimmt keiner übel und hernach haben die Abgewiesenen, wie in Eurem Falle, auch noch die Möglichkeit, das Gelingen meiner Spekulation ebenso zu belächeln wie meine Bemühung, nichts Feindseliges zu stiften zwischen mir und jenen Freunden, die ich doch liebe . . "

Wir blickten uns an, gingen rasch an die Arbeit, die jedem aufgetragen war, und hätten wohl gerne im Inseratenteil nach übertölpelnd glanzvollen Livree-Fräcken mit noch mehr verwirrendem Dekor gefahndet, wäre dieser Einfall noch neu gewesen.

WIR

Wir sind von unserem Wesen
wie mit Gittern umstellt
und die Welt
können wir nur lesen
wie ein Buch, das man vor uns hä[illegible]
und das wir nicht ganz verstehn.
Wir sehn
Tage und Nächte gleiten,
Wechsel der Jahreszeiten,
Blühen und Welken auf Erden,
der Menschen Schaffen und Werken,
ohne zu merken,
daß wir älter werden.
Das sehen wir nur an den ander[illegible],
die vorüberwandern.
Bis plötzlich ein Kind,
zärtlich und lind,
das wir lieben könnten,
uns erkennen läßt allgemac[illegible]
daß es dem Alter nach
fast unser eigenes wäre.

Wo sind die Gitter, die trenn[illegible]
Unaufhaltsame Fähre
zieht uns ins Morgen hinein
Fernes, freudiges Klingen —?
Jetzt möchten wir springen
hinter Entschwundenem her;
doch der Fuß ist zu schwer.

Jahre, die wir durch Träumen
achtlos versäumen,
holen wir nimmermehr ein.

KARL LEMKE

Erinnerung an die Antike

(K. Rössing)



VON A BIS Z

VON JO HANNS RÖSLER

Glaubt nicht, daß es keinen Alkohol im Lande gibt! Es gibt wahre Wünschelrutengänger, die mit einer geradezu somnambulen Sicherheit jede Flasche Schnaps ausfindig machen, und haben sie sie erst einmal entdeckt, haben sie sie auch schon entkorkt und entleert. Und wem dies zweimal oder dreimal am Tage gelingt, der vermag auch heute noch einen Mordsrausch zusammenzubringen und damit am späten Abend in einer Gaststätte zu landen, wo alles neiderfüllt den Wohlgefüllten anstarrt. So erging es auch einem Manne namens Hans Schluck, der kurz vor Torschluß eine Gaststube betrat und dem Wirt hinter der Theke zurief:
„Herr Wirt! Ein Bier und das Adreßbuch!"
„Sie haben schon genug getrunken!"
„Aber nicht gelesen! Dann nur das Adreßbuch!"
Mit Betrunkenen soll man nicht rechten. Der Wirt brachte das Buch.
Das Adreßbuch lag auf dem Tisch. Hunderttausend Namen standen darin und sein Umfang war gewaltig. Hans Schluck begann wie in einer Fibel darin zu lesen, er las das dicke Buch von vorn, von der ersten Seite, von der ersten Zeile an. Es ging ihm nicht recht gut dabei mit dem Lesen, denn die bösen Flaschengeister, die in seinem Hirn rumorten, trübten den Blick, verjagten die Gedanken und verwirrten die Begriffe. Aber Hans Schluck las und las, bis der Wirt zu ihm als dem Letzten der Gäste an den Tisch trat.
„Polizeistunde!"
„Verbitte mir jede Störung!"
„Gehen Sie nach Hause!"
„Sie sehen doch, daß ich lese!"
„Schluß jetzt! Feierabend! Polizeistunde!"
Der Wirt sagte es und griff nach dem Adreßbuch. Er hätte es nicht tun sollen. Denn als ob sein Leben davon abhinge, stürzte sich Hans Schluck auf das Buch und mit der Kraft des Betrunkenen entriß er es dem Wirt wieder.
„Lassen Sie mich lesen!" schrie er.
„Morgen ist auch noch ein Tag!"
„Ich muß jetzt das Adreßbuch lesen!"
„Alle Seiten?"
Der Betrunkene schrie:
„Jawohl! Von A bis Z!"
Eine Stunde wartete der Wirt noch. Es war ein gutmütiger Wirt und er hatte noch hinter der Theke zu tun. Dann aber wurde es ihm zu albern.
„Raus jetzt! Ich schließe!"
„Schließen Sie! Ich bleibe!"
„Her mit dem Adreßbuch!"
„Nur über meine Leiche!"
„Das werden wir erst sehen!" schrie der Wirt.
Er sah es. Das Buch blieb in der Hand des Betrunkenen. Und als hätte ihm der Zwischenfall neue Kraft gegeben, fuhr dieser in der Lektüre des Adreßbuches fort und mit einer Verbissenheit, die eines besseren Buches würdig gewesen wäre. In der Ecke saß der Wirt und starrte mit verbissenen Zügen herüber. Endlich sagte er kleinlaut:
„Ich verkaufe Ihnen das Adreßbuch."
„Unnützer Ballast!"
„Ich schenke es Ihnen!"
„Warum?"
„Weil ich heimgehen will! Morgen früh ist die Nacht um!!"
„Gehen Sie! Gehen Sie getrost! Ich muß weiterlesen!"
Was blieb dem Wirt übrig? Er ging. Morgen früh war wirklich die Nacht um und was ein guter Wirt ist, der hat auch am Tag seine wohlgenutzten Geschäfte. Mißtrauisch schloß er also hinter sich die Eingangstüre und ließ den schweren Rollbalken herunter. Kaum aber wandte er sich zum Gehen, da donnerte es wild von innen gegen die Tür.
„Aufmachen! Sofort aufmachen!"
„Ich bin doch nicht Ihr Hanswurst!" schrie der Wirt von außen.
„Ich will heim! Heim will ich!"
Der Wirt öffnete brummend die Tür.
Da stand der Betrunkene.
Er fiel ihm glückselig um den Hals.
„Dank, edler Wirt! Dank für das Buch! Lesen ist alles!"
„Das verstehe, wer will!"
„Ich fand in dem Buch, was ich suchte!"
„Was suchten Sie denn?"
Der Betrunkene stammelte glücklich:
„Wie ich heiße und wo ich wohne!"

Roosevelts Kulturträger in Süditalien

(Mjölnir)



„Goddam — die ist hin! Die kann nichts mehr über die Befreier erzählen!"

Apostoli di civiltà di Roosevelt nella Bassa Italia: "Goddam! È già morta! ... Così ella non può raccontar più nulla dei liberatori!„

DAS SANATORIUM

VON SCHLEHDORN

Als Regierungsrat Julius und Frau Dorette zum erstenmal in den Speisesaal des Sanatoriums eintraten, hoben sich einige achtzig Köpfe mit neugierigen Augen und rhythmisch kauenden Backen. In der Mehrzahl waren es Damen in den besten, wenn auch keineswegs in den schönsten Jahren. Man sah, wie sie bei sich dachten: aha, neu Angekommene. Heute abend werden wir mehr von ihnen wissen, als sie selbst. Und ab übermorgen werden wir ihnen von unseren Krankheiten erzählen.

Während des Essens fand Frau Dorette die an kleinen Tischen aufgereihten, feierlich kauenden Profile höchst amüsant. Und Julius stellte, nachdem er sich umgesehen, mit Bedauern fest: Was gibt es doch für viele häßliche Damen. Ob wohl unter den Tieren auch die Schönheit so hoffnungslos in der Minorität ist?

Weil Julius und Dorette sich zurückhaltend zeigten, hieß es anfangs, sie seien unsympathisch oder sehr reich oder Ausländer oder nicht wirklich verheiratet oder wirklich krank. Dann aber kamen sie doch mit einigen der Damen ins Gespräch und nun fand man sie reizend und erzählte ihnen alles über Magensäure, Morgenkaffee, Zucker, Auswurf, Verwandtschaft und Blutdruck. Dabei machte Julius die Beobachtung: Von ihrer eigentlichen Krankheit sprechen sie nicht, am tiefsten leiden sie doch an ihrer Häßlichkeit. Und wenn er einer von ihnen etwas Freundliches über ihr ständig besseres Aussehen sagte, so kam er jedesmal zu dem weiteren Ergebnis: Erstaunlich, wie es die häßlichste Dame verschönt, wenn man sie schöner findet, als sie ist, und wenn man ihr sagt, daß sie schöner sei, als man sie findet.

„Na", meinte Dorette, „sag du einem Mann, er wäre bedeutend, dann räuspert er sich, wirft sich in Positur, macht starre Augen und redet den Rest des Abends geschwollenen Unsinn."

„Gewiß", gab Julius zu, „daß einer sich für bedeutend hält, ist schwer heilbar. Aber die Häßlichkeit ist heilbar. Denn, — und das ist meine nächste und wichtigste These, — Häßlichkeit ist nicht der Mangel an Schönheit, sondern Schönheit ist das Fehlen der Häßlichkeit. Zieht man zum Beispiel bei unseren beiden Nachbarinnen das Fett, die Falten und noch einiges andere ab, so sind es Juno und Venus, die sich so ungeniert über den Tisch und über den Stuhl unterhalten."

Auf die erwähnten Feststellungen hat Julius dann den soliden Plan eines Sanatoriums aufgebaut.

„Aber du bist doch kein Mediziner", meinte Dorette. „Prießnitz, Schroth und Kneipp waren auch keine", erwiderte er. „Ich wende auch nicht kalt Wasser, warme Luft, feuchte Erde oder Strahlen, Pillen und Spritzen an. Ich bekämpfe die Krankheit allein vom Seelischen her. Kalotheurapeutisch (kalos heißt im Griechischen schön, wie du weißt)."

Er sagte ihr den Anfang eines Prospektes auf: „Inmitten rauschender Wälder voll von Ozon, Sauerstoff, Stickstoff und Werkstoff, überragt von der wildromantischen Ruine des Gallensteins (Restauration s. Anzeigen), eingebettet in das sanft gewellte Tal eines lieblichen Flüßchens, der Plurre, liegt das althistorische Städtlein Trutschenhausen, (als Castra Hysterica bereits bei den Römern bekannt; schon Tibulls Privatsekretärin weilte als Kurgast hier), und an dessen höchster Stelle (273,5 m ü. M.) erhebt sich der imposante Bau des weltbekannten, kalotherapeutischen Sanatoriums ‚Jungbronnen' mit Dependance (vormals ‚Altweibermühle'). Leitender Arzt Dr. Charles A. Tann. Gleich über der Eingangstür erblicken wir die Büsten des Prophylaxes und Therapeutes, der beiden Söhne des Arztgottes Asklepios und der willfährigen Nymphe Diagnose... Und so weiter. Als Indikationen nennt der Prospekt vor allem Insuffizienz der ästhetischen Wirkung auf Umwelt und Ehemann sowie hartnäckige Kakokomplexe (kakos heißt griechisch häßlich, wie du weißt). Als Heilmethoden: psychische Diathermie, Seelentiefenbestrahlung, Massage des Unterbewußtseins, durchaus individuelle Couren. Medikamentöse Behandlung erfolgt nur mit Puder, Rouge und Nagellack und einigen kosmetischen Cremes. Die Besonderheit meines Sanatoriums ist nun, daß nur häßliche Damen zugelassen werden. Gänzlich unheilbare Fälle sind ausgeschlossen. Und ausgeschlossen sind alle hübschen Damen. Du dürftest nicht die Spitze des Fußes hineinsetzen, Dorette. Die Angestellten müssen grundhäßlich sein, ebenso die Schwestern. An den Wänden hängen nur Bilder wie die Hille Bobbe von Haarlem, Ausschnitte aus Bildern von Breughel und aus der Sammlung von greulichen Physiognomien, die zu zeichnen eine Laune von Lionardo da Vinci war. Das gibt die psychologische Basis: schon beim Eintritt fühlt sich die Patientin als Schönste unter den Häßlichen und nicht mehr als Häßliche unter Schöneren. Außerdem hängt zunächst in keinem Zimmer ein Spiegel. Zur Morgentoilette kommen Friseusen, die gleichfalls ausgewählt häßlich sind. Dahingegen sind die Ärzte bildschön. Vom dämonisch schwarzen Chefarzt bis zu den sieghaft blonden Assistenten. Bildschön und hinreißend sympathisch. Entsprechend dem psychologischen Lehrsatz: ‚wenn ein Mann einer Frau sagt, sie sei schön, so findet sie das glaublich; wenn es ihr ein schöner Mann sagt, so weiß sie, es ist wahr. Oberarzt Dr. Süßholz z. B., ein charmanter Wiener, macht seine ärztliche Visite: ‚Küß' die Hand, Gnädigste.' Und dann findet er irgend etwas Schönes an ihr: hübsche Fesseln (oh, Sie hätten mich vor zwanzig Jahren sehen sollen, Herr Doktor!), seelenvolle Augen (wenn sie schielt, wenigstens eins), einige schöne Zähne, kurz eine von den sieben Schönheiten des Weibes oder notfalls eine neu erfundene achte. Ein guter Diagnostiker findet immer etwas; er wird auch bei dem häßlichsten Menschen etwas Schönes finden. Ähnlich wie der Menschenfreund, der sich notfalls sogar mit seelischer Schönheit begnügt. Und wahrhaftig: reizend ist bereits das überraschte, geschmeichelte, gläubige Lächeln der Patientin, wenn der Arzt sie in dieser Art behandelt.

Jeden Tag entdeckt nun der Arzt neue Schönheiten und jeden Tag empfiehlt er sich mit dem Spruch: ‚Der weise Hypokrates sagt in einer seiner verlorengegangenen Schriften: Nur die Schönheit ist wahr. Das Häßliche ist Einbildung. Also, meine Gnädigste, vergessen Sie den Hypokrates nicht.' ‚Und vergessen Sie mich morgen nicht, lieber Doktor', flötet sie errötend zurück. Und sieht wieder fast hübsch aus... So geht es vierzehn Tage hindurch. Sie hört auf, sich häßlich zu finden. Schließlich kann man sogar einen Spiegel ins Zimmer stellen. Die Patientin beginnt mit der Selbstbehandlung: Häßlichkeit ist Einbildung, Schönheit ist wahr, diese Wahrheit ist schön... Sie fängt an, sich selber schön zu finden. Und wird das Sanatorium im Bewußtsein einer Schönheit verlassen, die sie vielleicht nicht hat; jedenfalls weiß sie, daß sie nicht mehr häßlich ist.

Eine besondere Rolle bei der Behandlung spielen die Ehemänner. Sie dürfen, wie in allen Sanatorien, übers Wochenende kommen und mitschmeichelnd die Blumen der Hoffnung begießen. Sonnabends nach dem Kaffee werden sie vom Chefarzt geschult. Sie sind nach kanonischem Recht verpflichtet, die eigene Frau schön zu finden. Im Interesse der Kur bittet die Direktion, es ihr auch zu sagen. ‚Wirklich, Agathe', spricht er am Sonntag früh, ‚heute bist du noch hübscher, als gestern.' Ihr Lächeln gibt ihm recht. Er wiederholt diese Versicherung (nach der Methode Coué-Flatteur) noch einige Mal und schließlich glaubt er selbst, daß Agathe morgen noch hübscher sein wird, als heute."

„Aber dein Verfahren ist doch nicht neu", wandte Frau Dorette ein.

„Gewiß nicht. Aber der ältere Cato hat mit seinem ‚ceterum censeo' auch die Couésche Methode schon im römischen Senat vorweggenommen und Antonius Musa hat seinerzeit den Kaiser Augustus mit einer Prießnitz-Kur wieder gesund gemacht. Er erhielt dafür eine goldene Bildsäule und Abgabenfreiheit für sich und seine Kollegen ‚für alle Zeiten'.

Mein System läßt sich in einen Satz zusammenfassen: Das beste Mittel, die Schönheit einer Frau zu erhalten, ist, daß man ihr sagt, sie sei schön, und das beste Mittel, die Häßlichkeit zu beseitigen, ist — das gleiche, daß man ihr sagt, sie sei schön. Hier berühren sich Vorbeugung und Heilung. Wesentlich ist dabei (medizinisch gesprochen), die Sekretion der Schmeicheldrüse des Ehemannes in ständiger Funktion zu erhalten. Man kann dann die Kur auch zu Hause durchführen. In ernsten Fällen chronischer Häßlichkeit schickt man die Frau ins liebliche Tal der Plurre zu einer Kur im therapeutischen Sanatorium.

Um das nicht zu vergessen: ein besonderer Vorteil dieser Kur ist, daß die Kranken nicht über ihre Krankheit reden. Da werden die Damen nicht, wie jetzt, auf den Bänken der Kurpromenade sitzen und Krankheitssymptome tauschen, wie die Kinder Briefmarken, — denn über die eigene Häßlichkeit spricht keine Frau. Höchstens über die Häßlichkeit der anderen Patientinnen oder über die reizenden Ärzte — und beides verschönt sie. Glaubst du nicht, Dorette, daß mein Sanatorium viele Damen interessieren würde?"

„Sogar alle", sagte Dorette, „denn jede hat doch mindestens eine Freundin, die unbedingt hinein muß."

MEIN FREUND JOHANNES

Martin spielte gerne und recht gut Schach. Entschieden am besten in unserem Kreise. Gott sei Dank, denn er war ein schlechter Verlierer.

So beunruhigte es ihn auch lebhaft, daß ich ihm den Besuch eines bekannten Meisterspielers ankündigte.

„Gegen den hast du wenig Aussichten", berichtete ich. „Aber streng dich ordentlich an, damit du uns Ehre machst."

„Am besten ist es, du gibst ihm eine Figur vor", empfahl Johannes.

„Damit werden meine Aussichten doch nur noch schlechter", entgegnete Martin verzagt.

„Aber du hast dann eine gute Entschuldigung, wenn du verlierst", sagte Johannes.

*

Martin war ganz erregt.

„Was hast du denn nur, Martin? Du bist ja vollkommen durcheinander!" forschte ich.

„Soll ich wohl sein. Denk dir nur: ich habe heute nacht geträumt, ich räumte in meinem Zimmer auf und fände dabei eine volle Flasche guten, alten Cognac. Und nicht nur das, nein, dann kam auch noch ein süßes, junges Mädchen zu mir. Mit dem trank ich ein paar Gläschen, und dann wurde es furchtbar nett", erzählte Martin.

„Höre mal", sagte Johannes, „zu so einem Traum lädst du uns das nächste Mal aber ein!"

*

Johannes war vom Finanzamt aufgefordert worden, eine Einkommensteuererklärung abzugeben. Hilflos saß er vor dem langen Formular.

Ich hatte Mitleid mit ihm und füllte ihm die einzelnen Spalten aus.

„So, nun brauchst du es nur noch zu unterschreiben", erklärte ich.

Johannes zog den Füllfederhalter, setzte sich zurecht und schrieb:

„Mit den besten Grüßen Ihr Johannes." J. Bieger

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —
Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Theorie und Praxis bei den Terrorbombern

(E. Thöny)



„Eben lese ich, daß es gelungen ist, das Durchschnittsalter der Menschen auf 56 Jahre zu erhöhen!"
„Großartig! Aber jetzt habe ich zum Lesen keine Zeit, wir müssen Sprengbomben einladen!"

Teoria e pratica dei bombàrdieri terroristi

"Sto appunto leggendo che si è riusciti a portare la media dell' età degli uomini a 56 anni!,,
"Cosa meravigliosa! Ma adesso non ho tempo di leggere; dobbiamo caricare bombe esplosive!,,

München, 9. August 1944
49. Jahrgang / Nummer 32

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Wahlwettervorhersage

(Wilhelm Schulz)



„Ob Roosevelt oder Devey kräht auf dem Mist,
die Politik ändert sich nicht, sie bleibt, wie sie ist!“

Profezia di tempesta elettorale: “Sia che sul letame gracchi Roosevelt oppure Dewey, la politica non cambia; resta sempre quella che è!„

Der Idealist - L' idealista

(J. Hegenbarth)



„Aber guter Mann, die Liebe ist doch das herrlichste aller Gefühle!"
„So — so! Haben Sie schon einmal eine echte Virginia geraucht?"

"Ma, buon uomo, l' amore è pure il più bello di tutti i sentimenti!„ — "Ah sì? . . . Avete mai fumato una volta un vero virginia?„

DIE LÜCKE

VON WALTER FOITZICK

Es gibt in den Eisenbahnwagen Bänke mit Sitzen für zwei Personen. Das sind sehr angenehme Plätze, jeder hat einen Eckplatz, und sogar zwei Dicke können da noch ordentlich sitzen, vielleicht sogar zwei Sehrdicke. Aber der Dicken sind nicht mehr so viele, und so bleibt zwischen den beiden Sitzern oft eine kleine Lücke. Eine herzige kleine Lücke, eine Bequemlichkeitslücke. Von vornherein sei gesagt: drei Personen sind von der Reichsbahn nicht geplant für so ein Bänkchen, und die Reichsbahn hat sicher sehr genau gemessen und kalkuliert und hatte bestimmt besonders dicke Leute zur Verfügung, die dort probesitzen mußten, nehme ich an.

Aber jetzt ist halt Platzmangel.

Aber jetzt ist halt immer alles besetzt.

Die Lücke manchmal auch. Das kommt auf den Ausdehnungskoeffizienten der beiden Sitzer an.

Und nun steigt noch jemand ein, der hat ein scharfes Auge auf jede Lücke. Er stellt sich harmlos ganz in ihre Nähe. Man kann doch nicht immer darauf achten, daß kein Stückchen Bank zwischen einem selbst und dem Nachbarn hervorschaut, nicht wahr! So erscheint denn plötzlich so ein winzig kleines Stückchen Bank. Sehr freundlich und sehr bittend sagt dann der Neue: „Ach, da ist ja noch ein kleines Plätzchen, würden Sie wohl gestatten . . ." Die beiden tun so, als ob sie rückten, und schon ist der Dritte zwischen ihnen. Nein, noch nicht zwischen ihnen, er sitzt vorne irgendwo wie ein Kanarienvogerl auf dem Stangerl. Er ist ja so dankbar, und möchte am liebsten zwitschern. Und er zwitschert: „Ja, ja, heutzutage muß man sich gegenseitig helfen, heute muß man zusammenrücken." Es klingt so, als ob er sich selbst gegenseitig helfen müßte, als ob er zusammenrückte. Er ist ganz Volksgenosse, und sitzt nur so ein wenig ganz vorne, das liebe Vogerl.

Nun hat der Mensch aber eine meistens unbenutzte Fortbewegungsmöglichkeit. Das geht so vor sich. Man zieht den einen der beiden Sitzmuskeln, Glutäus genannt, zusammen, dreht sich auf ihm rückwärts, macht das gleiche mit dem andern und fährt so fort. Man kann auf diese Weise große und kleine Schritte tun. Das muß man im Gefühl haben, ob man rechts oder links antritt.

So macht's der Dritte, und wenn seine Nachbarn *nicht ganz aufmerksam sind, sickert er in ihre* Front ein, bläht sich auf und füllt mehr als die Lücke. Dann sagt er freundlichst: „Es geht alles heutzutag, wenn man nur guten Willen hat." —

Und er ist sehr zufrieden.

ANRUF

So schwer und dunkel ist die Nacht.
Man liegt und wacht
und lauscht - auf was? Ach ja, auf was?
Und hört das Gras
der bitterbösen Möglichkeiten wachsen . . .

Einbildung, Alter! Unsinn! Faxen! . . .

Wie täte jetzt Musik dem Herzen gut:
ein Schubertlied, das in sich selber ruht,
ein Mozart oder Bachpräludium . . .

Die Welt bleibt stumm.
Die Zeit verrinnt . . .

Mit einemmal, beim Nachbarn, schreit ein Kind,
ein winzig kleines, durch die Dunkelheit.
Und dieses Schrei'n, am Tag vermaledeit,
jetzt in der Nacht ist's wie ein Ruf des Lebens,
ein Schlachtruf resoluten Widerstrebens . . .

So nimm denn, was sich beut, und sei nicht närr'sch:
»Ok Kinderschrie'n is een Gesangbauksversch!«

Dr. Owlglaß

Übersprungene Etappe

(R. Kriesch)

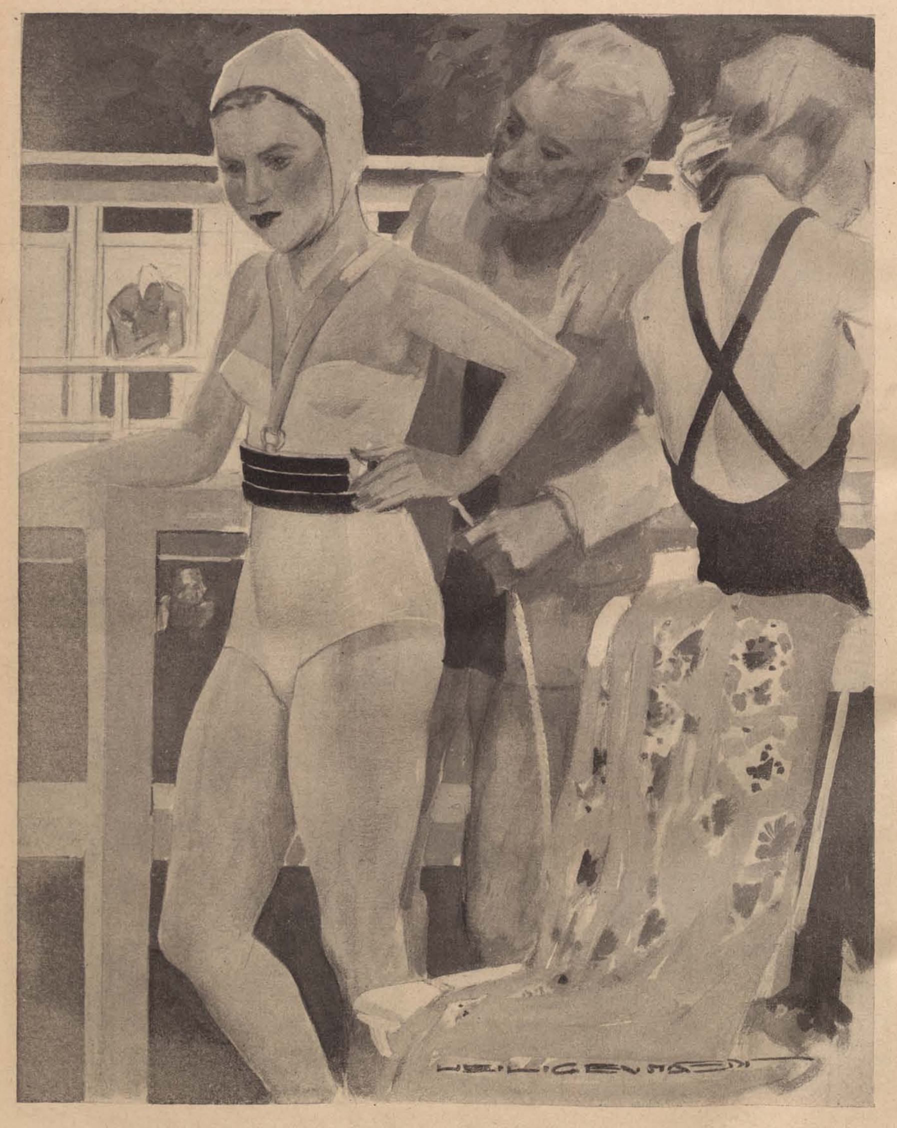


„Wenn du einem Mann den kleinen Finger gibst, will er gleich die ganze Hand!"
„Ach, Rudi hat mit dem ‚Kleinen Finger' erst gar nicht angefangen!"

Tappa saltata: "Se ad un uomo dai il dito mignolo, egli vuole subito tutta la mano!,,
"Ah, Rudi non ha nemmeno ancora cominciato col 'ditino,!,,

Schwimmunterricht

(Kurl Heiligenstaedt)



„Angenehm ist es nicht, so fest an der Strippe gehalten zu werden!"
„Tut nichts, das ist bereits 'n gesundes Training für die Ehe!"

Addestramento al nuoto: "Non è piacevole esser tenuta sì forte al tirante!„ — "Non fa nulla; è già un sano allenamento pel matrimonio!„

FETT GEDRUCKT

VON HANS KARL BRESLAUER

Das ist auch schon eine Ewigkeit her. Damals lag ich, der Direktor eines kleinen Tingeltangels in Amsterdam hatte mich wegen gänzlicher Unfähigkeit hinausgeworfen, ohne einen Knopf im Vermögen zu haben, auf der Straße, und Lizzy, mit der mich so etwas wie zarte Bande verknüpften, die wollte partout nicht mehr mittun. Ihr gefiel diese chronische Geldbeutelkrankheit nicht.

Mir auch nicht, aber das ist ein anderes Kapitel. Zu jener Zeit hatte ich einen Schneider, der sozusagen für meinen äußeren Adam sorgte und den ich damit bezahlte, daß ich immer drei Strich Backbord segelte, wenn ich ihn irgendwo in der Nähe wußte.

Doch ich will hübsch bei der Stange bleiben und gleich sollt ihr sehen, was für tolle Luftsprünge das Leben zu machen imstande ist, wenn es mit einem Menschen etwas vorhat.

An dem Tage, an dem sich diese Geschichte ereignete — es war an einem 31. Januar und hundekalt — ging ich über den Voorburgwal, aß mich an den Auslagen der Delikatessengeschäfte satt und faßte eben den Entschluß, die zwei Anzüge, die noch in meinem Schrank hingen, einem Trödler zu verkaufen, als ich meinem Schneider in die Arme lief.

„Herr Schnurcks", sagte er, „so können Sie nicht herumlaufen, so ungebügelt. Ich werde Ihre Anzüge abholen und aufbügeln. Ein Künstler muß ordentlich aussehen, wenn er Erfolg haben will!"

Na, überlegte ich, kommt mir gerade zupaß, der Schneider; wenn die Anzüge gebügelt sind, gibt mir der Trödler das Doppelte dafür... Und wir suchten meine Wohnung auf.

Ich trat, um die Schneiderseele nicht in Verlegenheit zu bringen, zuerst ein, deckte Lizzy, die noch im Bett lag, bis über die Ohren zu und gab dem Schneider die Anzüge.

Er schlug sie in ein schwarzes Tuch ein und drückte mir die Hand.

„Gegen sieben Uhr erwarte ich Sie, Herr Schnurcks, können sich dann gleich umziehen bei mir. Auf Wiedersehen!"

Kaum war er draußen, steckte Lizzy den Kopf unter der Decke hervor und maulte:

„Schönes Leben an deiner Seite! Verdienst nichts und läßt dir die Anzüge aufbügeln, anstatt sie zu Geld zu machen. Wie soll ich neben dir zu einem Wintermantel kommen?"

Hatte so unrecht nicht, die Lizzy. War ein verhext hübsches Ding und hätte vom erstbesten Geldsack einen Pelz und ein Auto dazu haben können. Doch sie hing an mir — jawohl, das tat sie.

„Laß dir erklären", sagte ich verlegen grinsend, „laß dir erklären, Lizzy —"

„Ich pfeif auf deine Erklärungen!" fauchte sie, warf die Decke zurück, fuhr in Strümpfe und Schuhe, lief wütend in dem kalten Zimmer herum und der Nackedei verwandelte sich in eine Dame.

„So —", sie schlüpfte in ihren dünnen Mantel und stellte sich vor mich hin — „jetzt verdufte ich! Ich hab den Unsinn satt! Werde schon irgend jemanden finden, der mir etwas zu essen gibt. Und heut abend gehe ich in die Tulpen-Bar, daß du's nur weißt!"

„Lizzy", sagte ich schüchtern, „warte die paar Stunden, bis ich die Anzüge verkauft habe —"

„Danke —", rief sie, „ich will mein Leben genießen! Adieu, Herr Schnurcks!"

Das war der Abschied...

Um sieben Uhr kam ich zu meinem Schneider.

„Herr Schnurcks", empfing er mich, „es ist alles gebügelt. Ziehen Sie sich um."

„Geht nicht", sagte ich. „Ich muß im Cut bleiben." Denn damals war so ein Cutaway noch ein notwendiges Übel. „Werde von einer Dame in der Tulpen-Bar erwartet. Ich bin nur gekommen, mir die Anzüge zu holen."

„Na dann", sagte mein Schneider, „na dann... Da werde ich Ihnen aber wenigstens die Hose bügeln, die Sie anhaben; die sieht ja aus wie das Knie von einem verbeulten Ofenrohr!"

Damit war ich natürlich sofort einverstanden, hing meinen Überrock an einen Haken und zog die Hose aus. Mein Schneider legte sie auf das Bügelbrett, nahm das Bügeleisen vom Ofen, einen glühenden Stahl aus der Glut und schrie mich an:

„So — du Iltis! Du Gauner! Jetzt mach aber, daß du rauskommst! Seit Jahr und Tag bist du mir die Anzüge schuldig —"

Ich wollte etwas sagen, wollte wenigstens meine Hose, aber er brüllte wie ein Filmregisseur: „Schnauze halten — und raus!"

Ich wollte meinen Mantel retten, als ich mich jedoch umdrehte, um ihn an mich zu reißen, fuhr mir der verdammte Schneider mit dem heißen Bügeleisen hinten drauf...

Na, das war eine Überraschung! Ich schoß nur so zur Tür hinaus, flitzte — ohne Hosen, im flatternden Hemd — verfolgt von dem irrsinnig gewordenen Schneider, durch die Straßen, bis ich endlich in irgendein Haustor stürzte, eine Treppe

Enttäuschung - Delusione (O. Herrmann)



„Am ganzen Strand ein einziger oller Mann — und das nennt sich dann ‚Idyllischer Aufenthaltsort'!"

"Per tutta la spiaggia un solo uomo ... evecchio! E poi questo si chiama un luogo di 'soggiorno idilliaco,!„

ROMAN

VON ARTHUR RIMBAUD / DEUTSCH VON GERHART HAUG

I.

Man gilt noch nicht für voll mit siebzehn Jahren.
Doch eines Abends mag man weder Wein noch Bier,
Noch glitzernde Cafés und lärmendes Gebaren,
Und man lustwandelt auf der Promenade hier.
Die Linden duften süß in diesen Juninächten.
Die Luft ist, ach, so mild, daß man die Augen schließt.
Der Wind kommt aus der Stadt und ihren dumpfen Schächten,
Daß er von Wein- und Biergerüchen überfließt.

II.

Doch da erblickt man plötzlich so ein kleines Fleckchen
Ganz dunklen Blaus, von einem zarten Zweig umgrenzt.
Ein trübes Sternchen sticht hindurch, ein kleines Eckchen,
Mit süßem Schauern zwinkert es ganz weiß und glänzt.
O Juni-Nächte! — Rausch der siebzehn Jahre!
Champagnerhaft ist jeder Sinn entzückt.
Man schweift herum, spürt einen Kuß im Haare,
Der leise wie ein kleines Tierchen zwickt.

III.

Das wirre Herz — es robinsont in den Romanen.
Da — in dem Gaslaternenlicht, das trübe blaut,
Erscheint ein Fräulein, klein und reizvoll, kaum zu ahnen,
Im Schutz des Vaters, der aus steifem Kragen schaut.
Und da sie dich unsagbar kindlich findet,
— Ihr Stiefelpaar geht stets im selben leichten Trab —
Dreht sie sich keck und lebhaft um und schwindet.
Dir stirbt das Liedchen auf den Lippen plötzlich ab.

IV.

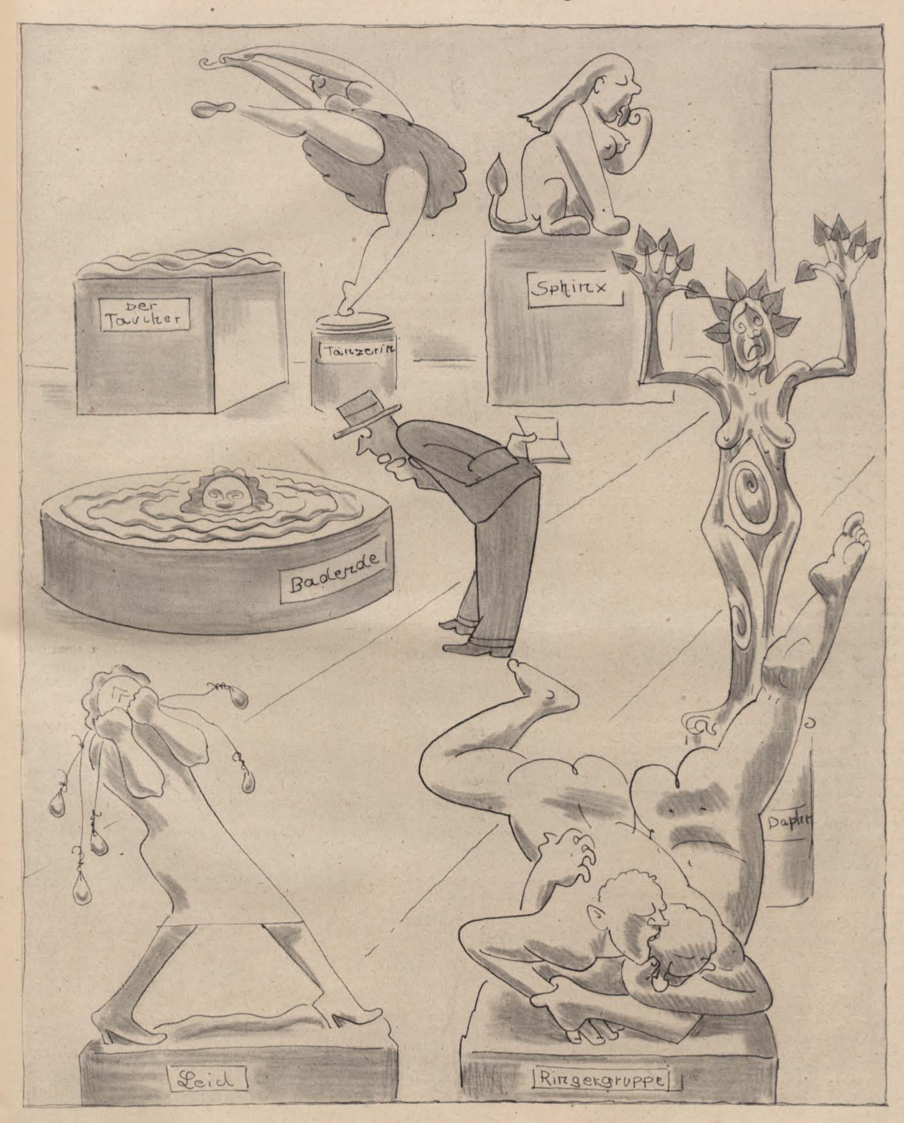
Du bist verliebt, bist bis August geborgen.
Du bist verliebt, daß sie dein Dichten lachen macht.
Die Freunde fallen ab. Du gehst in tiefen Sorgen.
Dann — eines Abends hat sie dein gedacht.
Heut gehst du wieder ins Café mit lärmendem Gebaren,
Trinkst süße Limonade oder dunkles Bier . . . . .
Man gilt noch nicht für voll mit siebzehn Jahren,
Hat nur die grünen Linden auf der Promenade hier.

hinaufstolperte und verzweifelt lauschend stehen blieb.
Ich keuchte nur so vor Aufregung, sah mich um, wo ich denn eigentlich hingeraten war, und erkannte den schwachbeleuchteten Garderobegang eines Theaters oder einer Varietébühne. Eben überlegte ich, ob es schon ratsam sei, den Rückzug anzutreten, als ein Herr eilends aus einer Tür trat, stutzte, stehen blieb, mich anstarrte, in Lachen ausbrach und rief:
„Bumbum — Junge — daß du da bist! Und im Kostüm auch schon!"
Ich wollte etwas erwidern, aber ihr müßt wissen, daß ich, wenn ich aufgeregt bin, stottere, verzweifelt stottere; so stark stottere, daß ich kein vernünftiges Wort herausbringen kann.
„Ja — ja —", lachte der Fremde, „ich weiß, was du sagen willst! Bist ein goldiger Junge! Hast das Engagement früher antreten wollen... Konntest also doch loskommen in Rotterdam — nicht wahr? Na, komm, du hast mir das Programm gerettet heut abend. Zwei Nummern mußten vorzeitig abreisen, und Ersatz war keiner aufzutreiben. Zahl dir das doppelte Honorar — jawohl, das tu ich!"
Und dann schrie er:
„Inspizient! Na, mach schon... Spring auf die Bühne, sag dem Ansager, diesem Idioten, er soll Bumbum ankündigen... Ja — reiß das Maul nicht auf — Bumbum als nächste Nummer!"
Was nun mit mir geschah, das geschah alles so blitzschnell, daß ich keinen Gedanken fassen konnte.
Der Direktor schleppte mich auf die finstere Hinterbühne, draußen im grellen Licht der Scheinwerfer schwefelte einer von Bumbum, von der Silvesterüberraschung für ein P. T. Publikum. Applaus knatterte. Dann schob, stieß, boxte man mich — und ich stand, nein, ich fiel auf die Bühne.
Mußte ein urblödes Gesicht gemacht haben; denn das Publikum jauchzte, als ich, im Cutaway, mit zerrissenen Schuhen und grasgrünen Socken, mich langsam aufrappelte und ängstlich umsah.
Hinter den Kulissen bog sich das Personal vor Lachen. Der Direktor warf sich auf einen Sessel, Tränen rollten über seine Wangen; es stieß ihn der Bock, so lachte er — dann schrie er mir zu: „Fang — schon — an — ich — kann — nicht — mehr —"
Da brüllte ich zurück, das heißt, ich wollte brüllen: Ihr Affenbande!
Aber, wie gesagt, wenn ich aufgeregt bin, dann stottere ich — und ich kam über I — I — Ihr — A — A — Aff — — nicht hinaus.

Das Publikum schluchzte vor Vergnügen, ich wurde immer verlegener, hörte, wie diese riesige, dunkle Höhlung vor mir aus tausend weißlichgrauen Kohlköpfen ein immer lauteres Wiehern ausspie, das sich über mich wälzte und mich zu verschlingen drohte — und wollte davonrennen... Kaum machte ich kehrt, da tobte das ganze Haus, daß die Mauern erzitterten; denn mein Hemd, das hatte der wütende Ziegenbock mit seinem glühenden Stahl versengt... Das wußte ich damals noch nicht und blieb verdutzt stehen... Warum lachen sie, wenn ich mich umdrehe, überlegte ich, warum?... Wahrscheinlich hat mir irgendein Mondkalb einen Zettel angehängt... Zögernd drehte ich mich um, tastete mit den Händen meinen Rükken ab — und das Lachen wurde zum Gebrüll... Was kann es nur sein? zermarterte ich mir das Hirn, kam mir grenzenlos elend vor auf dieser grellbeleuchteten Bühne und wollte verzweifelt in die Kulisse flüchten... Aber wohin ich auch lief, überall jagte man mich zurück... In meiner gottsjämmerlichen Angst entschloß ich mich schon, ins Orchester zu springen — da erscholl es immer lauter: „Von wo kommst du?"
„Erzähl!"
„Wo kommst du her?"
Mir traten die Augen aus den Höhlen. Der Schweiß stand mir auf der Stirne, und ich konnte mich kaum noch auf den Beinen halten.
Der Direktor brüllte aus der ersten Kulisse:
„Mach schon — sie verlangen deinen Schlager! Erzähl, wie du hergekommen bist!"
Na — da packte mich der Mut der Verzweiflung und ich erzählte, nein, ich stotterte die Geschichte von meinem Schneider und seinem Bügeleisen.
Als der Vorhang fiel, wollte der Applaus kein Ende nehmen. So etwas hatte man im Trianon-Varieté noch nicht erlebt.
Der Direktor fiel mir um den Hals.
„Bumbum — du hast ein neues Entree... ich dachte schon, du wirst das alte bringen, das mit dem versäumten Zug und dem verwechselten Auto. Aber das neue ist ja viel besser!"
Ich konnte nicht mehr. Ich war so ausgetrocknet im Hals und auch innerlich, daß ich nur immerzu nickte.
„Da hast du das Honorar für heut abend — hundert Gulden. Und morgen kommst du um zehn Uhr dreißig dran, genau laut Programm..." Der Direktor schüttelte mir die Hand. „Gute Nacht, mein Junge, geh schlafen, du wirst müde sein."
Ich stand wie vor den Kopf geschlagen allein im Garderobengang. Oben auf der Bühne begann die Revue; alle waren dort beschäftigt, kein Mensch kümmerte sich um mich; da stolperte ich in die nächste Garderobe, zog einen Frack an, der dort hing, steckte die hundert Gulden in die Westentasche, nahm einen Überrock, Hut und Stock, und fuhr in die Tulpen-Bar, wo Lizzy trübsalblasend an einem Tischchen saß.
Die staunte, als sie mich im Frack sah, angetan mit hundert Gulden. Wir tanzten selbstverständlich einen Versöhnungswalzer, und als wir uns wieder an unseren Tisch setzten, bückte sich ein Herr, der mit einer Dame an einem Nebentischchen saß, hob etwas auf und sagte:
„Mein Herr — Ihr Garderobeschein."
Ich dankte höflich, und als wir bald darauf aufbrachen, bekam ich in der Garderobe einen noblen Biberpelz und Lizzy einen Nerz, einen prächtigen dunklen Nerz.
Die war platt, das könnt ihr euch vorstellen. Trotzdem bewahrte sie Haltung. Ja, sie war immer so etwas wie eine Dame gewesen.
Am nächsten Abend gingen wir ins Trianon-Varieté. Ich wollte Bumbum, den echten Bumbum, sehen.
Er war eine schlechte Kopie von mir. Stotterte blödsinniges Zeug zusammen, hatte ein unmögliches Kostüm an und wurde ausgepfiffen.
In der Pause ließ ich den Direktor zu uns in die Loge bitten. Er knickte förmlich ein, als er Lizzys Nerzmantel sah, und als ich mich ihm zu erkennen gab und den Irrtum aufklärte, winselte er mich an, bei ihm aufzutreten. Ich tat es.
Die Premiere war derselbe Erfolg wie mein unfreiwilliges Debut — und seitdem wird mein Name in den Zeitungen und auf den Plakaten fett gedruckt — und ich bin der Unerreichte.
Nur muß ich in Stimmung sein; und dazu habe ich mir — schon aus Dankbarkeit, meinen Schneider engagiert. Wenn mein Auftritt kommt, rennt er mir mit dem Bügeleisen nach. Mit dem heißen, natürlich. Von der Garderobe bis auf die Bühne. Und wenn ich nur die Hitze spüre, werde ich schon ein anderer Mensch und das Publikum brüllt vor Lachen.
Den Nerz haben wir mit einem höflichen Entschuldigungsschreiben in die Tulpen-Bar zurückgeschickt und auch den Biberpelz. Dafür habe ich Lizzy später einen Zobel gekauft — und damit hat sie dann Karriere gemacht. Beim Film oder beim Theater — ich weiß nicht wo.
Ja — wenn ich nicht der Unerreichte geworden wäre — aber so — zu viel Geld ist eben auch kein Kitt für die Liebe!

Die Kollektivausstellung

(Fr. Bilek)



Mostra collettiva

AUS DEM TAGEBUCH EINES RADFAHRERS

VON BRUNO WOLFGANG

3. 5. — Die verschiedenen Dokumente, Ausweiskarten, Bestätigungen, Zahlungsaufträge, Mahnungen und sonstigen amtlichen Schriftstücke, die den Lebensweg des Menschen begleiten, müssen von Zeit zu Zeit durchgesehen und gesichtet werden, ähnlich wie Vorräte von Getreide, holländischen Rüben und anderen Lebensnotwenigkeiten (soll heißen: Lebensnotwendigkeiten Das d blieb in der Maschine. Möge sie ihren Willen haben) hie und da umgeschaufelt werden müssen. Gestern beim Umschaufeln meiner Schreibtischladen stieß ich auf meinen Führerschein. Rührung erfaßte mich, als ich des schönen Frühjahres 1933 gedachte, da ich Schulter an Schulter mit wesentlich jüngeren Leidensgefährten um die Herrschaft über den Motor rang. Vor oder nach der Tagesarbeit standen wir mit leicht klopfendem Herzen auf dem Hauptplatz der kleinen Stadt, den Kühe und Ziegen bedächtigen Schrittes überquerten, sanfte harmlose Geschöpfe, für uns aber Gegenstände des Schreckens, da sie dem Übungswagen ungern auswichen und unberechenbar waren, wenn unsere hastig suchenden Beine statt der Bremse das Gas erwischten.
Manch schönen Frühlingsabend saßen wir dann in der kleinen Stube beim theoretischen Unterricht vor Wandtafeln und Modellen und sogen das Gemisch aus Theorie und Praxis ein, das vom Vergaser des Gehirns in geistige Kraft umgewandelt werden sollte. Da saßen viele brave Bauernburschen aus Pitzing, Hinterpetzluckau, Radlsdorf und Zwieselstetten, alle tüchtige Schwarzfahrer, die schon als Buben dem Vater beim Lastwagen ausgeholfen hatten. Sie konnten alle fahren, nur wußten sie nicht, warum. Es fehlte ihnen die Theorie und vor allem die Prüfung. Schwer war es mit den vielen Fremdwörtern. Einer verwechselte mit absoluter Sicherheit Kompression und Explosion. Ein anderer verfolgte mit Entsetzen den Gang der Ventile, der ihm ewig ein düsteres Geheimnis blieb. Aber schließlich ging alles gut. Auch ich erhielt eines Tages die Bestätigung der bestandenen Prüfung und die Erlaubnis, ein Kraftfahrzeug mit Antrieb durch Verbrennungsmaschine der Klasse 3 und 4 zu führen.
Wehe mir und der Menschheit, wenn ich von dieser Erlaubnis wirklich Gebrauch machen würde. Seit der Prüfung habe ich nie mehr einen Volant berührt, ich habe nie ein Auto besessen, und hätte ich jetzt eines, und hätte ich sogar Benzin, so hätte ich doch nicht den Mut, mich auf meine Mitbürger loszulassen. Es sind Jahre vergangen. Ich habe nichts als meinen Führerschein. Und der Schein, wie so oft, trügt.
Ich habe mein altes treues Fahrrad wieder instand gesetzt. Da bin ich nicht mehr der Sklave des Motors, denn ich selbst bin der Motor. Der billigste Motor ist der Mensch. Er braucht nur sehr wenig Fett und kann mit etwas Magermilch bei täglich einmaligem Tanken geräuschlos und fast geruchlos betrieben werden. Ich bin allerdings fünfundzwanzig Jahre lang nicht mehr gefahren und die Straßen erschienen mir anfangs etwas zu schmal für meine Fahrkunst. Aber wo ein Wille ist, ist auch ein Radfahrweg. Mutig bestieg ich meine knarrende Maschine und fühlte stolz wie einst Galilei: „Und sie bewegt sich doch!"
15. 5. — Ich habe die Kunst des Pedalaufstieges wiedergefunden. Allerdings nach mehreren mißglückten Versuchen. Zwei Tage später konnte ich schon den einen Arm wegstrecken, um den Hintermännern die von mir ersehnte Fahrtrichtung anzuzeigen. Am Ende der Woche war ich bereits imstande, mich zu schneuzen, auf die Uhr zu sehen und Rockknöpfe auf- und zuzumachen. Die Betätigung der Glocke war überflüssig, da das beständige Klappern und Scheppern meines Rades mich von weitem ankündigte.
20. 5. — Erste Übungsfahrt ins Gelände. Sie war als Vergnügen gedacht, gestaltete sich aber mehr zu einem Kampf des Geistes mit der widerspenstigen Materie. Der Teufel — der ohne Zweifel existiert — hatte recht ansehnliche Kräfte aufgeboten. Zunächst den drehbaren Gegenwind. Ein Gegenwind sollte sich naturgemäß auf der Rückfahrt als willkommene Unterstützung auswirken. Dem ist aber nicht so. Der Gegenwind dreht sich immer nach dem Radfahrer. Welche Richtung immer der Fahrer einschlagen mag, der Wind bläst stets von vorn. Dem gegenüber versagt die Wissenschaft. Wie es der Wind fertig bringt, zwei in entgegengesetzter Richtung fahrenden Radfahrern gleichzeitig ins Gesicht zu blasen, ist seine Sache und zweifellos echtes Teufelswerk.
Da ich mich durch den Gegenwind nicht abschrecken ließ, flog mir alsbald mit niederträchtiger Genauigkeit eine kleine Mücke ins Auge. Natürlich gerade in das, mit dem ich besser sehe, und selbstverständlich genau in dem Augenblicke, als ein altes Weib dicht vor mir auftauchte und hinter mir das scharfe Signal eines Rettungswagens ertönte. Alles schien für einen Unfall aufs beste vorbereitet. Aber ich lenkte mit kühnem Schwung auf den Gehsteig, und geradewegs in eine Gemüsehandlung, zum Schrecken der zahlreich versammelten Frauen. „Stellens Ihnen nur hinten an!" rief eine giftige Stimme. „Sie bemühen sich umsonst", sprach die Verkäuferin mit eisiger Höflichkeit, „Spinat gibts nur für Kundschaften." Ich entschuldigte mich höflich. Da ich nichts kaufte, waren alle, einschließlich Verkäuferin, zufrieden. Ich entfernte die Fliege und schließlich mich.
Bald merkte ich, daß das Fahren in der Stadt seine Schattenseiten habe. Ich bog in die Barawitzkagasse ein, in der der Verkehr der Straßenbahn angenehmerweise eingestellt ist, und beschäftigte mich damit, den Schienen durch Zickzackfahren geschickt auszuweichen. Das Pflaster aber konnte ich nicht vermeiden. Es ging bergab, das Rad hüpfte wie besessen und klapperte wie ein blecherner Totentanz. Die Leute blieben stehen und starrten mich mit leisem Grauen an, als sähen sie einen apokalyptischen Radfahrer über die Welt einherfegen, um das Herannahen von sieben mageren Jahren anzuzeigen. Ich kämpfte tapfer um mein Leben. Endlich mündete die Straße in sanften Asphalt. Ein kleines Häufchen Pferdemist milderte mein allzurasches Tempo. Freundliche Mitmenschen — die es auch gibt — brachten mir meine Kappe und die Pumpe, die ich irgendwo verloren hatte.
Endlich war die Stadtgrenze erreicht. Straßenbahnschienen, Kreuzungen und Menschen blieben hinter mir, die freie Landstraße lockte ins Weite. Kräftig stieg ich in die Pedale, obwohl mir die Beine immer noch ein wenig zitterten. Von fern grüßte die Burg Kreuzenstein herüber. Die Straße war glücklicherweise nicht gepflastert. Dennoch aber stieß das Rad wie ein bockiger Maulesel. Ich schob dies auf den Gegenwind. Aber plötzlich hörte ich eine Stimme hinter mir: „Sö! Sö ham ja ka Luft im hintern..." Mehr hörte ich nicht. Ein Radfahrer überholte mich in rascher Fahrt, deutete noch etwas mit der Hand und entschwand. Ich stieg ab und betrachtete mein Hinterrad. Es ähnelte einer sieben Tage alten Leberwurst seligen Angedenkens. Ich pumpte aus Leibeskräften. Aber es blieb nach wie vor schlaff und tot. „Da hams an urdentlichen Potschen", sagte eine freundliche Stimme, „vielleicht ist nur das Ventil hin." Schon schraubte der gute Mann unten herum, dann schüttelte er den Kopf. „Naa, da müssens irgendwo einen Nagel haben." Wir untersuchten gemeinsam den Mantel. Es war nichts zu finden. Nun trugen wir das Rad gemeinsam bis zum nächsten Wirtshaus. Dort vor einem großen Schuppen stand eine ältere Frau. „Aha, Sie brauchen ein Wasser?" sagte sie teilnahmsvoll und deutete auf einen Kübel. Wir tranken zunächst zwei Biere, dann holte ich den Kübel, wir zogen mit Interesse den Schlauch durch das Wasser und sahen endlich die ersehnten Luftblasen aufsteigen. „Jetzt hammers", sagte der Mann. Ich bestellte nochmals zwei Biere und wir begannen zu kleben. Dann machten wir eine Pause und tranken noch eins. „Könnens den Mantel wieder draufgeben?" fragte der Mann. „Nein", sagte ich wahrheitsgemäß. „I a nöt." Wir warteten also auf einen weiteren Helfer, der beim fünften Bier endlich eintraf und Mantel und Rad kunstgerecht aufmontierte. Er trank nur drei Biere, weil er wenig Zeit hatte. Für Kreuzenstein war es schon zu spät. Ich wandte mein Rad heimwärts. Mein neuer Freund schwankte eine Zeitlang die Straße entlang, ganz nach Art eines Betrunkenen. Das war mir ein Rätsel. Denn falls er tatsächlich betrunken war, konnte dies keinesfalls die Wirkung dieses Bieres sein, sondern nur die der Erinnerung an einst genossenes wirkliches Bier — Suggestion des Wortes Bier. Name ist doch nicht so ganz Schall und Rauch, wie Goethe meint.
24. 5. — Ich habe mich von meiner Überlandfahrt schon wieder erholt. Es war ähnlich wie mit dem Bier. Weniger ein Vergnügen als die Erinnerung an ein solches. Vergnügungsfahrten sind nicht zeitgemäß. Das sagt auch meine Frau. Sie hat es ein wenig in den Beinen, und die Wirtschaft fällt ihr schwer. Da kann ich mich nützlich machen und zur Erleichterung des täglichen Lebens, das auch kein Vergnügen ist, ein wenig beitragen. Ich fahre zur Fisch- oder Geflügelhandlung und sehe nach, welche Nummer jetzt an der Reihe ist. Ich fahre als Späher zur Gemüsehandlung und sehe nach, ob viele Frauen dort stehen und ob die Frau Lackner, die immer eine halbe Stunde lang bestellt, dabei ist. Wenn die Lage günstig ist, melde ich dies eilig meiner Frau, damit sie rasch hingehen und kostbare Zeit ersparen kann. Ich

Nähe der Front

In der Sonne liegen,
Atmen mit nackter Brust,
In rieselnder Wiese sich wiegen —
Reinste, tiefste Lust!

Ein Wispern in Rispen und Rauten,
Aufsilbern die Gräser im Wind,
Schwalben im tiefdurchblauten
Himmel, pfeilgeschwind.

Aber noch tiefer im Blauen
Pfeilen zwei Jäger dahin.
Blasser Mond im Blauen
Ohne irdischen Sinn.

Blendend, wunderbar türmig
Wolkengebirgiges Land;
Birken, fieberstürmig
Unter der Wetterwand.

Drüben dumpfes Rollen,
Größer, als Donner spricht;
Wetter des Kampfes grollen
Durch das klingende Licht.

In der silbernen Segnung
Kehren Soldaten zurück,
Schweigend. Ihre Begegnung
Dunkelt in jedem Blick.

WILHELM PLEYER

Wallstreets Klage

(Erich Schilling)



„Niemand hat Mitleid mit mir, obwohl ich die Hauptlast in diesem Kriege trage!"

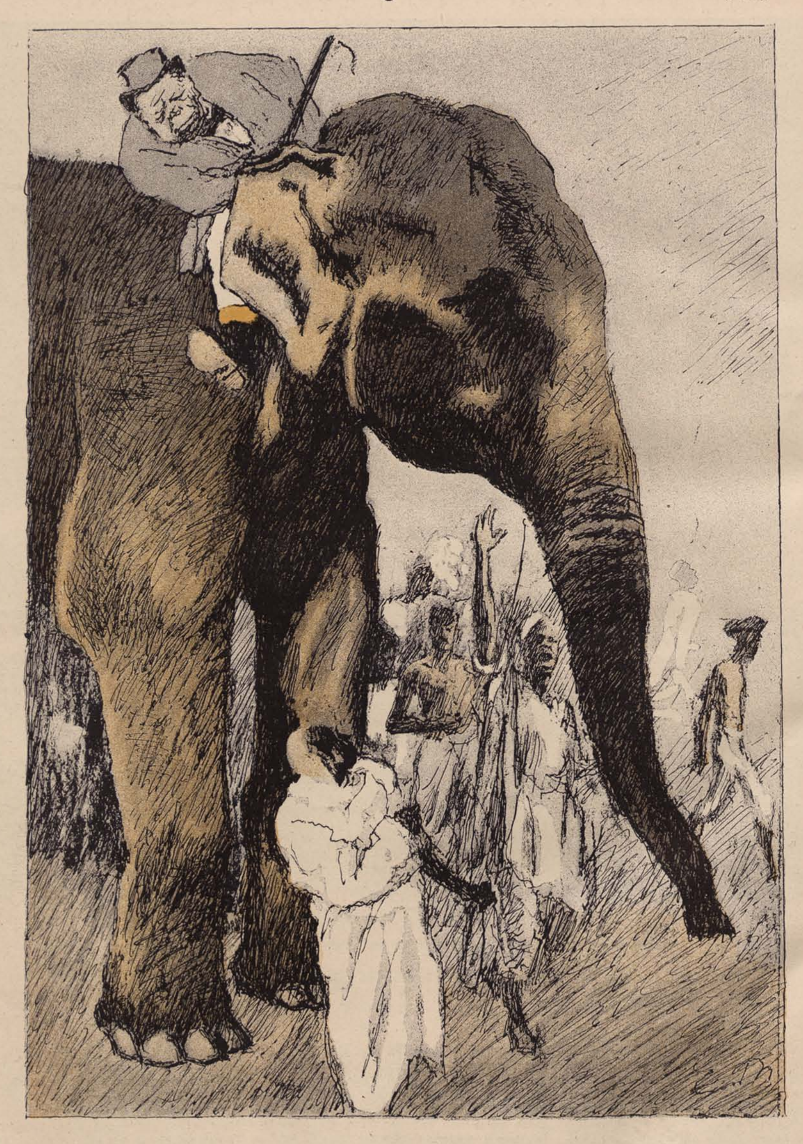
Lamento della Wallstreet: "Nessuno ha compassione di me, sebbene sopporti io il peso principale della guerra!„

hole die Zeitung, Briefmarken, Zündhölzchen, Papier, Futter für den Hund und Blumen für festliche Anlässe. Ich trage die Schuhe zum Schuster und fahre dann durch mehrere Monate immer wieder nachfragen, ob die Sohle schon fertig ist. Ich fahre auch ins Kino und frage an, ob uns gütigst zwei Karten für die Abendvorstellung überlassen werden können. Ich befördere die Briefe, und leider auch Geld, zur Post, ich hole volle Flaschen und trage leere zurück, ich fahre in die Apotheke, zum Luftschutz, zur Kartenstelle, zum Steueramt. Einmal zischt das Vorderrad, einmal das Hinterrad — tut nichts, ich flicke die Löcher immer wieder, wie bei meinem Nachthemd. Ich kann auch schon allein den Mantel aufmontieren. Ich tue nur kleine Dinge. Aber auch die müssen getan werden und ich freue mich, daß ich dadurch meine Frau entlasten kann, die einer Erleichterung dringend bedarf. Der Mann ist freilich zu größeren Dingen geschaffen. Aber selbst Herkules hat einst sieben Jahre bei der Lyderkönigin Omphale in Weiberkleidern am Spinnrocken gearbeitet und wird trotzdem als Heros verehrt. Ansonsten ist es immer ein Verdienst, zu helfen, wenn auch nur der eigenen Frau. Dazu hilft mir mein altes Rad. Deshalb liebe ich es und lehne den häßlichen Ausdruck „Drahtesel" ab.

29. 5. — Ich habe in aller Stille meinen 72. Geburtstag gefeiert. Meine Frau schenkte mir einen Blumenstrauß und kochte einen Blümchenkaffee. Zu diesem bekam ich aus Anlaß des Festtages ein Stückchen Zucker mehr, das ich heimlich mit dem Hund teilte, weil er es gar so begehrlich ansah. Mein Nachbar, der Mechaniker, schenkte mir sieben Tropfen Öl für mein Fahrrad. Sie haben ihm (dem Fahrrad) sichtlich wohlgetan.

Führung in Indien

(E. Thöny)



„Halloh, Sie da unten, überlassen Sie mir die Führung. Ich mache das seit Jahren von oben!“ — „. . . und ich von unten!“

Guida nelle Indie: “Ehi laggiù, lasciate guidare a me! Da parecchi anni lo faccio ‘da sopra,!„ — “. . . ed io ‘da sotto,!„

VIGNETTEN AM LAWINENRAND

VON EUGEN SKASA-WEISS

(PK.) Die Lawine hat sich einfach über die Straße zum Fjord gelegt, sogar den Stacheldraht vor dem Kieselstrand hat sie noch angeknickt.

Es ist eine große Lawine, die da heruntergekommen ist, sie kann sich sehen lassen. Man hört sie gleichsam noch poltern, nachdem sie schon etwas grau und verfallen in der Mittagsonne lungert, und immer noch traurig darüber ist, daß sie niemand auf der Straße erwischt hat.

Denn Lawinen, die nichts und niemand zusammenschlagen, wären besser gar keine geworden, das ist uraltes Lawinen-Einmaleins, das nicht das frömmste ist.

Sie hätte ein Aufhebens von sich gemacht wie ein Erdbeben, erzählen die Soldaten, die sie nun stückweise wegschippen müssen, wobei die Maisonne ihre Gesichter bronzen macht.

Wer den mythologischen Blick hat, der würde behaupten, diese zerschellte Lawine sähe aus wie ein Fladen der Kuh Audhumbla, die dem nordischen Riesen Yme als Milchtier gedient hat. Yme war der Urvater aller Riesen, und einer der nördlichsten Hermaphroditen, dem die Parthenogenese mehr als ein Schulbegriff der Biologen war; er gebar alle übrigen Riesen aus sich selbst, und die Kraft dazu kam ihm von der Milch der Kuh Audhumbla.

Fast am Rand des großen Lawinenfladens hat das Postschiff angelegt. Es ist so klein neben dem vielen Schnee, daß man denken muß, Gulliver wäre mit einem Schiffchen in das Land der Riesen gesegelt. Doch die Namen, die auf den Briefen und Paketen stehen, welche das Postschiff auslädt, mahnen dich daran, daß die Welt in dem Schiff schon eine gewisse Größe besitzt. Es sind Briefe und Pakete an Leute, die mit Vornamen Sverre, Tryggve, Knut, Thorsten und Aslaug heißen, gewaltige und romanhafte Namen für so stille Menschen, wie sie hier am Kai stehen und ihre Neugier am Zügel halten. Vielleicht ist Gulliver dennoch im Land der Riesen, und sie stellen sich nur so klein, um nicht unmodern zu sein.

Ein Fahrgast steigt über den morschen Holzsteg aus und besieht sich, da das Postschiff ja doch noch eine Viertelstunde bleiben wird, den Schaden der Lawine aus der Nähe.

Zwei kleine Hunde, ein Elchhund und so ein flatterhaft schwarzer Sofakissenzerwühler, der etwas Selbstgestricktes in seinem ganzen Wesen hat, finden die Vorstöße des fremden Fahrgastes in das Niemandsland der Lawine sträflich, ja, verdammenswert. Bei jedem Schritt, den er aufwärts tut, um die aufgerissene Kraterfläche mit dem Blick eines einsamen Forschers im ewigen Eis in Augenschein zu nehmen, umkläffen sie ihn wild und machen Anstalten, an ihm hochzuspringen und ihn zurückzuzerren. Er scheint jedoch ein Verächter von Hunden zu sein, denn er wehrt ab und beachtet sie nicht.

Plötzlich erfüllt sich sein Forscherschicksal. Er sackt in ein Schneeloch, zuerst nur bis zu den Hüften, doch als er flucht und strampelt, verschwinden auch noch die Arme. Bloß der Kopf sieht verblüfft und etwas gezwungen belustigt aus dem Lawinengeröll.

Seine Belustigung aber verschwindet, als die Männer mit den Namen Sverre, Tryggve, Knut und Thorsten laut zu lachen beginnen und Aslaug, wie vermutlich die gedörrte Blonde in den himmelblauen Kniehosen heißt, aufkreischend die beiden Hunde zu sich ruft. Die beiden Hunde nämlich, die zum Ausdruck bringen, daß sie recht behalten haben, sind außer sich vor Schadenfreude und Begeisterung über das Ungewöhnliche, das dieser Mann da in ihre abenteuerlose Landschaft gebracht hat. Sie umtanzen seinen Kopf, der sich sehr verfinstert, mit Indianergeheul und bellen ihm nah ins Gesicht. Der flatterhafte schwarze Sofakissenzerwühler besinnt sich jedoch im selben Moment auf seine Berufung zur Zärtlichkeit und zur aufdringlichen Neckerei — er springt dem Mann, der nur noch aus Kopf besteht und nun schon gar nicht mehr tierfreundlich aussieht, liebenswürdig ins Gesicht und leckt ihm winselnd über Backen, Hals und Augen. Dies verdrießt den weitaus männlicher aufgelegten Elchhund derart, daß er den Selbstgestrickten zu beißen beginnt, während der Mann in der Lawine nach den beiden Kötern, die nun in Schneegestöber und Rauferei versunken sind, verzweifelt spuckt. Der Elchhund aber bestätigt dem spuckenden Kopf mit bedrohlichem Knurren, daß nicht gut Kirschen mit ihm essen sei, und der Mann schlägt in seinem Schneeloch um sich wie eine Turbine.

Endlich ist der abgekämpfte Lawinenforscher, dem die Schweißtropfen von der sauber geleckten Stirn rinnen, unter dem Beifallsgejohle der beiden Hunde wieder an Land gekommen, Sverre, Tryggve, Knut und Thorsten lächeln verlegen, weil sie so laut gelacht haben, das Postschiff tutet und die Bachstelzen, die ihre Schneewittchenportion Grönland, welche diese Lawine freigebig ans Fjordufer geschüttet hat, nun wieder ungestört allein besitzen, tänzeln über den Stacheldraht.

Sie sind zehnmal anmutiger und koketter unter den furchtbar großen Felsen als sonstwo, ja, so seiltänzerinnenhaft sind sie in diesem Land, daß der wenig zu Niedlichkeiten aufgelegte Norweger einfach zu schwäbeln begann, als er ihnen den Namen gab: Linerle, ruft er die Bachstelze, und dies ist kein Kosename, sondern so hochoffiziell zärtlich wie „Stiefmütterchen" für die süße kleine Viola tricolor.

Genau an der Stelle, an der die Lawinenzunge an das grüne Fjordwasser stößt, steht ein winziger Norske-Junge mit einer kirschroten Trollmütze und geht in der Haltung des Brüssler Manneken Pis gegen die Lawine an. Ein klein wenig schmilzt sie an der Kante auch zusammen, natürlich ist das aufs Ganze gesehen nicht viel, den deutschen Soldaten bleibt noch genügend zum Schippen.

Und während ein junger Hering, der zu nah ans Ufer geschwommen ist, entsetzt in die Tiefe des Fjords hinabfährt, kommt mir das Rötelbild in der Kneipe des Père Aristolle ins Gedächtnis, auf dem ein kleiner Junge zu sehen war, der einen vollendet romanischen Rundbogen in die Seine fallen ließ, deren Fische scharenweise mit gerümpften Schnauzen daraufhin in die Tiefe schossen, während ein Wasserfrosch speiend und angewidert durch das Ufergras entfloh. „Ne buvez jamais d'eau!", stand darunter, und nicht umsonst hing diese lehrreiche Studie in der wasserscheuen Seinekneipe des Père Aristolle.

Selbstredend ist der Rundbogen des norske Gutt nicht halb so romanisch und elegant wie der des kleinen Gamin an der Seine — gegen solche Lawinen würde einer mit soviel Lässigkeit auch kaum etwas ausrichten können. Und während die beiden Hunde ihn umdrängeln, winkt er dem Postschiff mit der andern Hand nach, so daß die kirschrote Trollmütze bammelt und die Lawine erschrocken einen Fußbreit zurückweicht.

DAS SPARSAME MÄDCHEN

VON HEINZ SCHARPF

Reizend sind die jungen Mädchen von heute. Sie denken so gesund, sie handeln so kameradschaftlich und sie haben einen so gesunden Appetit in allen Lebenslagen. Viele von ihnen gleichen den Lilien auf dem Felde, die der Herr ernährt, sofern er über genügend Lebensmittelmarken verfügt.

Begleiten wir einmal im Geiste Liselott zur Theaterkanzlei. Leiblich tut dies Hanshorst, ein junger Mann, der Volkswirtschaftslehre studiert und gerade seine Doktorarbeit über „Kapital und Kapitalsanlage" vorbereitet.

„Fräulein", sagte der junge Mann zur Kassierin, „zwo Studentenkarten für die Abendvorstellung."

„Bedaure", antwortete die Kassierin, „für die heutige Vorstellung haben Studentenkarten keine Gültigkeit. Es ist bereits alles ausverkauft, nur zwei Sitze zu drei Mark sind noch da."

Der junge Mann zögerte einen Augenblick, warf dann einen kurzen Blick in seine Börse und schnarrte hierauf: „Also gut, zwo zu drei —"

„Nee, Hanshorst", unterbrach ihn das Mädchen beschwörend, „sechs Mark, wirf doch das Geld nicht so hinaus, da lassen wir's doch lieber auf ein andermal."

Er jedoch gab nicht nach. „Ich habe dir versprochen, Liselott", sagte er bockig, „dich heute in dieses Stück zu führen und dabei bleibt es."

Das Mädchen seufzte, aber als ein kluges Geschöpf beugte es sich seinem Willen. „Dann nimm aber nur eine Karte", schlug es vor, „und erwarte mich nach Theaterschluß."

Also nahm er eine Karte zu drei Mark, überreichte sie galant dem gefügigen Mädchen und beide schoben verliebt ab.

Am Abend erwartete Hanshorst Liselott nach der Vorstellung vor dem Theater.

Arm in Arm begaben sie sich in ein Café. Hier rückten sie kameradschaftlich zusammen und sie erzählte ihm den Inhalt des Stückes. Anschaulich und ausführlich. Und für die ersparten drei Mark futterte sie dabei Kuchen.

Angeregt durch dieses Beisammensein arbeitete dann Hanshorst zu Hause noch ein Stündchen an seiner Doktorarbeit: „Über produktive Kapitalsanlage", während sich Liselott der genossenen Konsumgüter des Abends noch im Traum erfreute.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Rossini saß eines Tages am Klavier und spielte mit Kopfschütteln aus der Partitur eines Zeitgenossen. Die unmelodischen Akkorde, die gesuchte Originalität des Mißklanges erregten immer stärker sein Mißfallen.

„Aber Meister!" bemerkte einer, „die Partitur steht doch verkehrt, die Noten stehen ja auf dem Kopf!"

„Ich weiß", antwortete Rossini, „ich habe es auch schon von der anderen Seite versucht — aber da klingt es auch nicht schöner —."

*

Der berühmte Bühnenschriftsteller fragte den noch berühmteren Kritiker einer Berliner Tageszeitung:

„Ihre ganz private, ganz persönliche und ehrliche Meinung über mein neues Stück!"

Der Kritiker lächelte sanft:

„Wollen wir nicht lieber Freunde bleiben?"

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —

-- Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Knut Hamsun zum 85. Geburtstag

(O. Gulbransson)



Knut Hamsun nel suo 85mo genetliaco

München, 9. August 1944
49. Jahrgang / Nummer 32

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Wahlwettervorhersage

(Wilhelm Schulz)



„Ob Roosevelt oder Devey kräht auf dem Mist,
die Politik ändert sich nicht, sie bleibt, wie sie ist!"

Profezia di tempesta elettorale: "Sia che sul letame gracchi Roosevelt oppure Dewey, la politica non cambia; resta sempre quella che è!,,

Der Idealist - L' idealista

(J. Hegenbarth)



„Aber guter Mann, die Liebe ist doch das herrlichste aller Gefühle!"
„So — so! Haben Sie schon einmal eine echte Virginia geraucht?"

"Ma, buon uomo, l' amore è pure il più bello di tutti i sentimenti!„ — "Ah si? . . . Avete mai fumato una volta un vero virginia?„

DIE LÜCKE

VON WALTER FOITZICK

Es gibt in den Eisenbahnwagen Bänke mit Sitzen für zwei Personen. Das sind sehr angenehme Plätze, jeder hat einen Eckplatz, und sogar zwei Dicke können da noch ordentlich sitzen, vielleicht sogar zwei Sehrdicke. Aber der Dicken sind nicht mehr so viele, und so bleibt zwischen den beiden Sitzern oft eine kleine Lücke. Eine herzige kleine Lücke, eine Bequemlichkeitslücke. Von vornherein sei gesagt: drei Personen sind von der Reichsbahn nicht geplant für so ein Bänkchen, und die Reichsbahn hat sicher sehr genau gemessen und kalkuliert und hatte bestimmt besonders dicke Leute zur Verfügung, die dort probesitzen mußten, nehme ich an.

Aber jetzt ist halt Platzmangel.

Aber jetzt ist halt immer alles besetzt.

Die Lücke manchmal auch. Das kommt auf den Ausdehnungskoeffizienten der beiden Sitzer an.

Und nun steigt noch jemand ein, der hat ein scharfes Auge auf jede Lücke. Er stellt sich harmlos ganz in ihre Nähe. Man kann doch nicht immer darauf achten, daß kein Stückchen Bank zwischen einem selbst und dem Nachbarn hervorschaut, nicht wahr! So erscheint denn plötzlich so ein winzig kleines Stückchen Bank. Sehr freundlich und sehr bittend sagt dann der Neue: „Ach, da ist ja noch ein kleines Plätzchen, würden Sie wohl gestatten . . ." Die beiden tun so, als ob sie rückten, und schon ist der Dritte zwischen ihnen. Nein, noch nicht zwischen ihnen, er sitzt vorne irgendwo wie ein Kanarienvogerl auf dem Stangerl. Er ist ja so dankbar, und möchte am liebsten zwitschern. Und er zwitschert: „Ja, ja, heutzutage muß man sich gegenseitig helfen, heute muß man zusammenrücken." Es klingt so, als ob er sich selbst gegenseitig helfen müßte, als ob er zusammenrückte. Er ist ganz Volksgenosse, und sitzt nur so ein wenig ganz vorne, das liebe Vogerl.

Nun hat der Mensch aber eine meistens unbenutzte Fortbewegungsmöglichkeit. Das geht so vor sich. Man zieht den einen der beiden Sitzmuskeln, Glutäus genannt, zusammen, dreht sich auf ihm rückwärts, macht das gleiche mit dem andern und fährt so fort. Man kann auf diese Weise große und kleine Schritte tun. Das muß man im Gefühl haben, ob man rechts oder links antritt.

So macht's der Dritte, und wenn seine Nachbarn *nicht ganz aufmerksam sind, sickert er in ihre* Front ein, bläht sich auf und füllt mehr als die Lücke. Dann sagt er freundlichst: „Es geht alles heutzutag, wenn man nur guten Willen hat." —

Und er ist sehr zufrieden.

ANRUF

So schwer und dunkel ist die Nacht.
Man liegt und wacht
und lauscht - auf was? Ach ja, auf was?
Und hört das Gras
der bitterbösen Möglichkeiten wachsen . . .

Einbildung, Alter! Unsinn! Faxen! . . .

Wie täte jetzt Musik dem Herzen gut:
ein Schubertlied, das in sich selber ruht,
ein Mozart oder Bachpräludium . . .

Die Welt bleibt stumm.
Die Zeit verrinnt . . .

Mit einemmal, beim Nachbarn, schreit ein Kind,
ein winzig kleines, durch die Dunkelheit.
Und dieses Schrei'n, am Tag vermaledeit,
jetzt in der Nacht ist's wie ein Ruf des Lebens,
ein Schlachtruf resoluten Widerstrebens . . .

So nimm denn, was sich beut, und sei nicht närr'sch:
»Ok Kinderschrie'n is een Gesangbauksversch!«

Dr. Owlglaß

Übersprungene Etappe

(R. Kriesch)

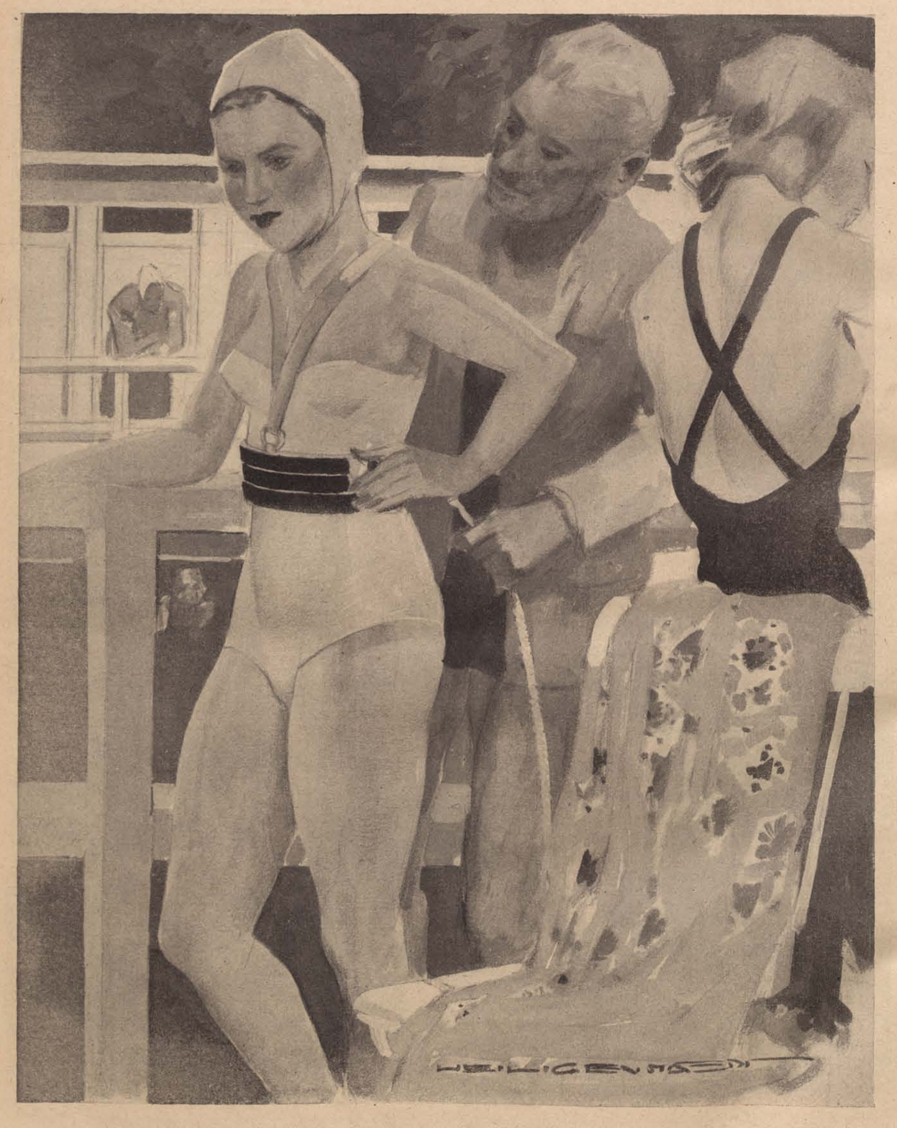


„Wenn du einem Mann den kleinen Finger gibst, will er gleich die ganze Hand!"
„Ach, Rudi hat mit dem ‚Kleinen Finger' erst gar nicht angefangen!"

Tappa saltata: "Se ad un uomo dai il dito mignolo, egli vuole subito tutta la mano!,,
"Ah, Rudi non ha nemmeno ancora cominciato col 'ditino,!,,

Schwimmunterricht

(Kurt Heiligenstaedt)



„Angenehm ist es nicht, so fest an der Strippe gehalten zu werden!"
„Tut nichts, das ist bereits 'n gesundes Training für die Ehe!"

Addestramento al nuoto: "Non è piacevole esser tenuta sì forte al tirante!„ — "Non fa nulla; è già un sano allenamento pel matrimonio!„

FETT GEDRUCKT

VON HANS KARL BRESLAUER

Das ist auch schon eine Ewigkeit her. Damals lag ich, der Direktor eines kleinen Tingeltangels in Amsterdam hatte mich wegen gänzlicher Unfähigkeit hinausgeworfen, ohne einen Knopf im Vermögen zu haben, auf der Straße, und Lizzy, mit der mich so etwas wie zarte Bande verknüpften, die wollte partout nicht mehr mittun. Ihr gefiel diese chronische Geldbeutelkrankheit nicht.

Mir auch nicht, aber das ist ein anderes Kapitel. Zu jener Zeit hatte ich einen Schneider, der sozusagen für meinen äußeren Adam sorgte und den ich damit bezahlte, daß ich immer drei Strich Backbord segelte, wenn ich ihn irgendwo in der Nähe wußte.

Doch ich will hübsch bei der Stange bleiben und gleich sollt ihr sehen, was für tolle Luftsprünge das Leben zu machen imstande ist, wenn es mit einem Menschen etwas vorhat.

An dem Tage, an dem sich diese Geschichte ereignete — es war an einem 31. Januar und hundekalt — ging ich über den Voorburgwal, aß mich an den Auslagen der Delikatessengeschäfte satt und faßte eben den Entschluß, die zwei Anzüge, die noch in meinem Schrank hingen, einem Trödler zu verkaufen, als ich meinem Schneider in die Arme lief.

„Herr Schnurcks", sagte er, „so können Sie nicht herumlaufen, so ungebügelt. Ich werde Ihre Anzüge abholen und aufbügeln. Ein Künstler muß ordentlich aussehen, wenn er Erfolg haben will!"

Na, überlegte ich, kommt mir gerade zupaß, der Schneider; wenn die Anzüge gebügelt sind, gibt mir der Trödler das Doppelte dafür... Und wir suchten meine Wohnung auf.

Ich trat, um die Schneiderseele nicht in Verlegenheit zu bringen, zuerst ein, deckte Lizzy, die noch im Bett lag, bis über die Ohren zu und gab dem Schneider die Anzüge.

Er schlug sie in ein schwarzes Tuch ein und drückte mir die Hand.

„Gegen sieben Uhr erwarte ich Sie, Herr Schnurcks, können sich dann gleich umziehen bei mir. Auf Wiedersehen!"

Kaum war er draußen, steckte Lizzy den Kopf unter der Decke hervor und maulte:

„Schönes Leben an deiner Seite! Verdienst nichts und läßt dir die Anzüge aufbügeln, anstatt sie zu Geld zu machen. Wie soll ich neben dir zu einem Wintermantel kommen?"

Hatte so unrecht nicht, die Lizzy. War ein verhext hübsches Ding und hätte vom erstbesten Geldsack einen Pelz und ein Auto dazu haben können. Doch sie hing an mir — jawohl, das tat sie.

„Laß dir erklären", sagte ich verlegen grinsend, „laß dir erklären, Lizzy —"

„Ich pfeif auf deine Erklärungen!" fauchte sie, warf die Decke zurück, fuhr in Strümpfe und Schuhe, lief wütend in dem kalten Zimmer herum und der Nackedei verwandelte sich in eine Dame.

„So —", sie schlüpfte in ihren dünnen Mantel und stellte sich vor mich hin — „jetzt verdufte ich! Ich hab den Unsinn satt! Werde schon irgend jemanden finden, der mir etwas zu essen gibt. Und heut abend gehe ich in die Tulpen-Bar, daß du's nur weißt!"

„Lizzy", sagte ich schüchtern, „warte die paar Stunden, bis ich die Anzüge verkauft habe —"

„Danke —", rief sie, „ich will mein Leben genießen! Adieu, Herr Schnurcks!"

Das war der Abschied...

Um sieben Uhr kam ich zu meinem Schneider.

„Herr Schnurcks", empfing er mich, „es ist alles gebügelt. Ziehen Sie sich um."

„Geht nicht", sagte ich. „Ich muß im Cut bleiben." Denn damals war so ein Cutaway noch ein notwendiges Ubel. „Werde von einer Dame in der Tulpen-Bar erwartet. Ich bin nur gekommen, mir die Anzüge zu holen."

„Na dann", sagte mein Schneider, „na dann... Da werde ich Ihnen aber wenigstens die Hose bügeln, die Sie anhaben; die sieht ja aus wie das Knie von einem verbeulten Ofenrohr!"

Damit war ich natürlich sofort einverstanden, hing meinen Überrock an einen Haken und zog die Hose aus. Mein Schneider legte sie auf das Bügelbrett, nahm das Bügeleisen vom Ofen, einen glühenden Stahl aus der Glut und schrie mich an:

„So — du Iltis! Du Gauner! Jetzt mach aber, daß du rauskommst! Seit Jahr und Tag bist du mir die Anzüge schuldig —"

Ich wollte etwas sagen, wollte wenigstens meine Hose, aber er brüllte wie ein Filmregisseur: „Schnauze halten — und raus!"

Ich wollte meinen Mantel retten, als ich mich jedoch umdrehte, um ihn an mich zu reißen, fuhr mir der verdammte Schneider mit dem heißen Bügeleisen hinten drauf...

Na, das war eine Überraschung! Ich schoß nur so zur Tür hinaus, flitzte — ohne Hosen, im flatternden Hemd — verfolgt von dem irrsinnig gewordenen Schneider, durch die Straßen, bis ich endlich in irgendein Haustor stürzte, eine Treppe

Enttäuschung - Delusione

(O. Herrmann)



„Am ganzen Strand ein einziger oller Mann — und das nennt sich dann ‚Idyllischer Aufenthaltsort'!"

"Per tutta la spiaggia un solo uomo... evecchio! E poi questo si chiama un luogo di 'soggiorno idilliaco,!,,

ROMAN

VON ARTHUR RIMBAUD / DEUTSCH VON GERHART HAUG

I.

Man gilt noch nicht für voll mit siebzehn Jahren.
Doch eines Abends mag man weder Wein noch Bier,
Noch glitzernde Cafés und lärmendes Gebaren,
Und man lustwandelt auf der Promenade hier.
Die Linden duften süß in diesen Juninächten.
Die Luft ist, ach, so mild, daß man die Augen schließt.
Der Wind kommt aus der Stadt und ihren dumpfen Schächten,
Daß er von Wein- und Biergerüchen überfließt.

II.

Doch da erblickt man plötzlich so ein kleines Fleckchen
Ganz dunklen Blaus, von einem zarten Zweig umgrenzt.
Ein trübes Sternchen sticht hindurch, ein kleines Eckchen,
Mit süßem Schauern zwinkert es ganz weiß und glänzt.
O Juni-Nächte! — Rausch der siebzehn Jahre!
Champagnerhaft ist jeder Sinn entzückt.
Man schweift herum, spürt einen Kuß im Haare,
Der leise wie ein kleines Tierchen zwickt.

III.

Das wirre Herz — es robinsont in den Romanen.
Da — in dem Gaslaternenlicht, das trübe blaut,
Erscheint ein Fräulein, klein und reizvoll, kaum zu ahnen,
Im Schutz des Vaters, der aus steifem Kragen schaut.
Und da sie dich unsagbar kindlich findet,
— Ihr Stiefelpaar geht stets im selben leichten Trab —
Dreht sie sich keck und lebhaft um und schwindet.
Dir stirbt das Liedchen auf den Lippen plötzlich ab.

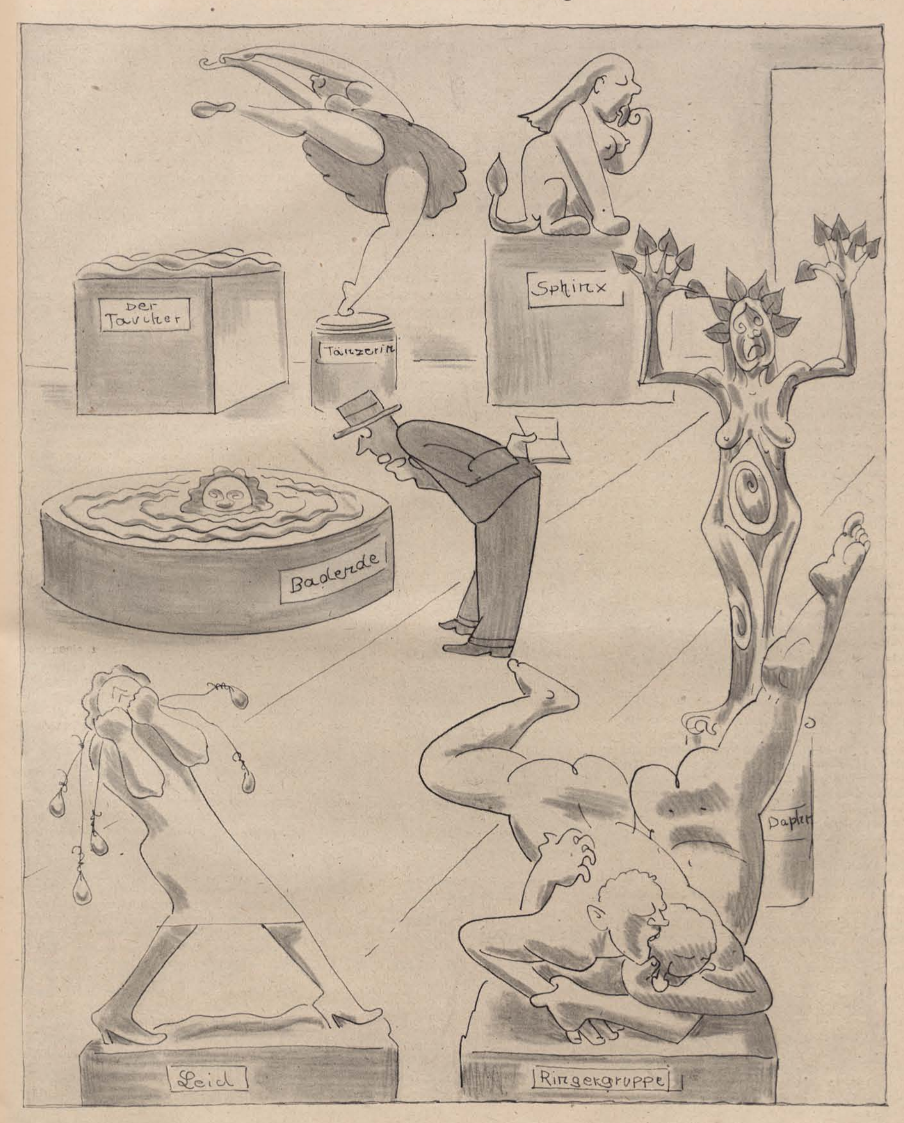
IV.

Du bist verliebt, bist bis August geborgen.
Du bist verliebt, daß sie dein Dichten lachen macht.
Die Freunde fallen ab. Du gehst in tiefen Sorgen.
Dann — eines Abends hat sie dein gedacht.
Heut gehst du wieder ins Café mit lärmendem Gebaren,
Trinkst süße Limonade oder dunkles Bier . . . . .
Man gilt noch nicht für voll mit siebzehn Jahren,
Hat nur die grünen Linden auf der Promenade hier.

hinaufstolperte und verzweifelt lauschend stehen blieb.
Ich keuchte nur so vor Aufregung, sah mich um, wo ich denn eigentlich hingeraten war, und erkannte den schwachbeleuchteten Garderobegang eines Theaters oder einer Varietébühne. Eben überlegte ich, ob es schon ratsam sei, den Rückzug anzutreten, als ein Herr eilends aus einer Tür trat, stutzte, stehen blieb, mich anstarrte, in Lachen ausbrach und rief:
„Bumbum — Junge — daß du da bist! Und im Kostüm auch schon!"
Ich wollte etwas erwidern, aber ihr müßt wissen, daß ich, wenn ich aufgeregt bin, stottere, verzweifelt stottere; so stark stottere, daß ich kein vernünftiges Wort herausbringen kann.
„Ja — ja —", lachte der Fremde, „ich weiß, was du sagen willst! Bist ein goldiger Junge! Hast das Engagement früher antreten wollen... Konntest also doch loskommen in Rotterdam — nicht wahr? Na, komm, du hast mir das Programm gerettet heut abend. Zwei Nummern mußten vorzeitig abreisen, und Ersatz war keiner aufzutreiben. Zahl dir das doppelte Honorar — jawohl, das tu ich!"
Und dann schrie er:
„Inspizient! Na, mach schon... Spring auf die Bühne, sag dem Ansager, diesem Idioten, er soll Bumbum ankündigen... Ja — reiß das Maul nicht auf — Bumbum als nächste Nummer!"
Was nun mit mir geschah, das geschah alles so blitzschnell, daß ich keinen Gedanken fassen konnte.
Der Direktor schleppte mich auf die finstere Hinterbühne, draußen im grellen Licht der Scheinwerfer schwefelte einer von Bumbum, von der Silvesterüberraschung für ein P. T. Publikum. Applaus knatterte. Dann schob, stieß, boxte man mich — und ich stand, nein, ich fiel auf die Bühne.
Mußte ein urblödes Gesicht gemacht haben; denn das Publikum jauchzte, als ich, im Cutaway, mit zerrissenen Schuhen und grasgrünen Socken, mich langsam aufrappelte und ängstlich umsah.
Hinter den Kulissen bog sich das Personal vor Lachen. Der Direktor warf sich auf einen Sessel, Tränen rollten über seine Wangen; es stieß ihn der Bock, so lachte er — dann schrie er mir zu: „Fang — schon — an — ich — kann — nicht — mehr —"
Da brüllte ich zurück, das heißt, ich wollte brüllen: Ihr Affenbande!
Aber, wie gesagt, wenn ich aufgeregt bin, dann stottere ich — und ich kam über I — I — Ihr — A — A — Aff — — nicht hinaus.
Das Publikum schluchzte vor Vergnügen, ich wurde immer verlegener, hörte, wie diese riesige, dunkle Höhlung vor mir aus tausend weißlichgrauen Kohlköpfen ein immer lauteres Wiehern ausspie, das sich über mich wälzte und mich zu verschlingen drohte — und wollte davonrennen... Kaum machte ich kehrt, da tobte das ganze Haus, daß die Mauern erzitterten; denn mein Hemd, das hatte der wütende Ziegenbock mit seinem glühenden Stahl versengt... Das wußte ich damals noch nicht und blieb verdutzt stehen... Warum lachen sie, wenn ich mich umdrehe, überlegte ich, warum?... Wahrscheinlich hat mir irgendein Mondkalb einen Zettel angehängt... Zögernd drehte ich mich um, tastete mit den Händen meinen Rükken ab — und das Lachen wurde zum Gebrüll... Was kann es nur sein? zermarterte ich mir das Hirn, kam mir grenzenlos elend vor auf dieser grellbeleuchteten Bühne und wollte verzweifelt in die Kulisse flüchten... Aber wohin ich auch lief, überall jagte man mich zurück... In meiner gottsjämmerlichen Angst entschloß ich mich schon, ins Orchester zu springen — da erscholl es immer lauter: „Von wo kommst du?"
„Erzähl!"
„Wo kommst du her?"
Mir traten die Augen aus den Höhlen. Der Schweiß stand mir auf der Stirne, und ich konnte mich kaum noch auf den Beinen halten.
Der Direktor brüllte aus der ersten Kulisse:
„Mach schon — sie verlangen deinen Schlager! Erzähl, wie du hergekommen bist!"
Na — da packte mich der Mut der Verzweiflung und ich erzählte, nein, ich stotterte die Geschichte von meinem Schneider und seinem Bügeleisen.
Als der Vorhang fiel, wollte der Applaus kein Ende nehmen. So etwas hatte man im Trianon-Varieté noch nicht erlebt.
Der Direktor fiel mir um den Hals.
„Bumbum — du hast ein neues Entree... ich dachte schon, du wirst das alte bringen, das mit dem versäumten Zug und dem verwechselten Auto. Aber das neue ist ja viel besser!"
Ich konnte nicht mehr. Ich war so ausgetrocknet im Hals und auch innerlich, daß ich nur immerzu nickte.
„Da hast du das Honorar für heut abend — hundert Gulden. Und morgen kommst du um zehn Uhr dreißig dran, genau laut Programm..." Der Direktor schüttelte mir die Hand „Gute Nacht, mein Junge, geh schlafen, du wirst müde sein."
Ich stand wie vor den Kopf geschlagen allein im Garderobengang. Oben auf der Bühne begann die Revue; alle waren dort beschäftigt, kein Mensch kümmerte sich um mich; da stolperte ich in die nächste Garderobe, zog einen Frack an, der dort hing, steckte die hundert Gulden in die Westentasche, nahm einen Überrock, Hut und Stock, und fuhr in die Tulpen-Bar, wo Lizzy trübsalblasend an einem Tischchen saß.
Die staunte, als sie mich im Frack sah, angetan mit hundert Gulden. Wir tanzten selbstverständlich einen Versöhnungswalzer, und als wir uns wieder an unseren Tisch setzten, bückte sich ein Herr, der mit einer Dame an einem Nebentischchen saß, hob etwas auf und sagte:
„Mein Herr — Ihr Garderobeschein."
Ich dankte höflich, und als wir bald darauf aufbrachen, bekam ich in der Garderobe einen noblen Biberpelz und Lizzy einen Nerz, einen prächtigen dunklen Nerz.
Die war platt, das könnt ihr euch vorstellen. Trotzdem bewahrte sie Haltung. Ja, sie war immer so etwas wie eine Dame gewesen.
Am nächsten Abend gingen wir ins Trianon-Varieté. Ich wollte Bumbum, den echten Bumbum, sehen.
Er war eine schlechte Kopie von mir. Stotterte blödsinniges Zeug zusammen, hatte ein unmögliches Kostüm an und wurde ausgepfiffen.
In der Pause ließ ich den Direktor zu uns in die Loge bitten. Er knickte förmlich ein, als er Lizzys Nerzmantel sah, und als ich mich ihm zu erkennen gab und den Irrtum aufklärte, winselte er mich an, bei ihm aufzutreten. Ich tat es.
Die Premiere war derselbe Erfolg wie mein unfreiwilliges Debut — und seitdem wird mein Name in den Zeitungen und auf den Plakaten fett gedruckt — und ich bin der Unerreichte.
Nur muß ich in Stimmung sein; und dazu habe ich mir — schon aus Dankbarkeit, meinen Schneider engagiert. Wenn mein Auftritt kommt, rennt er mir mit dem Bügeleisen nach. Mit dem heißen, natürlich. Von der Garderobe bis auf die Bühne. Und wenn ich nur die Hitze spüre, werde ich schon ein anderer Mensch und das Publikum brüllt vor Lachen.
Den Nerz haben wir mit einem höflichen Entschuldigungsschreiben in die Tulpen-Bar zurückgeschickt und auch den Biberpelz. Dafür habe ich Lizzy später einen Zobel gekauft — und damit hat sie dann Karriere gemacht. Beim Film oder beim Theater — ich weiß nicht wo.
Ja — wenn ich nicht der Unerreichte geworden wäre — aber so — zu viel Geld ist eben auch kein Kitt für die Liebe!

Die Kollektivausstellung

(Fr. Bilek)



Mostra collettiva

AUS DEM TAGEBUCH EINES RADFAHRERS

VON BRUNO WOLFGANG

3. 5. — Die verschiedenen Dokumente, Ausweiskarten, Bestätigungen, Zahlungsaufträge, Mahnungen und sonstigen amtlichen Schriftstücke, die den Lebensweg des Menschen begleiten, müssen von Zeit zu Zeit durchgesehen und gesichtet werden, ähnlich wie Vorräte von Getreide, holländischen Rüben und anderen Lebensnotwenigkeiten (soll heißen: Lebensnotwendigkeiten Das d blieb in der Maschine. Möge sie ihren Willen haben) hie und da umgeschaufelt werden müssen. Gestern beim Umschaufeln meiner Schreibtischladen stieß ich auf meinen Führerschein. Rührung erfaßte mich als ich des schönen Frühjahres 1933 gedachte, da ich Schulter an Schulter mit wesentlich jüngeren Leidensgefährten um die Herrschaft über den Motor rang. Vor oder nach der Tagesarbeit standen wir mit leicht klopfendem Herzen auf dem Hauptplatz der kleinen Stadt, den Kühe und Ziegen bedächtigen Schrittes überquerten, sanfte harmlose Geschöpfe, für uns aber Gegenstände des Schreckens, da sie dem Übungswagen ungern auswichen und unberechenbar waren, wenn unsere hastig suchenden Beine statt der Bremse das Gas erwischten

Manch schönen Frühlingsabend saßen wir dann in der kleinen Stube beim theoretischen Unterricht vor Wandtafeln und Modellen und sogen das Gemisch aus Theorie und Praxis ein, das vom Vergaser des Gehirns in geistige Kraft umgewandelt werden sollte. Da saßen viele brave Bauernburschen aus Pitzing, Hinterpetzluckau, Radlsdorf und Zwieselstetten, alle tüchtige Schwarzfahrer, die schon als Buben dem Vater beim Lastwagen ausgeholfen hatten. Sie konnten alle fahren, nur wußten sie nicht, warum. Es fehlte ihnen die Theorie und vor allem die Prüfung. Schwer war es mit den vielen Fremdwörtern. Einer verwechselte mit absoluter Sicherheit Kompression und Explosion Ein anderer verfolgte mit Entsetzen den Gang der Ventile, der ihm ewig ein düsteres Geheimnis blieb. Aber schließlich ging alles gut. Auch ich erhielt eines Tages die Bestätigung der bestandenen Prüfung und die Erlaubnis, ein Kraftfahrzeug mit Antrieb durch Verbrennungsmaschine der Klasse 3 und 4 zu führen.

Wehe mir und der Menschheit, wenn ich von dieser Erlaubnis wirklich Gebrauch machen würde. Seit der Prüfung habe ich nie mehr einen Volant berührt, ich habe nie ein Auto besessen, und hätte ich jetzt eines, und hätte ich sogar Benzin, so hätte ich doch nicht den Mut, mich auf meine Mitbürger loszulassen. Es sind Jahre vergangen. Ich habe nichts als meinen Führerschein. Und der Schein, wie so oft, trügt.

Ich habe mein altes treues Fahrrad wieder instand gesetzt. Da bin ich nicht mehr der Sklave des Motors, denn ich selbst bin der Motor Der billigste Motor ist der Mensch. Er braucht nur sehr wenig Fett und kann mit etwas Magermilch bei täglich einmaligem Tanken geräuschlos und fast geruchlos betrieben werden. Ich bin allerdings fünfundzwanzig Jahre lang nicht mehr gefahren und die Straßen erschienen mir anfangs etwas zu schmal für meine Fahrkunst. Aber wo ein Wille ist, ist auch ein Radfahrweg. Mutig bestieg ich meine knarrende Maschine und fühlte stolz wie einst Galilei: „Und sie bewegt sich doch!"

15. 5. — Ich habe die Kunst des Pedalaufstieges wiedergefunden. Allerdings nach mehreren mißglückten Versuchen. Zwei Tage später konnte ich schon den einen Arm wegstrecken, um den Hintermännern die von mir ersehnte Fahrtrichtung anzuzeigen. Am Ende der Woche war ich bereits imstande, mich zu schneuzen, auf die Uhr zu sehen und Rockknöpfe auf- und zuzumachen. Die Betätigung der Glocke war überflüssig, da das beständige Klappern und Scheppern meines Rades mich von weitem ankündigte.

20. 5. — Erste Übungsfahrt ins Gelände. Sie war als Vergnügen gedacht, gestaltete sich aber mehr zu einem Kampf des Geistes mit der widerspenstigen Materie. Der Teufel — der ohne Zweifel existiert — hatte recht ansehnliche Kräfte aufgeboten. Zunächst den drehbaren Gegenwind. Ein Gegenwind sollte sich naturgemäß auf der Rückfahrt als willkommene Unterstützung auswirken. Dem ist aber nicht so. Der Gegenwind dreht sich immer nach dem Radfahrer. Welche Richtung immer der Fahrer einschlagen mag, der Wind bläst stets von vorn. Dem gegenüber versagt die Wissenschaft. Wie es der Wind fertig bringt, zwei in entgegengesetzter Richtung fahrenden Radfahrern gleichzeitig ins Gesicht zu blasen, ist seine Sache und zweifellos echtes Teufelswerk.

Da ich mich durch den Gegenwind nicht abschrecken ließ, flog mir alsbald mit niederträchtiger Genauigkeit eine kleine Mücke ins Auge. Natürlich gerade in das, mit dem ich besser sehe, und selbstverständlich genau in dem Augenblicke, als ein altes Weib dicht vor mir auftauchte und hinter mir das scharfe Signal eines Rettungswagens ertönte. Alles schien für einen Unfall aufs beste vorbereitet. Aber ich lenkte mit kühnem Schwung auf den Gehsteig, und geradewegs in eine Gemüsehandlung, zum Schrecken der zahlreich versammelten Frauen. „Stellens Ihnen nur hinten an!" rief eine giftige Stimme. „Sie bemühen sich umsonst", sprach die Verkäuferin mit eisiger Höflichkeit, „Spinat gibts nur für Kundschaften." Ich entschuldigte mich höflich. Da ich nichts kaufte, waren alle, einschließlich Verkäuferin, zufrieden. Ich entfernte die Fliege und schließlich mich.

Bald merkte ich, daß das Fahren in der Stadt seine Schattenseiten habe. Ich bog in die Barawitzkagasse ein, in der der Verkehr der Straßenbahn angenehmerweise eingestellt ist, und beschäftigte mich damit, den Schienen durch Zickzackfahren geschickt auszuweichen. Das Pflaster aber konnte ich nicht vermeiden. Es ging bergab, das Rad hüpfte wie besessen und klapperte wie ein blecherner Totentanz. Die Leute blieben stehen und starrten mich mit leisem Grauen an, als sähen sie einen apokalyptischen Radfahrer über die Welt einherfegen, um das Herannahen von sieben mageren Jahren anzuzeigen. Ich kämpfte tapfer um mein Leben. Endlich mündete die Straße in sanften Asphalt. Ein kleines Häufchen Pferdemist milderte mein allzurasches Tempo. Freundliche Mitmenschen — die es auch gibt — brachten mir meine Kappe und die Pumpe, die ich irgendwo verloren hatte.

Endlich war die Stadtgrenze erreicht. Straßenbahnschienen, Kreuzungen und Menschen blieben hinter mir, die freie Landstraße lockte ins Weite. Kräftig stieg ich in die Pedale, obwohl mir die Beine immer noch ein wenig zitterten. Von fern grüßte die Burg Kreuzenstein herüber. Die Straße war glücklicherweise nicht gepflastert. Dennoch aber stieß das Rad wie ein bockiger Maulesel. Ich schob dies auf den Gegenwind. Aber plötzlich hörte ich eine Stimme hinter mir: „Sö! Sö ham ja ka Luft im hintern..." Mehr hörte ich nicht. Ein Radfahrer überholte mich in rascher Fahrt, deutete noch etwas mit der Hand und entschwand. Ich stieg ab und betrachtete mein Hinterrad. Es ähnelte einer sieben Tage alten Leberwurst seligen Angedenkens. Ich pumpte aus Leibeskräften. Aber es blieb nach wie vor schlaff und tot. „Da hams an urdentlichen Potschen", sagte eine freundliche Stimme, „vielleicht ist nur das Ventil hin." Schon schraubte der gute Mann unten herum, dann schüttelte er den Kopf. „Naa, da müssens irgendwo einen Nagel haben." Wir untersuchten gemeinsam den Mantel. Es war nichts zu finden. Nun trugen wir das Rad gemeinsam bis zum nächsten Wirtshaus. Dort vor einem großen Schuppen stand eine ältere Frau. „Aha, Sie brauchen ein Wasser?" sagte sie teilnahmsvoll und deutete auf einen Kübel. Wir tranken zunächst zwei Biere, dann holte ich den Kübel, wir zogen mit Interesse den Schlauch durch das Wasser und sahen endlich die ersehnten Luftblasen aufsteigen. „Jetzt hammers", sagte der Mann. Ich bestellte nochmals zwei Biere und wir begannen zu kleben. Dann machten wir eine Pause und tranken noch eins. „Könnens den Mantel wieder draufgeben?" fragte der Mann. „Nein", sagte ich wahrheitsgemäß. „I a nöt." Wir warteten also auf einen weiteren Helfer, der beim fünften Bier endlich eintraf und Mantel und Rad kunstgerecht aufmontierte. Er trank nur drei Biere, weil er wenig Zeit hatte. Für Kreuzenstein war es schon zu spät. Ich wandte mein Rad heimwärts. Mein neuer Freund schwankte eine Zeitlang die Straße entlang, ganz nach Art eines Betrunkenen. Das war mir ein Rätsel. Denn falls er tatsächlich betrunken war, konnte dies keinesfalls die Wirkung dieses Bieres sein, sondern nur die der Erinnerung an einst genossenes wirkliches Bier — Suggestion des Wortes Bier. Name ist doch nicht so ganz Schall und Rauch, wie Goethe meint.

24. 5. — Ich habe mich von meiner Überlandfahrt schon wieder erholt. Es war ähnlich wie mit dem Bier. Weniger ein Vergnügen als die Erinnerung an ein solches. Vergnügungsfahrten sind nicht zeitgemäß. Das sagt auch meine Frau. Sie hat es ein wenig in den Beinen, und die Wirtschaft fällt ihr schwer. Da kann ich mich nützlich machen und zur Erleichterung des täglichen Lebens, das auch kein Vergnügen ist, ein wenig beitragen. Ich fahre zur Fisch- oder Geflügelhandlung und sehe nach, welche Nummer jetzt an der Reihe ist. Ich fahre als Späher zur Gemüsehandlung und sehe nach, ob viele Frauen dort stehen und ob die Frau Lackner, die immer eine halbe Stunde lang bestellt, dabei ist. Wenn die Lage günstig ist, melde ich dies eilig meiner Frau, damit sie rasch hingehen und kostbare Zeit ersparen kann. Ich

Nähe der Front

In der Sonne liegen,
Atmen mit nackter Brust,
In rieselnder Wiese sich wiegen —
Reinste, tiefste Lust!

Ein Wispern in Rispen und Rauten,
Aufsilbern die Gräser im Wind,
Schwalben im tiefdurchblauten
Himmel, pfeilgeschwind.

Aber noch tiefer im Blauen
Pfeilen zwei Jäger dahin.
Blasser Mond im Blauen
Ohne irdischen Sinn.

Blendend, wunderbar türmig
Wolkengebirgiges Land;
Birken, fieberstürmig
Unter der Wetterwand.

Drüben dumpfes Rollen,
Größer, als Donner spricht;
Wetter des Kampfes grollen
Durch das klingende Licht.

In der silbernen Segnung
Kehren Soldaten zurück,
Schweigend. Ihre Begegnung
Dunkelt in jedem Blick.

WILHELM PLEYER

Wallstreets Klage

(Erich Schilling)



„Niemand hat Mitleid mit mir, obwohl ich die Hauptlast in diesem Kriege trage!"

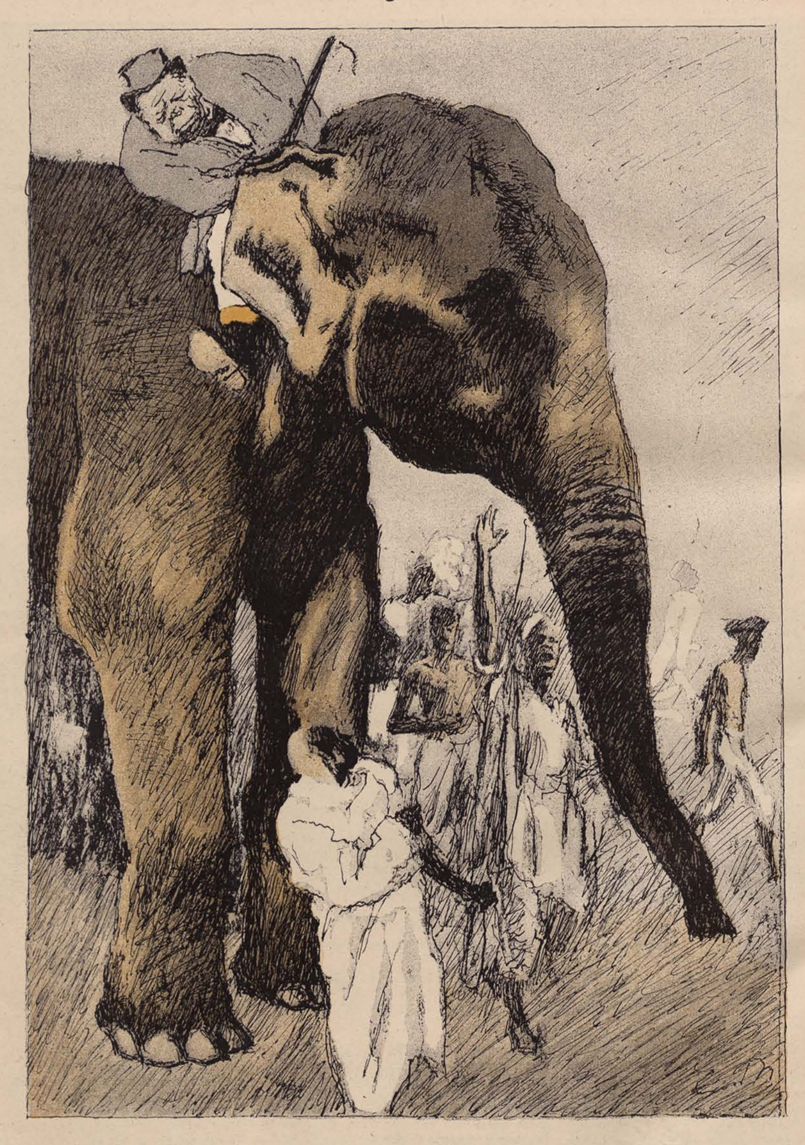
Lamento della Wallstreet: "Nessuno ha compassione di me, sebbene sopporti io il peso principale della guerra!,,

hole die Zeitung, Briefmarken, Zündhölzchen, Papier, Futter für den Hund und Blumen für festliche Anlässe. Ich trage die Schuhe zum Schuster und fahre dann durch mehrere Monate immer wieder nachfragen, ob die Sohle schon fertig ist. Ich fahre auch ins Kino und frage an, ob uns gütigst zwei Karten für die Abendvorstellung überlassen werden können. Ich befördere die Briefe, und leider auch Geld, zur Post, ich hole volle Flaschen und trage leere zurück, ich fahre in die Apotheke, zum Luftschutz, zur Kartenstelle, zum Steueramt. Einmal zischt das Vorderrad, einmal das Hinterrad — tut nichts, ich flicke die Löcher immer wieder, wie bei meinem Nachthemd. Ich kann auch schon allein den Mantel aufmontieren. Ich tue nur kleine Dinge. Aber auch die müssen getan werden und ich freue mich, daß ich dadurch meine Frau entlasten kann, die einer Erleichterung dringend bedarf. Der Mann ist freilich zu größeren Dingen geschaffen. Aber selbst Herkules hat einst sieben Jahre bei der Lyderkönigin Omphale in Weiberkleidern am Spinnrocken gearbeitet und wird trotzdem als Heros verehrt. Ansonsten ist es immer ein Verdienst, zu helfen, wenn auch nur der eigenen Frau. Dazu hilft mir mein altes Rad. Deshalb liebe ich es und lehne den häßlichen Ausdruck „Drahtesel" ab.

29. 5. — Ich habe in aller Stille meinen 72. Geburtstag gefeiert. Meine Frau schenkte mir einen Blumenstrauß und kochte einen Blümchenkaffee. Zu diesem bekam ich aus Anlaß des Festtages ein Stückchen Zucker mehr, das ich heimlich mit dem Hund teilte, weil er es gar so begehrlich ansah. Mein Nachbar, der Mechaniker, schenkte mir sieben Tropfen Öl für mein Fahrrad. Sie haben ihm (dem Fahrrad) sichtlich wohlgetan.

Führung in Indien

(E. Thöny)



„Halloh, Sie da unten, überlassen Sie mir die Führung. Ich mache das seit Jahren von oben!“ — „. . . und ich von unten!“

Guida nelle Indie: “Ehi laggiù, lasciate guidare a me! Da parecchi anni lo faccio ‘da sopra,!„ — “. . . ed io ‘da sotto,!„

VIGNETTEN AM LAWINENRAND

VON EUGEN SKASA-WEISS

(PK.) Die Lawine hat sich einfach über die Straße zum Fjord gelegt, sogar den Stacheldraht vor dem Kieselstrand hat sie noch angeknickt.

Es ist eine große Lawine, die da heruntergekommen ist, sie kann sich sehen lassen. Man hört sie gleichsam noch poltern, nachdem sie schon etwas grau und verfallen in der Mittagsonne lungert, und immer noch traurig darüber ist, daß sie niemand auf der Straße erwischt hat.

Denn Lawinen, die nichts und niemand zusammenschlagen, wären besser gar keine geworden, das ist uraltes Lawinen-Einmaleins, das nicht das frömmste ist.

Sie hätte ein Aufhebens von sich gemacht wie ein Erdbeben, erzählen die Soldaten, die sie nun stückweise wegschippen müssen, wobei die Maisonne ihre Gesichter bronzen macht.

Wer den mythologischen Blick hat, der würde behaupten, diese zerschellte Lawine sähe aus wie ein Fladen der Kuh Audhumbla, die dem nordischen Riesen Yme als Milchtier gedient hat. Yme war der Urvater aller Riesen, und einer der nördlichsten Hermaphroditen, dem die Parthenogenese mehr als ein Schulbegriff der Biologen war; er gebar alle übrigen Riesen aus sich selbst, und die Kraft dazu kam ihm von der Milch der Kuh Audhumbla.

Fast am Rand des großen Lawinenfladens hat das Postschiff angelegt. Es ist so klein neben dem vielen Schnee, daß man denken muß, Gulliver wäre mit einem Schiffchen in das Land der Riesen gesegelt. Doch die Namen, die auf den Briefen und Paketen stehen, welche das Postschiff auslädt, mahnen dich daran, daß die Welt in dem Schiff schon eine gewisse Größe besitzt. Es sind Briefe und Pakete an Leute, die mit Vornamen Sverre, Tryggve, Knut, Thorsten und Aslaug heißen, gewaltige und romanhafte Namen für so stille Menschen, wie sie hier am Kai stehen und ihre Neugier am Zügel halten. Vielleicht ist Gulliver dennoch im Land der Riesen, und sie stellen sich nur so klein, um nicht unmodern zu sein.

Ein Fahrgast steigt über den morschen Holzsteg aus und besieht sich, da das Postschiff ja doch noch eine Viertelstunde bleiben wird, den Schaden der Lawine aus der Nähe.

Zwei kleine Hunde, ein Elchhund und so ein flatterhaft schwarzer Sofakissenzerwühler, der etwas Selbstgestricktes in seinem ganzen Wesen hat, finden die Vorstöße des fremden Fahrgastes in das Niemandsland der Lawine sträflich, ja, verdammenswert. Bei jedem Schritt, den er aufwärts tut, um die aufgerissene Kraterfläche mit dem Blick eines einsamen Forschers im ewigen Eis in Augenschein zu nehmen, umkläffen sie ihn wild und machen Anstalten, an ihm hochzuspringen und ihn zurückzuzerren. Er scheint jedoch ein Verächter von Hunden zu sein, denn er wehrt ab und beachtet sie nicht.

Plötzlich erfüllt sich sein Forscherschicksal. Er sackt in ein Schneeloch, zuerst nur bis zu den Hüften, doch als er flucht und strampelt, verschwinden auch noch die Arme. Bloß der Kopf sieht verblüfft und etwas gezwungen belustigt aus dem Lawinengeröll.

Seine Belustigung aber verschwindet, als die Männer mit den Namen Sverre, Tryggve, Knut und Thorsten laut zu lachen beginnen und Aslaug, wie vermutlich die gedörrte Blonde in den himmelblauen Kniehosen heißt, aufkreischend die beiden Hunde zu sich ruft. Die beiden Hunde nämlich, die zum Ausdruck bringen, daß sie recht behalten haben, sind außer sich vor Schadenfreude und Begeisterung über das Ungewöhnliche, das dieser Mann da in ihre abenteuerlose Landschaft gebracht hat. Sie umtanzen seinen Kopf, der sich sehr verfinstert, mit Indianergeheul und bellen ihm nah ins Gesicht. Der flatterhafte schwarze Sofakissenzerwühler besinnt sich jedoch im selben Moment auf seine Berufung zur Zärtlichkeit und zur aufdringlichen Neckerei — er springt dem Mann, der nur noch aus Kopf besteht und nun schon gar nicht mehr tierfreundlich aussieht, liebenswürdig ins Gesicht und leckt ihm winselnd über Backen, Hals und Augen. Dies verdrießt den weitaus männlicher aufgelegten Elchhund derart, daß er den Selbstgestrickten zu beißen beginnt, während der Mann in der Lawine nach den beiden Kötern, die nun in Schneegestöber und Rauferei versunken sind, verzweifelt spuckt. Der Elchhund aber bestätigt dem spuckenden Kopf mit bedrohlichem Knurren, daß nicht gut Kirschen mit ihm essen sei, und der Mann schlägt in seinem Schneeloch um sich wie eine Turbine.

Endlich ist der abgekämpfte Lawinenforscher, dem die Schweißtropfen von der sauber geleckten Stirn rinnen, unter dem Beifallsgejohle der beiden Hunde wieder an Land gekommen, Sverre, Tryggve, Knut und Thorsten lächeln verlegen, weil sie so laut gelacht haben, das Postschiff tutet und die Bachstelzen, die ihre Schneewittchenportion Grönland, welche diese Lawine freigebig ans Fjordufer geschüttet hat, nun wieder ungestört allein besitzen, tänzeln über den Stacheldraht.

Sie sind zehnmal anmutiger und koketter unter den furchtbar großen Felsen als sonstwo, ja, so seiltänzerinnenhaft sind sie in diesem Land, daß der wenig zu Niedlichkeiten aufgelegte Norweger einfach zu schwäbeln begann, als er ihnen den Namen gab: Linerle, ruft er die Bachstelze, und dies ist kein Kosename, sondern so hochoffiziell zärtlich wie „Stiefmütterchen" für die süße kleine Viola tricolor.

Genau an der Stelle, an der die Lawinenzunge an das grüne Fjordwasser stößt, steht ein winziger Norske-Junge mit einer kirschroten Trollmütze und geht in der Haltung des Brüssler Manneken Pis gegen die Lawine an. Ein klein wenig schmilzt sie an der Kante auch zusammen, natürlich ist das aufs Ganze gesehen nicht viel, den deutschen Soldaten bleibt noch genügend zum Schippen.

Und während ein junger Hering, der zu nah ans Ufer geschwommen ist, entsetzt in die Tiefe des Fjords hinabfährt, kommt mir das Rötelbild in der Kneipe des Père Aristolle ins Gedächtnis, auf dem ein kleiner Junge zu sehen war, der einen vollendet romanischen Rundbogen in die Seine fallen ließ, deren Fische scharenweise mit gerümpften Schnauzen darauf hin in die Tiefe schossen, während ein Wasserfrosch speiend und angewidert durch das Ufergras entfloh. „Ne buvez jamais d'eau!", stand darunter, und nicht umsonst hing diese lehrreiche Studie in der wasserscheuen Seinekneipe des Père Aristolle.

Selbstredend ist der Rundbogen des norske Gutt nicht halb so romanisch und elegant wie der des kleinen Gamin an der Seine — gegen solche Lawinen würde einer mit soviel Lässigkeit auch kaum etwas ausrichten können. Und während die beiden Hunde ihn umdrängeln, winkt er dem Postschiff mit der andern Hand nach, so daß die kirschrote Trollmütze bammelt und die Lawine erschrocken einen Fußbreit zurückweicht.

DAS SPARSAME MÄDCHEN

VON HEINZ SCHARPF

Reizend sind die jungen Mädchen von heute. Sie denken so gesund, sie handeln so kameradschaftlich und sie haben einen so gesunden Appetit in allen Lebenslagen. Viele von ihnen gleichen den Lilien auf dem Felde, die der Herr ernährt, sofern er über genügend Lebensmittelmarken verfügt.

Begleiten wir einmal im Geiste Liselott zur Theaterkanzlei. Leiblich tut dies Hanshorst, ein junger Mann, der Volkswirtschaftslehre studiert und gerade seine Doktorarbeit über „Kapital und Kapitalsanlage" vorbereitet.

„Fräulein", sagte der junge Mann zur Kassierin, „zwo Studentenkarten für die Abendvorstellung."

„Bedaure", antwortete die Kassierin, „für die heutige Vorstellung haben Studentenkarten keine Gültigkeit. Es ist bereits alles ausverkauft, nur zwei Sitze zu drei Mark sind noch da."

Der junge Mann zögerte einen Augenblick, warf dann einen kurzen Blick in seine Börse und schnarrte hierauf: „Also gut, zwo zu drei —"

„Nee, Hanshorst", unterbrach ihn das Mädchen beschwörend, „sechs Mark, wirf doch das Geld nicht so hinaus, da lassen wir's doch lieber auf ein andermal."

Er jedoch gab nicht nach. „Ich habe dir versprochen, Liselott", sagte er bockig, „dich heute in dieses Stück zu führen und dabei bleibt es."

Das Mädchen seufzte, aber als ein kluges Geschöpf beugte es sich seinem Willen. „Dann nimm aber nur eine Karte", schlug es vor, „und erwarte mich nach Theaterschluß."

Also nahm er eine Karte zu drei Mark, überreichte sie galant dem gefügigen Mädchen und beide schoben verliebt ab.

Am Abend erwartete Hanshorst Liselott nach der Vorstellung vor dem Theater.

Arm in Arm begaben sie sich in ein Café. Hier rückten sie kameradschaftlich zusammen und sie erzählte ihm den Inhalt des Stückes. Anschaulich und ausführlich. Und für die ersparten drei Mark futterte sie dabei Kuchen.

Angeregt durch dieses Beisammensein arbeitete dann Hanshorst zu Hause noch ein Stündchen an seiner Doktorarbeit: „Über produktive Kapitalsanlage", während sich Liselott der genossenen Konsumgüter des Abends noch im Traum erfreute.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Rossini saß eines Tages am Klavier und spielte mit Kopfschütteln aus der Partitur eines Zeitgenossen. Die unmelodischen Akkorde, die gesuchte Originalität des Mißklanges erregten immer stärker sein Mißfallen.

„Aber Meister!" bemerkte einer, „die Partitur steht doch verkehrt, die Noten stehen ja auf dem Kopf!"

„Ich weiß", antwortete Rossini, „ich habe es auch schon von der anderen Seite versucht — aber da klingt es auch nicht schöner —."

*

Der berühmte Bühnenschriftsteller fragte den noch berühmteren Kritiker einer Berliner Tageszeitung:

„Ihre ganz private, ganz persönliche und ehrliche Meinung über mein neues Stück!"

Der Kritiker lächelte sanft:

„Wollen wir nicht lieber Freunde bleiben?"

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —

Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Knut Hamsun zum 85. Geburtstag

(O. Gulbransson)



Knut Hamsun nel suo 85mo genetliaco

München, 16. August 1944
49. Jahrgang / Nummer 33

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT MÜNCHEN



Die *Explosion*. Churchill: „Nun, lieber John Bull, siehst du mit dieser schönen Brille nicht alles rosig?" — „No, ich sehe schwarz!"

L'esplosione. Churchill: "Ebbene, caro John Bull, con questi begli occhiali non vedi tutto color rosa?,, — "No, vedo nero!,,

Der Reiter über den Bodensee - Il cavaliere attraverso il Lago di Costanza (O. Nückel)



DIE PROMPTEN BRIEFSCHREIBER

VON WALTER FOITZICK

Schrecklich sind die saumseligen Briefschreiber, nicht wahr? Man schreibt an sie — keine Antwort. Man telegraphiert — keine Antwort. Und nach Wochen, Monaten, manchmal nach Jahren kommt dann ein Brief, ein so freundlicher, ein so harmloser, schuldbekennender Brief. Oh, ich kenne diese Burschen, ich kenne sie genau, ich kenne sie wie meine Hosentasche. Hand aufs Herz, ich gehöre auch zu ihnen. Furchtbare Leute!
Aber — jetzt kommt die andere Sorte. Laßt mich mal von ihr reden, vom Standpunkte der Saumseligen aus.
Da hast du dich also endlich entschlossen, einem guten Freunde, der lange auf Antwort hat warten müssen, endlich, endlich zu schreiben. Du nimmst alle Kraft zusammen, läßt einen Brief vom Stapel, einen langen, langen Brief, einen, der vom Herzen kommt und in dem alles drinnen steht, was zu sagen und zu erzählen ist. Wie ein Stein fällt dir der Brief vom schuldbeladenen Herzen. Du gibst ihn zur Post, schickst ihn auf die weite Reise. Du bist glücklich, das erledigt zu haben. Du hast eine gute Tat begangen. Der Ehrenschild deiner Briefschulden ist wieder blank und sauber.
Da — es vergehen kaum dreimal vierundzwanzig Stunden, du traust deinen Augen nicht, die Antwort ist schon wieder da. Dein Gegner hat zurückgeschlagen, hat erfreut, begeistert, verzeihend geschrieben und manche neue Frage gestellt. Er hat dich wieder in den Briefschuldturm zurückgeschleudert. Dein herrliches Gefühl, alles erledigt zu haben, ist zum Teufel. Und wieder drückt das Antwortenmüssen auf deine Seele und entwindet dir den freiwillig ergriffenen Füllfederhalter aus den Händen.
Oh, ich kenne diese prompten Briefschreiber, sie machen jede ungeregelte Korrespondenz unmöglich. Kuhwarm beantworten sie jedes Schreiben. Es ist um aus der Schreibmaschine zu fahren.
Falls Sie ein prompter Briefschreiber sind, werden Sie das nicht verstehen, versuchen Sie's auch gar nicht. Ihr andern aber, ihr lieben Freunde von der schlampigen Seite, ihr werdet mir die Hand schütteln und sagen, dem muß ich mal meine Anerkennung aussprechen. Ich weiß, ihr werdet es nicht tun, denn dazu müßtet ihr gleich schreiben. Ich verstehe euch auch so.

MYTHOLOGISCHES

Ein Dichter erbat sich von Zeus für die Dauer seines Dramas einige Donnerwolken. Der Gott gewährte sie ihm, aber er unterließ, den Blitz hineinzutun... So entstand das Pathos.
Eine schöne Frau erbat sich für die Dauer eines Gesellschaftsabends von Aphrodite die Hälfte ihres Liebreizes. Die Göttin gewährte ihr den Reiz — ohne die Liebe... So entstand die Koketterie.
Als Zeus sich der Leda in Gestalt eines Schwans genaht (‚genaht' sagt man in solchen Fällen nur bei Göttern), entstand ein Ei, aus dem zum Entzücken und zum Jammer der Welt Helena hervorging. Wenn Zeus heutzutage der Danaë sich als goldener Regen genaht hätte, so wäre ein — Verrechnungsscheck entstanden.

Schlehdorn

LEKTÜRE

Gut tut's, bei den weisen Alten
Einkehr dann und wann zu halten.
Sokrates und Mark Aurel
liefern immer wieder Öl.

Freilich, bloße Stippvisiten
(möcht' ich zu erwägen bitten)
zeit'gen meist nur ein Zitat
und kein Dauerresültat.

Ohne letztres, müßt ihr wissen,
sind wir aber aufgeschmissen.
Profitieren tut davon
besten Falls das Fölljeton.

Senkt der Kern der Weisheitstüte
sich nicht tief in das Geblüte,
Wurzel fassend im Verstand,
bleibt der Akt irrelevant.

Denn die böse Weltgeschichte
macht in einem Hui zunichte,
was nicht aus dem Innern sprießt
und bloß angelesen ist.

Ratatöskr

Das Hausmittel

(Kurt Heiligenstaedt)



„Misch doch noch eine Flasche Selterswasser in die Bowle, Erna, sonst bleiben die Leute wieder bis Mitternacht!"

L' espediente ordinario: "Erna, mesci pure nella bowle un altro fiasco d' acqua di selz, altrimenti la gente rimane di nuovo fino a mezzanotte!„

AUFRUHR IN QUARRENSTEDT

VON BERNHARD BERG

Eines Nachmittags fährt ein großer grauer Reisewagen mit einer Berliner Nummer gemächlich die Quarrenstedter Hauptstraße entlang.
Am Steuer sitzt eine junge Dame und raucht eine Zigarette. Bei einer Gelegenheit hält sie an. Jemand kommt ihr entgegen, der zwei störrische Ziegen an einem langen Tau hinter sich herzerrt. Es ist Palle Donnerstag. Wie immer, wenn etwas seine Aufmerksamkeit fesselt, hat er den Mund aufgerissen, wobei ihm ein wenig Speichel über die rissige Unterlippe läuft. Seine hellen Fischaugen klappen auf und zu, was einen idiotischen Eindruck macht.
Als die junge Dame ihn zu sich heranruft, läßt er das Tau fallen. Die Ziegen stehen plötzlich auf dem Gehsteig, eine von ihnen hebt den Schwanz und verunreinigt das Pflaster, während die andere sich das Hinterteil an einem städtischen Feuermelder scheuert. Ein Hund, der es sieht, findet das Spiel nachahmenswert; und in diesem Augenblick empfängt die zivile Ordnung der Stadt Quarrenstedt ihren ersten, empfindlichen Schlag.
Aber das ist es nicht allein.
Die junge Dame fragt Palle Donnerstag nach der Wohnung der Martha Schöller, die an den Ausläufern der Stadt irgendwo zwischen einem Geäder von Waldwegen liegt. Es ist ein schwieriges Unternehmen für Palle Donnerstag, denn Gott hat ihn mit Schwachsinn geschlagen. Er fuchtelt mit seiner verkümmerten Hand heftig durch die Luft und sagt solange: rechts und dann links und dann rechts und dann links, bis ihm der Speichel die Worte im Munde ersäuft und er nur noch zu röcheln vermag.
Ein Glück, daß Adolf Marunke gerade des Weges daherkommt. Er hat sich mit Frieda Stöhr und deren Schwester im Fasanenhof verabredet. Man munkelt von einer Verlobung, die nun bald vonstatten gehen soll. Zwei Jahre zieht er bereits mit dem bleichsüchtigen Mädchen herum, dieser Seifenschläger, von dem die Leute sagen, die paar Monate Lehrzeit in der Großstadt hätten aus ihm einen liederlichen Maulhelden und Frauenjäger gemacht.
Nun, die Leute hier haben böse Zungen, vor denen man sich hüten muß wie vor einer Krankheit. Da stehen sie hinter ihren Fenstern, lugen durch die Gardinen oder betrachten das Schauspiel, das sich ihnen dort unten auf der Straße bietet, im Spiegel sogenannter Spione, die so hinterhältig angebracht sind, daß man die Lauernden nicht sehen kann. „Guck einer an", sagen sie, „der Herr Frisörgehilfe. Hat den Hut in der Hand und tut schön. Und jetzt buckelt er wie ein verliebter Kater. Und jetzt geht er um den Wagen herum. Und nun steigt er ein. Frau Doktor, was sagen Sie! Ist so gut wie versprochen und läßt sich am hellen Tage von Gott und aller Welt mit seiner Mätresse bewundern. Man sollte die kleine Stöhr vor diesem Kerl warnen; ganz Ihrer Ansicht, Herr Stolterfoth, das Mädel rennt ja mit sehenden Augen in sein Unglück. Nein, es ist schamlos!"
Ja, so reden die Leute. Es gibt ein böses Gerücht, das sich mit Windeseile verbreitet. Herr Stolterfoth trifft zehn Minuten später die Kanzleirätin Möller, die im Fasanenhof ihren wöchentlichen Skatnachmittag hat. Eine halbe Stunde danach sagt Frieda Stöhr zu ihrer Schwester: „Ella, das ertrage ich nicht. Ich gehe ins Wasser!" Am Abend liegt sie mit Fieber im Bett. Doktor Stegemann beklopft ihr den mageren Rücken, horcht ihr das Herz und die Lunge mit dem Stethoskop ab und verschreibt eine schwache Bromlösung. Im übrigen, meint er, säße die Krankheit in anderen Regionen, und die Medizin hiergegen sei in keiner Apotheke zu haben.
„Aber die Schweißausbrüche, Herr Doktor, die Schweißausbrüche!"
„Meine liebe Frau Stöhr, Ihrer Tochter fehlt nichts außer einem Mann, und den kann ich ihr nicht verschreiben, den muß sie sich selber besorgen."
Hierauf packt der Doktor seine Siebensachen wieder in die kleine Rindledertasche und fährt mißvergnügt zum Stammtisch zurück. Der Teufel hole sie, denkt er, diese hysterischen Frauenzimmer mit ihren Erogenkomplexen! Ich werde mir diesen Figaro bei Gelegenheit einmal kaufen.
Inzwischen hält der große graue Reisewagen vor dem Hause der Martha Schöller. Vor der Tür auf einer Bank sitzt die Hebamme Kuntzendörffer. Sie hat eine blaue Schüssel auf dem Schoß, in die sie kleine Rübenstücke schneidet. „Nein, so was", sagt sie, als der Frisör Marunke mit der jungen Dame vor ihr steht und ein wenig von oben herab nach der Schöller fragt, „das ist ja nun man dumm, liebes Kind, die Martha ist seit gestern in Doberan, wo sie einen Bruder wohnen hat."
Nun, das wäre schade, sagt die junge Dame. „Ich hätte sie gern einmal wiedergesehen. Die Martha war vor vielen Jahren als Mädchen bei meinen Eltern. Wir wohnten damals in Lübeck."
Hierauf stellt die Kuntzendörffer die Schale neben sich auf die Bank, macht einen runden Mund und sagt: „In Lübeck? Dann sind Sie ja wohl die kleine Handler, die Dorrit, die wo später nach Berlin zum Kino ging? Ei, du meine Güte, und ich sitze nun hier in meiner dreckigen Schürze. Warten Sie, warten Sie..." Und sie will aufstehen und irgend etwas Einladendes sagen. Aber die junge Dame hat wenig Zeit. Sie müsse am Abend wieder in Berlin sein, erklärt sie. Frau Kuntzendörffer möge recht schön grüßen.
Sie schwatzen noch eine Weile, und von Zeit zu Zeit läßt die Kuntzendörffer ihren Blick argwöhnend auf dem Frisör Marunke ruhen, der plötzlich ganz überwältigt dasteht und nach Luft zu ringen scheint. Beinah gleicht er in diesem Augenblick dem schwachsinnigen Palle Donnerstag, wie er so die Augen aufreißt und den Unterkiefer vor Staunen fallen läßt, so daß ein Stück der Zunge sichtbar wird. Seine Backen sind gerötet, die Stirn ist voller Runzeln; er steht da, rührt sich nicht, und das einzige Lebendige an ihm ist der Kehlkopf, der schluckend auf- und niedersteigt. All seine Geschwätzigkeit von vorhin ist verschwunden; seine Prahlsucht, sein Eifer, den Dingen, die ihnen während der kurzen Fahrt begegneten, verächtliche Namen zu geben. Gleichsam nackt steht er mit einemmal im Kreuzfeuer eines Blickes, gegen den er sich nicht wehren kann. Die Handler! denkt er, während ihm der Schweiß über die pochenden Schläfen rinnt, die Filmschauspielerin Dorrit Handler! Ich habe sie vorige Woche in einem Stück gesehen. Sie hatte fast nichts an. Sie bestand nur aus Beinen und einem Lächeln. Bei einer Gelegenheit saß sie einem jungen Herrn auf dem Schoß. Sie küßten sich.
Es ist gut, daß sich die Handler von der Kuntzendörffer verabschiedet. So kann der Blick der Alten wenigstens auf den völlig verwirrten Frisörgehilfen verzichten, braucht ihn nicht mehr anzustarren und tausend Anzüglichkeiten zu äußern, die ihn mit ohnmächtigem Zorn erfüllen. Sie gehen das Stückchen Gartenweg bis zur Straße, als die alte Schuhnagel gerade vorbeikommt. Sie hat im Nebengarten gesessen und alles mit angehört. Eine ganze Kiepe voller Neuigkeiten schüttet sie der Nachbarin drei Minuten später in die gute Stube. „Denken Sie bloß Frau Tillikes, kommt da nicht der Frisör Marunke mit so einem Frauenzimmer zur Kuntzendörffer, damit die ihr das Kind hole?"
„Unglaublich!" sagt Frau Tillikes und hält die Hände beschwörend über den Leib, denn sie ist gesegnet; es wird das achte sein.
„Unglaublich!" sagt auch Adolf Marunke, als sie nun langsam durch den Wald zurückfahren. Dieses eine Wort steht als ein surrender Mittelpunkt im Kreis einander jagender Gedanken. Sein Herz pocht heftig, und es ist der Stolz, der ihm das Blut in Stößen durch den Körper drängt. Aber dann wieder sind es unzählige Dinge, die durch die dämmernde Landschaft auf ihn zuspringen und gleich kleinen Gewichten an irgend einem hochwallenden Gefühl hängen, die Seele des Frisörgehilfen Adolf Marunke auf eine hoffnungslose Art beschwerend und niederdrückend. Er atmet ein Parfüm in sich hinein, das es in Quarrenstedt nicht gibt und das keinem seiner galanten Abenteuer jemals angehaftet hatte. Es ist ein kostbares, ein fremdes Parfüm; es verwirrt ihn und zwingt ihn, mit verächtlichen Gedanken an ein Rudel erlebnishungriger Kleinstadtfrauen zu denken, an all diese schwatzhaften, dummen und plumpen Gänse, denen er die Köpfe blondierte, dauerwellte und mit albernen und wenig kleidsamen Löckchen versah. Ja, sogar die Meta, die er während seiner Lehrzeit kennen gelernt hatte, wird trotz ihrer brünetten Lasterhaftigkeit auf einmal zur törichten Pute, angesichts dieser jungen, schlanken und eleganten Dame, die in einem weißen Sportpelz neben ihm sitzt, nach Parfüm duftet und den Wald schweigend bewundert. Ein Hundeleben! denkt er und schüttelt den Kopf; denn diesmal ist es Frieda Stöhr, die sein Gehirn quälend beschäftigt. Er wird sie heiraten müssen; ihre dünnblütigen, ewig fuchtelnden Arme sind die Schlußklammern, die sein Leben umpreßt halten; morgen, übermorgen, jahraus, jahrein, bis man ihn eines Tages, die Füße vornweg, aus dem Hause tragen wird, wie den Tischlermeister Jahn, den sie gestern begraben haben.
„Dies ist das Gemeindehaus", sagt er plötzlich und ohne jeden Zusammenhang. Er sagt es in einem gehässigen Ton und erschrickt vor seinen eigenen Worten, die mit der Wucht einer Rakete mitten aus der geballten Ladung seiner Empfindung in das Schweigen geschleudert wurden. Die Handler hört es und betrachtet ihn mit einem huschenden Blick. „So so, das Gemeindehaus, wie hübsch."
Adolf Marunke überhört das Gelangweilte ihrer

Gruß von der Loire

Ein träger Fluß
durch Weideland,
aus einem Guß
das Schloß. Im Sand
die Kieselbank,
der Uferstrauch.
Der Himmel blank
im Sommerhauch.

Am Dünenhang,
wie ich es mag,
als Sonnenfang
den ganzen Tag
bin ich allein.
Ein Buch dazu.
Ach, könnt' es sein:
Daneben du!

Heinrich Sörgel

Im englischen Zensurbüro

(O. Gulbransson)



„Scheren schleifen! Scheren schleifen!"

Nell' Ufficio della Censura inglese. 'Affilar le forbici! Affilar le forbici!„

Stimme und die höfliche Beflissenheit interessiert zu erscheinen. „Ja", sagt er, „es ist aber auch das einzige in diesem Nest." Er hat wieder den verächtlichen Zug um die Mundwinkel, der ihn in den Augen der Leute zu einem Lebemann gestempelt hat. „Aha", erwidert die Handler, „Sie lieben diese kleine Stadt wohl nicht?"
Nein, Adolf Marunke liebt sie nicht, wird sie niemals lieben. Die Worte strömen auf einmal nur so aus ihm heraus. Er vergißt, daß neben ihm eine berühmte Frau sitzt, die er eben noch überwältigt bewunderte. Sein Körper strafft sich, seine Hände beschreiben wegwerfende Gesten. Er ist wieder der Teufelskerl, den der Herrgott für seine Sünden hier in dieses Lausekaff verbannt hat.
„Sie müssen nämlich wissen, daß ich ursprünglich Medizin studieren wollte", prahlt er. Und nun geht es los und ist nicht mehr zu halten; alle Schleusen seiner Renommiersucht sind weit geöffnet und aus ihren Rachen fluten die Katarakte der Phantasie. Nein, wirklich und wahrhaftig, der Adolf Marunke ist schon einer, ein Mordsbursche ist er, einer mit dem Sinn für das Höhere, eine Poetennatur und in Summa ein vom Schicksal geschlagener sechsundzwanzigjähriger junger Herr, dem es auferlegt ward, als ein verkanntes Genie durch diese Zeit zu laufen und an ihr zugrunde zu gehen, ohne daß ein Hahn danach kräht. Die Beredsamkeit geht mit ihm durch wie ein Pferd, das zügellos über die Flächen einer Traumwelt dahinrast. Der Schweiß rieselt ihm in dünnen Fäden den Hals entlang; er hat die Stirn gerunzelt und redet ohne Pause, bis die Chaussee erreicht ist und der Wagen neben dem Sommerweg anhält. Dann holt er tief Luft, reckt den Kopf, lächelt und ist ganz gebläht vor Stolz und Wichtigkeit.

Es ist dunkel geworden. Über das weiße Band der Straße kriechen graue Schatten, die langsam aus den Kartoffeläckern hochsteigen und näherkommen. Durch das offene Wagenfenster dringt der Geruch feuchter Erde. Das Gesicht der Handler ist nur noch ein weißer Farbfleck, das Schlanke, Helle darunter sind die Hände, die auf dem Volant ruhen und irgendwo das sanfte Glitzern eines Ringes zeigen. Als sie zu sprechen beginnt, ist es Adolf Marunke so, als käme ihre Stimme von weitem auf ihn zu, eine helle, ironische Stimme, die ganz anders klingt als auf der tönenden Fläche der Leinwand. „Sie armer, kleiner Mann", sagt die Handler, als spräche sie zu einem Kinde und legt ihre kühle, schlanke Hand auf die Hand Adolf Marunkes, der unter dieser Berührung zusammenzuckt, als habe ihn jemand geschlagen. Seine Traumwelt stürzt mit einemmal in nichts zusammen; sein Mund ist leergesprochen; durch seine Seele schwingt ein einsamer Ton, der wie das Knarren einer zufallenden Tür ist. Verwirrung und Mutlosigkeit halten ihn von neuem umklammert; ja er vernimmt die vier spöttischen Worte, die ihn brutal in die Wirklichkeit zurückstoßen, öffnet den Wagenschlag und steht in vorgebeugter Haltung auf dem Sommerweg, als stünde er in seinem Laden und begrüßte die Kundschaft. Der Hut, den er in der Hand hält, hindert ihn daran, die Hände in gewohnter Geste umeinander zu reiben, als wüsche er sie. Sein Lächeln ist einfältig und eingefroren in die Eisschicht einer erstarrenden Scham. „Sie müssen geradeaus fahren", sagt er, nur um etwas zu sagen, was ihm das Bewußtsein nimmt, bei seinen Prahlereien und törichten Lügen ertappt zu sein wie ein Junge beim Äpfelstehlen.
Was hat man denn schon groß davon, denkt er; es bleibt ja doch alles so wie es war, nichts ändert sich daran, und wenn man sich auf den Kopf stellte.
Die Handler schaltet die Beleuchtung ein und reicht ihm die Hand durch das Fenster. „Es war sehr freundlich von Ihnen, mir den Weg zu zeigen", sagt sie. „Ich würde Sie gern nach Hause fahren, aber ich fürchte, daß ich nicht zurückfinde. Haben Sie es weit?"
Adolf Marunke hat es nicht weit. Da hinten blinken schon die Lichter der ersten Häuser, zehn Minuten wird er laufen müssen. In diesen zehn Minuten darf er noch einmal jenen kurzen Traum durcheilen, der ihn von seinem Schicksal trennt. Die Wagentür klappt zu und weht den zarten Duft des fremden Parfüms wie einen letzten Gruß nach draußen. Hinter der Scheibe schimmert ein Gesicht, das noch immer ein wenig spöttisch lächelt. Dann heult der Motor. Und irgendwo zwinkert ein rotes, ironisches Auge: das Schlußlicht.
Nun geht Adolf Marunke der kleinen Stadt Quarrenstedt entgegen. Die Fenster der Häuser blinzeln ihm freundlich zu, und die Schatten, die seinem Schritt sich nähern, versehen sein Herz mit Trost.
Es ist alles nur halb so schlimm, und alles wird gut werden. Auch das mit Frieda Stöhr und den vielen wirren Gerüchten, die einen Tag lang die Bürger der Stadt in Atem hielten. Auch das, denkt Adolf Marunke, während er wie einer, der ein weiß Gott wie großes Abenteuer hinter sich hat, die Treppe hinaufgeht, die zur Wohnung der Witwe Stöhr führt, aus der ihm eine kleine, zärtliche und frohmachende Welle gekochten Weißkohls entgegenschlägt, den er nun einmal für sein Leben gern ißt.

Die Hexe - La strega

(Fr. Bilek)



Am Zaun

(R. Kriesch)



„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Frau Högerl. Sie sind schon eine sehr lebenskluge Frau!"
„Auch erst, seit ich nimmer so mager bin, Fräulein Elies!"

Allo steccato: "Vi sono molto grata, Sora Högerl; Voi conoscete molto bene la vita!„
"Si, signorina Elies; ma solo da quando non sono più sì magra!„

DAS LÄCHELN DER MARQUISE

VON SCHLEHDORN

„Willst du die Geschichte vom Lächeln der Marquise hören", fragte Regierungsrat Julius seine Frau Dorette, „so mußt du mit mir in das Schlößchen Mon Miroir kommen das ein durch Generationen gereifter Geschmack in zierlichstem Rokoko aufgebaut hatte.
Dort schaukelte seit dem 2. Mai 1761 eine kleine Wiege in Hellblau und Gold, neben der eine Spieluhr alle Stunden das damals bekannte Menuett: „Un désir, un soupir, un sourire, ting, täng, plang.." erklingen ließ. An diese Wiege traten bei der Taufe drei Feen, wie es seit Urzeiten in den besseren Familien üblich war.
Die erste wünschte dem Kind viele Jahre Jugend (innerlich dachte sie dabei nur an zwanzig Jahre, denn sie war bösartig und hatte zwar Erziehung aber kein Herz). Die zweite wünschte noch mehr Jahre Reichtum (innerlich dachte sie dabei nur an dreißig Jahre, denn sie hatte Rousseau gelesen und war neidisch). Die dritte aber, eine gute und weniger mächtige Fee, schenkte dem kleinen Mädchen ein lebenslanges bezauberndes Lächeln. Die Eltern des Kindes wunderten sich über diese Gabe (denn sie ahnten nicht, daß sich das Verhältnis zwischen bösen und guten Feen mit 2:1 gegenüber dem normalen Märchenzustand geradezu umgekehrt hatte); sie bedankten sich bei allen dreien; die Feen nahmen noch ein Glas Champagner und ein Biscuit und gingen.
„Ein Lächeln — lächerlich", höhnten auf dem Heimweg die beiden anderen über die gute Fee. „Reichtum", meinte die eine, „das ist was reelles." — „Lächeln ist Reichtum auch der Ärmsten", sagte die gute Fee.
„Von Jugend", meinte die zweite, „hat man doch was." — „Lächeln ist Schönheit, die auch die Jugend überdauert."
„Hätten Sie wenigstens", fanden beide, „ein solides Lachen geschenkt." — „Lächeln", sagte die gute Fee, „ist das Lachen des Gemüts und der Weisheit. Es ist die Schwester des Lachens, aber die vieldeutigere, feinsinnigere. Lächeln bedeutet mehr als ein keines Lachen und (da wir gerade in Frankreich sind) ‚un sourire' ist mehr als nur der Untergrund des Lachens. Lächeln ist die Beredsamkeit des Schweigens: wo die Worte für ein Gefühl versagen, da spricht die Musik noch, und wo sie als Ausdruck verstummt, da geht das Lächeln einer Frau noch weiter — manchmal bis direkt in den Himmel. Dort löst sich wohl die Luft in ein Lächeln auf."
„Nun werden Sie nicht noch romantisch, liebe Kollegin", sagten die beiden spöttisch, und im Abgehen zueinander: „Sie ist doch nur eine Küchenfee..."

*

Die kleine Marquise wuchs heran. Wenn sie kindlich durch Flure, Säle und Ställe lief, dann wurde es vor ihrem Lächeln selbst an Regentagen hell. Dies Lächeln war ansteckend: es lächelten die Leute im Stall und die Leute im Dorf, sogar die Pferde und Hunde, erzählt man. Nur die Kühe können nicht lächeln, die sind zu dumm, und die Schweine lächeln nur, wenn wer was Unpassendes erzählt, aber das kam auf Mon Miroir hoffentlich nicht vor.
Und wenn sie vor den hohen Spiegeln tanzte, indes die Spieluhr mit zärtlich dünnem Klimpern ihr „Un désir, un soupir, un sourire, ting, täng, plan" erklingen ließ, dann sahen alle durch den Türspalt zu, die über ihre Jugend zu wachen hatten (denn du mußt wissen, Dorette, sie war schon als Kind verwaist). Es lächelte die strenge Erzieherin mit ihren zwei langen gelben Zähnen wie ein großes Kaninchen. Und der Diener Charles (oder Karl, er kam nämlich aus dem Elsaß) wie ein kluger Bernhardiner. Und der alte Hauslehrer mit seinem kleinen, struppigen Gesicht wie ein Igel (daß Igel lächeln können, weißt du ja). Auch der Dienerjunge Jacques, der nicht ganz ehrlich war, stand mit devotem, verschlagenem Grinsen dabei, er hatte etwas von einem Schakal im Gesicht. Als die junge Marquise heranwuchs, war ihr Lächeln in der Umgegend berühmt. Dies unbefangene, unbeschwerte, unwiderstehliche Lächeln. Ob sie eigentlich hübsch sei, daran dachte man kaum (sie war es übrigens). Und noch in seinem Alter erzählte der Bettler, der mit seinem abgegriffenen Hut auf der Treppe der Cathedrale von Chartres saß: „Ich war damals noch Anfänger, hatte noch Hemmungen und noch kein Vermögen erbettelt, aber den Sou, den mir die junge Marquise gab, den habe ich mir aufgehoben, weil ihr Lächeln ihn zu Gold gemacht."
Mit 17 Jahren heiratete sie den schlanksten Kava-

Beherrschung - Dominio di sè (Maçon)

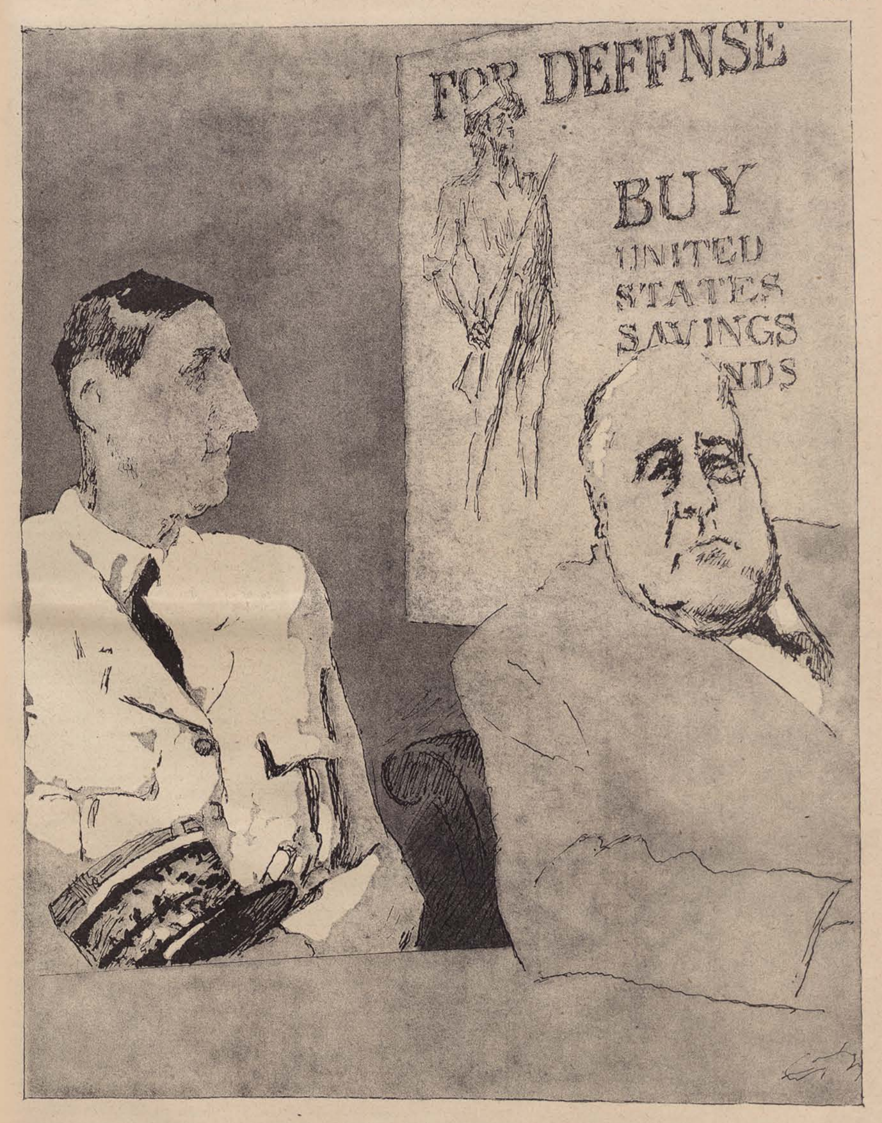


„Donnerwetter, ja, wenn ich das Weib nicht grundsätzlich verachten würde müßte ich mir im Einzelfalle sagen: Paulchen, du bist sinnlich!"

"Per Bacco, se io per massima non disprezzassi la donna, dovrei pure, in singolo caso, dire a me: Paoluccio, sei sensuale!,,

Der Reisende aus Frankreich

(E. Thöny)



„So, so, De Gaulle ist Ihr Name. Na, machen Sie mal Offerte, junger Mann!"

Il viaggiatore venuto dalla Francia: "Ah così, così ... Voi Vi chiamate De Gaulle? Ebbene, giovanotto, fatemi dunque delle offerte!„

Ansichtssache

(Kurt Heiligenstaedt)



„Wie schön ist's doch, von der Natur eingerahmt, zu baden!"
„Siehst du, und Fritz findet ein Schlüsselloch den schönsten Rahmen!"

Questione di parere: "Oh, come è bello prendere il bagno entro la cornice della natura!„
"Ma vedi, Fritz invece è del parere che la più bella cornice sia un buco della chiave!„

ller der Königin, Hyacinthe hieß er. Aber er fiel nach drei Jahren in langes Siechtum. „Nun ist meine Jugend vorbei", sagte sie und pflegte ihn mit rührenden Händen, lächelnd, bis er starb. Als sie nach Mon Miroir als Herrin zurückkehrte, war ihr Lächeln wie ein Goldgrund, auf dem eine liebliche, erfahrene Traurigkeit stand.

*

Wenige Jahre später, sie war gerade dreißig, kam der Aufruhr von Paris bis in die Provinz. Eines Tages brach ein brüllender Haufe in das Schloß ein, zerschlug Spiegel, venezianische Leuchter und Fayencen, und tausend reizende Dinge wurden wertlos unter den plündernden Händen. Neben dem koketten goldenen Hahn der Wetterfahne saß schon der rote Hahn und schlug schaurig die Flügel. Nun wollten sie ans Morden gehen — da trat die Marquise mitten unter die Horde, bewaffnet nur mit ihrem Lächeln, das unnahbar und voll Verachtung war. Sie sah über die Gesichter hinweg (auch das des Dieners Jacques war darunter), in denen beim Feuerschein alles gemeine Lächeln flackerte: das der Gier, die plündern will, was sie nicht brauchen kann, des Neides, der niederbrennen will, was er nicht stehlen kann und das der Grausamkeit, die nur zu morden gekommen ist. Indessen, vor dem Lächeln der Marquise ließen sie Fäuste und Waffen sinken und ihre Gesichter wurden dumm. Sie ging hinaus durch Qualm und Niedertracht. Draußen wartete der alte, getreue Charles mit dem Reisewagen. Den Weg in die Fremde beleuchtete noch weithin wie eine Fackel der Brand von Mon Miroir....

Am nächsten Abend hielt Karl in einer kleinen Stadt vor der „Goldenen Kugel". Der Wirt kam heraus, atemlos vor Devotion, mit dicken silbernen Knöpfen an der Weste und einem berufsmäßigen Lächeln, aber dessen Beflissenheit ging sogleich in Herablassung über, als er hörte, die vornehme Frau sei auf der Flucht. „Wir haben schon mehr solche Obdachlose", sagte er zu Charles, „aber wenn Sie gut zahlen, soll Ihr Geld nicht viel weniger wert sein, als anderes."

Am nächsten Abend, wieder in einem anderen Gasthaus (schon in Deutschland), fand Charles die Marquise im Bett sitzend, mit aufgestützten Armen. Der Mond zog eine silberne Linie um ihr feines Profil und glänzte in zwei großen Tränen, die ihr aus den Augen tropften. Ihr erstarrtes Lächeln war trostlos, hoffnungslos.

„Nom de chien...", fluchte Charles und es war ihm, als ob er entweder mitheulen müßte oder irgendjemanden um die Ohren schlagen. — Plötzlich lief er in die Remise, brachte vorsichtig aus dem Wagen ein Paket, stellte es heimlich im Zimmer auf, und als es gerade vom Turm 10 Uhr geschlagen, hörte man zittrig und zärtlich in silbernem Geklimper: „Un désir, un soupir, un sourire, ting, täng, plang". Die Marquise horchte und ihr Lächeln blühte wieder auf. „Charles", flüsterte sie, „Mon Miroir"... Dann schlummerte sie ein wie ein Kind, und der treue Karl setzte seinen Stuhl auf die Schwelle und schlief Wache vor der Tür seiner Marquise.

Zuletzt landete sie im Schloß eines entfernten Verwandten der Marquise, des Grafen P. Die alte Gräfin war zwar gestorben und herrschte nur noch aus einem stattlichen Bild von der Wand herunter. Aber die beiden Herren, Vater und Sohn, eilten herzu, der Cousine aus dem Wagen zu helfen: es sei ihnen eine hohe Ehre, sagten sie.

Da blieb sie nun und ging durch die feierlich dunklen Räume und saß unter den alten Eichen im Park, sah den Eichhörnchen zu und übte sich zu sagen „Aischörnschenne". Bis sie die Sprache des Landes verstand, verständigte sie sich mit der Sprache des Lächelns. Diese Sprache ist einheitlich über Europa (erst das orientalische Lächeln ist mehr als nur ein fremder Dialekt). Diese Sprache hat keine Grammatik, aber sehr viele Vokabeln, und es sind da viel weniger Mißverständnisse möglich.

Die beiden Herren suchten sie zu unterhalten. Einmal erklärte ihr der Vetter mit Überzeugung, daß er die Frauen zwar verehre, selbstverständlich, aber leider für Frauen keine Zeit habe. Er werde deshalb niemals heiraten, bestimmt nicht, wahrscheinlich nicht. Er sei jetzt mit seinen 36 Jahren auch viel zu alt dazu.

Der Onkel eröffnete ihr, er fühle sich noch gar nicht so alt. Alter sei Erfahrung und Sicherheit. Man müsse eigentlich erst alt werden, um zu wissen wie man richtig jung zu sein hätte. Er würde unter Umständen sogar noch einmal heiraten. Eine zweite ruhige Ehe, im Lächeln der Abendsonne usw. Die Marquise erzählte das wieder dem jungen. „Ich verstehe den alten Herrn nicht", sagte der ärgerlich.

„Ihr Herr Vater meint, er verstünde I h r e n Standpunkt nicht, lieber Vetter. Ich aber verstehe Ihre b e i d e n Standpunkte", sagte die Marquise und lächelte...

Die Spieluhr mit dem klimperndem Menuett hatte man übrigens im Kaminzimmer aufgestellt. Dahin kam die junge Frau manchmal um die volle Stunde und hörte versonnen, wie es spielte: „un désir" und so weiter... Ein eigentliches Wort für Heimweh gibt es im Französischen nicht.

*

Eines schönen Tages stand der Vetter ernst und prächtig in der Halle, kurz vor der Abfahrt zu einer Gesandtschaftsreise. Ein guter Ruf ging ihm voraus, und ein Wagen voll Akten folgte ihm. Sein palmenbestickter Rock war frisch vom Schneider, seine guten Manieren Generationen alt, seine französische Aussprache aus dem Lande selbst bezogen — „aber etwas fehlt noch, Vetter", sagte die Marquise.

Er rückte am Jabot und am Ordensband — „nein, höher" —, er faßte an die hohe Stirn — „nein, tiefer. Das Lächeln fehlt, das undurchdringliche, unerschütterliche, unwiderstehliche Lächeln des Diplomaten. Ich habe Angst vor feierlichen Diplomaten."

„Ich werde mich bessern, Cousine", sagte er und lächelte nun auch.

Sie sah ziemlich lange dem Wagen nach. — —

Als sie ein paar Tage später mit dem Onkel durch den Park ging, kam der auf das Lächeln in allen Ländern zu sprechen. Ähnlich wie man großen Sängerinnen von schönen Stimmen erzählt, die man sonst wohl gehört. Und dabei sprach er fast ausschließlich von seinen jungen Jahren, wo er auf seiner Cavaliersreise am Hofe von Versailles allerlei Lächeln beobachtet hatte. Da war das Lächeln des Cardinals, geistlich glatt und herrisch hart, — ein Marmorlächeln. Oder das eines lieben alten Vicomte, das diskret und höflich selbst da alles verzieh, wo es gar nichts übel zu nehmen gab. Oder das jenes Obersten aus großem Haus, der es auf seinem scharfgeschnittenen Gesicht wie eine Maske trug, um seine Gedanken zu verbergen (böse Zungen sagten: seine Gedankenlosigkeit). Dann das einer Hofmeisterin, wie ein Schmuck aus unechten Steinen, und das gefährliche einer Dame, deren Beruf Schönheit war: das war wie ein Lasso oder ein vergifteter Pfeil. Und den Hofmaler nicht zu vergessen: der hatte ein verschmitztes und (pardon!) verschmutztes Lächeln, das irgendwie an Hammelfleisch und Holzpantoffeln erinnerte.

Der alte Herr erzählte von dem servilen Lächeln, das sich gleichsam zum Teppich macht, und dem gütigen, das den Menschen gehen hilft. Manch junge Dame gab es, deren Lächeln der eigenen Schönheit als geputzter Herold voranschritt, und manchen alten Herrn, bei dem es beifallsammelnd seinen medisanten Bemerkungen nachfolgte. Und dann, natürlich, das überhebliche Lächeln, das Wohlwollen wie Trinkgeld verteilte, und jenes alltägliche der großen Welt, — aufgelegt wie Rouge, abends verstärkt, und morgens erneuert. „Lächeln", schloß der alte Herr, „kann abweisend sein wie eine hohe geschlossene Tür, oder hinterhältig wie eine Falltür, oder lauernd wie eine Hintertür. Und Ihres, Cousine, ist der Lichtschein aus einem hellen Herzen. Es gehört so zu Ihnen..."

„Wollen wir noch ein wenig reiten?" fragte die Marquise, „Sie sitzen so gut im Sattel."

Sie ritten im Schritt. Der Wald leuchtete... —

Als der Vetter von der Reise zurückkam, trug er das neue Lächeln immer noch und es wurde immer heller, als er der Marquise entgegenging. Wie wenn eine Hoffnung aufgeht.

Der alte Herr sah dieser Szene zu — mit einem Lächeln, das dem Sohn die schönsten Wünsche vererbte, für die er keine Verwendung mehr hatte. Wie wenn eine Hoffnung untergeht.

So ward aus Aufgang und Untergang ein neuer Tag.

„Und genau in diesem Augenblick", fiel Frau Dorette ein, „begann klimpernd und beziehungsreich die alte Spieluhr: „un désir un soupir un sourire, ting, täng, plang".

„Ach, du kanntest die Geschichte wohl schon?" fragte Julius.

„Etwas", lächelte sie, „etwas vom Lächeln der Marquise weiß doch jede richtige Frau."

ABEND IM DORF

Auf der alten, schöngebogten Brücke
Zieht die Herde in die Gassen ein.
Sonne, daß sie alle Dächer schmücke,
Reicht noch dar den unerschöpften Schein.

Helles Hämmern aus verschwärzter Schmiede
Schmettert prahlerisch den starken Fleiß.
Doch in einem zart gewagten Liede
Singt ein ander Herz dem Abend Preis.

Willig tauchen in den Schlag die Tauben
Und der Hahn kehrt heim mit Kampfgeschrei.
Nur die Kinder wollen noch nicht glauben,
Daß der Tag schon ganz zu Ende sei.

Schatten fließen kühlend von den Hügeln.
Alles sich zum Schlaf nun rüsten mag.
Schwalben, die den Turm hoch überflügeln,
Künden einen neuen schönen Tag.

HERMANN SENDELBACH

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



„Aber", sagte ich zu Herrn Spronz, der mir, als ich ihn gestern nach Jahr und Tag wieder einmal traf, einen Vortrag über das Gift Nikotin hielt, „Sie waren doch selbst ein leidenschaftlicher Raucher."

„Ich habe mir das Rauchen abgewöhnt", antwortete er.

„Und das ist Ihnen so leicht gelungen?" sagte ich beschämt über meinen sichtlichen Mangel an Energie.

„Was ist mir übriggeblieben?" erwiderte Herr Spronz ehrlich. „Jetzt, in einer Zeit wo einem kein Mensch mehr eine Zigarette anbietet!" H. K. B.

V e r l a g u n d D r u c k : **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80** (Fernruf 1296). B r i e f a n s c h r i f t : München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter F o i t z i c k München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — B e z u g s p r e i s e : Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —
 — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Babbitt weiß Bescheid

(Wilhelm Schulz)



„Look here, Dady, unsere Boys haben einen schönen Bombenangriff auf München gemacht!"
„München — München? Ah, jetzt erinnere ich mich. Das war doch die Stadt, in der ich meinen Regenschirm verwechselt habe?"

Babbitt bene informato: Look here, Dady, i nostri Boys hanno fatto un bel bombardamento su Monaco!"
"Monaco? . . . Monaco? . . . Ah, adesso mi ricordo; è la città, dove o scambiato il mio ombrello?„

München, 23. August 1944
49. Jahrgang / Nummer 34

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Appell an die Heimat

(Erich Schilling)



„Sorgt dafür, daß unser Opfer nicht vergebens war!"

Appello alla patria: "Fate che il nostro sacrificio non sia stato invano!„

Keiner will zuhören! - Nessuno vuole ascoltare (W. Wellenstein)



DIE SPINNE

VON WALTER FOITZICK

Wir haben jetzt eine Spinne, oder die Spinne hat uns. Vielleicht haben wir sogar mehrere Spinnen, aber die eine haben wir ganz deutlich. Sie hat ihr Netz in der Ecke des Gartenhäusls gebaut, zwischen Wand und Tisch, gerade über der Ottomane, eine sehr hübsche Lage.

Vor einigen Tagen war die Spinne mit ihrem Netz plötzlich da. „Huch", sagte Gretl, „das grausliche Viech!" Sie steht mehr auf Seite der Fliegen und bedauert die Schwachen. Wir Männer verteidigen die Spinne und reden von Kunstfertigkeit und, daß in der Natur immer einer den anderen frißt. Den Tisch dürfen wir nicht mehr abrücken, weil dort einige Verstrebungen des Netzes angebracht sind und andere am Sofakissen. Wer sich auf die Ottomane legen will, muß unter dem Spinnennetz durchkriechen, um es nicht zu verletzen. Die Kleintierhaltung erfordert eben einige Mühe.

Manche sagen, es sei eine Kreuzspinne, aber so ein richtiges Kreuz hat sie nicht auf dem Rücken, sie läßt sich auch ungern von hinten besehen. Meist sitzt sie, wie es eine richtige Bilderbuchspinne zu tun hat, im Mittelpunkt des Netzes und lauert. Vielleicht schläft sie auch, immer mit dem Kopf nach unten. Die Frau Regierungsrat sagt, das könne sie selbst nicht, denn dann würde ihr das Blut in den Kopf steigen. Wenn man Zigarettenrauch nach der Spinne bläst, geht sie in die Etappe. Die Etappe ist hinter einem Stützbalken des Gartenhäusls. Unsere Spinne ist braun in braun gestreift, wie ein Pullover aus ungefärbter Schafwolle. Sie hat den Pullover am ganzen Körper, auch an den Beinen.

Wir haben immer gewartet, daß sich eine Fliege im Netz fängt, das taten die Fliegen aber nicht. Da dauerte uns die arme, grausliche Spinne, und wir fingen ihr welche. Der Regierungsrat kann es schon sehr gut. Bei einer Leistungsprüfung im Fliegenfangen würde er seinen Mann stehen. Die Fliegen setzen wir ins Netz. Kaum hat die Spinne das gemerkt, kommt sie spornstreichs angerast, packt den Braten und spinnt ihn ein, weckt ihn ein, schleppt ihn in die Mitte und beginnt zu fressen. Der Regierungsrat meint, sie frißt ihn ganz, ein anderer will gesehen haben, daß sie ihn nur aussaugt. Sie beginnt immer beim Kopf, die Schlegel sind vielleicht das Beste, das sie sich zum Schluß aufhebt.

Wir wissen nicht, ob die Spinne ein Männchen oder ein Weibchen ist. Einer sagt, das könne man leicht daran erkennen, daß das Weibchen nach der Hochzeit das Männchen frißt. Nun, das möchten wir gerne erleben, denn man sieht nicht alle Tage, wie eine Braut ihren frisch angetrauten Mann mit Haut und Pullover verzehrt.

Gute Nacht, ihr Lieben!

Gute Nacht, ihr Lieben!
Heute noch können euch meine Gedanken
umschließen -
Ob ich es morgen noch kann: euch grüßen?
Das wissen wohl nur die Sterne da drüben.
Heute noch lebe ich, bin ich euch herzlich gut -
Ich schreibe.
Aber morgen vielleicht schon treibe
Kalt auch ich im Strome von Tränen und Blut -.
Oder ich liege zerfetzt
Irgendwo auf den geschändeten Erdenfeldern -
Noch aber bin ich in diesen schwarzen,
nächtlichen Wäldern
Euer lebendiger Sohn und Vater jetzt!
Noch! -
Und wenn ich es bleiben sollte, ihr Lieben,
Wenn es die Sterne beschlossen haben da drüben,
Daß ich einst steige aus Nacht und Grabenloch,
Dann will ich nichts sein in eurer geliebten Mitte,
Als eine die Seele suchende, lautlose Bitte.

Herbert Lestiboudois

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes saß im Büro. Mit einem anderen Herrn zusammen. Es war Mittag und sehr schönes Wetter. So schauten sie beide sehnsüchtig hinaus.

„Ich könnte eigentlich jetzt schon gehen", meinte der andere. „Dafür habe ich ja gestern noch abends zu Hause fürs Geschäft gearbeitet."

„Richtig. Und da fällt mir ein, daß ich eigentlich auch gehen könnte", sagte Johannes. „Ich habe nämlich heute nacht vom Geschäft geträumt."

*

Es ist bekannt, daß es bei manchen unserer großen Kunstschaffenden gewisser äußerer Voraussetzungen bedurfte, damit sie erfolgreich arbeiten konnten. Wer hätte nicht über Schiller und die faulen Äpfel gehört.

Über diese Dinge unterhielten wir uns.

„Von einem weiß ich", berichtete Johannes, „der konnte nur richtig schaffen, wenn er sich der Zuneigung seiner Freunde so recht bewußt war. Wenn sie ihm zum Beispiel eine Flasche Wein oder ein paar Zigaretten mitbrachten. Da das leider bei der Gedankenlosigkeit der Freunde häufig unterblieb, ist manches wertvolle Gedicht nicht geschrieben worden."

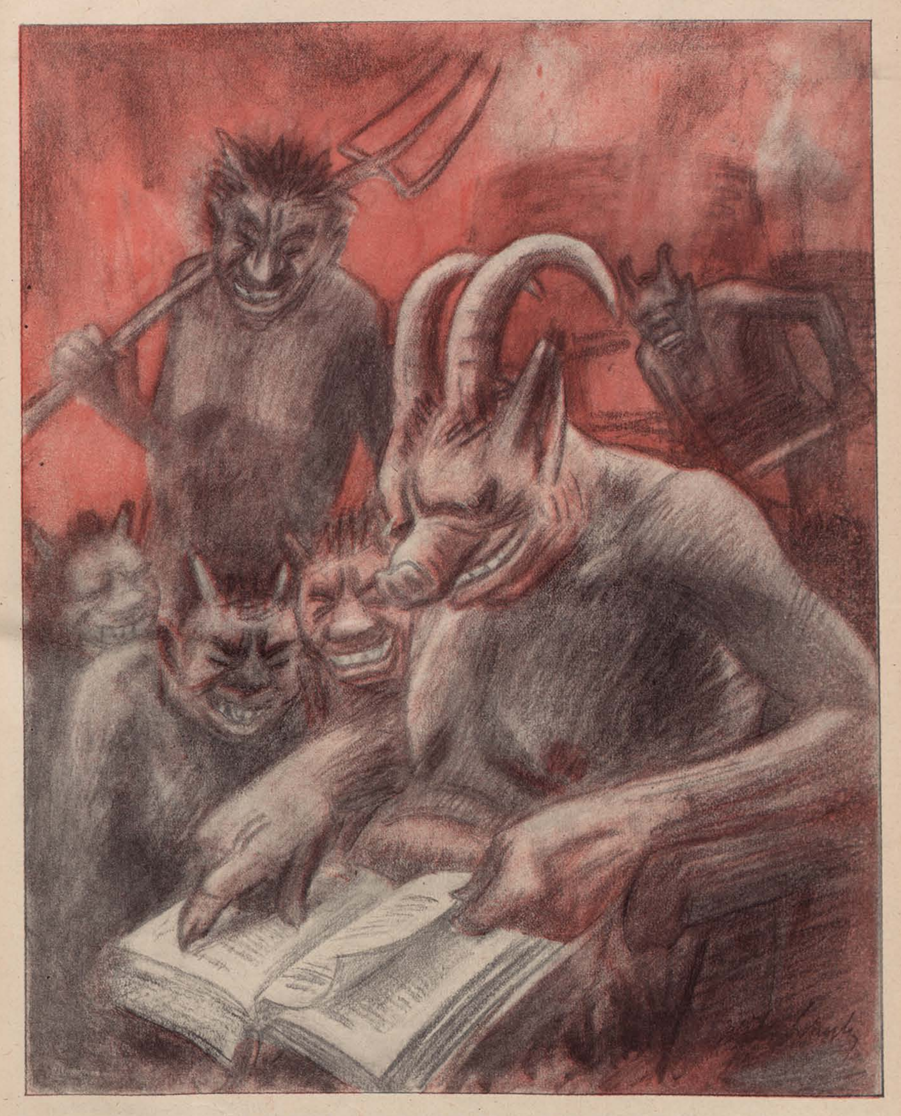
„Wie schade", bekannte Martin. „Wer war oder ist das übrigens?"

„Ich", sagte Johannes.

J. Bieger

Der Teufel und sein Lehrbuch

(Wilhelm Schulz)



„Dieses englische Lehrbuch für die moderne irreguläre Kriegführung gefällt mir, besonders das Augenausquetschen finde ich hübsch. Diese Methode werden wir bei uns einführen!"

Il diavolo ed il suo manuale d'istruzione: "Questo testo inglese che detta le norme della guerra moderna irregolare, mi piace; è particolarmente bello il punto, ove insegna come si schiaccino gli occhi fuor dall' orbita. È un metodo che adotteremo anche noi!„



La fotografia per l'albo di famiglia

Die Aufnahme fürs Familienalbum

Das mysteriöse Hotel

Von Erik Stockmarr

An einem späten Abend kam ich in die kleine dänische Provinzstadt Kerteminde.
Ich ging sofort in das nächste Hotel, um dort zu übernachten, denn ich war so müde wie ein Igel. Ein sehr schönes großes Zimmer bekam ich, mit zwei Betten, obwohl ich nicht so dick bin, daß ich zwei Betten zum Schlafen nötig habe.
Bald lag ich in der weißen Schneelandschaft des Bettes, schläfrig und unrasiert, denn zum Rasieren war ich viel zu müde.
Als ich am nächsten Morgen aufwachte, sah ich zu meiner großen Überraschung, daß ich in einem anderen Zimmer lag. Das Zimmer war ganz klein, und nur mit einem Bett versehen, und übrigens lagen meine Kleider auf dem Tisch, wo ich sie nie hinlege. Mein ganzes Leben habe ich meine Kleider auf einen Stuhl gelegt. Um diese mysteriösen Verhältnisse aufzuklären, klingelte ich nach dem Hotelportier.
„Was ist denn hier los?" fragte ich, „ich habe gestern Abend ein Zimmer gemietet, lege mich ins Bett, müde wie ein Igel, und wache in einem ganz anderen Zimmer auf?"
„So?"
„Ja so! Aber wie kann so etwas passieren? Tragen Sie in der dunklen Nacht die Hotelgäste herum und legen sie in andere Betten und in andere Zimmer?"
„O nein", antwortete er. „Ich kann Ihnen nur eine Erklärung darauf geben: Sie sind im Schlafe herumgewandert und in ein anderes Zimmer gegangen."
„Unmöglich, ich nachtwandle nie", sagte ich, „und wenn ich hier zehn Kronen für ein Zimmer bezahle, spaziere ich doch nicht in der kühlen Nacht wie ein Idiot umher. Übrigens war ich gestern abend, als ich mich ins Bett legte, ganz unrasiert, und jetzt wache ich auf — sehen Sie mal hier! — so schön glattrasiert wie der Hinterteil eines neugeborenen Kindes. Was in aller Welt ist hier los — das ist ja eine Hexerei in diesem Hotel!"
„Ach so", antwortete der Portier, „unrasiert waren Sie auch, ja dann sind Sie bestimmt im Schlafe umhergegangen. Unser Hotelbarbier nachtwandelt nämlich auch, dann haben die beiden Herren sich also getroffen, und er hat Sie im Schlafe rasiert. Guten Morgen, mein Herr!"

(Aus dem Dänischen.)

TÖLPELEI

Ein Mann ging durch den Wald und warf,
was man bekanntlich ja nicht darf,
den Zigarettenrest ins Gras,
wo seine Glut sich weiterfraß.
Sie ward zur Flamme und alsbald,
verschlang sie den gesamten Wald.

Wer von der Freveltat gehört,
war denn ja auch mit Recht empört.
Man fragte sich in weiter Runde
von Haus zu Haus mit bleichem Munde:

Der Mann, der wider bess'res Wissen
den Stummel in das Gras geschmissen,
hat dieser Tölpel nicht bedacht,
daß man aus dreien eine neue macht?!

DIRKS PAULUN

Lücke

(R. Kriesch)



„Wenn ich so im Freien bade, fühle ich mich wie eine Nymphe!"
„Ich nicht. Zu 'ner waschechten Nymphe gehört immer auch 'n Faun!"

Lacuna: "Quando prendo il bagno così, all' aperto, mi sento come una Ninfa!„
"Io no ... una vera e propria Ninfa deve aver sempre seco un Fauno!„

BIBI

Aus dem Tagebuch einer Gardasee-Ente

VON THEA WEIDE

Aus meiner frühesten Kindheit weiß ich fast nichts mehr. Ich erinnere mich nur, daß wir bei armen Leuten auf die Welt gekommen sind. Deshalb wurden wir, die wir zwölf Geschwister waren, verkauft. In einen Korb gesteckt, wo es so eng zuging, daß wir uns gegenseitig auf die Latschen traten, machten wir auf einem weißen Schiff unsere erste und einzige Reise. Wir konnten das sehen, denn wir illerten immer mit einem Auge durch das weite Geflecht des Korbes. Unserem kleinen Bruder wurde es von dem Geschaukle so übel, daß er sich übergab, was meine ältere Schwester, die sehr verfressen ist, gleich verschlang. Gott, war es damals heiß! Und nichts zu trinken!

Als wir endlich aus dem Korbe gelassen wurden, torkelten wir wie Betrunkene. Wir befanden uns auf einer weiten Wiese, die in einem steilen Abhang bis zum See hinab reichte. Aber da durften wir nicht hin. Wir waren noch zu klein. Beinahe wären zwei von uns schon in der niedrigen Wanne ertrunken, wenn sie der kleine Junge unsrer Frau nicht gerettet hätte. Sie waren bereits untergegangen, als er sie herausfischte. Ganz starr und steif waren sie. Der Junge hat sie dann auf den Rücken gelegt und ihnen die Beine und die Flügel auf- und niederbewegt, bis die Ertrunkenen wieder zu sich kamen. Gott sah das komisch aus. Wir haben uns halb totgelacht, nur unser jüngster Bruder machte ganz große, ernste Augen dazu und hielt den Kopf ganz schief.

Die beiden Kinder unserer Frau sind sehr gut zu uns. Andere Kinder mag ich nicht leiden, sie sind gemein und bösartig. Sie jagen uns bloß und werfen mit Steinen nach uns.

Wir haben alle Namen bekommen: Gustav, Emma, Hermann, Heinrich, Trine, Bibi (das bin ich), Adamson, Andreas, Muck, Isolde, Nanuchen und Mignolo.

Seit einer Woche dürfen wir im See baden. Das gab ein Halloh, als wir zum ersten Male den steilen Abhang hinunter sollten. Wir verloren alle das Gleichgewicht und kollerten unter Gekreisch hinab. Heute hat Gustav, unser Stärkster, eine Erfindung gemacht: er fliegt, herrlich wie ein Adler. Ich wage mir das nicht. Aber Gustav ist ja auch ein Erpel, ein richtiger Mann!

Heute war es mächtig stürmisch und das Wasser brauste und schäumte. Wir sind trotzdem baden gegangen. Ordentlich laut mußte man schnattern, sonst konnte man bei dem Getöse sein eigenes Wort nicht verstehen.

Die Wellen hoben uns hoch und schleuderten uns im Bogen auf den Strand. Es war zu schön. Hundertmal haben wir das Spiel getrieben, bis uns alle Knochen weh taten. Trine hat vor Vergnügen laut gekreischt, und der dumme Mignolo hat noch jetzt braune und blaue Flecke unter den Federn.

Manchmal schwimmen wir auch weit fort. Bis zur Ölmühle. Dort ist das Wasser schön fettig. Aber da ruft gleich immer unsere Frau: „Ani, ani-ani-ani!" Dann wölbt Heinrich voll Stolz seine grüne Brust und schmettert zur Antwort wie ein Tenor: „Gua guaaaagagak!" Ich glaube, er liebt unsere Frau.

Seit unsere Frau weiß, daß ich eine weibliche Ente bin, soll ich durchaus Eier legen. Ich finde das langweilig und altmodisch. Man mischt mir Eierlegpulver unters Futter, das mir nur wie Zement die Därme verstopft. Nun will ich gerade nicht legen!

Eben waren Fischer mit Netzen auf dem See. Wir sind nicht baden gegangen. Sogar Gustav traute sich nicht. Adamson ist vor Aufregung am Hang abgerutscht und im Stacheldraht hängen geblieben. Er hat sich dabei das rechte Bein aufgeschlitzt. Isolde ist ohnmächtig geworden, als sie Blut sah. Und Adamson hinkt nun. Der Arme!

Diesen Morgen, es ließ sich nicht mehr vermeiden, habe ich das erste Ei gelegt. Es war am Strand. Nunuchen hat ganz dumm geguckt, und die blöde Trine hat laut geschnattert vor Lachen. Ich hätte sie in den Pürz treten mögen vor Wut, diese alberne Gans! Und Heinrich hackte solange auf dem Ei herum, bis es kaputt ging. Dann hat er es schmatzend ausgeschnabbelt. Am liebsten möchte er nun jeden Tag eins haben.

Die Frau darf es nicht wissen, daß ich Eier lege, sonst sperrt sie mich in den Stall und ich darf nicht schwimmen gehen.

Gustav ist wirklich der Schönste und Stärkste von allen. Er hat so große und breite Latschen, und tauchen kann er wie kein zweiter. Wenn er uns mit seiner männlich rauhen Stimme ruft, geht es mir immer durch und durch.

Daß Gustav so tapfer ist, hätten wir alle gar nicht gedacht. Gestern waren fremde Enten auf dem See, da gab es eine richtige Schlacht zwischen den Erpeln. Aber Gustav hat die ganze Bande in die Flucht gejagt.

Ich liebe Gustav.

Heute bin ich mit Gustav weit hinausgeschwommen. Trine und Isolde haben gleich darüber getuschelt. Sie sind nur eifersüchtig, weil Gustav nicht mit ihnen so weit hinausschwimmt.

Ich bin glücklich! Gustav gibt mir offensichtlich den Vorzug.

Der Mann unserer Frau ist sehr komisch. Wenn wir nicht aus dem Wasser herauswollen, kommt er in einem Paddelboot und jagt uns raus. Da reißen wir ihm immer erst eine Weile aus. Er rudert wütend hinter uns her, und erst wenn er dann böse mit dem Ruder nach uns schlägt und „ksch! ksch!" macht, dann tun wir ihm den Gefallen und tun, als ob wir uns fürchteten. Wir sind meist tüchtig außer Atem von der lustigen Hetz, und er schwitzt und schimpft und sieht ganz komisch aus.

Wie aufregend ist doch das Leben! Gestern abend, wir saßen schon lange im Stall, da merkten wir, daß Emma fehlte. Am Nachmittag hatten wir Freundschaft mit Benedettis Enten geschlossen, weil es sich zu vielen schöner schwimmt und lustiger ist. In der Dämmerung hatte nun die kurzsichtige Emma sich dem falschen Trupp angeschlossen. Als sie endlich heimkehrte, war es schon stockdunkel. Da hat sie Gustav tüchtig gehackt und gestoßen. Na ja, es gehört sich auch nicht für eine anständige Ente, sich bis spät in der Nacht herumzutreiben.

Ich bin untröstlich: Gustav ist fort! Wir hatten uns zum Schlafen ins Stroh gekuschelt, ich mich ganz dicht an Gustav, als die Tür aufgerissen wurde. Die Magd kam mit einer Laterne, zerrte Gustav an den Beinen hoch, und ehe er wußte, wie ihm geschah, schleppte sie ihn fort. Gustav sah mich in seiner verzweifelten Lage verzweifelt an. Ich werde den Blick nie vergessen... Wir haben die übrige Nacht nicht geschlafen. Eine dumpfe Ahnung bedrückt uns. Mit Gustav muß etwas Furchtbares geschehen sein. Wir wagen kaum zu atmen.

Anstatt schwimmen zu gehen, haben wir Gustav gesucht. Als wir gerade unter dem Küchenfenster vorüber wollten, öffnete die Magd das Fenster und warf etwas heraus. Erschrocken stoben wir auseinander: da lagen die schönen breiten Latschen von Gustav...

Gustav, mein Gustav, wo bist du? Was ist geschehen?

Wir grübeln den ganzen Tag über das Geschehene nach. Mir ist ganz elend zu Mute. Ich torkle nur noch.

Nun ist auch Heinrich weg. Und die gute dicke Emma auch.

Das Schwimmen freut uns nicht mehr. Ein schwerer Druck lastet auf uns.

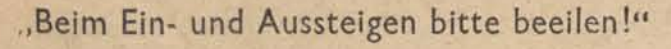
Alle paar Tage, wenn wir früh erwachen, fehlt eine von uns. Sogar der albernen Trine ist das Lachen vergangen. Nur Angst, unsagbare Angst ist uns geblieben.

Beim geringsten Geräusch schrecke ich aus dem Schlaf. Mir ist, als höre ich Gustavs männlich rauhe Stimme von weither.

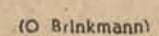
Nun bin nur noch ich übrig mit dem kleinen Mignolo. Bald werden sie auch mich holen. Dann werde ich wissen, was das alles bedeutet.

Wenn ich nur nicht solche Angst hätte. Sie schnürt mir die Kehle zu. Ich bringe keinen Ton mehr heraus. Und Gustav liebte meine Stimme so.

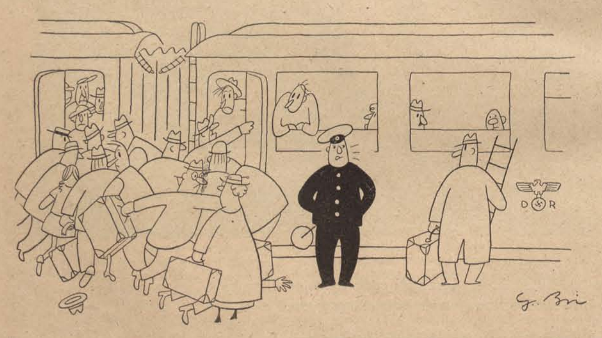
Ich höre die Magd... Oh, Gustav... ich komme.



„Beim Ein- und Aussteigen bitte beeilen!"



(O Brinkmann)



"Favoriscano salire e scendere in fretta!„

(O. Gulbransson)

SEINE EWIGE SCHANDE

AM PRANGER



CHURCHILL VOR DEM KRIEGE: „DIE SIEGESGÖTTIN WIRD DEN UMARMEN DER DIE MEISTEN FRAUEN UND KINDER GETÖTET HAT"

La sua eterna vergogna. Alla gogna

Churchill prima della guerra: "La Dea della Vittoria abbraccerà colui che avrà ucciso più donne e bambini!„

DIE GROSSE HERDE WANDERT

VON ERIK STENIUS

Die große Herde wandert. Viertausend silberglänzender Leiber drängen sich aneinander, viertausend Geweihe recken ihre Verästelungen wie ein Märchenwald in die klare und kühle Morgenluft. Die große Herde wandert, die Hufe schlagen mit klirrendem Laut gegen die spitzen Steine der Fjelde, sie waten durch Schnee, der sich noch in den geschützten Mulden versteckt gehalten hat. Voran gehen die Leittiere, alte, wettererprobte Renntiere. An ihrem zottigen Hals hängt eine große Glocke, die bei jedem Schritt eintönig läutet. In der Mitte wandern die Muttertiere mit den neugeborenen Kälbern. Sie gehen nur langsam, die Hufe der Rennkälber sind noch weich, die rosigen Nasen tropfen vor Feuchtigkeit, die sammetweichen Lippen suchen immer und immer wieder die milchspendenden Euter der Mutter.
Noch sind nicht alle Kälber geboren, täglich, ja stündlich erhält die Herde neuen Zuwachs, die trächtigen Tiere bleiben ein wenig zurück, unruhevoll umkreisen sie die Wachhunde, aber sie schrecken sie nicht mit ihrem Gebell, es ist so, als wüßten die Hunde genau, das sich nun ein Wunder der Natur vollziehen soll, daß ein neues Leben die Welt erblicken soll. Wenn das Kälbchen geboren ist, dann pufft es die Mutter mit ihrer Nase hoch, es steht auf zitternden Beinen, den Kopf gesenkt, die großen sammetdunklen Augen wie verwirrt auf die Umgebung gerichtet. Wieder ein sanfter Puff der Mutter — und das Rennkälbchen beginnt seine lange Wanderung.
Wie ein silbernes Band zieht die große Herde dahin. Aikoo, der Lappe, betrachtet sie mit Stolz. Er weiß, es ist die größte Herde, die jemals nördlich des riesigen Enare-Sees geführt wurde. Er hat die Verantwortung, kein Tier darf durch seine Schuld fehlen. Seine drei jüngeren Brüder helfen ihm, und dann ist noch Sita da, seine Frau und Aino, seine schöne Tochter. Um Aino sorgt er sich ein wenig, denn Aino ist verändert, seit sie vom Winterlager in der Lappenstadt aufbrachen. Sie spricht nicht mehr und sie lacht auch nicht — das ist ein schlimmes Zeichen für ein Lappenmädchen. Aino ist verliebt, aber nicht in den Mann, den ihr der Vater bestimmt hat, nicht in Rakoo, den jungen starken Renntiertreiber, der das stärkste Leittier am Riemen führt. Aino hat sich in den jungen finnischen Lehrer aus Helsinki verliebt, obwohl er nur einen Arm hat, denn er ist im Krieg verwundet worden, sonst hätte er ja auch wohl an der Front gestanden und wäre nicht in die Lappenstadt hoch oben im Norden gekommen.
In der Ferne blitzt es auf, die Sonne läßt das Wasser eines großen Sees wie eine blankgeputzte silberne Schüssel aufblinken. Aikoo weiß, daß er nun alle seine Gedanken zusammennehmen muß, denn die Herde muß den See durchschwimmen, es gibt keinen anderen Weg.
Nur einen Moment lang bleiben die beiden vorderen Leittiere stehen, sie wittern und drehen das schwere Haupt mit dem großen Geweih. Aufmunternd ruft Rakoo ihnen etwas zu, vorsichtig tauchen sie die Hufe in das Wasser. Rakoo schwingt sich auf den Rücken des größten Leittieres, er treibt es vorwärts, langsam beginnt das Tier zu schwimmen. Und alle folgen, keines schrickt zurück, der Herdentrieb ist übermächtig. Die Renntierkälber jammern, wenn sie das eiskalte Wasser spüren, aber sie schwimmen, dicht an den Bauch der Mutter gepreßt.
Aikoo hat die Frau in das flache Boot verstaut, Sita nimmt das Paddel, Aino sieht tatlos zu. Ihr schwarzes Haar ist in zwei lange Zöpfe geflochten, langsam, wie spielerisch beginnt Aino die Zöpfe aufzuflechten. Der Wind spielt in dem langen dunklen Haar. Rakoo wendet den Kopf, er sucht Aino mit seinen Blicken, aber sie sieht ihn nicht an, da preßt er die Fäuste zusammen und ruckt an der Leine, die um das Geweih des Leittieres geschlungen ist. Das Tier bäumt sich auf, kommt von der Richtung ab und beginnt hilflos im Strudel zu treiben. Rakoo flucht, er muß das Tier wieder auf den richtigen Kurs bringen, denn die Renntierherde beginnt ihm schon zu folgen und das kann zu einer Katastrophe werden. Er ruft nach den Hunden, sie keuchen heran, sie schwimmen schneller als die Renntiere, mit heiserem Kläffen versuchen sie die Herde zusammenzuhalten. Aikoo hat die Gefahr bemerkt, er springt ins Wasser und greift nach der Leine eines anderen Leittieres, er hat mit einem Ruck die Glocke vom Hals des Tieres gerissen und schwingt sie hoch in die Luft. Die Tiere hören den bekannten Ton, sie drehen unruhig die Köpfe, sie wissen nicht recht, was sie machen sollen, Rakoos Leittier ist weit abgetrieben und kämpft verzweifelt gegen den Strudel.
In diesem Augenblick geschieht das Unglück. Aino richtet sich plötzlich hoch auf. Sie steigt auf den Rand des Bootes, sie hört nicht das Rufen der Mutter, ihren erschreckten Aufschrei. Sie läßt sich wie willenlos ins Wasser fallen, mitten zwischen die silbergrauen Leiber der Tiere. Sie verschwindet, noch einmal taucht ihr Gesicht auf, das lange dunkle Haar wickelt sich um das Geweih eines Tieres, sie kann nicht freikommen, sie sinkt, sie verschwindet.
Rakoo stößt einen hellen Schrei aus, er wirft sich vom Rücken des Leittieres, er will zu Hilfe eilen, aber wie eine Mauer sperrt ihn die Flut der silbergrauen Leiber ab. Er reißt seine Hände blutig an den Geweihen, er fühlt wie dumpfe Trommelschläge die harten Hufe. Er kämpft, aber er kann nicht weiterkommen.
Das Leittier, von seinem Reiter befreit, hat sich aus dem Strudel herausgearbeitet, ruhig und sicher schwimmt es dem Ufer zu, und alle anderen folgen. Die große Herde ist gerettet, langsam zieht der silberne Strom am anderen Ufer weiter. Nicht ein Tier ging verloren...
Sie stehen am Ufer des Sees, Aikoo und Rakoo. Sie sagen nichts, sie sehen nur über das Wasser, das Aino verschwinden ließ.
„Sollen wir bleiben, bis das Wasser Aino wieder herausgibt?" Der alte Lappe schüttelt den Kopf. „Die Herde muß weiter, wir können nicht warten. Aino gehört nicht mehr zu uns."
Sie sehen die Tiere der großen Herde weiterwandern, unbekümmert, ruhig, wie ein mächtiger, silbergrauer Strom.
„Sie hat lange nicht mehr zu uns gehört, Rakoo", sagt Aikoo tröstend, „ihr Herz wanderte nicht mehr mit der Herde, deshalb mußte sie sterben..." Der junge Lappe wandte sich ab, sein Blick suchte das Leittier, seine Hand löste das Lasso, das an seinem Gürtel hing. Der riesige rote Wollpuschel auf seiner sechseckigen Lappenmütze flammte im kalten Licht des scheidenden Tages. Das Lasso zischte durch die Luft und schwang sich um das Geweih des starken Leittieres. Es bäumte sich auf, aber der Mann hielt es eisern fest. Gezogen von der Kraft des Leittieres folgte Rakoo der Herde, Schritt für Schritt, und er wandte sich nicht mehr um.
Viertausend silbergraue Leiber und ein Wald von dunklen Geweihen ziehen weiter nach Norden über Lapplands Fjelde...

WA-WA-WA-WA

VON HEINZ SCHARPF

Ich gehöre nicht zu denen, die da sagen, sie lieben kleine Kinder umsomehr, je lauter sie schreien, weil sie dann rasch wieder hinausgetragen werden. Im Gegenteil, ich besuche stets mit Vergnügen meine Nachbarin, eine junge, bildhübsche Frau, die einen reizenden Jungen hat. Er präsentiert sich noch etwas wackelig im Unterbau, am liebsten kriecht er und noch lieber verkriecht er sich. Dann muß man ihn suchen. „Kuckuck, kuckuck, wo ist denn das Büblein?" Meist kommt es dann strahlend unter dem Rock seiner Mutter wieder zutage. Weiß der Erzschelm vielleicht schon um schöne Beine?
Sein Kunstsinn scheint überhaupt früh entwickelt zu sein. Mit Andacht zerpflückt er die Blumen auf dem Hut seiner Tante, greift er nach meiner Krawatte, die ihn offenbar nie schön genug gebunden dünkt, oder er zerreißt unzerreißbare Bilderbücher.
Auch technisches Interesse verrät er. Er versucht schon an den Knöpfen des Radios zu drehen, langt nach Messern und Armbanduhren und zerlegt sein mechanisches Spielzeug bis in die kleinsten Teile.
Natürlich ist das Bürschchen auch farb- und waschecht, es bleibt immer goldig, mag es schwarz von Ruß wie ein Mohr sein oder blau von Kopf bis Fuß von Blaubeeren, oder sich in der Mehlkiste umgetan haben.
Ach, und wie herzig der Junge schon plaudert, zwar noch etwas undeutlich, aber seine Mutter versteht jedes Wort. Wenn er meiner ansichtig wird, schreit er schon von weitem: „Wa-wa-wa-wa!" Das heißt: „Hurra, der gute Onkel ist wieder da!" Und schon umarmt er meine Hosenbeine, deren Bügelfalten zum Glück nicht so scharf sind, daß seine fetten Fingerchen daran zu Schaden kämen.
„Wa-wa-wa-wa!" zerrt er mich dann am Rock, „wa-wa-wa-wa!"
„Was will er denn jetzt?" frage ich neugierig.
„Jetzt will er auf Ihnen reiten", lacht die schöne Nachbarin. Und ich muß niederknien und Reitesel spielen. Vergnügt gröhlt er auf meinem Rücken, hält er sich an meinen Haaren und an meinen beiden Ohren fest, bis er in ein neues energisches „Wa-wa-wa-wa!" ausbricht.
„Jetzt möchte er ein bißchen im Kreise herumgeführt werden", werde ich lachend aufgeklärt. Also muß ich Karussell kriechen, bis mir schwindlig wird.
Ermüdet, doch nicht müder als ich, sitzt er dann auf meinem Schoß, sieht mich herzig an und sagt träumerisch: „Wa-wa-wa-wa!"
„Komm' mein Goldchen", will ihn mir Mama jetzt abnehmen.
„Ach, lassen Sie ihn doch", wehre ich sie ab, „der Knirps ist zu drollig."
Plötzlich spüre ich es warm und feucht auf meinen hellen Beinkleidern. Geistesgegenwärtig halte ich den rieselnden Born von mir weg.
„Sehen Sie", meint die Mutter vorwurfsvoll, „er hat es ja gleich gesagt."
„Was hat er gesagt?"
„Wa-wa-wa-wa!"
Nun bin ich im Bilde. So ist das also mit kleinen Kindern? Wenn man eines auf den Schoß nimmt und es sieht einen so recht herzig an und sagt versonnen: „Wa-wa-wa-wa!", so heißt das: „Achtung! Achtung! es folgt ein kleines Geschäftchen." Und wenn eines einen doppelt herzig anguckt und voll Sonne im Blick: „Wa-wa-wa-wa!" sagt, so heißt das wohl: „Achtung! Achtung! es folgt ein größeres Geschäftchen."
Wie einfach, klar und ausdrucksvoll.
Ach, daß wir Großen die paradiesische Kindersprache verlernt haben, sie ist doch so leicht verständlich, und wenn wir sie alle noch sprechen würden, gäbe es viel weniger Quatsch auf der Welt.

Im Weißen Haus

(Erik)



„Bedauere sehr, Gentlemen, der Präsident kann Sie nicht empfangen — der Präsident betet gerade . . ."

Nella Casa Bianca: "Mi rincresce assai, gentlemen, il Presidente non Vi può ricevere . . . il Presidente sta appunto pregando . . . „

Unterschied

(Kurt Heiligenstaedt)



„Ich glaube, es gibt nur zwei Arten von Männern: die einen sagen gleich, was sie wollen, und die anderen wollen es auch, aber sagen's erst übermorgen!"

Distinzione: "Io credo che ci siano soltanto due generi d' uomini: gli uni che dicono tosto ciò che vogliono e gli altri che pur lo vogliono, ma attendono il posdomani a dirlo!„

DIE EILE

VON SCHLEHDORN

Zu den angenehmsten Annehmlichkeiten des Paradieses gehörte zweifellos, daß es da gar keine Eile gab. Aber das wurde, wie fehlende Mängel meistens, nicht bemerkt. Da sah man bei den Tieren weder Flucht noch Verfolgung, bei denen eins das andere entweder zum Fressen ereilt, oder es diesem gelingt, dem Gefressenwerden zu enteilen. Ruhig weideten sie nebeneinander: Wolf und Schaf und trauteste Hyäne. Adam und Eva hatten ständig Teestunde, weder konnte er sich zum Dienst verspäten, noch sie zum Rendezvous. Erst, als der Engel mit dem flammenden Schwert sie austrieb, da merkten sie: Eile ist, wenn man schneller muß, als man möchte.

Wie gut hatten es noch die Alten. „Besuche mich, wenn dein Schatten 6 Fuß mißt" — und der andere stellte sich einfach, mit dem Augenmaß bewaffnet, in die Sonne und machte sich ein Viertel vor 6 Fuß gemächlich auf den Weg. Da gab es noch keine Uhr, deren Zeiger schneller gehen, als unseren Beinen recht ist. Und kein Auto, mit dem man immer zu spät abfährt, weil man glaubt, man könnte die Pünktlichkeit durch Schnelligkeit ersetzen. Und keine Elektrische, hinter der man herlaufen muß. Wem es heute glückt, noch gerade aufzuspringen, der weiß: Eile ist das Hinterherlaufen hinter der Zeit, die schon verpaßt ist. Oder besser: Eile ist das Verfügen über die Zeit, die schon versäumt ist. Wenn aber einer eilig ist, auch wenn er gar nichts vorhat, so ist das Nervosität.

„Die Eile kann einem geradezu die Ruhe nehmen", sagte der alte Postverwalter; er legte die Eilbriefe beiseite und entschied: „Unser Eilbote ist erkrankt, da gehen Sie erst mit der gewöhnlichen Post, Schultze, und wenn Sie vom Bestellgang zurück sind, dann tragen Sie die Eilbriefe aus. Denn einen besonderen Boten können die Leute verlangen, dafür bezahlen sie ja."

Das Ei des Kolumbus glaubte ein Behördenchef gefunden zu haben, der einfach alle Sachen zu Eilsachen erklärte — da war die Ordnung wieder hergestellt.

Aber die Eilsachen sind nicht die eiligsten. Es gibt noch Sofortsachen (und auf einmal haben die eiligen Zeit) und darüber hinaus noch die Sachen, nach denen der Chef gefragt hat. Dann kann es passieren, daß der Amtsschimmel sich in Galopp setzt, und — vorn und hinten aufgeregt prustend — den heiligen Bürokratius abwirft. Dann erledigt manchmal statt aller vorgesehenen Formulare ein Randvermerk die ganze Sache. — Das einzige Tier im menschlichen Verkehr, das sich außer dem Amtsschimmel noch manchmal übereilt, ist übrigens der Klapperstorch.

Da Eile das Verfügen über die Zeit ist, die man nicht hat, gründete ein Gerissener, nach dem Vorbild der Darlehnskassen, eine Zeitbank. Man gründet ja Banken für die, die kein Geld haben, und manchmal geschah es mit Geld, das man selbst nicht hatte. Die Zeitbank gab wirkliche „Wechsel auf Zeit" aus: der eine bekam fünf Minuten, der andere zehn, ein dritter gar ein paar Stunden. Und als der Schwindel herauskam, bekam der Gründer drei Jahre; aus denen hätte er eigentlich alles abzahlen können.

Wir müssen die Eile überwinden, Freunde. Dann kommen wir sicher dem Paradies wieder näher. Der alte Beduine, der in seinem weißen Burnus an der Mauer der Moschee in der Sonne saß und mit mandelförmigen Augen voll Tiefsinn und Vorwurf den vorübereilenden Wagen der Fremden durch die Speichen sah, der hatte es fast erreicht. Er wartet seit vorgestern auf übermorgen und darauf, daß die Tiere wieder ruhig nebeneinander weiden werden: Königstiger und zierliche Gazellen und die inzwischen moralisch gebesserte Schlange.

Geheimnisvoller Fall - Caso misterioso

(J. Hegenbarth)



„Nee, nee, wenn man 'nem Mädchen gar nischt Schlechtes nachsagen kann, dann stimmt was nicht!"

"Eh no, no ... quando non si può dir niente di male d' una ragazza, allora c' è sotto qualcosa che non va ...!„

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Bobby plagt Rudi: „Ich leide in letzter Zeit so an Rheuma!"
Meint Rudi: „Katzenfelle sollen gut dagegen sein!"
Entgegnet Bobby: „Scheußlich, davon könnte ich ... keinen Bissen herunterkriegen!" F. H.

*

Ein großer deutscher Theaterdichter feierte in Berlin einen seiner größten Triumphe. Das Publikum raste. Die Schauspieler waren entzückt. Direktor und Spielleiter rieben sich die Hände und die Garderobieren sammelten die zahlreichen Blumenspenden ein. Jeder drängte sich nach vorn, um dem erfolgreichen Bühnendichter die Hand zu drücken. Auch die Bühnenarbeiter hatten eine Abordnung entsandt. Ihre Gratulation schmeichelte den Dichter besonders. „Es freut mich, daß auch aus den Kulissen ein Echo dieser Art zu mir dringt", erklärt er poetisch, denn es war ein gar feierlicher Anblick. Da jedoch der Dichter die gesponnene Verbindung mit dem Schnürboden nicht wieder zu verlieren trachtete, fragte er in rauher Prosa: „Was hat Ihnen denn nun an meinem Stück am besten gefallen?"
Und treuherzig erfolgte die Antwort: „Det Ihr Stick nur een eenzijet Biehnenbild hat!" P. M.

*

(O. Nückel)



Johannes rauchte eine Zigarre.
„Die riecht aber ganz scheußlich", seufzte Frau Johanna.
„Deshalb verbrenne ich sie ja grade", sagte Johannes. J. Bieger

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

AUF DEM MARSCH

(E. Thöny)



Durch Sonnenbrand
Und heißen Sand –
Marschieren, nur marschieren!
Wer weiß, wie weit,
Unendlichkeit,
Wir uns in dich verlieren?

Kein Windhauch kühlt,
Kein Regen spült
Den Staub und Schweiß vom Leibe –
Das Herz pocht hart,
Glutäugig starrt
Die rote Sonnenscheibe.

Wie Blut so rot,
Bald sind wir tot,
Bald irgendwo begraben –
Ein Hügel Sand
Im fremden Land,
Und drüber schrei'n die Raben.

Dein Haar hängt wirr,
Du lächelst irr –
»Was ist, Kamrad? Laß hören!«
Ich sprach's, – du schweigst,
Und stumm nur zeigst
Du auf ein Feld von Ähren.

Bis jäh dein Mund
Sich auftut und
Die Worte leise tropfen:
»So sieht's auch aus
Bei mir zu Haus – –
Komm, laß 'ne Pfeife stopfen!«

Du atmest schwer,
Nichts gibt es mehr
Noch groß daherzureden –
Der rote Mohn
Brennt Wunden schon
Ins Herzblut eines Jeden –.

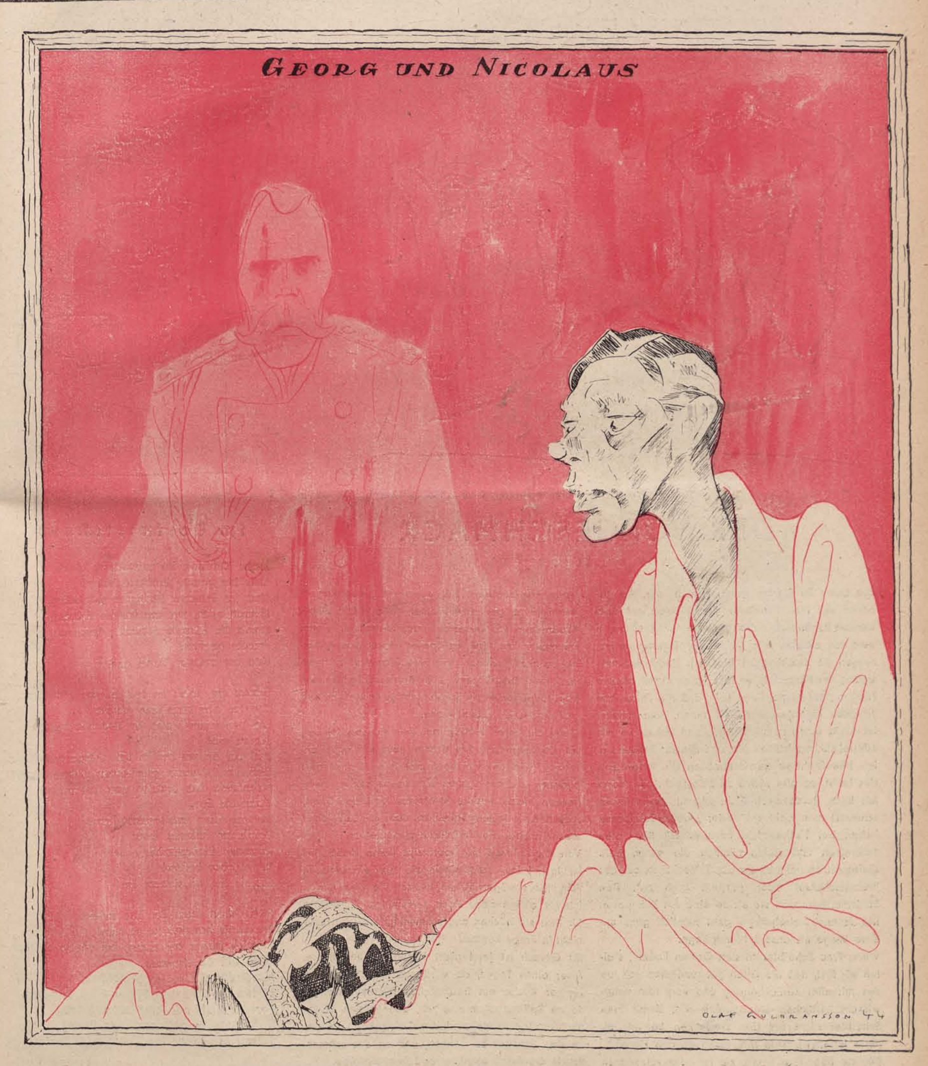
Herbert Lestiboudois

München, 30. August 1944
49. Jahrgang / Nummer 35

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

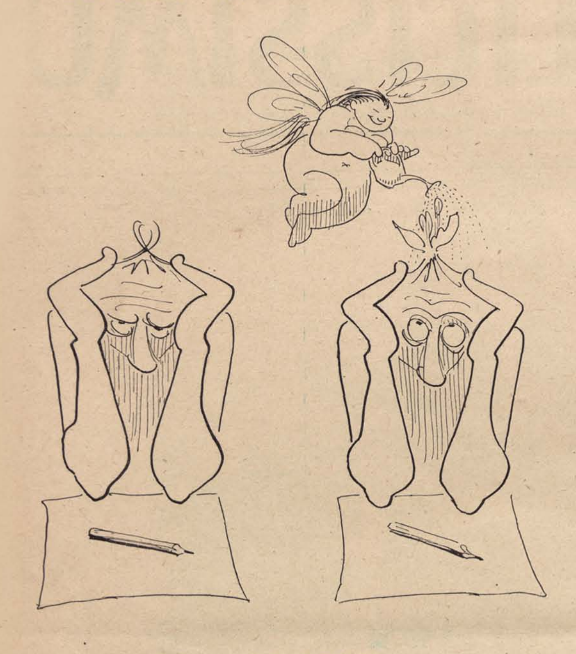


„Ihr Schicksal, Zar, ist ja sehr interessant, aber ich glaube, Sie haben die Harmlosigkeit des Bolschewismus eben nicht rechtzeitig erkannt!“

Giorgio e Nicola: "Il Vostro destino, Czar, è invero molto interessante ma io credo che Voi non abbiate riconosciuto appunto a tempo l' ingenuità del bolsce ismo!„

Das Gedicht - La poesia

(Fr. Bilek)





DER VORGESCHMACK

VON WALTER FOITZICK

Die Enten im Garten gehören nicht mir, sie gehören der Frau Scheibler. Sie wohnen auf dem kleinen Rasenplatz neben dem Gartenhäuschen, in dem ich arbeite. Wir beide, die Enten und ich, sorgen für das tägliche Brot, ich durch Beschäftigung mit Manuskripten, die Enten durch direkte Nahrungsaufnahme. Kann sein, daß die Enten ihre Tätigkeit für schwere Arbeit halten. Frau Scheibler stellt ihnen nämlich Töpfe und Schüsseln mit allerlei Küchenabfällen hin, und die bearbeiten sie. Ich beaufsichtige gewissermaßen die Enten mit, das heißt, es gibt nichts zu beaufsichtigen, denn ich kann ihnen doch nicht sagen: „Beim Essen schmatzt man nicht so!" oder „Artige Jungenten haben bei Tische nicht mitzureden." Die Enten schmatzen und reden nämlich die ganze Zeit. Gelegentlich nehmen sie ein Schlückchen aus der Wasserschüssel oder gurgeln auch nur. Den Schlamm benutzen sie als so eine Art Zahnpasta. Die Entenschnabelpflege geht nämlich ganz andere Wege als unsere Mundpflege.

Wenn Frau Scheibler in den Garten kommt, stellen wir fest, daß die Enten gut zunehmen. Ich tue das mit aller Zurückhaltung und vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkte aus, damit Frau Scheibler nicht auf den Gedanken kommt, ich hätte lebenswichtige Interessen an den Tieren.

Oh, sie liebt ihre Enten, sie ist ganz reizend zu ihnen, sie bedauert sie, wenn sie einen Regenwurm nicht gleich erwischen und ruft sie mit Kosenamen. Ich selbst bin noch niemals zu einem Hammelkotlett, das ich später essen wollte, vorher so nett gewesen, wie Frau Scheibler zu ihren künftigen Entenbraten. Zum Kohlrabi im Gartenbeet nebenan ist sie lange nicht so freundlich und gibt ihm keine guten Worte.

Wenn die Enten zufällig mal nicht fressen, treiben sie Körperpflege. Sie ordnen und striegeln die Federn, wie die Herren früher ihren Schnurrbart pflegten und die Damen sich heute pudern, weil gerade nichts anders Wichtiges vorliegt. Dabei sprechen sie leise miteinander über die Lage oder meckern über die Verpflegung, meine ich.

Von mir nehmen sie überhaupt keine Notiz. Das ist instinktlos, denn wenn sie nur ein bißchen Ahnungsvermögen hätten, müßten sie wissen, daß ich als ewige oder doch zeitweilige Ruhestätte für ihre sterblichen und schmackhaften Überreste nicht in Frage komme.

Ihr Geruch ist jetzt nicht besonders angenehm. Aber eines Tages, da wird aus Frau Scheiblers kleiner Küche ein freundliches Rüchlein wehen, so im Spätherbst, meine ich, oder gegen Weihnachten. Ich werde dann nur Gelegenheit haben, an den Sommer zu denken, und an das schmatzende Geräusch entenhafter Schnabelpflege.

Im Dorfwirtshaus

Keine Kühlung im zerwälzten Laken
Und die fremde Bettstatt knarrt
Und im Finstern schwirren Schnaken.
Unaufhörlich, wie ein dürres Fädchen
Durch die schwüle Schwärze spinnend,
Frösche quaken.
Und ein fremder Vogel quarrt.

Schlafe ein, denk an das blonde Mädchen
Das als eine Nixe dich genarrt...
Laß den roten Mond im Röhricht blaken
Schlafe ein!
Daß der Traum dir in den Schlummer helfe:
Sieh, ein Schwarm von holden Geistern harrt,
Nebelleicht sich bildend und zerrinnend
Tanzt die Elfe,
Hellen Haars und weißer Hüfte.
Durch die kühlern Lüfte
Kommen Lindendüfte
Wunderbar herein!
Schlafe ein, oh, schlafe ein!

Sieh, schon tanzt die Elfe näher:
Nimm sie hin und sie ist dein!
Plötzlich schreit der Hahn, der Morgenkräher.
Wild bist du erwacht:
Mond und Sterne im Verlöschen,
Nichts von Schnaken, Nixen, Elfen, Fröschen,
Fort die Nacht mit ihrer Lust und Pein.
Kriegerisch, in goldumklirrter Pracht
Stürmt die Sonne ins Zimmer dir herein!

Eugen Roth

Das Hindernis

(E. Thöny)



„Vom Sieg trennen uns nur noch ein paar lumpige tausend Kilometer!" — „Und ich!"

L' ostacolo: "Solo la miseria di duemila chilometri ci separa dalla vittoria!„ — "Ed io!„

UNWETTER IN SALZBURG

VON EFFI HORN

Gerade als Ferdinand und Angelika sich von den Freunden verabschieden wollten, brach das Unwetter über Salzburg los. Der Sturm schoß an das hoch am Mönchsberg gelegene Haus, daß die Läden in den Angeln quietschten, sich losrissen und krachend gegen die Mauern schlugen, Blitze fuhren mit bösartig-gewalttätigem Leuchten in das Dunkel des sinkenden, von schweren Wolken plötzlich verhängten Abends.
In wenigen Minuten war das ganze Haus in einer fieberhaften, von Donnerschlägen erregten, hastenden Aufregung. Das alte Fräulein, das unterm Dach wohnte, erschien in einem vorzeitig angelegten, langen Nachtgewand gespensterhaft auf der Treppe und bat, man möge es nicht allein lassen, die Hausfrau rannte mit Angelika durch alle Zimmer, um die Fenster abzudichten, die Kinder rasten trotz aller Verbote aus den Betten, vor die Tür, in den Garten, wo vergessenes Spielzeug lag. Naß und mit verklebten Haaren kamen sie zurück, die Hände voll großer, eisiger Hagelschlossen. Die Sturzbäche eines gewaltigen Gewitterregens warfen ihr Wasser mit immer neuer Wucht gegen die Fenster, daß trotz aller Bemühungen der Frauen bald überall kleine Seen auf den Fensterbrettern sich sammelten und auf dem Boden zusammenliefen.
„Jeschuschmaria", sagte die alte böhmische Kinderfrau, die seit drei Generationen im Haus war, bei jedem Donnerschlag und zündete für alle Fälle vor dem Bild des heiligen Florian, das in der Diele hing, eine Kerze an.
Angelika war wütend über das Wetter und tat die Absicht kund, trotz des Gewitters den Heimweg anzutreten. Wie — war sie verrückt? fragten die Freunde. Jetzt vom Mönchsberg hinunter in die Stadt, unter Bäumen durch, von denen der Sturm Blätter und Äste riß, in einer Dunkelheit, die nur Blitze erhellten, und durch einen Wolkenbruch, der ihr wohl bald die leichten Schuhe von den Füßen ziehen würde?
Sie werde eben barfuß gehen, sagte Angelika starrköpfig. Ferdinand, ihr Mann, lachte nur. Ja, sie sei nämlich mit ihm beleidigt. Eigentlich hätten sie sich schon auf dem Herweg verzankt, Angelika aber mit der ihr eigenen Ordnungsliebe weitere Auseinandersetzungen im Hinblick auf ein friedliches allgemeines Beisammensein verschoben bis zum Heimweg. Da dieser auf neun Uhr festgesetzt gewesen und Angelikas Verstimmung sozusagen auf Zeitzündung eingestellt gewesen sei, so müsse sie eben nunmehr losbrechen, gleichgültig, ob noch jemand dabei sei.
Die Freunde, ein kluges, nicht mehr junges Malersehepaar, hatten den Grund der Verstimmung bald heraus: unlängst hatte Ferdinand mit Angelikas Freundin Fanny, die während einer kleinen Reise Angelikas bei ähnlichem Wetter zu Besuch gekommen war, die einzige, von Angelika sorgsam für eine festliche Gelegenheit gesparte Flasche Wein getrunken, was Angelika zu allerlei trüben Vermutungen Anlaß gab. Das draußen unermüdlich tobende Unwetter bot nun den Freunden genug Gelegenheiten zu Anspielungen und Parallelen, wodurch es zwar gelang, Angelika wieder zum Lachen zu bringen, nicht aber, die Verstimmung wirklich zu lösen, in der sie befangen war. Ferdinand sah den Bemühungen der Freunde um Versöhnung dankbar zu, obwohl er sie in der langen und genauen Kenntnis von Angelikas Art und Wesen von Anfang an als hoffnungslos ansprach.
Indessen nutzten die Kinder die Gelegenheit aus, um gewaltig zu lärmen, und das alte Fräulein aus der Mansarde jammerte, daß es irgendwo etwas knistern höre, und meinte, es hätte sicherlich eingeschlagen.
Ein Vorhang unermüdlich fließenden Wassers wehte im violetten Licht der Blitze vor dem Fenster, an den Bäumen, weit drunten um die Türme der Stadt. Es goß, eine Stunde, zwei Stunden. Als der Regen gegen Mitternacht endlich ein wenig nachließ, machten sich Ferdinand und Angelika auf den Weg, eingehüllt in alte Mäntel der Malersleute, ausgerüstet mit einer blakenden, rußenden Stallaterne, die das nötigste Licht für den Abstieg geben sollte.
„Häng dich ein", schlug Ferdinand vor. „Danke, es geht schon", sagte Angelika abweisend und patschte neben ihm durchs Wasser. Nach ein paar Schritten schon geriet jedoch ihr rechter Fuß in ein Wasserloch und versank bis über den Knöchel in einer dunklen breiigen Masse. Erbittert blieb Angelika stehen und zog die Schuhe aus. Ferdinand leuchtete ihr wohlwollend. Die Laterne stank und verschmierte beide mit Ruß. In ihrem matten Schein zogen sie weiter zu Tal. All die geliebten und sonst so vertrauten Wege waren unkenntlich und fremd, beinahe feindlich. Ein Ast lag quer und riß an Angelikas nackten Beinen, dann wieder war ein Stück Weg in einen Strom verwandelt, der quirlte und schmatzte.
„Zu blöd, daß wir so lang geblieben sind", knurrte Angelika. „Sicher", sagte Ferdinand höflich. „Aber du hast das doch nicht wissen können, mein Liebling."
„Wieso ich?" Angelikas Stimme flammte vor Empörung.
„Nun, ich habe mich natürlich nach dir gerichtet", erklärte Ferdinand sanft. „Und da du nicht sehr gute Augen hast und Ärger überdies blind macht, hast du halt nicht gesehen, wie das Wetter immer mehr heraufkam."
„Ach", machte Angelika und stapfte wieder schweigend durch das Wasser, das eiskalt war vom Hagel und ihr schmerzhaft die Haut durchkühlte. Auf den Treppen des Festspielhauses, die sie endlich erreichten, standen andere Gestalten, die sich trockneten, Schuhe aus- und anzogen, Schirme wechselten und seltsame Umhänge besser über sich verteilten. Sie alle stellten gemeinsam fest, daß das Unwetter greulich gewesen sei.
In der Stadt, die noch wach war und belebt von eiligen Heimkehrern, lagen die Hagelschlossen zusammengeweht zu kleinen eisigen Hügeln. In den Kellern schimmerten abgedunkelte Lichter, die Feuerwehr war am Werk und pumpte, von offenen Balkonen hörte man das Klappern von Eimern. Angelika ging schneller. Es war ihr eingefallen, daß auch ihre Balkontür zu Hause offenstand.
Eine Radlerin strampelte vorbei. Sie nahm einen gewaltigen Anlauf, als sie vor sich eine riesige Wasserlache blinkern sah und zog die Beine hoch an die Lenkstange. Wie ein Jockei hing sie auf dem Rad. Aber der Anlauf genügte nicht. Das Wasser war tief und der Boden darunter klebrig und zäh. Eine Bugwelle schäumte kurz auf, dann blieb das Rad mitten in der Lache stecken. Mit einem Jammerschrei hopste die Radlerin vom Roß und stieg langsam, in stiller Verzweiflung dahinwatend ans Ufer des Gehsteiges.
Ferdinand hob die Laterne um ihr ein wenig zu leuchten.
„Ah, die Fanny", sagte er dann überrascht.
„Ihr seid es", antwortete die Fanny kläglich und versuchte zu lachen. Angelika sagte nichts, aber sie lächelte ein bißchen.
Die Fanny schnupfte und seufzte vor sich hin und drückte auf dem Gummi des Vorderrades herum. „Was sag ich", rief sie schließlich, „er ist schon ganz weich — der Reifen ist um und um gepickt und jetzt geht mir das 'Pickte auf und laßt die Luft wieder raus — ist das ein Kreuz, nein, ich muß sausen" — und schwang sich auf das gepickte Rad um heimzukommen, eh das vielmals Geklebte völlig aufgegangen war. „Jetzt ist mir wieder etwas besser", murmelte Angelika, als die trostlose Radlerin als kläglicher Schatten in der Dunkelheit entschwunden war.
„Das glaub ich", erwiderte Ferdinand überzeugt.
„No ja", sagte Angelika und legte darein noch einen letzten Schimmer von Groll ob des Gewesenen und den ersten Schimmer friedlichen Vergessenwollens. Es war zu kalt, um länger eifersüchtig zu sein und allein zu gehen. Sie hing sich an Ferdinands Arm. Als sie in ihrem Haus ankamen, rief ihnen die Hausmeisterin schon zu, der Keller sei voller Wasser. Schnell liefen sie die Treppen hinunter. Unten schwamm alles. Sie begannen mit Eimern und Lumpen, Schöpfern und Schrubbern gegen das Wasser vorzugehen. Nach zwei Stunden emsiger Arbeit standen nur noch ein paar feuchte Lachen auf dem Boden. In einer Ecke aber lag, zertrümmert vom Anschlag einer herumrollenden kleinen Kiste, eine Weinflasche. Triumphierend hob Ferdinand die Scherben auf.
„Ein Glück, ein wahres Glück, daß ich sie getrunken hab", sagte er. Aber Angelika lachte und meinte, sein Glück sei das Unwetter gewesen und die Tatsache, daß der Fanny ihr Radl mit Mehlpapp geflickt gewesen sei. Nichts anderes.

Unter schattenlosem Himmel

Die Pappeln lassen weiße Wolle fliegen,
Akazienblüten taumeln hin wie Schnee.
Schon quält der Durst die Schafe und die Ziegen,
Die Büffel stehen träg im See.

Die Sonne saugt das Wasser aus den Gründen
Und bäckt den Lehm der Ebene zu Stein.
Sie droht das Rohr der Hütten anzuzünden,
Bald wird das Land verödet sein.

Schon springt die Erde auf und klafft zu Spalten
Gleich Fiebermündern, die um Wasser flehn — —
Verbrennend werde ich das harte Walten
Des schattenlosen Himmels sehn.

HEINZ FRIEDRICH KAMECKE

Die Blumenwiese

Schon mit noch kleinen Füßen
Ging ich in Frühlings Land
Und stand an Blumenwiesen
Verzaubert, wie gebannt.

Die Blumen, gelb, die blauen,
Das Weiß und Rot im Grün,
O Märchen sie zu schauen!
Ich sang und lief dahin.

Und als mein Herz berauschte
Der ersten Liebe Glück,
Stand ich bewegt und lauschte
Ins Kinderland zurück.

Zur Wiese kam die Sonne,
Zu Blumen der Gesang,
Und selig süße Wonne
Durchs bunte Leben klang.

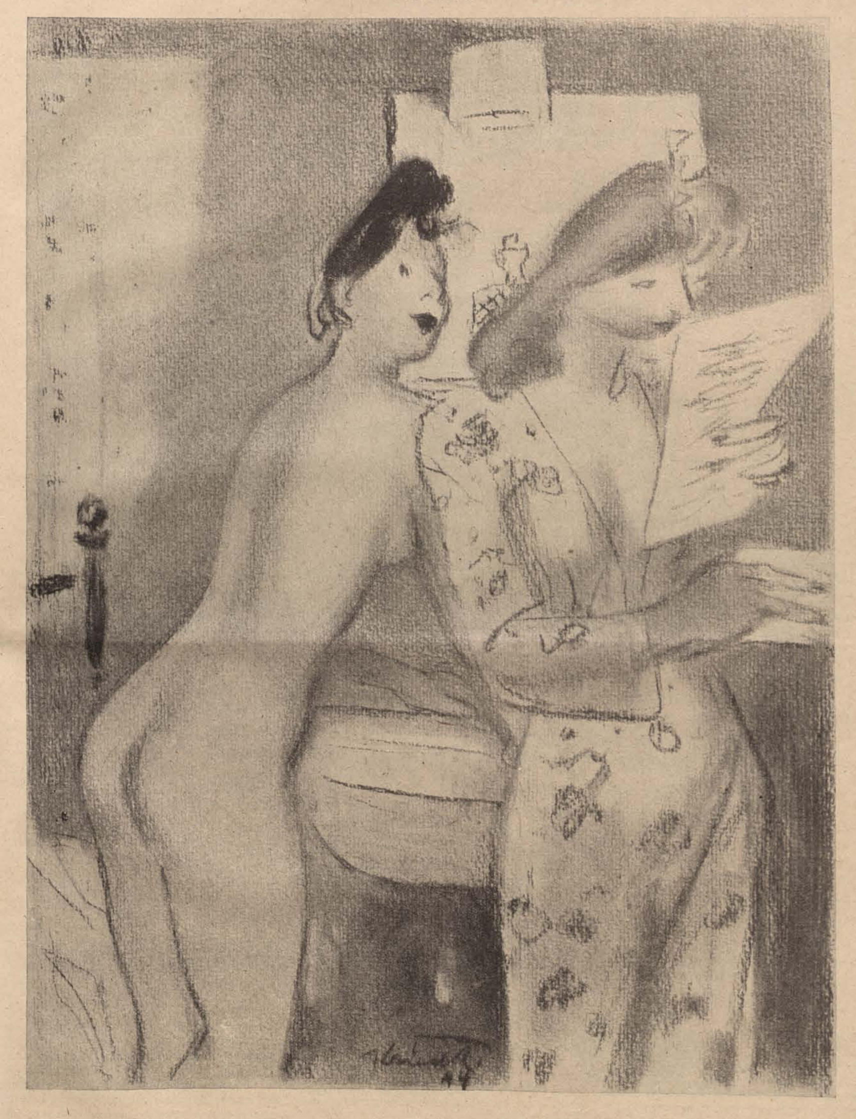
Und wie die Zeit vergangen
Da draußen und im Haus,
Bin ich noch oft gegangen
Und pflückte einen Strauß

Aus Wiesens Grün und Blühen. —
Und möcht' ich traurig sein, —
Stets war dabei ein Glühen,
Ein Glück in mir, ein Freun.

HANS SCHIFFER

Vorsicht

(R. Kriesch)



„Da schreibt mir Albert, daß er mich sein ganzes Leben lang lieb haben wird." — „Das laß' dir nochmals bestätigen, damit er sich später auf keinen Schreibfehler hinausreden kann!"

Previdenza: "Ecco che scrive che mi amerà per tutta la vita." — „Fa che te lo confermi un' altra volta, perchè non possa più tardi accampare la scusa d'un 'lapsus calami,!„

DER FLÖTENBLÄSER

(R. v. Hoerschelmann)



Pan lauert nächtlich an der Quelle,
verhält den Atem, späht und schweigt,
wenn aus der mondlichtkühlen Welle
die Nymphe scheu ans Ufer steigt.

Pan läßt die dürren Sträucher krachen,
er ruft »Schuhuu« mit hohlem Ton,
springt auf und jagt mit grellem Lachen
quer durch Morast und Wald davon.

Pan zottelt mittags durch die Heide,
Pan träumt im Sonnbrand von der Nacht.
Pan bricht sich einen Zweig der Weide,
woraus er eine Flöte macht.

Da hockt er in der Zottelschwarte,
bläst in die Welt sein heiliges Leid.
Die Flöte klingt - und alles Zarte
und wilde Taten, die er sparte,
verwandeln sich in Süßigkeit.

Dirks Paulun

SOMMERLICHE NEBELNACHT

VON HANS BETHGE

Eines Sommers wohnte ich in dem kleinen norddeutschen Dorfe Silben. Es ist anmutig gelegen, in einer fruchtbaren, an Bäumen reichen Gegend, durch die sich ein helles Flüßchen schlängelt. Ich streifte damals viel im Freien herum und kam während des Tages mit Menschen wenig in Berührung. Nur des Abends ging ich zuweilen ins Wirtshaus, um ein paar Stunden mit dem Arzt, dem Förster, zuweilen auch dem Pfarrer zu verplaudern. Es war ein besonders heißer Sommer. Alle Menschen sahen kupfern aus, wie Zulus.

Am Abend stellten sich zuweilen unvermutet Nebel ein und verhüllten das Land. Es waren gewöhnlich feine weiße Strichnebel, die über die Felder und Wiesen zogen, gleich durchsichtigen seidenen Geweben. Wenn über ihnen die Sterne zu scheinen anfingen oder der Mond seine blassen Strahlen in sie hineinwarf, daß sie funkelten gleich perlenbesetzten Gewändern, so schien diese Landschaft einem fernen Traum entstiegen zu sein.

Eines Tages kam ich bei anbrechender Dunkelheit von allerlei Streifereien in das Dorf zurück, begab mich in meine einfache Behausung und nahm das Abendessen ein. Dann las ich bei der Lampe in einem Buch und machte mich, als die Kirchenuhr zehn schlug, auf, um in das Gasthaus zu gehen. Als ich zur Haustür hinaustrat, lag das Dorf im Nebel. Er stand dick wie eine Mauer nach allen Seiten hin und regte sich nicht. Ich tappte halb aufs Geratewohl vorwärts und langte endlich bei dem Wirtshaus an. Als ich aber die Tür öffnete und eintreten wollte, bemerkte ich, daß es das Wirtshaus gar nicht war. Der Nebel hatte mir einen Streich gespielt, ich war fehlgegangen. Ein Kind des betreffenden Hauses brachte mich in die Wirtschaft hinüber, wo der Arzt und der Förster schon auf mich warteten. Ich erzählte, was mir soeben in dem Nebel zugestoßen sei. Der Arzt entgegnete:

„Seien Sie froh, daß Ihnen nichts Schlimmeres passiert ist. Wer diesen Nebel nicht kennt, soll

Zuspruch

(Erik)



„No, Miss Britannia, wir müssen die Arbeit abbrechen — wenn Sie dauernd diese Stellung einnehmen, kann ich Sie wirklich nicht als ‚Sieg' darstellen!"

Incoraggiamento: "Insomma, Miss Britannia, noi dobbiamo interrompere il avoro . . . Se continuate a tenervi in questa posizione, io non posso davvero **rappresentarvi** come la 'Vittoria,.„

sich vor ihm hüten. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen.
Es ist schon eine Weile her — ich wohnte erst ein halbes Jahr im Dorf. Sie wissen ja, ich habe Pferd und Wagen, wegen der Patienten in den umliegenden Ortschaften. Einmal wurde mir der Gaul krank und durfte den Stall nicht verlassen. Nachts kommt man und ruft mich dringend zu einem Kranken nach Ramin, einem Ort etwa eine Meile östlich. Ich schimpfe und wettere, und am Ende muß ich den Mann zu Fuß zu seinem schwerkranken Vater nach Ramin begleiten. Es war eine helle, sternenklare Sommernacht, weich und duftig, und eigentlich war es eine Lust, so durch die mondbeschienenen Felder zu schreiten. Die unbequeme Müdigkeit war bald aus meinen Gliedern gewichen, mit ihr die schlechte Laune, und ich fand wirklich Freude an diesem nächtlichen Spaziergang. Ich sah und hörte allerlei Heimliches, Ungewöhntes, das mir reizvoll war. So das merkwürdige Säuseln mancher Baumkronen, von Luftzügen bewegt, die man sich in der stillen Nacht nicht zu erklären wußte. So das unvermutete Rascheln und Rennen im Feld, das von aufgescheuchten Tieren herkam.
Auf einer alten Steinbrücke überschritten wir den Fluß. Gleich jenseits der Brücke duckte sich eine kleine Schenke an den Weg. Auf dem Dach lag der Mond wie Schnee. Von drinnen hörten wir lachende Stimmen. Mein Begleiter sagte mir, daß das italienische Arbeiter seien, die eine Straße in der Nähe ausbesserten und in der Schenke wohnten.
Schließlich gelangten wir an unser Ziel, in das von ziemlich bauarmen Feldern umgebene Dorf, dessen Turm wir schon vorher gegen den hellen Himmel hatten aufragen sehen. Bei dem Kranken war nicht viel zu tun. Es handelte sich um einen jener Fälle, die man allein sich zu Ende kämpfen lassen muß. Ich konnte mich nur bemühen, dem Alten das Letzte möglichst leicht zu machen. Ich schärfte dem jungen Bauern die nötigen Verhaltungsmaßregeln ein und wandte mich dann zum Gehen.
Als ich ins Freie trat, sah ich, daß sich silberne Nebelstriche über die Felder gelagert hatten. Sie schweiften und wehten leise hin und her. Der Himmel war noch klar und voller Sterne und der Weg gut zu erkennen. Ich schritt zu; mitunter, wenn die Nebel an mir vorbeistrichen, wehte mich ein eiskalter Hauch an. Nach und nach bezog sich das Firmament, die Gestirne erloschen und die Nebel wurden dichter und zahlreicher. Weiß der Himmel, woher sie kamen, sie schienen aus der Erde zu wachsen, sie türmten sich wie Wolken übereinander, sie schoben und drängten sich, bis sie schließlich feststanden und sich nicht mehr regen konnten. Ich kam wieder an der Wegschenke vorbei. Sie hob sich im Nebel nur wie eine dunkle, klobige Masse ab, wie etwas unheimlich Lebloses, in dem aber das Leben doch wohnte und nur darauf lauerte, daß man es weckte. Dann passierte ich die Brücke. Ich schritt am linken Geländer hin und nahm das rechte nur noch wie einen Schatten wahr. Jenseits des Flusses wurde es noch schlimmer. Es kam mir vor, daß kleine Wirbel von Nebeln um mich her tanzten, zuweilen öffnete sich einmal ein Ausblick, einige Bäume, ein Stück Feld oder Gebüsch wurden sichtbar, dann schnürte sich wieder alles zu und wehte trügerisch durcheinander.
Angst überfiel mich. Um umzukehren, war es zu spät. Ich hatte keine Ahnung, wo ich mich befand und ob ich überhaupt auf dem richtigen Wege war. Ich hatte gar keine Anhaltspunkte mehr und tastete einfach auf gut Glück in die Finsternis hinein. Dabei traten allerlei abscheuliche Vorstellungen vor mich hin. So: wenn jetzt einige von den italienischen Arbeitern betrunken irgendwoher auf mich zuwankten und mich niederschlügen. Oder: wenn ich jetzt an den Fluß käme und sähe ihn nicht.
Zuweilen machte ich kopfschüttelnd halt. Ich sagte mir, daß eigentlich jeder Schritt, den ich tat, eine Torheit sei. Vielleicht ging ich in einer Richtung, die mich von dem Dorf immer mehr entfernte. Vielleicht war ich auch schon längst an dem Dorf vorbeigegangen, denn der Zeit nach hätte ich schon längst zu Hause sein müssen. Dabei merkte ich zum Überfluß noch, daß ich von dem Fußweg abgekommen war und mich auf einem Ackerfeld befand. Es war, um die Fassung zu verlieren. Plötzlich mußte ich denken: wenn ich jetzt stürzte, in eine Sandkuhle etwa oder irgendwohin, und müßte da die Nacht durch liegen bleiben und vielleicht noch den kommenden Tag — es war ein abscheulicher Gedanke. Während ich ihm noch nachhing, merkte ich, daß ich den Boden unter den Füßen verlor, ich fiel, schlug mit den Armen in die Luft, fühlte ein Krachen im Kopf, ein Schwindel folgte, und dann war alles still.
Als ich zur Erkenntnis der Dinge kam, spürte ich ein dumpfes Gefühl im Kopf und einen feinen Schmerz am Knöchel des linken Fußes. Ich betastete mich vorsichtig, fühlte nasse Erde an den Kleidern, und als ich mich rühren wollte, schmerzte der Fuß heftiger. Ich riß die Augen auf, es war stockdunkel und nicht die Hand vor dem Gesicht zu erkennen. Ich versuchte mich zu erheben, aber der Fuß ließ es nicht zu. Sobald ich ihn bewegte, war es, als ob mir jemand mit einem stumpfen Messer die Sehne durchschneide. Ich wußte, daß das zum mindesten eine heftige Verstauchung, vermutlich aber ein Knochenbruch war.
Da lag ich krank, hilflos, in einer schauerlichen Nacht. Ich fühlte mit den Händen nach allen Seiten und stieß überall auf Erde. Es war offenbar eine leere Kalkgrube, in die ich gefallen

MEIN FREUND JOHANNES

Es war schon ziemlich spät, als Johannes anrief.
„Na, mein Freund", sagte er in seiner netten, warmen Art.
„Nun, Johannes, was ist los?" fragte ich.
„Nichts weiter. Ich wollte nur deine Stimme noch mal hören, weil ich gerade so an dich gedacht hatte", erklärte Johannes.
„Das ist ja wirklich nett von dir", äußerte ich gerührt.
„Nicht wahr?" sagte Johannes. „Und da fällt mir übrigens gerade ein: morgen kommt der Kohlenmann zu mir und ich habe zufällig gar kein Geld mehr."

J. Bieger

Hoffnungsvolle Zukunft — Radioso avvenire (O. Herrmann)

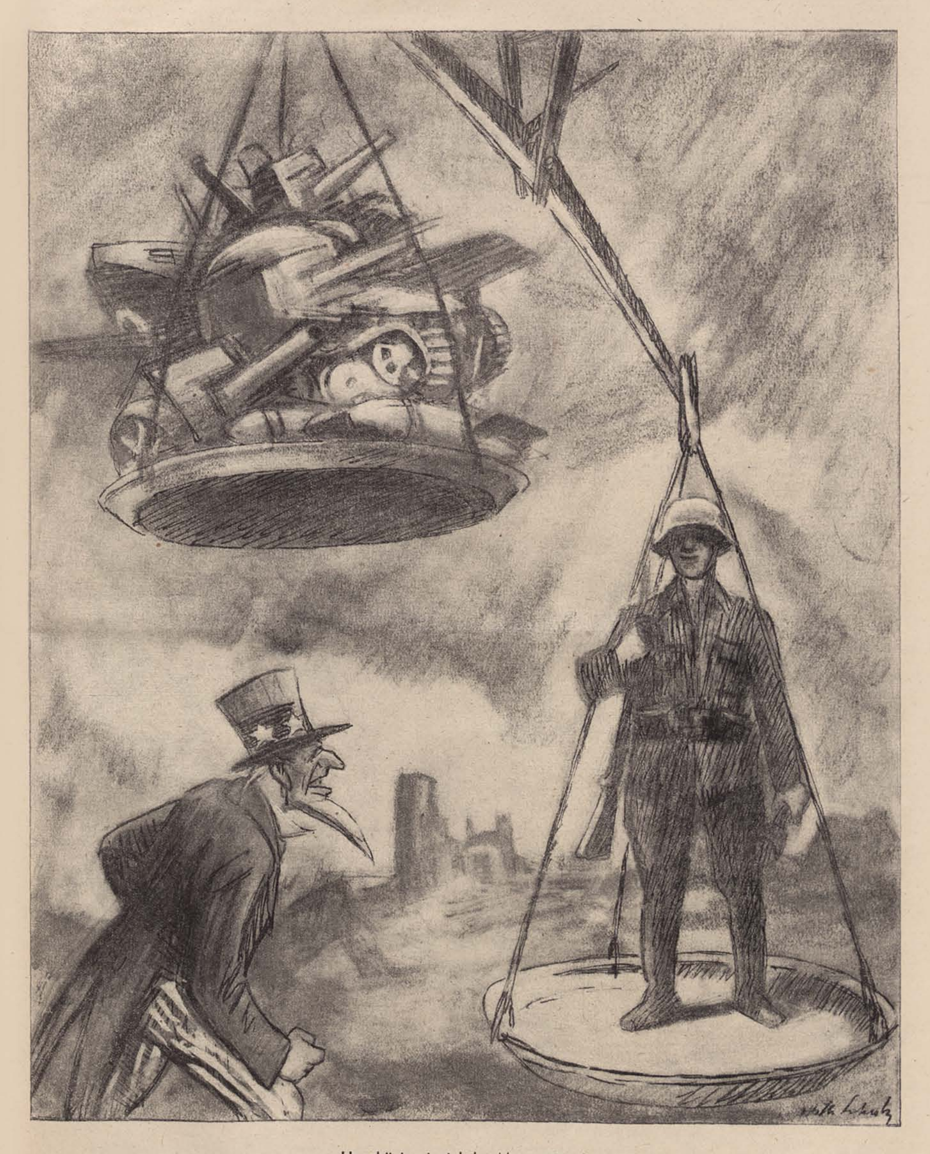


„Ich sage dir, mein Fritzl liebt das Wasser über alles!"
„Kenn' ich — aus sowas wird später leicht ein Kapitän."

"Sai, il nostro Fritzl ama l' acqua sopra ogni altra cosa!„
"Buon segno, diventerà facilmente un capitano di mare.„

Die Waage

(Wilhelm Schulz)



„Unerhört, wieviel der Mann wiegt!"

La bilancia: "Incredibile! Che peso enorme ha costui!„

Behelfsmässige Hygiene

(Kurt Heiligenstaedt)



„In so 'nem Bottich kann man nur immer eine Hälfte baden — soll ich mich nun besser vertikal oder horizontal halbieren?"

Igiene sussidiaria: "In tale tinozza non si può fare il bagno che per metà ... che mi metta dentro verticalmente oppure orizzontalmente?„

war. Dies setzte voraus, daß ich mich in der Nähe des Dorfes befand. Ich dachte daran, daß man mich vielleicht hören würde, wenn ich tüchtig schrie. Und nun schrie ich, laut und lauter, in immer anderen Tönen, und schließlich brüllte ich wie ein Tier. Meine eigene Stimme begann mir unheimlich zu werden. Ich hörte auf. Es war ja doch alles vergebens.

Nun kam mir in den Sinn, was wohl aus mir geworden wäre, wenn die Grube schon mit dem gelöschten weißen Kalk gefüllt gewesen wäre. Ich sah mich in Gedanken hineinsinken, langsam, ohne daß ich die Glieder regen konnte, und dann kam mir der schwammige Brei allmählich ätzend in den Mund und in die Nase... die Sinne vergingen mir.

Meine Lage war gewiß nicht beneidenswert; aber wenn ich an den Kalk dachte — Teufel, das wäre doch noch etwas anderes gewesen!

Ich begann zu frieren. Es schien mir, als stellte sich Fieber ein. Ich hüllte mich fest in die Kleider und zog den Hut über die Ohren. So lag ich, dösend, mit durcheinander schwirrenden Gedanken, und jede Minute wurde zur Ewigkeit. Was sollte aus mir werden?!

Einmal war mir, als ob ein Knistern über mir am Rande der Grube hinhuschte. Zuerst wagte ich nicht aufzuschauen. Dann schielte ich doch hinauf, und nun schien es mir, daß dort oben in dem ziehenden Nebel sich eine Gestalt über den Rand der Grube zu mir niederneige, eine vage, zerfließende, schweigende Gestalt, nur wie ein Schatten. Als ich dann ganz fest hinschaute, war die Gestalt fort, und nun hätte ich über meine dummen Einbildungen beinahe gelacht. Es war nichts als ein Nebelstreifen gewesen, natürlich, was sollte es denn sonst gewesen sein? Ja, und was war mir Toren denn überhaupt besonderes geschehen? War meine Lage nicht im Grunde ganz harmlos? Da lag ich in einer Kalkgrube, mit verletztem Fuß, fror etwas und hatte einfach dem Morgen entgegenzusehen, wo die Arbeiter kommen und mich finden würden. Das war das ganze. War das nun etwas so Gräßliches, wovor man ein Grauen haben konnte? Ich war doch recht kindisch.

Nunmehr fing ich an, ganz ruhig und geduldig zu werden und fügte mich in meine Situation mit Gleichmut. Bald spürte ich, daß ich müde wurde, betäubend müde. Ich lehnte den Kopf an die eine Wand der Grube und schloß die Augen. Ab und zu fühlte ich noch kalte Schauer mich überfallen. Zuweilen war mir auch, als ob mein Herz stille stände. Dann trat mir endlich nichts mehr in das Bewußtsein, und ich begann hinüberzudämmern.

Als ich erwachte und die Augen aufschlug, da war es heller Tag. Ich hustete, fror und fühlte mich schlecht. Mein Fuß brannte wie Feuer. Ich sah ein, es war höchste Zeit, daß etwas mit mir geschah, es konnte sonst leicht zu spät werden. Der Nebel war völlig verschwunden, ein hellblauer, strahlender Himmel leuchtete durch die viereckige Grube zu mir herab. Plötzlich hörte ich ganz in der Nähe Stimmen. Ich rief. Dann lauschte ich. Die Stimmen brachen ab. Mir schien, sie flüsterten. Einige Augenblicke später neigte sich der Körper eines Menschen über die Grube. Es war unser Pfarrer im Amtsornat. Ich sehe noch seine großen, verwunderten Augen und das mächtige Samtbarett auf dem blonden Kopf. Dann drängten sich andere Köpfe vor, alle erschreckt und erstaunt. Man holte schnell eine Leiter und schob sie zu mir hinunter. Es kam jemand herabgeklettert und half mir behutsam an der Leiter auf. Nun sah ich, daß ich mich auf dem neuangelegten Teil des Kirchhofs befand. Ich hatte die Nacht in einem frisch geschaufelten Grab gelegen. Man trug mich vorsichtig in das Leichenhäuschen hinüber, damit ich dort warte, bis ein Wagen käme. Während des Wartens sah ich durch die Fenster des Häuschens hindurch, wie man einen Sarg vom Leichenwagen lud und auf jene Stelle hinabließ, wo ich die vergangene Nacht zugebracht hatte."

DAS LÄCHELN DER ANTIKE

VON SCHLEHDORN

Regierungsrat Julius und Frau Dorette gingen auf der Promenade von San Remo, die in allem etwas überlebt ist, ähnlich wie der Stil der großen Hotels, der längst veraltet, immer noch Jugendstil heißt. Man meint manchmal sogar, die Sonne wäre dort etwas ältlich; und der wahre Süden beginnt erst westlich hinter Ospedaletti.

Vor ihnen ging eine Dame mit kleinen elastischen Schritten, auf hübschen Fesseln, sehr schlank. Sie trug ein kleines weißes Stöckchen in der Hand, wie sie eigentlich aus der Mode sind, und einen großen Hut mit Mohnblumen.

Frau Dorette, die ihren Mann auf alle hübschen Frauen aufmerksam macht (wenn doch alle Frauen den Mut hätten, so klug zu sein!), bemerkte, wie er schneller ging, um unter den großen Hut mit den Mohnblumen zu sehen... Da wandte sich die Dame um, mit jenem koketten Lächeln, mit dem eine verwöhnte Frau die Huldigungen Unbekannter entgegennimmt. Aber — der Puder stäubte im Faltenwurf der Wangen, die Augen verschwanden in einem Gewirr von Krähenfüßchen. Es war ein oft verwandtes, abgetragenes, ausgefranstes Lächeln. — „Das Lächeln der Antike", sagte Julius dumpf.

„Du Armer", meinte Frau Dorette, und lächelte dabei schadenfroh und mitleidig, lustig und zärtlich, spöttisch und nachsichtig — wieviel Worte hätte man nötig, um das lebendige Lächeln zu beschreiben, das schillert wie Opal. Wieviel Worte brauchte man, um eine Welle zu beschreiben, wie sie entsteht und steigt, sich kräuselt und vergeht, — das Lächeln ist das Wellenspiel der Seele auf dem Spiegel des Angesichts. Man kann eine Welle nicht greifen, aber man kann sie als schöne Erinnerung behalten. Eine Frau soll mit Lächeln nicht geizig sein.

Wie mag Helena gelächelt haben, die, bewundert viel und viel gescholten, mit ihrem Lächeln nicht geizte? Wie Nausikaa, das ewige junge Mädchen der Weltliteratur? Wie Circe, die Menschen beinah zu Göttern machen konnte und jedenfalls zu Schweinen? Wie Kleopatra, als sie mit ihrem Lächeln wie mit einer Angel den großen Cäsar fing und, nicht jünger geworden aber noch erfahrener, mit demselben Lächeln den Mark Anton? Wie endlich Aphrodite selber?

Das ist vielleicht das reizendste Märchen des Altertums, zugleich das kürzeste: aus dem Lächeln der Aphrodite wurde Eros geboren.

Vom ganzen Ovid erfreute uns auf der Schulbank am meisten seine Liebste Lalage, „die süß lächelnde, süß plaudernde", weil wir damals für Liebste offiziell noch nicht zuständig waren.

In eben jenen Jahren, als wir Pennäler „dulce ridentem Lalagen" bewunderten, war es wohl, als das Lächeln der Dame — die nun auf der Promenade ihnen wieder entgegenkam und vorbei ins Leere sah — als dieses Lächeln noch frisch war, wie die Hotels von San Remo und Männer bezauberte. Julius fiel das Wort eines geistvollen Italieners (Ojetti) ein: Du sollst nicht über die alten Damen lachen, die sich schön machen und jung tun — sie tun es für dich.

„Aber nicht wahr, Dorette, ich kann nicht zu ihr hingehen und sagen: Entschuldigen Sie, daß mich ihr Lächeln erschreckte. Ich bin überzeugt, daß es einst blank und bezaubernd war."

„Weißt du", sagte Dorette, „das Lächeln muß eben zum Alter passen, wie die Kleidung."

„Gewiß, es gibt darin mehr Nüancen, als bei der Stimme oder gar bei den Worten. Die Antike schon hat von den Farben auf der Palette des Lächelns einige festgehalten: das zynische Lächeln, das selbst die anständigen Gedanken defloriert; das kaustische, das über gute Bemerkungen zuviel Worcestersauce gießt; das ironische, das dabeisteht und die Worte Lügen straft; das sardonische... nur die hübschen Arten haben keine Namen bekommen.

Übrigens haben die Alten schöne Frauen nur kurz vor oder nach dem Lächeln abgebildet, denn sie wußten, wer immer gleichermaßen lächelt, der grinst. Beweis: La Mettrie, ‚der sich als einen zweyten Demokritos mahlen und stechen lassen' (nach Lessings ‚Laokoon'), und Frau X auf ihrer letzten Cocktail Party, als sie die Gäste mit einem geradezu vorgeschnallten Lächeln begrüßte. Das Lächeln der wirklichen Dame von Welt setzt eben mehr Menschenkenntnis und mehr Variationen und mehr Herz voraus, als Frau X sich bisher hat besorgen können." —

Die alte Dame ging gerade, müde auf ihr Stöckchen gestützt, ins Hotel. Ein Page ließ die Drehtür kreisen und verbeugte sich. Wieviel Generationen von Pagen haben ihr schon die Türe gedreht. „Denn Hotelpagen werden bekanntlich nicht alt, — oder hast du schon mal einen ergrauten Pagen gesehen, Dorette (außer deinem Mann)? Die alte Dame dankte mit einem Lächeln. Und dies Lächeln war etwas müde, aber sehr freundlich und war echt."

Abends im Casino werden Julius und Dorette die alte Dame wiederfinden. Der Croupier läßt die Roulette kreisen — encore, encore — wieviel Generationen von Croupiers haben für sie schon die Roulettescheibe gedreht. Wobei Croupiers im Gegensatz zu Hotelpagen nie ganz jung sind und stets vorher mal was anderes waren oder werden wollten. Sie kennen das Leben und schieben ihr höflich die Einsätze zurecht, auf Rouge oder Impair oder 29 (eine sehr junge Zahl; auch 36 ist noch eine so junge Zahl...). Sie dankt mit einem Lächeln und dies Lächeln ist zwar etwas gespannt, aber es ist ein beherrschtes Lächeln, wenn sie verliert, und kein überraschtes, wenn sie gewinnt. Denn sie ist eine Dame von Welt und kennt das Spiel, das alle zwei Minuten zwischen der Aufforderung der Jugend: „faites votre jeu" und der Erfahrung des Alters: „rien ne va plus" zum Schicksal werden kann. Vielleicht ist das der Reiz am Spiel, besonders für Damen, die mit Schicksalen nicht mehr spielen können. Wir wollen hoffen, daß der armen alten Dame Fortuna heute lächelt.

Über dem weiten Meer stand ein Sonnenuntergang. Man kann einen Sonnenuntergang nicht beschreiben, so wenig wie das Lächeln. Junge, schwarzäugige Mädchen mit ihren Verlobten kamen vorüber, und ein junges Paar, das wie auf rosa Wolken ging, offenbar Hochzeitsreisende.

„Jetzt ist die Stunde, wo Aphrodite lächelt", sagte Julius, „jetzt wird Eros geboren... Jetzt glühen die Tempelsäulen von Paestum und Agrigent, und über unseren südlichen Erinnerungen liegt das Lächeln der Antike."

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Alles wird erfaßt.

Zu Kroll kam die Kommission.

„Haben Sie Haustiere?"

„Ja."

„Wieviele?"

Kroll, empört:

„Ja, glauben S', ich zähl meine Wanzen?" Rösler

*

Ich heiratete. Eine Witwe. Es war ein Irrtum. Ich ließ meine Enttäuschung an der Wohnung aus, in die ich hineingeheiratet hatte.

„Schauerlich! Höchst schauerlich! Alles Tund und Tand! Alles Gips und Nipps! Und dann diese Vase auf dem Kamin! Dazu gehört zumindest ein Pendant, eine zweite gleiche Vase!"

Die Frau nickte:

„Kannste haben, Johannes! Liegt nur an dir! Det ist die Urne mit der Asche von meinem ersten Süßen!" Rösler

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 88 (Fernruf 1296). Brietanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foltzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Die geöffnete Tür . . .

(Erich Schilling)



. . . und die geöffnete Hand

La porta aperta e la mano aperta

49. Jahrgang / Nummer 36
München, 6. September 1944

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Roosevelts Krieg

(Mjölnir)



„Wir müssen bei dieser Invasion verdammt viel einstecken!" — „Ihr müßt, wir können!"

La guerra di Roosevelt "Quanto dobbiamo inghiottire in questa invasione!„ — "Voi dovete ... noi possiamo!„

Der Treulose



„Aber Fritz, was sollen unsere Kinder von dir denken!"

L'infedele: "Ma, Fritz, che dovranno mai pensare di te i nostri figliuoli!,,

FENSTERSZENE MIT KAMM

VON EUGEN SKASA-WEISS

Wir stehen am Fenster und trauen unseren Augen nicht: drüben in dem gelben Haus am anderen Ende des Platzes steht die Balkontür halb offen, durch den schmalen Spalt sehen wir die lebhaften Faltenbewegungen eines cremefarbenen Morgenrockes... eine Dame, die irgend etwas treibt. Was treibt sie wohl?

„Interessiert dich das so?", fragt Lucie. Es interessiert mich so. Lucie holt das Opernglas. „Nein", sage ich, „danke. Das tut man nicht." Ich täte es auch nicht, wenn man es täte. Denn ich kenne die Familie und weiß, daß das Netteste an der Dame drüben der cremefarbene Morgenrock ist, das Opernglas macht das Sphinxhafte viel zu plastisch.

Es ist morgens halb neun. Man muß die Augen zukneifen und schärfer hinübersehen. Was hat die Dame vor?

Aus dem Gewirr ihrer Ärmelfalten taucht ab und zu etwas Braunes, Bauschiges empor, ein bleicher Schimmer huscht darüber hin, so oft sie sich etwas stärker bewegt... ha, ist es wahr?

„Was tut sie mit dem Männerkopf in ihrem Schlafrock?", fragt Lucie.

Judith und Holofernes bei der Morgentoilette. Die Dame im cremefarbenen Morgenrock kämmt einen Männerkopf, einen braunen, wuschelhaarigen, lammsgeduldigen Männerkopf. Der Mann ist noch dran an dem Kopf, der Vergleich mit Judith und Holofernes hinkt. Ohne mit der Wimper zu zucken, ein großer breitschultriger, tölpischer Knabe, steht er drüben, Kopf geneigt, ganz Ehemann, Fünfziger, gereifter Schnuckibutzi, läßt sich striegeln und kämmen. Ich setze mich halb auf das Fenstersims und präge mir das ein.

„Es ist ein Skandal", sagt Lucie, „wozu Männer imstande sind, wenn sie älter werden."

„Und was Frauen oft mitmachen!"

Drüben die Dame kämmt. Ist ja harmlos, sieht aber harmvoll aus. Gehört sich nicht.

Er wird jetzt am Wirbel gekämmt und sieht brav in die Weite. Die Wirbelhaare sind ohne Eigensinn, sie werden umgelegt, geordnet, niedergepatscht wie ein Filzkäppchen auf eine Tonsur. Läßt er sich's nur gefallen, oder will er's so haben, ist es eine uralte Tradition von der Großmutter oder von der Mutter her, oder kann er sich überhaupt allein gar nicht kämmen?

Stocksteif steht er unter dem plättenden Kamm und hält still. Die Gattin, füllig und wendig, faltenschleudernd, wie ein Eichhörnchen flink und etwas tizianhaarig, umstreicht sein pausbäckiges Gesicht wie eine Katze die Maus — hört man das Knistern der Haare und das Schnurren der Dame nicht über den Platz?

Es war nur ein kleines Automobil. Laß dich nicht ablenken, bleib auf dem Posten, das ist ein Geschenk aus einer wildfremden Ehe, die dich nichts angeht.

Es gibt eine Gattin in dieser Stadt, die ihrem Gemahl allmorgendlich den Haarschopf kämmt, Morgen um Morgen, er läßt es sich bieten — Herr, ich danke dir, daß ich nicht... doch wie werden sie's machen, wenn sie sich zanken? Läuft er aus Trotz mit seinem ungeglätteten Sellerieblätterschopf ins Büro, kämmt er sich zähneknirschend selbst oder reißt sie ihm wütend — eingearbeitet in den selbstverständlichen Dienst des morgendlichen Frisierens — talergroße Pflöcke aus seinem Haarwust?

Vielleicht fehlt dieser Delila, die es sich leisten konnte, ihrem Samson die Locken zu lassen, zu Gardinenpredigten schon seit Jahrzehnten jeglicher Grund: und sicher hätte Delila besser getan, Samson täglich zu kämmen, als ihm die Haare abzuschneiden, wodurch ihre Sucht, über ihn zu herrschen, außerdem auffällig und historisch wurde. Da der Kopf des Mannes gewissermaßen der Stein des Anstoßes in einer Ehe ist, wird das tägliche Magnetisieren eines so widerspenstigen Oberhauptes durch die geschickten Hände einer Gattin, die mit dem Kamm trefflicher umzugehen weiß als mit der Zunge, zu jenen Geheimpraktiken der Ehe gehören, mit denen lärmende Dialoge (von einigen Au-Schreien des Mannes abgesehen) aus der Welt geschafft werden können. Davon abgesehen, gehörte schon die Natur eines Unholds dazu, sich das Haar, das die Gattin morgens mit soviel Sorgfalt gekämmt hat, am Abend von einer anderen Dame zerwühlen zu lassen.

Der Herr drüben ist frisiert.

Er tritt breitschultrig, steif und gewichtig an die Rampe seines Balkons, überblickt zerstreut, den glänzenden Scheitel würdig geneigt, das Treiben unten am Platz. Im Hintergrunde sehen wir das Flattern eines cremefarbenen Faltenwurfs.

„Was wird sie jetzt für ihn tun?", fragt Lucie entgeistert. „Bereitet sie seinen Rasierapparat vor, drückt sie Zahnpasta auf seine Bürste...? Mit dem Kämmen ist der Mensch doch eigentlich fertig. Aber der dort drüben, dieses windelweiche Monstrum..." — „Pst", sage ich, „sie naht..."

Die Gattin naht. Sie trägt seinen Hut in der Hand und winkt. Er tritt zurück. Die Tür fällt zu. O weh.

Einmal, ganz kurz, möchte man wie der hinkende Teufel Le Sages, der die Dächer von Madrid abdeckte und in die Wohnungen sah, am Abend in die Frisiergeheimnisse dieser Ehe blicken, denn irgendwie muß der mühselig aufgebaute Mann doch wieder abgebaut werden, Stockwerk um Stockwerk, vom Scheitel bis zur Sohle — wie käme er sonst auch jemals in die Federn?

Begegnung

Was einmal eine Straße war,
zwei hold geschwung'ne Häuserzeilen
- jetzt beut ein Trichterfeld sich dar,
ein Haufen Schutt... es ist zum Heulen.

Und doch: das Leben lebt. Und doch
gibt's Dinge, die uns wieder stärken:
zutiefst in seinem Kellerloch
seh' rüstig einen Greis ich werken.

»Wie? Nicht die Hände laß im Schoß?«
ruf' ich ihm zu. »Nicht eingeschüchtert?« -
»Herr«, lächelt er, »man trägt nicht bloß,
man meistert auch sein bittres Los.
- Das haben sie uns eingetrichtert!«

Dr. Owlglaß

Bürokratius und der Amtsschimmel

(Wilhelm Schulz)



„O Gott, o Gott, nun sind wir jahrelang im gemütlichen Trab geritten, und jetzt sollen wir dies alles im Galopp erledigen, das werden wir nicht überleben."

San Burocrazio al galoppo: "Dio mio, Dio mio! Per anni ed anni siamo andati comodamente al trotto e adesso dobbiamo sbrigar tutta questa roba al galoppo? . . . Sicuro, ci rimetteremo la pelle!„

DER SCHWIEGERVATER

VON SCHLEHDORN

„Eigenartig, wirklich ganz eigenartig, wie ich damals meinen Mann kennengelernt habe", erzählen alle Frauen, bei denen es damals durchaus ordnungsmäßig und herkömmlich zugegangen ist. Zum Beispiel: „Also, meine Eltern hatten auf dem Luganer See ein Boot gemietet, ein Platz war noch frei. Ausgerechnet einer. Und da kam ein Herr und nahm ausgerechnet diesen Platz. Ich weiß noch, es war ein schrecklich heißer Tag. Wir sprachen ausgerechnet vom Wetter. Dann vom Hotel, dann von gemeinschaftlichen Bekannten und, denken Sie, vier Wochen später waren wir verlobt. Ist das nicht eigenartig?" Oder: „Ich lernte meinen Mann auf einem Ball kennen, als ob es so hätte sein sollen. Er tanzte besonders viel mit mir usw."

So will jede aus ihrem Verlöbnis einen kleinen Roman machen. Vielleicht wirkt da irgendwie die atavistische Erinnerung an den Brautraub oder dergleichen nach. Etwas Aufregung und Hindernisse verlangen die Beteiligten. Etwas Sturm vor dem Einlaufen in den ehelichen Hafen. Einige Widerstände ergeben sich regelmäßig schon aus der angewandten schwiegerväterlichen Autorität. So hatte der Fabrikant Ferdinand Besser, in Fa. August Besser, beschlossen, Herrn Thomas Schwarz, in Fa. Schwarz & Sohn, im Büro zu empfangen, obwohl Thomas Schwarz offenbar nicht geschäftlich in Firma Schwarz & Sohn, sondern persönlich wegen Titi angereist kam, die er auf einer Hochzeit in der Provinzhauptstadt kennengelernt hatte. Im Büro, das der Fabrik wie eine Kommandobrücke eingebaut war, sollte die Firma Schwarz & Sohn erst mal sehen, was Ferdinand Besser darstellte. Außerdem konnte sich da seine väterliche Autorität entfalten, ohne Unterbrechungen durch Frau Cläre oder Überrumpelungen durch Titi. Man konnte ja den jungen Mann, wenn alles vorbei war, zum Essen mit in die Villa nehmen.

Eigentlich ideal, diese Lösung, stellte Herr Besser innerlich noch einmal fest, da die Firma August Besser keinen Sohn hatte und Schwarz & Sohn keine Tochter. Die Auskünfte über den jungen Schwarz waren in jeder Hinsicht glänzend. Er paßte in die Firma und in die Familie. Er kam aus der Branche und aus Liebe — wie Titi versicherte. Die größte Konkurrenz würde zur reizenden Verwandtschaft. — Aber man durfte sich nichts vergeben, sagte sich Herr Besser mit Nachdruck, gerade weil Schwarz & Sohn 200 (genauer 196) Arbeiter mehr hatten. Dafür war August Besser das ältere Unternehmen. Man konnte dem jungen Mann das Mädchen doch nicht an den Hals werfen. Man durfte es ihm nicht zu einfach machen. Man mußte ihm erst ordentlich auf den Zahn fühlen. Deshalb empfing Herr Besser Thomas Schwarz in seinem Büro.

Als Fräulein Tippmeyer Schlag 12 Uhr meldete: „Herr Thomas Schwarz in Fa. Schwarz & Sohn" und sich mit einem bewundernden Blick auf den allerdings sehr gut aussehenden Besucher zurückzog, traf dieser auf einen recht unwirschen alten Herrn.

„Also bitte, nehmen Sie Platz."

Thomas Schwarz brachte seine Werbung vor, in schlichten, klaren Worten. — Und nun wäre mit etwas Räuspern und Rührung eigentlich alles in Ordnung gewesen. Aber Herr Besser hatte sich die erste Frage schon zurechtgelegt: „Sind Sie denn einig mit meiner Tochter?" — Wenn der nun Ja sagte, wollte der Vater erwidern: ‚Warum sind Sie nicht vorher zu mir gekommen?' Wenn er Nein sagte: ‚Warum kommen Sie dann jetzt schon zu mir?'

Aber der junge Schwarz erwiderte auf diese Frage höflich: „Wir sind einig unter dem Vorbehalt Ihrer Zustimmung."

„Naja, Zustimmung, Zustimmung. Wollt ich mir auch ausgebeten haben. Ich bin nämlich der Vater." (Thomas nickte.) „Und da gibt es noch allerhand Schwierigkeiten. Ich möchte einige Fragen an Sie richten. Zunächst, hm: können Sie denn eine Frau unterhalten." Diese Wendung findet sich in allen Romanen. Die bescheidene Antwort lautete: „Ich bin Mitinhaber von Schwarz & Sohn."

„Natürlich, der Sohn. Eine sehr bekannte Firma. Sehr solvente Firma. Ja. Übrigens, warum haben Sie das neue Verfahren eingeführt? Machen Sie gute Erfahrungen damit?"

Herr Schwarz erklärte in kurzen Zügen die Maschine. Der werdende Schwiegervater hörte interessiert zu und wäre gar zu gern bei dem geschäftlichen Thema geblieben. Aber er mußte wieder „zur Sache" zurück.

„Also, um unsere Christiane handelt es sich. Begreiflich, verständlich. Aber wissen Sie, da ist noch so manches ... nämlich, bei meiner Tochter da hat nicht immer so alles, hm, gestimmt."

Thomas sah erstaunt auf.

„Ich will damit sagen, sie war doch etwas bleichsüchtig bis vor zwei Jahren, wohl wegen des Wachstums. Und dann — das müssen Sie wissen — ist sie etwas eigensinnig." (Der Besucher atmete hörbar auf.) „Sie hat es zum Beispiel durchgesetzt, frühmorgens stets mit aufzustehen, wenn ich zur Fabrik ging, um mit mir zu frühstücken, im Sommer auf der Terrasse. Ja, und wenn ich zu Tisch komme, läuft sie mir jedesmal durch den Garten entgegen, mit ihrer hellen Stimme und ihren hellen Augen. Und einen Humor hat das Kind ... wenn mich die Konkurrenz mal ärgert. Wirklich, wir haben den Sonnenschein im Hause." (Thomas nickte mit Nachdruck.) „Und da kommen Sie nun, und wollen mir das einzige Kind wegnehmen."

„Wir werden das durch häufige Besuche ausgleichen", versprach Thomas.

„Ach was, Besuche. Wie kommen Sie eigentlich dazu, das Mädchen heiraten zu wollen? So mir nichts dir nichts? Meine einzige Tochter. Ohne die Eltern zu fragen?"

„Aber ich bin ja gerade hier ..."

„Schon gut. Aber, sagen Sie mal, mein junger Herr Schwarz, ist denn bei Ihnen alles in Ordnung? Geordnete Verhältnisse, will sagen: keine Verhältnisse? Hörner abgelaufen? Unbeschriebenes Blatt?"

„Ich darf Sie mit gutem Gewissen um die Hand von Fräulein Titi bitten."

Es fanden sich wirklich keine Hindernisse, nichts, um die väterliche Autorität einzusetzen. Ferdinand Besser überlegte, ob er jetzt nicht sagen solle: Na, dann will ich in diesem Falle noch mal ausnahmsweise zustimmen und Ihnen meine Tochter an Hand geben. Aber hier fiel ihm der alte Schwarz ein, mit dem er manchmal auf Tagungen der Wirtschaftsgruppe gestritten und getrunken hatte: „Was sagt denn Ihr Herr Vater dazu?"

„Mein Vater ist entzückt von Titi."

Da faßte Herrn Besser die Wut: „Ach nee. Also die Firma Schwarz & Sohn will August Besser auffressen. Konzentrierung der Fabrikation. Fusion auf dem Weg über meine Tochter ..."

Thomas Schwarz, der sich in die blonde Titi auf den ersten Blick verliebt hatte, ohne Ahnung von der Branche des Papa, wollte auffahren. Aber dann dachte er daran, was ihm Titi geraten und schwieg.

Auch Herr Besser schwieg. Die Situation war verfahren. Was macht ein Mann in solchen Fällen familiärer Verwirrung? Er nimmt Zuflucht zu seiner Frau. Herr Besser räusperte sich:

„Haben Sie denn schon mit meiner Frau gesprochen? Ich meine, ich habe natürlich zu bestimmen. Aber ohne meine Frau möchte ich nichts entscheiden."

„Ihr Fräulein Tochter spricht gerade mit Ihrer Frau Gemahlin."

Herr Besser bat seinen Gast höflich, für einen Augenblick in das Vorzimmer zu treten, wo Fräulein Tippmeyer Bleistifte und Ohren spitzte, hob den Hörer ab und drückte auf den Knopf: Privatwohnung.

„Bist du da, Kläre? Hör mal zu: Hier kommt ein Herr von der Firma Schwarz & Sohn und will unsere Titi heiraten."

„Ja, kommt ihr beiden nicht bald 'rüber?"

„Entschuldige mal, er will die Titi heiraten. So mir nichts dir nichts. Als ob wir gar nicht da wären. Billigst du das etwa?"

„Aber Ferdinand, verdirb doch dem Kind nicht die gute Partie."

„Gute Partie? Merkst du denn nicht, was dahinter steckt? Die kriegen die Tochter, die erben die Firma, die heiraten, wie man ein Paket Aktien kauft, und wir können in den Mond gucken."

Es ist eine psychologische Erfahrung, daß man mißglückte Bemerkungen zu wiederholen pflegt in der heimlichen Hoffnung, sie würden dadurch besser.

„Aber, das war doch deine Patentlösung, Ferdinand", sagte Frau Kläre hoffnungslos.

Da nahm ihr Titi, die ihren Vater besser kannte, kurz entschlossen den Apparat aus der Hand: „Du, Papa, ich habe es mir überlegt. Ich möchte ihn doch nicht heiraten."

Herrn Besser stockte der Atem: „Was, den reizenden Menschen? Mit dem ich mich so nett unterhalten habe? Aber, Kind, überlege doch! Er paßt in die Firma und in die Familie. Er kommt aus der Branche und aus Liebe. Die größte Konkurrenz wird zur reizenden Verwandtschaft. Nimm doch Vernunft an. Sonst sehe ich mich gezwungen, dir den Mann kraft meiner väterlichen Autorität zu bestimmen."

„Nun ja denn", kam die Stimme von drüben, „dir zu Liebe, Papa."

Der hielt ihr unterdrücktes Lachen für Rührung. Er selbst war auch gerührt.

„Kommen Sie rein, Herr Schwarz, lieber Thomas, nicht wahr ... Das hat noch einen Kampf gekostet. Denken Sie, sie wollte nicht." (Thomas war

Abends in den Moskitosümpfen ...

Abendlich fiebert das weithin sich muldende Tal.
Frösche und Wasservögel
Feiern im Sumpfe das Sterben des Tages.
Schlangen und Schildkröten kriechen herbei.
Unter den Maulbeerbäumen und Weiden
Tanzen die Schwärme der Mücken.
Bis an den Schleier um deinen Kopf
Dringen die winzigen Quäler.
Langsam verschwimmt schon im Dunst das Gewoge
Waldloser Hügel.
Rings in der Ebene mehren
Rasch sich die Stimmen der Dunkelheit.
Aber sie rühren nicht an dein Herz:
Mit jedem Schlage
Läutet es Dank an das Leben,
Dank an die ferne, ferne Geliebte,
Die sich vielleicht in dieser Stunde
Über die Wiege
Mütterlich beugt,
Lächelt und leise,
Leise ihr Kindlein in Schlummer summt.

Heinz Friedrich Kamecke

Zweifel

(Kurt Heiligenstaedt)



„Ist das Leben nun so schwer, weil ich diese unglückliche Liebe im Herzen trage — oder kommt es daher, daß ich mir Blasen an die Füße gelaufen habe?"

Dubbio: "Che la tristezza della mia vita provenga da quest' infelice amore che porto in cuore o dalle vesciche che mi feci. ai piedi?„

(J. Hegenbarth)



„Sagen Sie, lieber Mann, wollen Sie das Neueste wissen?" — „Ach nee, mich interessiert nur das Allerneueste!"

Pretese: "Ditemi, caro signore, volete sapere le ultime notizie?„ — "Ah no; a me interessano solo le 'ultimissime,!„

auf Titis Trick vorbereitet.) „Aber nun habe ich alles geregelt. Es geht in Ordnung. Werden Sie glücklich. Das Geschäftliche besprechen wir später."
Thomas war nun auch gerührt. Und auch Fräulein Tippmeyer, die als erste gratulierte. —
Am Abend, zu dem Frau Kläre schon seit drei Tagen eingeladen hatte, hielt ihr Mann eine gerührte Rede: Auf wie seltsame Weise sich doch die Menschen fänden, die für einander bestimmt sind. Eigentlich ideal, diese Lösung, da die alte Firma August Besser keinen Sohn habe und Schwarz & Sohn keine Tochter. Der Schwiegersohn habe ihm auf den ersten Blick gefallen. Er passe in die Firma und in die Familie usw. (wie oben). „Deshalb", schloß Herr Besser, „habe ich die letzten Hindernisse aus dem Wege geräumt... Und nun kann das Glück kommen... Wie einst bei uns, nicht wahr, liebe Kläre... Aber wir wollen nicht weich werden... Wir wollen die Gläser erheben..."
Müssen wir nicht Herrn Besser dankbar sein, daß er den beiden jungen Leuten so schnell zu ihrem Glück verhalf? Bei 90% der Romane unserer Unterhaltungsliteratur weiß man auf Seite 20 auch genau, wer wen kriegen wird. Dann aber schaltet der Dichter bis Seite 287 Schwierigkeiten ein — düstern Verdacht oder Eifersucht, elterlichen Zwist oder ein untergeschobenes Kind —. Wenn die Romane so einfach wären, wie das Leben, wären sie kürzer. Wenn es keine Romane gäbe, wäre manches einfacher im Leben.

DAS RÄTSEL

Von Heinz Scharpf

Steinern lag die Sphinx im Abendsonnenschein. Geheimnisvoll blickte sie in die Ferne, über die Jahrtausende hinweg, in denen die Menschen immer noch so klug wie zuvor geblieben waren.
Ehrerbietig ging ich ein paarmal um sie herum, dann konnte ich es mir nicht verkneifen, sie in den Schwanz zu kneifen.
„Was willst du von mir?" drehte sie sich nicht gerade freundlich zu mir herum.
Einen Augenblick erschrak ich, dann sagte ich forsch: „Ich will versuchen, deine Rätsel zu lösen."
„Meine Rätsel sind unlösbar. Du weißt doch, daß du sterben mußt, so du mich freventlich herausforderst."
„Gleichviel."
Die Sphinx sah mich mit Unheil verkündenden Augen an und ich wußte, daß sie mir nun ein Rätsel aufgeben würde, für das es keine Lösung gab. Denn darin besteht ja die Rätselhaftigkeit des Ewig-Weiblichen, daß es uns ständig Fragen aufgibt, auf die es selbst keine Antwort weiß. Dies macht einen seiner größten Zauber aus.
„So höre", sagte das steinerne Wesen, mir die Krallen fraulich entgegenstreckend, „was ist das? Es ist spitz, es ist rund, es ist hoch, es ist niedrig, es ist breit —"
„Es ist schmal, es ist klein, es ist groß", setzte ich im gleichen Tonfall fort.
„Es ist schief", nickte die Sphinx, „es ist gerade, es ist vorne höher als hinten und rückwärts flacher als vorn."
„Es hat also überhaupt keine bestimmte Form?"
„Es hat tausend Formen und doch wieder nur eine."
„Das ist reichlich dunkel", gestand ich ehrlich.
„Wenn es nicht dunkel ist, ist es hell", weidete sich die Sphinx an meiner Ratlosigkeit, „und obwohl es in keinem Fall etwas Neues ist, lebt es vom Reiz der Neuheit."
„Dient es der Schönheit?" fragte ich, nur um etwas zu sagen.
„Der Schönheit und der Häßlichkeit."
„Ist es ein Ding für den Mann oder eines für die Frau?"
„Es ist ausschließlich für die Frau, wie es ausschließlich für den Mann ist."
„Das ist einfach verrückt", begann ich zu ächzen.
„Es ist ebenso verrückt", nickte die Sphinx, „wie es den klügsten Geschöpfen zur Zierde gereicht."
Ich gab es auf.
Mein Leben war verwirkt.
In diesem Augenblick kam eine eingeborene Schöne mit einem ungemein grotesken Kopfputz des Weges.
„Halt", rief ich, „ich glaube, ich hab's! Dies rätselhafte Ding in allen Größen, Farben und verrückten Formen, das ist der Damenhut unserer Zeit."
Da zuckte die Sphinx zusammen, zog die Krallen ein und gab sich geschlagen. Lautlos sank sie in ihre Versteinerung zurück.
Ich kniff ihr zum Abschied noch einmal in den Schwanz und empfahl mich quicklebendig.

Am Grabe der Genfer Liga

(O. Gulbransson)



„Wenn auch der Verwesungsprozeß schon weit fortgeschritten ist, können wir vielleicht doch etwas davon für unseren neuen Völkerbund verwenden!"

Dinanzi alla tomba della Lega Ginevrina: "Sebbene il processo di putrefazione sia diggià molto avanzato, pure possiamo forse servircene un po' per la nostra nuova Lega delle Nazioni!„

DAS SCHACHBRETT

VON HERBERT LESTIBOUDOIS

In Snomenka, oben bei Peterhof am Finnischen Meerbusen, ist es uns als Beute in die Hände gefallen. Wir schlenderten zu dreien am Rande der Ortschaft zwischen Feldern und kleinen Gärten, um noch einmal die Erdbunker, die bis nahe an die See verstreut ins Gelände vorgeschoben waren, zu durchsuchen. Bunker für Bunker nahmen wir vor, hatten bisher aber nur allerlei Waffen, Geräte und Bekleidungsstücke aufgefunden. Doch im letzten, der uns noch verblieben war, machten wir eine überraschende Entdeckung. Aus der Tiefe stolperte uns ein armseliges, abgerissenes und überaus schmutziges Russenweib, mit allen Zeichen des Schreckens im Gesicht, entgegen.

„Nix schießen! Nix schießen!" stammelte es ängstlich und faltete die Hände beschwörend.

Wir bemühten uns, herauszubekommen, was es hier noch verloren habe, da der Ort doch längst geräumt sein solle; aber die Erklärungen blieben unverständlich. Allein die aufgeregten Worte: „Mann! Mann! Rußki! Rußki! Da! Da!", ließen uns die Karabiner von den Schultern nehmen und der Frau in den Bunker folgen. Unten warf sie sich schreiend über ein in der Ecke auf Stroh gebettetes Menschenbündel und wiederholte zeternd und gellend ihr: „Nix schießen! Nix schießen! Mann! Mann!"

Jetzt erst sahen wir im Halbdunkel, daß es ein Zivilist war, der dort lag, offenbar verwundet. Wir beruhigten die Frau und erfuhren von dem stöhnenden Manne, der ein leidliches Deutsch radebrechte, daß er sich mit seiner Frau auf der Flucht befände, gestern abend aber vom MG. der Rata, die allabendlich die Hütten mit Feuer bestrich, verwundet worden wäre.

Wir warfen uns stumme, aber dennoch beredte Blicke zu. Abfälle neben dem Lager zeigten uns, daß die Flüchtlinge sich von rohen Rüben und Kartoffeln nährten, die sie im Felde ausgegraben hatten. Welch ein abgrundtiefes Elend war doch über diese Menschen gekommen?! Nun hatten wir sie schon so oft fliehend und gehetzt über endlose staubige Straßen ziehen sehen: Heimatlose zwischen den Fronten, denen kaum mehr als das nackte Leben verblieben war. Woher sie kamen, dort war nichts mehr —, wohin sie gingen, dort war alles ungewiß und dunkel.

Was sollten — was konnten wir hier tun? Wir untersuchten den Mann und stellten Bein- und Rückenschüsse, vermutlich in die Lunge, fest. Die Frau hatte ihn notdürftig mit ihrer Leibwäsche verbunden. Nachdem wir unser eigenes Verbandszeug an die Wunden hingegeben hatten, sagten wir den beiden, daß wir Brot und Sanitäter schicken wollten, und wandten uns zum Gehen.

Müde waren wir geworden, unsagbar müde plötzlich —, und während wir die Erdhöhle noch einmal mit den Augen abtasteten, blieb Reinholds Blick auf einem Schachbrett haften, das zwischen allerlei Gerümpel auf dem Boden lag. So also fanden wir es, das uns hernach noch so viele kostbare Stunden geben sollte.

Im Dorfe packten wir gleich Brot zusammen und gaben es dem Sanitäter mit, den wir in Bewegung gesetzt hatten, dem Verwundeten zu helfen, wenn er könne.

Reinhold aber sagte wenig später: „Es ist ein gutes Schachbrett, weißt du. Auch die Figuren sind alle da. Sieh mal her: sauber gemacht!"

Er zeigte mir die einzelnen Figuren, die in der Tat kunstvoll geschnitzt waren. Aber ich merkte doch dem guten Reinhold an, daß er sich mit seinen Worten über die bedrückende Stimmung hinwegzuhelfen versuchte, in die ihn unser Erlebnis versetzt hatte. Ging es mir doch ähnlich so. Hastete seit Wochen doch schon der Strom der Flüchtlinge: Frauen, Kinder und Greise, nicht nur über das endlose, graue Land, sondern auch durch das eigene Herz. Und die Spur zerlumpter, hungernder und friedloser Elendszüge hat sich dort für immer eingegraben — — —

„Wollen wir für heute abend eine Partie ansetzen?" hörte ich Reinhold wieder sprechen. „Wenn wir Ruhe haben, heißt das", fügte er gleich hinzu.

Ich nickte mein Einverständnis, und dann setzten wir uns schweigend zum Essen. Aber ich aß lustlos; denn auf unserem neuen Schachbrett, das Reinhold neben sich abgestellt hatte, sah ich im Geiste die Armeen des Krieges aufmarschieren: graue Armeen und braune Armeen, Generäle, Soldaten, Arbeiter und Bauern ... Und aus dieser Ideenverbindung des Schachspiels mit dem Kriege, den wir lebten, litten und mit aufgerissenen Tiefen der Seele durchschritten, entschlüpfte es mir: „Endlich ein lohnendes Beutestück! Es wird uns was zum Denken und — Nachdenken aufgeben —"

„Na, also!" sagte Reinhold. „Darum habe ich es doch mitgenommen. Ich kenne dich doch — und mich! Aber iß, Mensch! Du ißt ja gar nichts." —

Abends saßen wir dann beim matten Schein einer trübseligen Petroleumlampe über das Schachbrett gebeugt und spielten die erste Partie. Ich griff forsch und ungestüm an, wohl eine Auswirkung meiner seltsamen inneren Unruhe, die mich seit der Begegnung heute morgen heimsuchte —, warf alle Bauern ins Feld, nicht gerade ungeschickt, aber dennoch in ihrem Unternehmen, das eine Bresche schlagen und den Gegner verblüffen sollte, zu wenig unterstützt durch meine schweren Waffen, als daß Reinhold, der langsam und sehr überlegt spielte, nicht bald eine Blöße gefunden hätte und systematisch meine Bauernarmee zertrümmerte. Ich befand mich zuletzt in einer verzweifelten Lage, ähnlich jener, in der sich vor uns die seit Wochen eingeschlossenen Russen befanden, die immer wieder Sturm gegen die eiserne Umklammerung liefen. Und als wäre nicht unser Spiel quasi ein Spiegelbild jenes erbitterten Kampfes draußen, rund tausend und einige hundert Meter mehr von unserem Schachbrett entfernt, sondern vielmehr dieser verbissene Kampf der Männer und Waffen das Echo der jetzt so hartnäckig geführten Schachpartie, so begann es plötzlich zu dröhnen und zu orgeln in den Lüften. Die schweren 21er Batterien öffneten ihre Schlünde, daß wieder und wieder die dünnen Wände unserer Holzhäuser erbebten, Kalk von der Decke über uns rieselte, und die Splitter der Fensterscheiben vor unsere Füße fielen. Abschuß auf Abschuß machten Erde und Himmel erzittern. Es war die Hölle wieder einmal los.

Wir aber spielten und spielten, setzten Figuren hierhin und dahin, Reinhold bedächtig und mit dünnem Lächeln auf den Lippen, ich erregt und verzweifelt nach einem Ausweg suchend. Noch stand ich mit dem König, meinen beiden Türmen, einem Bauern und der Königin auf dem Felde, Waffen, die noch manches auszurichten vermochten — —, doch Reinhold blieb eisig in seiner Ruhe, fing einen überraschend bedrohlichen Vorstoß meiner Türme und Königin auf, zwang mich zum Zurückgehen, griff nun seinerseits an mit überlegenem Material, sein „Schach dem König!" kam immer häufiger und siegessicherer aus seinem Munde, die Türme fielen, der König mußte in die äußerste Ecke fliehen — — das Ende war gekommen.

Ein bairischer Don Johann spricht:

Nur dein Schutzmantel blau,
O du himmlische Frau,
Ihn zu achten und ehr'n
War mein ganzes Begehr'n.
Vor der fleischlichen Wut
Hat die sicherste Hut,
Wer im Schutzmantel Platz finden tut!

Hast nicht runtergeschaut,
Tat ich bitten so laut.
Ja, ich könnte doch schwör'n,
Meine Stimm' kann man hör'n
Dir den Rücken ich kehr,
Mich um dich nimmer scher'
Und wo anders gibt's Mäntel noch mehr!

Bei den Mädeln ging's leicht,
Alles hab' ich erreicht,
Kroch ich unter ihr Hemd,
War mir keine mehr fremd.
Nur der Mantel war halt
Da zu heiß, da zu kalt,
Und die Reue kam bald mit Gewalt.

Alles hab' ich versucht,
Oh, ich war schon verrucht,
Und gar eine war arg,
Ah, die war wie ein Sarg;
Für die Ewigkeit hier
Sollt' ich liegen bei ihr,
Wenn ich dran denk, dann beutelt's mich schier!

Nur den Schutz fand ich nicht,
Für die Seele kein Licht.
Wer's mit vielen so treibt,
Bleibt zuletzt unbeweibt.
Alle waren sie nett,
Manchesmal auch zu fett
Und die meisten, die hatten ein Bett!

Ist die Liebe ein Brauch,
Bringt Gefahren sie auch.
Wenn das Messer mich stach,
Prügel fielen dann nach.
Schrien die Weiber ganz hoch
Und sie liebten mich doch,
Und die Täter, die kamen ins Loch!

Nur dein Schutzmantel blau,
O du heilige Frau,
Ist an alledem schuld.
Jetzt behalt' deine Huld!
Denn ich bin schon recht alt
Und im Bett ist's mir kalt
Und mit Gicht ist die Lust schon bezahlt!

Willst du gnädig mir sein,
Schenk mir Bier oder Wein,
Weil das Jammern nichts frommt,
Wenn mit Hörnern der kommt.
Tut ein Mantel mir not,
Hat er höllisches Rot
Und ich weiß, was da unten mir droht!

HERMANN SEYBOTH

Die letzte Instanz

(E. Thöny)



„Ich verstehe nicht, Eisenhower, habe ich mich denn an hoher Stelle — bei Churchill, unbeliebt gemacht?" — „Ach Unsinn, mein lieber Montgomery, ich glaube an höchster Stelle — bei Stalin!"

„Gut gespielt!" sagte ich und bekannte mich ohne Vorbehalt als geschlagen.

Reinhold lächelte und wehrte das Lob ab. „Du hast es mir nicht leicht gemacht — — deine Bauern im Anfang — — es war glänzend in der Theorie und warf all meine Pläne über den Haufen, doch es war auch gefährlich in der Praxis."

„Es ist immer gefährlich, die Bauern und Arbeiter für eine große Idee einzusetzen", gab ich zu. „Denn wer weiß im voraus, wie weit sie sich die Größe eines Gedankens zu eigen machen können und ihm folgen? Manchmal glückt es — glückt dann, wenn der einzelne Große und Begnadete, der Schöpfer dieser Idee den Weg von oben nach unten findet, auf der anderen Seite

Resignation

(R. Kriesch)



„Aber die zwei Soldaten haben doch bestimmt gesagt, sie wollten heute hier zu uns raufkommen!" — „Aber Trude, weißt du denn, wen sie auf dem Weg getroffen haben?"

Rassegnazione: "Mai i due soldati ci hanno pur assicurato che volevano venir oggi su da noi!„ "Ma, Trude, lo sai tu chi hanno incontrato per via?„

aber die große Masse auf dem Wege von unten nach oben sich bewegt, so daß es zu einer Vereinigung kommt und beide Wege in eine Straße münden. Doch wie gesagt: es ist ein Glücksfall, der dann eintritt, wenn der Berufene und die Gerufenen unter einem guten Stern stehen — wenn ich einmal so sagen darf. Meistens aber zersplittert sich der große Gedanke in den vielen. Es gibt Teilerfolge, gewiß. Doch im Grunde bleibt alles Stückwerk. Und das ist dann auch schon der Anfang vom Ende."

„Ich höre, ihr kommt vom Schachspiel auf die Bewegungen der Menschen", mischte sich Unteroffizier Neuhaus ein, ein rundes, rosiges Pastorengesicht mit einer scharfen Brille über den kleinen beweglichen Augen. Und er war auch im zivilen Leben Pfarrer einer kleinen, mitteldeutschen Gemeinde.

„Sicher, Albert! Es liegt ja nahe", sagte ich. „Was fürs Schachspiel gilt, läßt sich vergleichsweise auch auf die Menschen anwenden."

„Und wie steht's dabei mit dem Christentum?" bohrte Neuhaus hartnäckig weiter, damit auf ein Gebiet übergreifend, das er nur zu gern bei jeder Gelegenheit dem oft schon verhärteten Soldatenherzen schmackhaft zu machen versuchte.

„Mit dem Christentum wie mit allen Religionen und Bekenntnissen dieser Erde, deren es ja zahlreiche gibt. Das Christentum ist schließlich nur einer unter verschiedenen Versuchen, das Heil zu bringen. Ein Versuch! sagte ich, wie jede andere menschheitsbewegende Idee auch. Und damit kommen wir wieder dahin, wovon wir ausgingen: wer als Vertreter dieser Idee, als Träger und Leiter erwartet, daß ein Volk seine Idee weiterträgt und ihr lebt, darf nicht in einem geruhsamen und bequemen Dasein verharren oder auf irgendeinem Gipfel thronen, hoffend: Gott wird's schon machen! Gott wird's schon geben! Er muß vorangehen und vorleben! Die Idee allein tut es nicht, Gott allein tut es ebenfalls nicht. Es ist ein oft wiederholter Fehler der Jahrhunderte, daß die Idee auf die Geführten abgewälzt und gesagt wurde: kämpft und leidet und opfert dafür, dann wird das Himmelreich euer sein! Billige Verfahren aber tragen billige Früchte — oder gar keine. Doch um aufs Schachspiel zurückzukommen: so also mußte auch mein gewagtes Bauernspiel eben — nebenbei: auch nur ein Versuch! — notwendig zur Katastrophe führen. Du hast es ja mitangesehen."

Neuhaus' Augen blinzelten etwas giftig hinter den Brillengläsern, ich sah es wohl —, er hatte gewiß auch schon eine schärfere Entgegnung auf der Zunge — — aber Reinhold lenkte ab: „Wir sind Soldaten und keine Theologenversammlung! Noch eine Partie?"

„Heute nicht mehr, Reinhold. Morgen werde ich Revanche fordern", lachte ich. „Wir wollen es langsam angehen lassen."

Die Stunde war schon über Mitternacht vorgerückt. Draußen war es ruhiger geworden. Die Geschütze schwiegen, nur vereinzeltes MG.-Geknatter und verlorene Gewehrschüsse drangen zu uns herüber. Wir packten die Figuren zusammen, und ich trat mit Reinhold hinaus in die Nacht. Der Mond schwamm zwischen niedrigen Wolken, Brandgeruch wehte von irgendwoher. Ein paar hundert Meter hoch nur kreiste auch heute die Rata, später als sonst, und zischte rasche Feuerstöße in die Gegend. Wir sprangen in einen Graben, auf daß es uns nicht unversehens so erging, wie am Abend vorher dem russischen Flüchtling. Der Tod wütete unberechenbar in diesem Gelände.

Leichtere Bomben sausten unweit herunter — Wumm! Wumm! Wumm! Wumm! Schreie, Stöhnen, Stille dann, sekundenlang. Ziehende Wolken, flimmernde Sterne auf den Himmelslichtungen, der Mond, fremd und unbeteiligt — — und wieder das feuerspeiende MG. des russischen Jägers: kurz, hart, schnell hintereinander — — brrrt! brrt! brrrt! Aufblitzende Bahnen der Leuchtspurgeschosse — — —

„Wozu ein Graben doch gut sein kann", sagte ich, als die Geschosse ins Buschwerk des Gartens zischten. „Früher, als wir Knaben waren, lagen wir an Grabenrändern auf dem Bauche, glücklich nach allerlei Getier und Blattwerk fischend oder dem Spiel der Wasserkäfer zuschauend. Wer dachte da an Krieg? Wer dachte daran, Reinhold, daß wir uns einmal hineinwälzen würden in den Graben, um Schutz zu finden vor den Händen des Todes, wie damals das Getier in den Löchern der Uferböschungen Schutz suchte vor unseren greifenden Händen —?"

„Willst du damit sagen, daß alle Schuld sich rächt auf Erden?" fragte Reinhold, dunkel und gepreßt; denn er hatte das Gesicht tief ins feuchte Sumpfgras des Grabens geduckt. „Auch die schuldlose Schuld der Kinderhände, die doch nur spielend, suchend, wissenwollend nach dem merkwürdigen Leben des Krabbel- und Schwimmgetiers griffen — nicht um zu töten?"

„Das wohl nicht, Reinhold — — wenngleich die Wiederholung der Geschehnisse, nur auf anderer Ebene, nur viel unerbittlicher, oft unheimlich ist —" Wir lauschten dem Summen der Rata, die wie ein giftiges Nachtinsekt bald hier, bald dort ihre Fühler ausstreckte...

„Doch gut, daß wir jetzt das Schachspiel haben!" wies Reinhold nochmals auf seine jüngste Beute hin. „Wir haben in der letzten Zeit schon zuviel gegrübelt und gesponnen. Es wird uns auf andere Gedanken bringen."

„Oder noch mehr drin verstricken", fügte ich ein. „Ach so, du denkst an das Intermezzo mit dem Pastor vorhin — — Wennschon? Er ist ein etwas seltsamer Heiliger. Aber du weißt ja auch: er sucht oft gewaltsam die Diskussion und möchte gern Jünger dabei finden. Es wird nicht das letzte Mal gewesen sein."

Wir krochen aus dem Graben; denn der Jäger war abgeschwirrt. War es Frieden geworden? Kein Schuß mehr fiel, ein Nachtvogel geisterte vor uns her, der Wind stöberte im Gezweig der Bäume. Wir schritten den Hütten zu und trennten uns auf der Straße; denn wir teilten diesmal nicht die gleiche Unterkunft.

„Bis auf morgen!" sagte Reinhold und versuchte zu scherzen. „Neues Spiel — Neues Glück!"

„Ja, bis morgen!" rief ich zurück.

Am nächsten Tage wurde nichts aus dem geplanten Schachspiel. Frühmorgens schon überfiel uns zermalmendes Geschützfeuer russischer Schiffsbatterien von See her. Ein neuer Befehl kam: wir mußten sofort die Stellung wechseln. Als schon die Motoren ansprangen, da schwang sich Reinhold noch einmal vom Wagen herunter — —

„Halt! Halt!" rief er aus Leibeskräften; denn die Räder ruckten bereits — — „Halt! Mein Schachbrett!"

Der Zugführer fluchte erbärmlich, aber Reinhold ließ sich nicht beirren, tauchte wie ein Wiesel in der Hütte unter, um im nächsten Augenblick triumphierend mit seinem Brett herauszuspringen. Und kaum war er erneut zu uns geklettert, da flog unter einem Volltreffer die Hütte in die Luft. „Das nennt man Glück!" schrie er lachend im Dröhnen der Explosion und duckte sich, wie wir alle, automatisch tief auf die Bänke des Wagens. Aber nichts passierte uns. Gleich darauf brausten wir auch schon die holperige Straße hinunter, als wäre der Teufel hinter uns her.

Es wurde heute nichts, es wurde auch in den nächsten Tagen nichts aus dem Schachspiel. Befehle jagten uns hin und her, bald tauchten wir hier, bald dort auf, ein ruhloser Haufen, ewig wie Zigeuner unterwegs, mit ewig anderen Aufgaben. Reinhold ließ es sich nicht verdrießen, zu allem, was wir zu schleppen hatten, stets auch getreulich das Schachbrett mitzuschleppen. „Es kommt schon die Stunde, wo wir dem Schicksal dankbar sind, daß wir es haben!" pflegte er zu sagen, wenn Unverständige ihm einflüstern wollten, es als unnützen Ballast über Bord zu werfen. Und Reinhold hat Recht behalten. Anfang November — es war schon heftiger Winter geworden — erhielten wir festes Quartier in einer Ortschaft. Und Ruhe gab es und soviel Zeit auch für uns, daß unser Schachbrett zu höchsten Ehren gelangte. Da hockten wir fast Abend für Abend zusammen, eifrige Schachstrategen, deren Zahl schon gewachsen war. Ja, auch der Pfarrer und Unteroffizier Neuhaus hatte sich angeschlossen. Es verging selten ein solcher Abend, daß nach dem Spiel nicht reiche Gedanken vom Schachbrett aufblühten, die uns bis in die Nächte hinein festhielten. Öfter schuf die Diskussion heiße Köpfe und erregte Herzen, ließ wohl auch die Geister gelegentlich heftig aneinandergeraten —, aber immer blieb unser Brett eine solide Grundlage, die uns wieder einte und ein Gegengewicht gegen das mörderische Geschehen des Krieges darstellte, dessen Wert, Bedeutung und Gewinn für uns gar nicht zu überschätzen war. Wenn die Sehnsucht schier das Herz zersprengen wollte — wir hockten uns nieder und beugten die Köpfe über das Brett. Und siehe da: unser hartes und karges Leben wurde erträglicher. Bis ins Frühjahr hinein wurden wir seiner niemals müde, und heute darf ich wohl sagen: wie arm wären wir gewesen ohne es! Wieviel drückender wäre so manche Not gewesen, wieviel zermürbter das sehnsüchtige Herz, wieviel grauer und umschatteter die Gefahr?! Reinhold hütete das Brett wie seinen Augapfel.

Als dann aber im Frühjahr der Tag des Aufbruchs kam, vergrub er das Brett und die Figuren zuunterst im Rucksack. „Mit muß es!" sagte er. „Und wenn wir auch nicht mehr zum Spielen kommen — behalten will ich es gern. Später einmal, wenn ich wieder heimkomme, wird es mir die teuerste Erinnerung sein. Denn wer immer dann auch sich zum Spielen mit mir setzen wird — im Geiste werde ich das Gesicht meines Kameraden sehen, der sich hier draußen mit mir über das Brett beugte und meine Gedanken und Sorgen teilte, wie sonst auf der Welt wohl nur noch meine Frau. Glaubst du, daß solche Erinnerungen wertvoller sind als Gold und Silber und alle Reichtümer der Welt?"

Ich nickte nur stumm; denn Reinholds Worte hatten mich irgendwie tief ergriffen, so einfach sie auch waren. Ahnte ich dunkel, daß es nur Worte und Wünsche bleiben sollten?

Am nächsten Morgen nach dieser kurzen Begebenheit während des Packens rollten wir weiter südlich, einem anderen Frontabschnitt zu. Und wiederum drei Tage später, kaum, daß wir das neue Ziel erreicht hatten, war Reinhold schon gefallen und begraben, irgendwo an der langen Straße zwischen Leningrad und Moskau, von einer heimtückischen Kugel jäh aus unserer Mitte gerissen.

Wir haben das Schachspiel mit in sein Grab gelegt. Es hätte doch keiner mehr von uns darauf spielen mögen; denn dann wäre uns Reinholds Tod nimmermehr von der Seele gewichen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Ich machte eine Fußwanderung.
Kam in eine Dorfschenke.
„Herr Wirt! Herr Wirt! Ein kleines Bier!"
Der Wirt blieb hinter dem Tisch sitzen.
Brummte, ohne von seiner Zeitung aufzusehen:
„Wartens solange, bis Sö a großes mögn!"

Rösler

Ludwig Thoma befand sich in einer Gesellschaft, wo jemand die alte Weisheit aufwärmte, das beste auf der Welt sei doch ein gutes Gewissen. „Mag sein", behaglich lehnte sich Thoma in seinen Sessel zurück und paffte blaue Rauchwolken gegen die Decke, „das zweitbeste ist aber ganz bestimmt ein guter Rechtsanwalt..." F. F.

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 80 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. —
Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Churchills Träume in Italien

(Erich Schilling)



„Damned, soweit sollten wir die Deutschen bringen!"

Sogni di Churchill in Italia: "Damned! Anche i Tedeschi dovremmo ridurre a tale stato!„

München, 13. September 1944
49. Jahrgang / Nummer 37

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Zukunftstraum der Atlasse

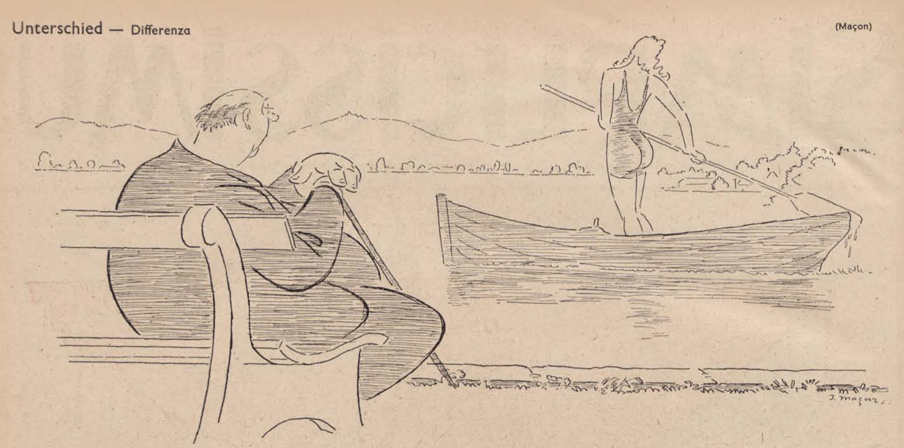
(O. Gulbransson)



„Jeder soll die Stützpunkte erhalten, die er sich verdient hat!"

Il sogno avvenire degli Atlanti: "Ognuno deve ottenere le basi d' appoggio che s'è meritato!„

Unterschied — Differenza (Maçon)



„In meiner Jugend hätte ich mir gedacht: ‚Schau-schau-schau!‘, heute denke ich nur: ‚Sieh mal an‘!“

“Da giovane avrei esclamato: Guarda, guarda, guarda! Adesso invece dico soltanto: Vedi un pò!„

Das Undramatische

Die letzten Briefe waren geschrieben, die Papiere beiseite gelegt. Lächelnd sah der Mann in die Mappe, auf der „eilig“ stand. Es war nicht mehr eilig. Jetzt saß er wohl zum letztenmal vor seinem großen Schreibtisch. Es war Schluß. Die Sache, der er diente, endete heute. Sie war eingestellt worden.
Er wußte, daß später dieses Ereignis, ein kleines Ereignis im Verlaufe der großen, in gedruckten Büchern stehen würde. Und so was ist eigentlich dramatisch, nimmt sich wenigstens dramatisch aus, wenn es schwarz auf weiß steht.
Um ihn herum ging es aber keineswegs dramatisch zu. Die Sekretärin war gegangen wie sonst. Vor dem Fenster stand das alte gotische Mauerwerk wie sonst, neben ihm war eine Trümmerstätte in den letzten Jahren hinzugekommen. An der rechten Zimmerwand stand der große Bücherschrank, der lange im Atelier eines berühmten Künstlers mit der Marke eines Gerichtsvollziehers versehen gestanden hatte. Der Schreibtisch war mal auf einer großen Ausstellung gewesen, und der Stuhl, auf dem er jetzt saß, war der Sitzplatz eines bekannten Mannes, damals. Viele namhafte Leute hatten sich die Ärmel hier blankgerieben. An all das hatte er jahrelang nicht gedacht. Es war wirklich die richtige Umgebung für einen dramatischen Schluß, so einen mit Knalleffekt und bengalischer Beleuchtung, oder mit leiser Opernmusik bei langsam fallendem Vorhang. Der Mann saß und wartete auf so was. Es geschah nichts. Zwei Fliegen flogen um das Tintenfaß. Man konnte an sie keine Ansprache richten. Der Mann gab sich Mühe, etwas Abschließendes zu tun. Er nahm ein Papier und zog einen Strich; es sollte ein Abschlußstrich sein. Das wirkte gar nicht. Er hüstelte. Hüsteln ist auch keine imposante Schlußbemerkung. Historische Momente sind aus der Nähe besehen meist sehr banal, manchmal sogar lächerlich, das wußte er.
Der Mann nahm Hut und Mantel, der Mann machte sich zum Gehen auf. Ehe er aber die Tür schloß, wandte er sich noch einmal um und sagte in den leeren Raum hinein laut und freundlich „Guten Abend“. Die beiden Fliegen summten hoch. Eine hatte ein dunkles Fleckchen auf dem Stuhl des berühmten Vorgängers hinterlassen.

Foitzick

Nach dem Regen

Nebelstreifen sind geblieben
Über dem durchnäßten Wald.
Bald hat sie der Wind vertrieben!

Leichte Winde, wie sie schieben!
Und die grüne, feuchte Frische,
Atemzartes Dunstgemische,
Ist durchblitzt von goldnem Licht.

In dem Kieselbach die Fische
Glänzen still und rührn sich nicht,
Nur die zuckende Libelle
Rührt sich und die schwarze Welle.

Georg Britting

Im Zuge der durch den totalen Krieg bedingten Konzentrationsmaßnahmen auf dem Gebiete der Presse stellt unsere Zeitschrift mit dem 13. September 1944 das Erscheinen für die Dauer des Krieges ein. Es werden dabei weitere Kräfte für die Wehrmacht und für die Rüstung frei.

Wir danken unseren Lesern und Freunden für die uns erwiesene langjährige Treue. Mit unserem zuversichtlichen Glauben an den Sieg verbinden wir die Hoffnung, unsere Zeitschrift nach dem Siege allen Beziehern wieder in gewohnter Weise liefern zu können.

Aus arbeitstechnischen Gründen hat die Reichspressekammer die Anweisung erteilt, daß eine Rückzahlung von zuviel gezahlten Bezugsgeldern möglichst unterbleiben soll. Der Verlag wird deshalb verpflichtet, diese Beträge an das Winterhilfswerk abzuführen. Bezieher, die mit dieser Regelung nicht einverstanden sind, müssen sich unter Vorlage der Zahlungsbelege bis zum 31. Oktober ds. Js. wegen Rückvergütung an den Verlag wenden.

HERR IM HAUS

VON HANS BETHGE

In Indien stritt ein Vater mit seinem Sohn darüber, wer im allgemeinen Herr im Hause sei, der Mann oder die Frau. Der Sohn meinte, das sei selbstverständlich der Mann, aber sein Vater war anderer Meinung. Da er seinen Sohn mit Worten nicht zu überzeugen vermochte, sprach er so zu ihm:
„Mache eine Reise durchs Land. Ich gebe dir hier einen Wagen mit zwei Pferden und hundert Hühner. In den Häusern, wo du findest, daß die Frau die Herrschaft hat, laß ein Huhn zurück. Wo du findest, daß der Mann herrscht, ein Pferd.“
Der Sohn tat, wie ihm geheißen, und unternahm seine Reise. Er war bald erstaunt darüber, wie sehr sich die Zahl seiner Hühner verminderte, während er noch keine Gelegenheit gehabt hatte, eins der beiden Pferde zu verschenken. Er hatte längst begriffen, daß sein Vater recht hatte. Da, nachdem er bereits neunundneunzig Hühner verschenkt hatte, gelangte er an eine einsame Farm und stellte die gewohnte Frage, wer hier Herr im Hause sei.
„Ich natürlich“, sagte der stattliche Mann mit lachender Miene.
„Beweise es“, sprach der Ankömmling.
Der Farmer rief sein Weib herbei, und dieses bestätigte mit bescheidenen Worten, daß ihr Mann selbstverständlich Herr im Hause sei.
„Gut“, sagte der Besucher befriedigt, „wähle dir eins meiner Pferde.“
Der Farmer betrachtete die beiden Tiere, dann sagte er:
„Gebt mir den Braunen!“
Kaum aber hatte er dies geäußert, da faßte ihn seine Frau am Arm, zog ihn beiseite und sprach energisch auf ihn ein.
Darauf trat der Farmer wieder vor den Besucher hin und sagte:
„Nein, gebt mir lieber den Schimmel!“
„Nichts da!“ rief der Besucher entsetzt, „ihr bekommt ein Huhn!“
Warf dem verdutzten Paar sein letztes Huhn entgegen und fuhr mit leerem Wagen nach Hause.

Der englische Koch — der russische Braten

(Wilhelm Schulz)



„Wir werden unsere Gegner im eigenen Safte schmoren lassen!"

EINE JAGDGESCHICHTE

VON KONRAD SEIFFERT

Jagdgeschichten erzähle ich recht ungern, lieber Herr. Man kann da gar nicht vorsichtig genug sein. Die Leser glauben oft nicht an das, was ihnen vorgetragen wird. Sie lächeln überlegen, weise und wissend und sind bereit, alles in die Rubrik „Jägerlatein" einzuordnen. Und was an dieser Stelle steht, das soll ja eigentlich nur so ein fauler Zauber und Schwindel sein.

Die Jäger aber unter den Lesern glauben, man halte sie zum Narren. Sie weisen einem dazu noch Fehler über Fehler nach. Mir hat mal ein Jägersmann geschrieben, ich verstünde überhaupt nichts vom edlen Weidwerk. Weil ich das Gebell eines Hundes eben als Gebell bezeichnet hatte. In Wirklichkeit bellt ein Hund nicht, sondern er läutet, wahrhaftig, Sie können es glauben!

Dieses Hundegeläut erinnert mich an ein Erlebnis, das ich mit Ramon hatte. Ich will es Ihnen erzählen. Jawohl, das hier ist doch eine Jagdgeschichte.

Also: Ramon und ich, wir lernten in San Juan einen Deutschen kennen, der Armin Blaus hieß, der schlecht reiten konnte, der lange Zeit in Spanien gelebt hatte und ein grandioses Kastilianisch sprach, der sehr aufrecht einherwandelte, und der ein Jäger war.

Er wollte Reiherfedern sammeln und dadurch reich werden. Man kann Reiherfedern sammeln. Man kann dadurch reich werden. Bestimmt. Ich habe viele Reiherfedern in den Händen gehabt. Ich bin nicht reich geworden. Ich kenne viele Reiherfedernsammler. Ich kenne keinen einzigen, der das Geld, das er in die Finger bekam, behalten und nutzbringend angelegt hätte. Ach, die Sache mit den Reiherfedern und dem Geld, das man dafür bekommt, ist eine recht eigenartige Angelegenheit, wahrhaftig, lieber Herr.

Ramon und ich waren mit dem Vorschlag, den uns Herr Armin Blaus machte, einverstanden. Wir zogen von San Juan los, nach Norden, in ein Gebiet, das von Reihern wimmelte. Die Jahreszeit war günstig. Hatten wir Glück, dann kehrten wir mit reicher Beute heim.

Wir kamen schnell vorwärts. Herr Blaus biß die Zähne zusammen beim Reiten. Ach, es ging besser, als ich geglaubt hatte.

Wir erreichten bald die Hazienda unseres Bekannten Diego Prado. Sie lag auf einer hohen Barranca am Südufer eines Nebenflusses des Paranà. Im Norden dehnte sich unübersehbare Buschwildnis aus, verfilztes Gestrüpp mit Bauminseln, mit übermannshohem Gras- und Staudenwuchs, aus dem sich gespenstisch, gebleicht, vielfach gewunden oder gekrümmt die erstorbenen Stämme ehemals mächtiger Bäume erhoben.

Hier lag ein Paradies der großen Vögel. Aber hier gab es vor allem Moskitos, denn es waren Wassertümpel und Sumpfstrecken vorhanden. Hier hausten Tapire, Gürteltiere, Sumpfhirsche, Pekaris und andere Wildarten. Herr Blaus horchte auf, als wir uns darüber unterhielten. Und es wurde beschlossen, zuerst einmal eine kleine Jagd auf Pekaris zu veranstalten.

Kennen Sie die Pekaris, lieber Herr? Pekaris sind südamerikanische Wildschweine. Sie sehen reichlich struppig aus, haben gefährliche Hauer, treten oft in Herden auf und scheuen sich zuweilen nicht, Menschen anzugreifen. Jawohl, sie können recht gefährlich werden.

Ein bißchen Gefahr schadet nichts. Darüber waren wir uns einig. Wir fuhren dann an einem Morgen im Boot über den Fluß, nahmen als Führer durch die Wildnis den Indio Manuelo mit, dazu noch fünf Hunde, die, wie Diego versicherte, vor den Pekaris nicht ausrissen.

Der Fluß war seicht und breit. Wir erreichten das andere Ufer. Von dort aus führten die Spuren vieler Tiere in das Gestrüpp, vor allem die Spuren von Pekaris.

Unter Führung von Manuelo tappten wir, einer hinter dem andern, in die Pflanzenwildnis hinein. Wir wollten eine Bauminsel erreichen, die sich etwa fünfhundert Meter vor uns erhob.

Es stank entsetzlich nach Schwein und nach andern Dingen in dem verfaulenden Dickicht. Kein Wind wehte. In der feuchten Hitze fingen wir an zu kochen. Ramon begann zu fluchen. Die Hunde blieben zurück, das sicherste Zeichen dafür, daß Pekaris in der Nähe waren. Manuelo warnte. Herr Blaus hielt sich sehr aufrecht und seine Büchse schußbereit.

Kurz vor der Baumgruppe weitete sich der bis jetzt schmale Weg zu einer Art Lichtung. Hinter uns heulten die Hunde. Rechts von uns raschelte, knackte, rumorte, grunzte es im Gebüsch: Pekaris. Manuelo rief: „Aufpassen!"

Ach, es gab da nicht viel aufzupassen. Ich sah nur das hochragende Grün um uns, über dem die Sonne flirrte und die kleine Lichtung, die fast weiß im grellen Licht des Vormittags lag.

Wir blieben stehn, die Büchsen in der Hand. Ramon meinte: „Ist die Herde groß, dann werden wir erledigt, ehe wir zweimal geschossen haben!" Manuelo und Diego behaupteten darauf, es könne sich nur um eine kleine Pekariherde handeln. Das wollten sie an den Geräuschen hören, die sich jetzt der Lichtung näherten. Ramon lachte. Herr Blaus war auf alles gefaßt. Er gab eine prächtige Figur ab, jawohl.

Nichts geschah. Der Schweiß rann mir zwischen den Schulterblättern den Rücken hinunter. Die Stechfliegen aller Arten und Größen wurden immer aufdringlicher. Das Getöse im Busch schien sich von uns zu entfernen.

Manuelo ging langsam weiter. Wir folgten ihm. Wir kamen an den Rand der Lichtung. Wir blieben wieder stehen. Denn schräg uns gegenüber schoben sich jetzt die Köpfe und die zottigen Leiber von zwanzig, dreißig Pekaris aus dem Gebüsch. Ach, sie hatten uns längst gesehen und starrten uns an. Alle. Es stank entsetzlich.

„Na also!" rief Ramon, „Zum Aussuchen! Das gibt ein Schweineschlachten!"

Herr Blaus sah den Ramon vorwurfsvoll an. „Wir sind doch hier auf der Jagd!" sagte er so laut, daß die Pekaris unwillig grunzten und sich weiter aus dem Busch schoben.

Ich war mir nicht klar darüber, was Herr Blaus damit meinte. Und auch Ramon sah verblüfft zu ihm hin. Er knurrte. Er hob die Büchse.

Das tat auch Herr Blaus. Zwei Schüsse fielen zur gleichen Zeit. Aber nur ein Pekari, ein starker Keiler, wurde getroffen. Er schrie, als ob er am Spieß steckte, hob den Rüssel hoch, tat so, als wolle er sich auf uns stürzen, knickte dabei aber mit den Vorderläufen zusammen, bohrte seine Hauer ins Gras und blieb am Rand der Lichtung liegen.

Manuelo, Diego und ich kamen nicht zum Schuß.

Die Pekaris waren wie weggeblasen. Wir hörten, wie sie durch das Gestrüpp brachen und in der Richtung zur Baumgruppe hin verschwanden.

Dafür aber erschienen unsere Hunde. Jaulend und hechelnd jagten sie an uns vorbei und auf den toten Keiler zu. Sie bissen ihn in die Ohren und ins Hinterteil, rissen ihm Borsten aus, umsprangen ihn, als seien sie toll geworden.

Wir gingen hin. Herr Blaus lud seine Büchse, lehnte sie an den Kopf des Pekaris, sah sich stolz um in der Runde und schien auf etwas zu warten. Ramon jagte die Hunde weg: „Jetzt bellen sie wie blödsinnig. Aber vorhin haben wir keinen Schwanz gesehen von den Feiglingen!"

Und hier sagte nun Herr Blaus: „Sie bellen nicht! Sie läuten!"

Sie werden zugeben müssen, lieber Herr, daß dies eine recht eigenartige Rede war. Wir vier, Ramon, Manuelo, Diego und ich, wir waren wahrhaftig etwas überrascht.

Herr Blaus aber sah unser Erstaunen nicht. Mit der Miene des Siegers sagte er: „Ich habe den Burschen getroffen!" Er wies auf ein paar Blutströpfchen hin, die hinter dem Ohr des Keilers aus dem Borstenwald hervorsickerten. Ramon, nein, Ramon dachte gar nicht daran, dem Herrn Blaus die Beute streitig zu machen.

Der glückliche Schütze nahm nun seinen Hut vom Kopf, brach einen Zweig von einem dornigen Strauch ab, strich damit über das hinter dem Ohr des getroffenen Keilers hervorrinnende Blut, und nun geschah etwas, womit keiner von uns gerechnet hatte: der Keiler erhob sich laut quiekend, fuhr im Halbkreis herum und uns durch die Beine und jagte im Schweinsgalopp der nahen Baumgruppe zu, in der er verschwand. Ramon gab einen Schuß auf ihn ab. Aber der traf nicht. Die Hunde zogen winselnd davon. Diego machte ihnen durch Zurufe Mut, und sie entschlossen sich dann doch, den verschwundenen Keiler zu suchen. Das ist nichts Allzuaußergewöhnliches, Sie haben ganz recht. Schlimm war hier nur, daß der Keiler die Büchse des Herrn Blaus mitgenommen hatte. Sie lehnte vorhin an seinem Kopf. Als das Tier aufsprang, kam sein Kopf zwischen Lauf und Riemen. Und da zog es eben mit der Büchse ab.

Auch schon dagewesen! werden Sie vielleicht sagen, aber warten Sie ab, lieber Herr!

Wir standen noch reichlich überrascht am Rand der Lichtung, da erhob sich drüben in der Baumgruppe ein mächtiges Getöse. Der Keiler grunzte und quiekte. Die Hunde läuteten heiser. Und dann fiel ein Schuß. Danach wurde es stiller.

Es war selbstverständlich, daß wir schnell hinüberliefen zu den Bäumen. Zwei Hunde kamen uns entgegen. Zwei? Jawohl, nur zwei. Fünf hatten wir mitgenommen. Drei lagen tot unter den Bäumen. Der Keiler hatte sie erschossen. Mit der Büchse des Herrn Blaus, die ihm am Halse hing. Mit einem Schuß, wahrhaftig, Sie können es glauben.

Der Keiler war verschwunden. Wir sahen ihn nicht mehr. Seine Büchse bekam Herr Blaus wieder. Sie lag auf dem zerwühlten Erdboden unter den Bäumen. Er hob sie auf und sah sie sich lange und nachdenklich an.

Dann nahm er seinen Hut ab, entfernte von ihm den blutigen Dornenzweig, den er sich trotz des Durcheinanders vorhin angesteckt hatte, und sagte: „Ich muß mich schämen. So etwas ist mir noch nie passiert!" Und dabei wurde er wirklich ganz rot im Gesicht. Ramon lachte. Ich blieb sehr ernst.

Die beiden Hunde rasten plötzlich laut aufheulend davon. Über die Lichtung wechselten in gemütlichem Zuckeltrab drei Pekaris. „Auf! Auf!" rief da der Ramon, „Die Jagd geht weiter! Die Hunde läuten schon!"

Dabei schoß er. Und er traf. Ein Pekari blieb mitten auf der Lichtung liegen. Nein, das Tier wurde nicht wieder lebendig. Manuelo schnitt es auseinander. Am Abend gab es Schweineschinken. Aber der Braten war so stark gewürzt, daß wir nicht merkten, was wir aßen. Ich mußte dabei ständig an den Filzhut denken, den der Herr Blaus trug. Was ich Ihnen nicht wünsche, lieber Herr!

LEKTÜRE

Du hast in die verdiente Sonntagsruh
Den neuesten Roman dir mitgenommen,
Da du zum Lesen leider nicht gekommen
Die Woche lang. Nun also sitzest du
Als Wochenender unter grüner Haube
Und denkst, du seist zu Gaste bei Horaz
Und träumst dich göttergleich im Lorbeerlaube,
Wo selbst ein Römer seine Stadt vergaß
Im Schatten reifer Trauben und Zitronen . . .

Doch du darfst nur im Wildwein durstig thronen
Und nippen von papiernen Sensationen . . .
Bis eine Biene dich ins Leben ruft
Mit ihrem Summen, schwer vom Tau der Rosen,
Und deine Trägheit aufwacht von dem losen
Geflatter bunter Flügel und vom Kosen
Verliebten Tanzes durch die Sommerluft.

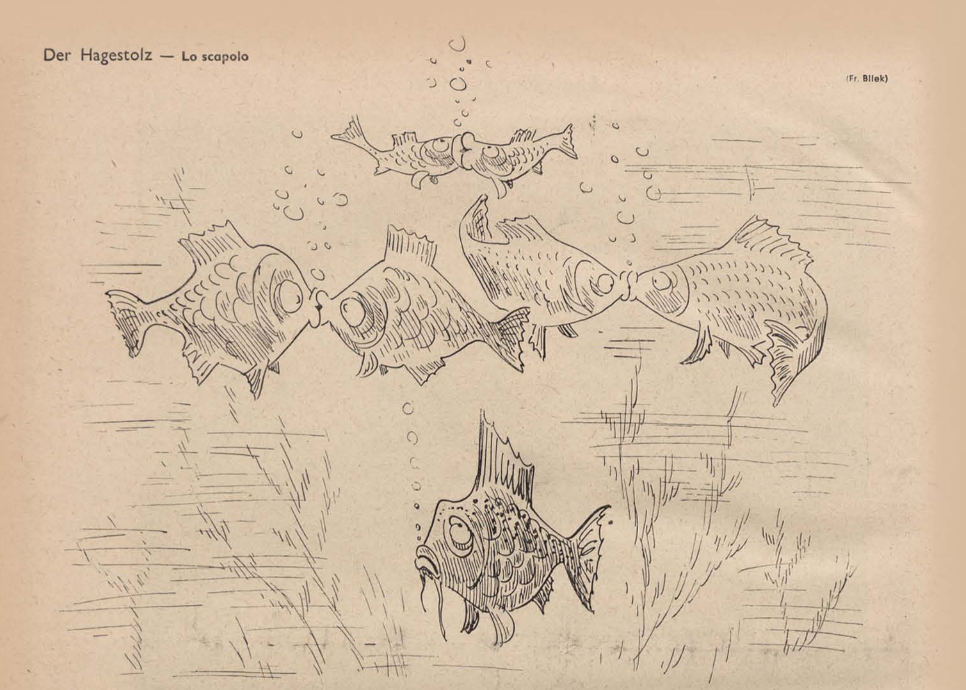
Nun lege einen Grashalm in die Seiten
Und weg das Buch! . . . Der Mittag atmet schwer,
Will dir aus Duft und Licht ein Fest bereiten.
Dein Herzschlag schwingt empor in blaue Weiten,
Und heute liest du keine Zeile mehr!

Rainer Prevot

England marschiert



„Mit Euch, meine Freunde, komme ich weit, wenigstens bis Moskau!“



Der Hagestolz — **Lo scapolo**

(Fr. Bilek)

DER FUSSABSTREIFER

VON HEINZ SCHARPF

Ich pflege meine Geschichten aus dem Leben zu schöpfen. Dabei macht mir das Leben heute manchen Strich durch dieselben. So mitten im schönsten Geschehen durch diese:
Ich kaufte einen Fußabstreifer. Aus Kokosfaser. Und legte ihn vor die Tür. Am andern Tag war er nicht mehr da. Er hatte sich verflüchtigt. Es war eben kein bodenständiges Fabrikat.
Verärgert kaufte ich einen neuen und legte ihn vor die Tür. Zwei Tage darauf war auch er verschwunden.
Das war denn doch ein starkes Stück. Im Hause waren die Diebe sicher nicht zu suchen, da lebte nur ein Operettenkomponist im zweiten Stock, der ansonsten nicht nach Noten stahl. Es blieb mir nichts anderes übrig, als in die Tasche zu greifen und einen neuen Fußabstreifer zu kaufen. Zum Glück befand sich in meinem Besitz eine schöne Nickelkette, das dazu gehörende Fahrrad hatte sich schon längst in seine Bestandteile aufgelöst, an diese Kette kettete ich ihn kunstgerecht an. Es dauerte keine Woche, war die Kette weg, samt der Kokosmatte. Vielleicht hatte es der Dieb gar nicht auf diese abgesehen, sondern er wollte seiner Liebsten aus der Kette ein Armband machen lassen, Nickelschmuck ist derzeit sehr beliebt, jedoch der Fußabstreifer war zu genial an ihr befestigt gewesen, daß er wohl oder übel mitgeklaut werden mußte. Zähneknirschend mußte ich also einen neuen kaufen.
Nun aber legte ich ihn nicht vor die Tür, ohne mich gleichzeitig selbst dahinter auf die Lauer zu legen. Ich stellte mir einen Lehnstuhl auf den Flur hinaus, ein schönes geblumtes Möbel, in dem schon mein Großvater manches Nickerchen zu tun pflegte, und setzte mich darin mit einer Schrotflinte auf den Anstand. Als alter Schrotschütze bin ich gefürchtet, besonders von den Treibern. So saß ich Stunde um Stunde und spitzte die Ohren, ob sich niemand auf leisen Sohlen nahte? Aber die Diebe hatten offenbar Lunte gerochen oder sie hatten gerade Betriebsferien. Schließlich übermannte mich die Müdigkeit und ich nickte auf fünf Minuten ein. Als ich aufwachte, da — nein, Sie irren — da war der Abstreifer noch immer da. Das Kreuz schmerzte mich und die Flinte hatte ich im Schlaf auf mein Hühnerauge aufgesetzt, was die betroffene Zehe krumm nahm. Trotzdem schlief ich nach kurzer Zeit abermals ein.
Mir träumte, ich läge auf einem Abstreifer, den mir jemand unter dem Podex wegziehen wollte, doch es gelang ihm nicht. Wohl aber gelang es jemandem mit dem Abstreifer draußen vor der Tür, der inzwischen abhanden gekommen war. Jetzt aber wurde mir die Geschichte zu bunt. Fluchend kaufte ich einen neuen. Diesmal nagelte ich ihn am Boden fest. Mit langen Drahtstiften. Als ich meine Schuhe abstreifen wollte, riß mir ein Nagel die Sohle weg. Das war um so unangenehmer, als mein Schuster gerade die Annahme von Reparaturen auf drei Monate gesperrt hatte. Ich zwang mich in meine Sandalen und entfernte die Nägel wieder. Oh, hätte ich auch den Abstreifer entfernt. So besorgte das wiederum der anonyme Interessent, der offenbar einen schwunghaften Handel mit Fußabstreifern betrieb.
Nun überlegte ich es mir gründlich, ob ich noch einmal einen neuen kaufen sollte? Ich konnte doch nicht mein ganzes erspartes Geld dauernd zur Tür hinauswerfen. Aber ein gepflegter Haushalt bedarf eines Fußabstreifers und so entschloß ich mich trotz der gemachten Erfahrungen zu einem letzten Kauf.
Doch jetzt erfolgte jener Strich des Lebens, den ich in meiner Einführung angedeutet habe. Denn ich bekam Folgendes zu hören.
„Herr, Sie haben nun schon fünf Kokosfußabstreifer für Ihre Humoreske verschlissen und wollen jetzt *noch einen sechsten erstehen, in einer Zeit,* wo der gewöhnliche Sterbliche überhaupt keinen zu kaufen bekommt. Nun aber Schluß!"
Verdutzt ließ ich die Feder sinken. Da saß ich mit meiner Geschichte, die sicher eine nette Pointe ergeben hätte, die ich dem Leser nun für spätere Zeiten schuldig bleiben muß. Denn ich möchte nicht, daß es heißt, daß ich mich in meinen Erzählungen über den Leser lustig mache.
Dazu sind die Zeiten viel zu ernst.

Gespensterschlacht

(O Nückel)



La battaglia degli spettri

DAS LUDER

VON OTTO HOFMANN-WELLENHOF

Aus dem „Lesebuch für die alpenländischen Volksschulen" ist mir eine Geschichte im Gedächtnis haften geblieben, die mit der törichten Einleitung beginnt: „Als Ferdinand zur Schule kommen sollte, gaben ihn seine Eltern zu Verwandten in das Städtchen. Diese bekümmerten sich aber nur wenig um den Knaben. So verlebte er eine freudlose Jugend." Jene Ansicht des Verfassers ist — juristisch gesprochen — „abwegig". Der Autor mag wohl selbst als Kind nicht im Bannkreis erziehungsberechtigter Anverwandter gestanden haben — nur so läßt sich sein Trugschluß erklären, daß pädagogische Beschirmtheit und Jugendlust gerade proportional wären.

Das Gegenteil trifft bisweilen eher zu, eine Behauptung, die freilich auch in dieser allgemeinen und vorsichtigen Form des Beweises bedarf.

Ich will von Leopold sprechen. Leopold teilte mit mir durch etliche Jahre die Bank einer jener Volksschulen, für welche das oben zitierte Lesebuch bestimmt war.

Auch Leopold genoß nicht den elterlichen Hort, er wuchs — wie der freudlose Ferdinand — durch die Entfernung von Wohn- und Schulort bedingt, bei Onkel und Tante auf.

„Diese bekümmerten sich aber nur wenig um den Knaben" und solange war es gut. Erst als sie sich zu einer umfassenden und langandauernden pädagogischen Aktion entschlossen oder besser: als sie durch die Macht der Verhältnisse — welcher, wird noch im einzelnen darzulegen sein — dazu gezwungen wurden, geriet das bis dahin geradlinige Weltbild Leopolds in die Verzerrung früher Zweifel.

Aus unserem Schulhof führte durch mehrere Gebäude ein langer, dunkler Gang, ein sogenanntes „Durchhaus", zur nächsten Seitengasse. Dieses Durchhaus bildete die wichtigste Operationsbasis für ungezählte „Räuber- und Schanti"-Schlachten. Sogar die 10-Uhr-Pause konnten gewiegte Räuber und Gendarmen zu einigen raschen Kampfhandlungen ausnützen, sofern es ihnen gelang, aus dem runden Pausen-Sträflingstrott, der schulordnungsgemäß paarweise und im Uhrzeigersinn zu erfolgen hatte, in der dunklen Ecke zu brechen. Nun handelte es sich aber bei diesem Durchhaus, wie mehrfache Anschläge besagten, um eine Passage, die „dermalen freiwillig gestattet" war. So konnte es nicht ausbleiben, daß da und dann auch Nichtkombattante zwischen die Linien gerieten und in die Händel verwickelt wurden. Leopold, von je „Schanti", wollte sich eben aus der dunklen Nische, in der er listig lauerte, auf den scheu schleichenden Räuber stürzen, da schob sich hemmend eine gewaltige neutrale Macht zwischen den Arm der Gerechtigkeit und dessen Opfer.

Der kleine Gendarm prallte mit Gesicht und Kopf gegen die Schenkel der festen Frauensperson. Schreck und Wut übermannten ihn so, daß er den feindlichen Block zu rammen trachtete. Da dies natürlich nicht gelang, der Räuber wohl auch, Dunkelheit und Verwirrung nützend, zu entkommen drohte, rief Leopold in ohnmächtigem Zorn: „Fahr ab, du Luder!"

Nun ist „Luder" von der Warte eines gesitteten Sprachgebrauches betrachtet gewiß ein unschickliches, ja verdammenswertes Wort, in den „Räuber- und Schanti"-Kreisen aber bedeutet es nur Kleingeld täglicher Umgangssprache, auf einer Stufe etwa stehend mit dem fast formelhaft gewordenen „Aff" oder „Tepp", wobei allerdings die Nuance bemerkenswert bleibt, daß „Luder" unbewußt fast ausschließlich für Feminina verwendet wird.

Der gerammten Frau mochten diese — sprechen wir wissenschaftlich — ethymologischen Imponderabilien verborgen bleiben, sie fühlte nur erstens sich in ihrem dermalen freiwillig gestatteten Benutzungsrecht behindert, ferner vom Überfall aus der Nische erschreckt und obendrein noch durch ein keckes Schimpfwort beleidigt.

Sie griff sich entschlossen Leopold, und ihrer resoluten Art ist es zuzutrauen, daß selbst das Wissen, sie nehme hiermit einen, wenn auch nur Spiel-Gendarm fest, keinerlei Einfluß auf ihre Selbsthilfe genommen hätte.

Die Räuber natürlich, aber auch — das ist peinlich zu sagen — die „Schanti-Kollegen" huschten ins Dunkle und reihten sich alsbald unbemerkt dem mit schleifenden Schritten schlürfenden Pausenrundgang ein.

Dann betrat die Frau den Hof. Mit starker Hand hielt sie Leopold im Nacken an der Jacke. Der Tatbestand einer Festnahme mußte aller Welt offenbar sein.

„Jui" raunte es aus den Reihen, welche Kundgebung aber rasch vom aufsichthabenden Herrn des Lehrkörpers unterdrückt wurde.

Delinquent und Partei — es ist ja wohl klar, daß mit dem Betreten des Schulgebäudes die Frau zur beschwerdeführenden Partei wurde — wies man in das Besprechungszimmer, welches im Schmuck staubiger Blattpflanzen an das Büro einer Bestattungsanstalt denken ließ.

„Luder", ächzte Leopolds Klassenlehrer und schloß vor diesem Abgrund jugendlicher Verderbtheit schaudernd die Augen.

„Es ist nicht wegen mir", erklärte die Dame, „wegen" ohne Sorgfalt dem dritten Falle verbindend, wodurch dem Schulmann ein zweiter, freilich gewissermaßen anders gearteter Stich versetzt wurde. „Es ist wegen — weil man halt überhaupt den Kindern das nicht angehen lassen soll, so eine Keckheit, wo sie so von Jahr zu Jahr frecher werden, daß sich unsereins zum Schluß überhaupt nicht mehr auf die Straße trauen dürft', da muß —"

„Ein Exempel statuiert werden", zitierte der Lehrer geläufig den Spruch Nr. 381 aus dem „Goldenen Spruchbuch der Pädagogik". Die Gekränkte nickte beifällig mit Haupt und Busen.

„Und zwar, gnädige Frau, (die „gnädige Frau" hatte sehr versöhnende Wirkung) will ich es nicht mit einer disziplinarischen Ahndung des Falles seitens der Schule bewenden lassen, sondern auch das Elternhaus zur erzieherischen Unterstützung heranziehen. Ich werde sofort durch den Schuldiener Herrn Riederer, den Onkel dieses Schülers, als Verantwortlichen heraufbitten. Herr Riederer wird gewiß das Nötige veranlassen und Ihnen, gnädige Frau, die gebührende Genugtuung

(A. Kubin)



Tanz auf der Alm — Danza nella cascina

Ausrede

(R. Kriesch)

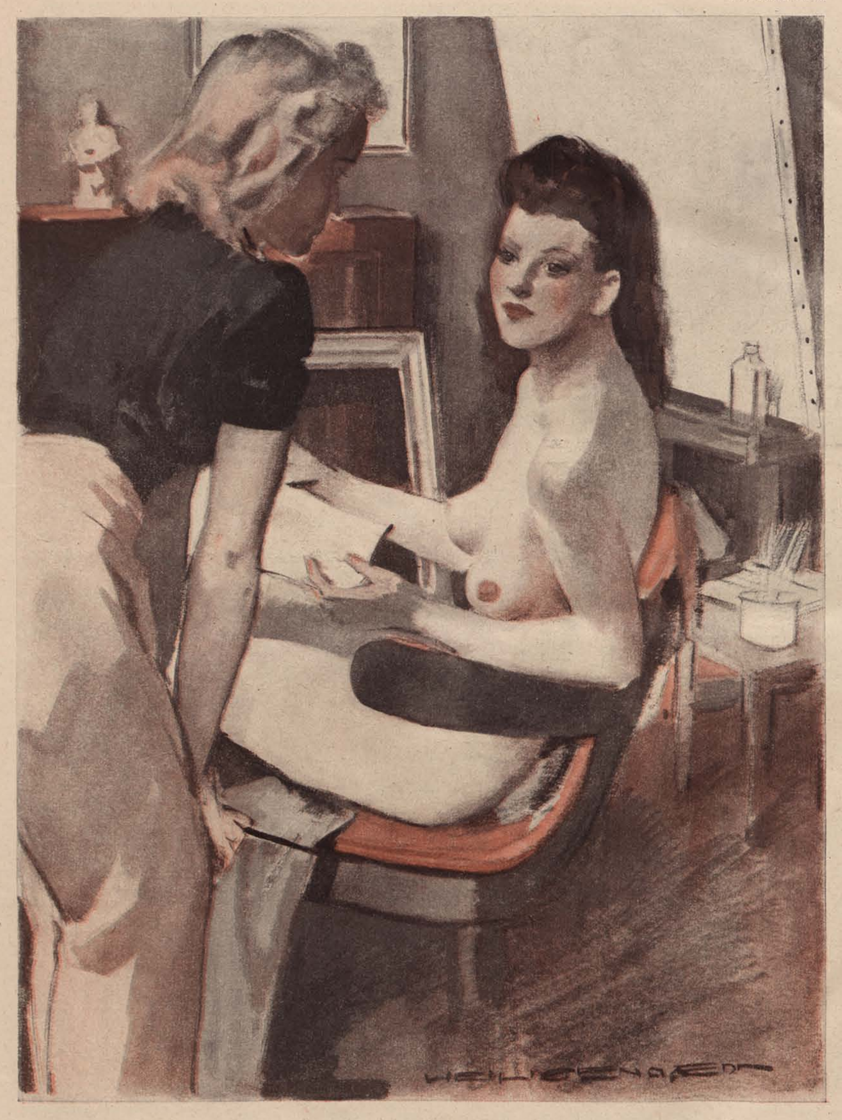


„Heda, Fräulein, wie kommen denn Sie auf mein' Apfelbaum?" — „Weiß auch nicht, liebe Frau, wollte auf die Zugspitze und hab' mich wohl 'n bißchen verstiegen!"

Pretesto: "Ehi là, signorina, come mai salite sul mio melo?„ — "Non so nemmeno io, cara signora; volevo salire sulla Zugspitze e mi sono certo un pò sbagliata!„

Mildernde Umstände

(Kurt Heiligenstaedt)



„Wegen der paar Striche läßt du mich stundenlang Akt stehen!“ — „Ach — ich erwartete einen vom Finanzamt!“

Circostanze attenuanti: “Per queste poche pennellate mi fai stare qui nuda per tante ore!„ — “Ah, sai, attendevo uno della Finanza!„

Hemmungen — Titubanza

(J. Hegenbarth)



„Wat is, Lotte — immer feste druff!" — „Ach, Emil, 'n Kissen, auf dem man so schön jeträumt hat —!"

"Che hai, Carlotta? . . . Giù, forza, sbatti!„ — "Ah, Emilio, un cuscino, sul quale . . . si son fatti tanti bei sogni!„

verschaffen. — Ich bitte um ein paar Minuten Geduld. Herr Riederer hat sein Unternehmen unmittelbar unserer Anstalt gegenüber — visavis", verbesserte sich weltmännisch der Pädagoge.

„Von der Feinkosthandlung?" fragte die Dame interessiert und erhielt ihre Vermutung bestätigt. P — der Onkel Pepi, dachte sich Leopold erleichtert, da werden die sich schön schneiden. Der schert sich doch nicht um die Schul', dem wird das ganz wurscht sein, wenn er überhaupt kommt.

Er kam.

Pepi kam, sah und fühlte sich besiegt.

Er wußte nicht, sollte er der fülligen Figur, den wohlgefügten Hüften oder den kraftvollen Armen den Vorzug geben oder waren es die einprägsam ausgeprägten Formen, die ihn bezauberten?

Onkel Pepi, von Beruf zwar Feinkosthändler, „Charkutier" dazumals, hielt es auf diesem Gebiet jedoch mit einem ausgesprochen quantitativen Geschmack. Trunken schweifte sein Auge und die Schnurrbartenden, die ohnedies wie Spanferkelschwänzchen lebensgenießerische Schnörkel machten, schienen sich noch kecker zu ringeln.

Fräulein Wetti hielt der Assentierung durch Onkel Pepis kundige Blicke im Vollgefühl ihrer — natürlich nicht wörtlich — unantastbaren Positionen gelassen stand.

Dann aber umflorten sich ihre lieben Augen, sie zog gar ein rührend-kleines Taschentüchlein hervor, Tränlein perlten, so daß der Lehrer verlegen auf eine Wandtafel starrte, welche den Gemeinen Wiedehopf im Hochzeitskleid zeigte.

„Und so frech glaubt eben jeder sein zu können", stammelte Wetti unter weinerlichem Schnupfen, „wenn er merkt, eine schutzlose Frau vor sich zu haben —"

Schutzlos ist eine uralte Masche — ich möchte wetten, schon aus der Edda belegbar. Aber so wie ungezählte Generationen Fliegen immer wieder auf unsere simplen Fliegenstreifen hereinfallen, ebenso gingen und gehen ungezählte Generationen von Männern auf den nicht einmal gesetzlich geschützten „Schutzlos-Leim".

„Bewahren Sie Fassung, verehrtes Fräulein!" rief Pepi mit solchem Pathos in der Stimme, wie er es sonst nur zur Anpreisung der wirklich allererstklassigsten Schinkenqualität benutzt. „Sie sollen sich nicht schutzlos fühlen, sondern von mir jede Art von Genugtuung erhalten für diese unerhörte Frechheit —" und im gleichen Augenblick fühlte sich Leopold emporgerissen, und ehe er noch recht zum Staunen kam, brannte bereits sein Hinterer wie eine elektrische Platte, die die Köchin über Nacht auszuschalten vergaß. Es waren Prügel von elementarer Gewalt, geradezu Reklameprügel für die Kräfte Onkel Pepis vor Wettis allmählich trocken werdenden Äuglein, Prügel, die über den körperlichen Mißstand hinaus gewissermaßen Leopolds sportliche Anteilnahme erregten.

Aber diese Art der Genugtuung war natürlich noch nicht jede Art der Genugtuung, von welcher Onkel Pepi doch ausdrücklich gesprochen hatte. Die — wenn ich so sagen darf — „totale Genugtuung" ließ sich verständlicherweise nicht von heute auf morgen bewerkstelligen.

Sie dauerte — ach, nun dauerte sie wohl schon vier Wochen oder sechs, als Leopold, der noch immer mit hochachtungsvoller Scheu den unberechenbaren Erziehungsberechtigten betrachtete, einen vermutlich bloß als Selbstgespräch gedachten Ausruf Tante Bertas vernahm.

Tante Berta stand am Fenster und rief plötzlich also: „Das ist doch das Luder und da hat die Person noch die Schamlosigkeit, hier vorbeizudefilieren!"

Leopold hielt es nicht rückwärts in seinem engen Lernpult. Er mußte einfach sehen, wen als Luder zu bezeichnen gestattet war.

Als er die „Vorbeidefilierende" erkannte, weiteten sich seine Augen angstvoll.

„Tante Berta", rief er, „das darf man nicht sagen. Zu der hab' ich auch einmal Luder g'sagt und dann hat mich der Onkel so durchg'prügelt — in der Schul' — wie ich noch nie Prügel g'kriegt hab' —"

„In der Schule — dieser Skandal — und wegen dieser schamlosen Person sich noch an dem armen, unschuldigen Kind zu vergreifen —"

Tante Berta brach in Schluchzen aus. Aber auch auf Leopold verfehlte die Bekümmernis der Tante im Verein mit dem „armen unschuldigen Kind" nicht die Wirkung. Er heulte ebenfalls, und seine Tränen konnten erst durch eine große Schachtel Schokolade-Bonbons einigermaßen getrocknet werden.

Unberührt von solchen häuslichen Wechselfällen hielt die totale Genugtuung an.

Die Zeit verrann. Das Frühjahr kam. Nicht nur am atmosphärischen Himmel ballten sich die Wolken nahender Gewitter.

Eines lauen Maienabends trat plötzlich Onkel Pepi — die Tante hantierte in der Küche — an das Lernpult Leopolds.

„Warst schon draußen auf der Wiesen bei den Ringelspielen?"

Leopold verneinte ungläubig.

Da fischte der Onkel ein Fünf-Mark-Stück heraus. „Na — gehst einmal. Is' a Hetz'!" schlug er leutselig vor. „Und das andere, das in der Schul' damals, weißt schon, darüber wollen wir nicht mehr sprechen. Das ist vorbei!" erklärte Pepi feierlich und kringelte den arg in Verfall geratenen Schnurrbart wieder auf Optimismus. Und dann hieb er mit mächtiger Pranke dem Erziehungs- und Pflegebefohlenen auf die Schulter, daß jener eingedenk weher Erinnerungen zusammenzuckte, und gestand: „Recht hast damals g'habt, Lausbua, sie is wirklich a Luder!" —

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Ich lernte ein Mädchen kennen.
Martha hieß sie und war aus Meißen.
In der ersten verlegenen Verliebtheit griff ich nach ihrer Hand.
„Wie eiskalt ist dein Händchen", sagte ich, um etwas zu sagen.
Martha, ernsthaft:
„Das ist noch gar nichts — wenn Sie erst meine Füße angreifen möchten — —"

Rösler

.... und hier endet der Simplicissimus — vorläufig. Eine Tür fällt ins Schloß. Hinter ihr liegt ein halbes Jahrhundert geschliffener Zeichenkunst und blankpolierter Worte. Das gehört der europäischen Kulturgeschichte an. Nicht immer ist der Simplicissimus artig gewesen, aber stets gehorsam dem Appell zur Qualität, soweit dieser Ruf im Geschrei des Marktes hörbar war. Wie alle anderen muß er jetzt in den Krieg. Wann sich die Türe wieder öffnet, liegt in den Händen der Mächtigen. Wir hoffen, daß es bald geschieht. Bis dahin rufen wir unseren Freunden zu: „Auf Wiedersehen!"

Verlag und Druck: **Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München, Sendlinger Straße 88** (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
Verantwortl. Schriftleiter: Walter Foitzick, München. — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pfg.; Abonnement im Monat RM. 1.20. — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. — Nachdruck verboten. — Postscheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Mariannes Befreier

(Erich Schilling)



„Ich verstehe nicht, Jonny, warum sie so schreit, wir wollen sie doch nur befreien!“

I liberatori di Marianna: “Non capisco, Jonni, perchè mai ella gridi così; noi non vogliamo altro che liberarla!„